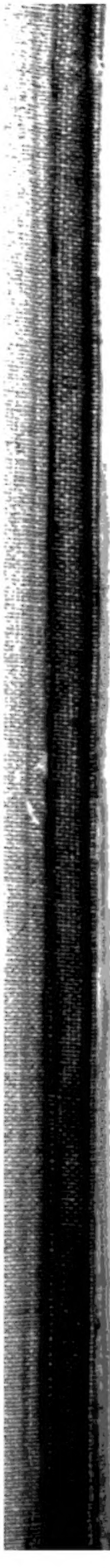
Nordische Fahrten: Skizzen und Studien

Alexander Baumgartner

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY



Digitized by Google

Nordische Fahrten.

Skizzen und Studien

von

Alexander Baumgartner S. J.

Island und die Faröer.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Island
und die Farör.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

Mit einem Vorbilde in Holzschnitt und in zwei Tonbildern nach photographischen Aufnahmen des Autors.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1907.

Herder'sche Verlagshandlung in Wien, Stadt, Singerstraße 16. Rom, Piazza Montecitorio 120. Straßburg, Elsaß, Herderhaus.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, in the year 1889, by *Joseph Gummersbach* of the firm of **B. Herder**, St. Louis, Mo., in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Vorwort.

Island heißt Eisland. Kein verlockender Name! Dennoch hat die Feuerinsel im Nordmeer, die Ultima Thule der mittelalterlichen Chroniſten, die äußerſte faſt nach Amerika hin gelegene Vorburg des alten Europa in ihrer winterlichen Einſamkeit, mit ihren Vulkanen und heißen Sprudelquellen, ihren rieſigen Gletſchern und Lavawüſten, durch Jahrhunderte als eine Art Wunderland gegolten und dieſen Zauber des Seltſamen auch heute noch nicht ganz eingebüßt. Schaaren von Reiſenden, Dänen, Norweger, Schweden, Engländer, Franzoſen und Deutſche, ſind noch in dieſem Jahrhundert dahin gepilgert und haben theils die vulkaniſche Natur der Inſel, ihre Fauna und Flora naturwiſſenſchaftlich unterſucht, theils ihre eigenartigen Naturerſcheinungen und Lebensverhältniſſe belletriſtiſch beſchrieben. Eine faſt noch umfangreichere gelehrte Literatur hat ſich um die älteſte Dichtung, Sage und Geſchichte Islands gruppirt, und auch die neueren Schickſale des Inſelvolkes ſind nicht unbeſprochen geblieben.

Als den Verfaſſer daher 1883 eine freundliche Schickung auf die ferne Inſel führte, glaubte er kaum, etwas Neues aufſpüren zu können, was nicht ſchon längſt von ſeinen Vorgängern erforſcht und ausführlich beſchrieben worden wäre. Erſt auf der Reiſe ſelbſt wurde er gewahr, daß die vorhandenen Schilderungen den reichen Stoff noch keineswegs erſchöpfen, indem das realiſtiſche Intereſſe an der Natur des Landes das mehr ideale an dem religiöſen, literariſchen und politiſchen Leben des Volkes vielfach zurückgedrängt hat.

Zwiſchen der Götter- und Heldenwelt der Edda und den vulkaniſchen Erſcheinungen der letzten Zeit eröffnete ſich der Blick in eine ihm bis dahin fremde Welt, in ein katholiſches Island des Mittelalters, in eine überaus merkwürdige alte Geſchichtsliteratur, in eine bisher wenig beachtete chriſtliche Skaldendichtung, in die Glanzperiode wie in den Niedergang einer hochgebildeten, conſequent entwickelten, höchſt merkwürdigen Volksindividualität, in eine nationale Leidensgeſchichte ſondergleichen, in eine nicht weniger denkwürdige politiſche Wiedergeburt, in ein neues, freudiges, vielverſprechendes

100630

Digitized by Google

Geistesleben. Nicht arme Bauern und Fischer standen mehr vor ihm, sondern ein hochbegabtes, der größten Theilnahme würdiges Volk, noch eigenartiger und seltsamer als die vulkanische, halbarktische Natur, in deren Mitte seine Geschichte sich abspielte. All das stand aber mit der Gegenwart noch in näherem oder fernerem, aber lebendigem Zusammenhang und verlieh der vielbeschriebenen Scenerie ein neues Interesse.

Aus diesen Eindrücken sind die Reiseskizzen hervorgegangen, welche ich in den Jahren 1884 und 1885 in den „Stimmen aus Maria-Laach" (Bd. 27—31) veröffentlichte. Sie erscheinen hier vermehrt, verbessert und mit einer reichlichen Anzahl von Illustrationen und Karten ausgestattet.

Von den Illustrationen ist die Mehrzahl nach neuen Photographien oder nach Skizzen des Verfassers ausgeführt; die beigegebene Karte von Island wurde uns von der Verlagshandlung von Brockhausen und Bräuer zu Wien zur Verfügung gestellt.

Bei der Edda verweilt die Darstellung nur sehr kurz, da dieselbe durch zahlreiche Uebersetzungen jedermann zugänglich ist; nur das allzu wenig gewürdigte, culturhistorisch überaus merkwürdige Sonnenlied ist in neuer Uebersetzung vollständig mitgetheilt. Wie diese sind auch sämmtliche andere, gelegentlich eingeflochtene Uebersetzungen, sowie die Gedichte S. 31 und 162 von dem Verfasser; bloß eine Stelle der jüngern Edda (S. 46) ist nach Simrock citirt. Der Zweck dieser Proben ist nicht bloß, einigen Wechsel in die Darstellung zu bringen, sondern auch von der isländischen Literatur in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen wenigstens eine Andeutung zu geben.

Unzweifelhaft wäre den Isländern manches herbe und verletzende Urteil erspart geblieben, wenn die Reisenden dem Geistesleben des Inselvolkes ebensoviel Aufmerksamkeit entgegengebracht hätten, als den materiellen Verhältnissen des Landes. Poesie läßt sich allerdings nicht wägen und statistisch bestimmen, aber sie ist der Ausdruck einer geistigen Lebenskraft, welche für die Beurtheilung eines Volkes mit in Rechnung gezogen werden muß. Mögen diese Blätter dazu dienen, gerechteren und freundlicheren Anschauungen Eingang zu verschaffen. Ich begleite sie mit einem herzlichen Gruß an die wackeren, tüchtigen Männer, die ich in Island kennen lernte.

Exaeten (bei Roermond), Holland, 26. Mai 1889.

Der Verfasser.

Inhalt.

Vorwort v—vi.

1. Kopenhagen.

Unerwartete Einladung zur Wanderschaft. Hamburg-Korsör 1, 2. — Erste Sicht von Kopenhagen. Rosenborg-Slot. Andersen 3—4. — Die Absalonsstadt. Schloß Christiansborg. Neumarkt und Börse. Amalienborg. Die Marmorkirche 5—12. — Der Thiergarten. Ordrup 13, 14. — Der Oerstedspark. Aussicht vom Runden Thurm. Französische Bühnentriumphe 15—16. — Sonntag in Kopenhagen. Vor Frue Kirke 17, 18. — Sonntag Nachmittag im Thiergarten 19—21. — Volksbelustigungen in Tivoli 22—24. — Die katholische Mission. Religiöses 25—27.

2. Von Kopenhagen nach Thorshavn.

Die öffentlichen Gebäude. Thorwaldsen und das Thorwaldsen-Museum 28—32. — Graf Holstein. Gisli Brynjúlfsson 33. — Reitübungen 34. — Abfahrt von Kopenhagen. Der Romny. Schiffsgesellschaft 35, 36. — Kopenhagen als Islands Hauptstadt 37. — Fahrt durch den Sund. Helsingör. Hamlet und Holger Danske 38—40. — Baß Rock. Das isländische Nationallied 41—43. — Leith-Edinburgh 44—45. — Die schottische Küste entlang. Die Orkney-Inseln. Das versalzene Meer 46, 47. — Der „Mönch". Ankunft in Thorshavn. Bootfahrt nach Hvidenäs. Gottesdienst in einer Fischerhütte 48—52.

3. Von Thorshavn nach Reykjavik.

Die Hauptstadt der Farör 53, 54. — Der Lootse Zacharias. Gruppirung der Inseln. Inselscenerie 55—57. — Bevölkerung. Dörfer und Pfarreien 58, 59. — Klacksvik. Fahrt durch die Inseln. Auf dem Atlantischen 60—62. — Die isländische Sprache 63, 64. — Island in Sicht! Dyrhólarey. Reynisdrangar. Eyjafjallajökull und Hekla 65—67. — Die Westmänner-Insel. Seevögel. Küstenfahrt 68—71. — Der Karl und der Leuchtthurm. Der Snaefellsjökull 72, 73. — Durch den Faxafjördr. Die Rauchbucht. Reykjavik in mitternächtlichem Dämmerschein 74—77.

4. Reykjavik.

Trüber Morgen. Das Missionshaus 78—80. — Panorama von Reykjavik. Topographie der Stadt. Häuser, Pferdchen und Hunde 81—85. — Die rauchenden Quellen bei Reykjavik 86. — Besuch auf dem „Dupleix" 87—89. — Der „Camoens" im Eise 90. — Bischof Pjetur Pjetursson und seine Vorgänger 91, 92. Der Landshöfding. Die höhere Gesellschaft 93, 94. — Alter und neuer Brauch 95, 96.

5. Die Almannagjá und Thingvellir.

Die isländische Verfassung. Das moderne Althing 97, 98. — Eröffnung des Althing. Kirchliche Feier. Das Althingshaus 99, 100. — Jón Sigurðsson 101. — Botschaft des Königs. Präsidentenwahl. Mitgliederverzeichniß des Althing 102—104. — Aufbruch nach Thingvellir. Der gefürchtete Galopp 105—107. — Der Ritt über den Hraun. Mosfellsheiði 108, 109. — Die Almannagjá 110. — Im Pfarrhaus von Thingvellir. Natur und Cultur 111, 112. — Am Thingvalla-See. Die Althingsversammlungen des Mittelalters 113—115. — Das berühmteste Althing 116. — Elegie am Lögberg 117, 118.

6. Die Geysir in Haukadalr.

Durch die Rabenschlucht. Am Laugarvatn 119, 120. — „Die lieben Thiere" 121. — Isländischer Birkenwald. Die Bruará 122—125. — Uthlið. Der Hof von Múli 126—128. — Am Großen Geysir 129—131. — Blesi und Strokkr 132, 133. — Die kleineren Quellen. Das Reizen des Strokkr 134—136. — Der Kleine Geysir 137. — An die Hvitá. Der Langjökull und der Gullfoß 138—140. — Bivouac am Großen Geysir 141.

7. Vom Großen Geysir zur Hekla.

Uebergang über die Hvitá 142, 143. — Bei einem gelehrten Schuster 144. — Der Pfarrhof von Hruni 145. — Das Millenialbild. Alte Feste im isländischen Kalender 146—148. — Uebergang über die Thjórsá. Seltsame Höhlen 149—151. — Sandsteppe an der Vestri-Rángá. Galtalaekr am Fuß der Hekla 152, 153. — Frühere Eruptionen der Hekla (1766 u. 1845) 154, 155. — Ritt auf die Hekla. Naefrholt. Die Lavawüste am Raudöldur 156, 157. — Der letzte Aufstieg. Gestaltung des Vulkans. Die obersten Krater 158—160. — Aussicht von der Hekla 161—163. — Islands Vulkane 164—166.

8. Ólafsvellir, Laugardaelir und Reykir.

Der isländische Pferdehandel 167. — Das Lied vom Pferdekauf 168—170. — Das Ufer der Thjórsá hinab. Sandlaekr 171, 172. — Der Pfarrhof von Ólafsvellir. Pastorales Leben, geistlich und weltlich 173—175. — Meßliturgie. Volksschule. Gastfreundschaft 176, 177. — Anfänge von Straßenbau. Laugardaelir an der Hvitá 178, 179. — Das Leben eines Arztes 180. — Die heißen Quellen von Reykir 181. — Volkssagen (Der Troll Bergthórr. Der Schäfer von Silfrúnastaðir. Die Grýla. Ursprung der Elfen) 182—185. — Aussicht auf die Ölfusá. Die Hellisheiði und Hellisskarð. Rückkehr in die Hauptstadt 186—188.

9. Zweiter Aufenthalt in Reykjavík.

In Island gefangen. Die „Pola" auf dem Wege nach Jan Mayen 189—191. — Holländische Walfischfänger auf Jan Mayen 192. — Gottesdienst in Landakoti 193. — Ein Abgeordneter aus dem Volke. Kirchenbau und Kirchweihe zu Thingeyrar 194, 195. — Stillleben zu Reykjavík 196. — Árni Magnússon und die Arnamagnäische Sammlung 197. — Das Museum zu Reykjavík. Kunst und Verkehr im Mittelalter. Profankunst. Filigranarbeit 198—200. — Hochzeitstracht der Frauen. Poesie und Prosa einer Isländerin 201, 202. — Gründung der katholischen Missionen durch Abbé Bernard und Abbé Baudoin 203. — Verfolgungssturm. Abbé Baudoins

Apologetik 204—206. — Einar Ásmundsson 207. — Lateinschule. Gymnasialbibliothek 208, 209. — Sanitätswesen. Der Bandwurm 210. — Fischfang in der Laxá. Viðey. Dorschfang in der Rauchbucht 211—213.

10. Aus Islands heidnischer Vorzeit.

Das Landnámabók. Die älteste Kunde über Island 214, 215. — Besiedelung der Insel durch die Norweger 216, 217. — Christliche Ansiedler. Örlygr am Patreksfjörðr 218, 219. — Culturzustände der Landnámazeit. Die Tempelgemeinde. Das älteste Recht 220, 221. — Kosmogonie und Mythologie der Edda 222, 223. — Der Zwiespalt der nordischen Götterwelt. Weltkampf und Weltende 224—227. — Idee einer Welterneuerung 228. — Der Cult des Gottes Thórr. Tempel, Gottesdienst und Opfer 229, 230. — Lebensweisheit des Hávamál 231, 232. — Verfall des Götterglaubens. Friedliche Vorbereitung des Christenthums 233—235.

11. Das altnordische Sonnenlied (Solarljóð).

Verbindung Islands mit den britischen Inseln. Vordringen des Christenthums 236—238. — Ideenwelt der ältesten Skaldenpoesie 239. — Idee und Anordnung des Sonnenliedes 240, 241. — Mythische und mythologische Gestalten der Dichtung 242. — Das Sonnenlied 243—254. — Die Dichtung als Zeitbild 255, 256.

12. Das katholische Island des Mittelalters.

Die ersten Glaubensboten: Thorvaldr und Bischof Friedrich, Stefnir, Thangbrandr (981—999) 257, 258. — Die Bekehrung des isländischen Volkes 259—261. — Missionsbischöfe 262. — Gründung des Bisthums Skálholt 263, 264. — Gründung des Bisthums Hólar 265. — Klöster 266. — Die Kirche und die Literatur 267, 268. — Der hl. Thorlák von Hólar 269. — Innocenz III. an die Isländer 270. — Die Sturlungerzeit 271. — Untergang der Republik 272. — Weitere Entwicklung des kirchlichen Lebens. Cultus und Kunst 273—275. — Testament des Einar Eiríksson 277. — Charitatives Walten der Kirche. Reisen und Pilgerfahrten 278, 279. — Björn Einarsson in Grönland, Rom und Jerusalem 280. — Bischöfe von Hólar 281. — Bischöfe von Skálholt 282. — Die zwei letzten Bischöfe der katholischen Zeit: Ögmundr Pálsson und Jón Arason 283, 284.

13. Die Edda.

Die altnordische Sprache. Literaturbildende Elemente 285. — Idee und Charakter der ältern Edda 286. — Die Göttersage 287. — Die Heldensage 288. — Die Helden des Nibelungenliedes in altnordischer Gestaltung 289. — Die Guðrún der Edda. Aus dem ersten Guðrúnliede 290, 291.

14. Die mittelalterliche Saga-Literatur.

Die Schule von Haukadalr. Ari Fróði und Saemundr Sigfússon 292. — Entwicklung der Prosaliteratur. Begriff der Saga 293. — Verschiedenartige Gestaltung des Saga-Stoffes 294. — Die Saga als Spiegelbild des Volkslebens 295. — Eintheilung der Sögur 296. — Die poetische Saga. Die halbgeschichtliche Saga 297. — Topographische Vertheilung der kleineren Sögur 298. — Aus der Saga des Gunnlaug Ormstunga 299, 300. — Die fünf großen Sögur 301. — Die geschichtliche Saga. Geistliche Historiker 302. — Snorri Sturluson. Die Heimskringla 303. — Die Sturlunga-Saga. Legenden in Saga-Form 304. — Religiöse Biographien 305.

15. Die Skaldendichtung.

Altnordiſches Dichterleben. Hallfredr der Störriſche 306, 307. — Die Skalden der Uebergangszeit vom Heidenthum zum Chriſtenthum 308. — Die Skalden des hl. Ólafr 309. — Skaldendichtung und Edda 310. — Thórarins Glockenlied 311. — Eiriksdrápa des Markús Skeggjaſon. Ein isländiſcher Skalde (Einar Skúlaſon) vor einem künftigen Papſt 312. — „Geisli", der Strahl. Das berühmteſte Lied auf den hl. Ólafr 313—315. — Die Poeſie im 13. und 14. Jahrhundert 316. — Die „Lilja" des Eyſtein Ásgrimsſon 317, 318. — Die „Roſa" Sigurds des Blinden. Andere Madonnenlieder. Rimur (Volksballaden). Die Dichtungen des Jón Araſon. Der letzte Biſchof auch der letzte Skalde 319, 320.

16. Islands Verfall nach der Glaubenstrennung.

Naturgemäße Folgen der Glaubenstrennung 321. — Plünderung der Klöſter. Gewaltſame Einführung der neuen Lehre 322. — Gefangennehmung und Hinrichtung des Biſchofs Jón Araſon 323. — Verweltlichung des Kirchenguts. Verſiegen der religiöſen Wohlthätigkeit. Lostrennung aus dem Verbande der allgemeinen Chriſtenheit 324. — Das däniſche Handelsmonopol 325. — Wirthſchaftlicher Niedergang der Inſel 326. — Politiſcher Verfall bis zur Aufhebung des Althings 327. — Furchtbare Heimſuchungen im 18. Jahrhundert 328. — Die Noth auf ihrem Höhepunkt 329. — Religiöſer Ernſt und Standhaftigkeit des Volkes 330. — Isländiſche Gelehrte in Kopenhagen 331.

17. Islands Wiederaufleben im 19. Jahrhundert.

Wiſſenſchaftliches Aufleben des nationalen Gefühls. Die Literaturgeſellſchaft. Politiſches Erwachen 332. — Der Kampf um politiſche Selbſtändigkeit von 1831 bis 1851, 333. — Der Althingsproteſt von 1851. Weiteres Ringen nach Home-Rule 334. — Jón Sigurdsſon, der Befreier 335. — Das Millenialfeſt 1874 und die neue Verfaſſung. Chriſtian IX. in Thingvellir 336. — Grundzüge der Verfaſſung. Verhältniß zu Dänemark. Althing. Geſetzgebung 337, 338. — Politiſche Eintheilung und Verwaltung 339. — Die Finanzen 340. — Die wirthſchaftlichen Verhältniſſe. Landbau. Viehzucht. Einfuhr und Ausfuhr 341. — Gerichtsweſen. Kirche und Schule 342. — Neuisländiſche Literatur 343. — Ein neuisländiſches Lied auf Jón Araſon 344, 345.

18. Fjorde und Handelsplätze der Westküste.

Die erſte isländiſche Induſtrieausſtellung 346—348. — Abſchied von Reykjavik 349. — Einſchiffung. „Die Schiffsneuigkeiten", ein Culturbildchen in Verſen 350 bis 352. — Vom Faxafjördr zum Breidifjördr 353. — Verunglückte Islandsfahrt eines Engländers 354. — An den Gunnbjörnsſchären. Die Entdeckung Grönlands und Vinlands (Amerika's) 355. — Stykkishólmr und Thórsnes-Helgafell 356, 357. — Ein Syſſelmann 358. — Die Inſel Flatey. Eine Bibliothek zwiſchen Island und Grönland 359—361. — Patreksfjördr, Dýrafjördr und Önundarfjördr. Meteorologiſches Obſervatorium 362, 363. — Der Surtarbrandr 364. — Der Glámujökull und das Ísafjarðardjúp 365. — Ísafjördr (Eyri), Islands zweite Handelsſtadt 366, 367. — Fiſchfang 368.

19. Am Eismeer.

Am Cap Horn. Eisberge 369. — Der Hákarl (Eishai) 370. — Skagaſtrönd. Eine Karawane aus dem Binnenland 371. — Einar Gilsſon. Das Lied vom Bettler Skíði, eine komiſche Epopöe aus dem 14. Jahrhundert 372—374. — Inſel Drángey

Der „Kerl" und die „Kerlin" 375. — Saudakrókr. Der Syſſelmann Briem 376, 377. — Mädchenſchulen. Schickſale des Dr. Keilhack 378. — Islands Gletſcher 379. — Die Auswanderung nach Winnipeg 380. — Der Siglufjördr. Schwieriger Verkehr in Nordland 381, 382.

20. Akureyri.

Eingang in den Eyjafjördr. Das Innere des Fjords 383. — Die erſten Deutſchen im Nordlande, Friedrich und Bernhard 384. — Oddeyri 385. — Pferdetransport nach Schottland. Ein vielſeitiger Poſtmeiſter 386. — Straßen. Leichenzug im Winter 387. — Der Pſalmendichter Hallgrimr Pjetursſon 388. — Der Grabgeſang des isländiſchen Volkes 389, 390. — Der Amtmann des Nordlandes. Letzter Ritt 391. — Am Waſſerfall der Glerá. Gröndals Millenial-Lied 392, 393. — Kirche und Bibliothek von Akureyri 394.

21. Das Oſtland.

Der Mückenſee (Mývatn) mit und ohne Mücken 395. — Der Herdubreid, der Odádahraun, der Vatnajökull 396. — Hengifoß und Dettifoß 397. — Abreiſe von Akureyri. Klimatiſches. Die Inſel Grimsey 398. — Die Schiffsgeſellſchaft 399. — Ein weißer Fuchs und die Ponies zu Schiffe. Zurück in die gemäßigte Zone. Vopnafjördr 400. — Die Handelsſtation Seydisfjördr. Die isländiſche Handelsgeſellſchaft (Gránufjelag) 401. — Der Reydarfjördr. Der Walfiſchfänger Svend Foyn 402. — Der Häringsfang der Norweger; der Dorſchfang der Isländer 403. — Die Station Eskifjördr. Landſchaft. Ein Feldblumenſtrauß aus Oſtisland. Die Archangelica officinalis 404, 405. — Die Kalkſpath-Kryſtalle am Eskifjördr. St.-Lorenz-Nacht 406. — Abſchied von Island. Fahrt nach Süden 407, 408.

22. Von Island nach Norwegen.

Der einſtige Verkehr zwiſchen Island und Norwegen 409. — Sonntagsfahrt durch die Faröer 410 — Am Grabe eines katholiſchen Färingers 411. — Trangisvaag auf Suderö 412. — Der Fang des Grindwals 413, 414. — Vogelberge und Vogelfang 415. — Die Kathedrale zu Kirkebö 416. — Aus der Fareyinga-Saga. Iriſche Einwanderung 417. — Der Volksheld Sigmundr Breſtisſon 418. — Gewaltſame Bekehrung der Färinger 419, 420. — Die Sigmundsſage als Sigmundslied 421. — Altes Faröiſches Schutzengelgebet 422. — Der erſte Biſchof Gudmundr. Sagen über die Anfänge des Bisthums 423. — Von Trangisvaag nach Edinburgh 424. — Tänze und Tanzlieder der Färinger 425—427. — Der isländiſche Handel des Mr. Slimon in Leith 428. — Schickſal der isländiſchen Ponies in Schottland. Auf Pferdehandel 429. — Durch das ſchottiſche Vorderland. In Abbotsford 430. — New-Caſtle on Tyne 431. — Die Nordſee 432, 433.

Anhang.

Seite

I. Aelteſter Bericht eines Deutſchen über Island (um 1070) . . . 435
II. Charakteriſtik Islands aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts . . 437
III. Verzeichniß des katholiſchen Epiſkopats von Island (von 1056—1550) 438
IV. Die Geſetzesſprecher der Republik Island von 927—1271 . . . 441
V. Einar Ásmundsſons Vorſchläge zur Hebung Islands 443
VI. Das isländiſche Staatsbudget für die Rechnungsjahre 1880 und 1881 448
VII. Islands Erforſcher und Beſchreiber (Bibliographiſcher Abriß) . . 452

Proben aus der Isländischen Literatur.

Seite

1. Der Urſprung der Dinge (Völuſpá, Str. 6—13) 222
2. Die Götterdämmerung (Völuſpá, Str. 41, 48—63, 70—72) . . . 226
3. Altnordiſche Lebensweisheit (Sprüche aus dem Hávamál, Str. 15, 16, 21, 22, 36, 53, 54, 55, 59, 69, 76) 231
4. Das erſte Gudrún-Lied (Str. 1—16, mit Facſimile des Cod. Reg.) . 289
5. Das Sonnenlied (Sólarljóð) 243
6. Das Glockenlied (Glaelogns-Kviða) von Thórarinn Loftunga (um 1032) 311
7. Der Strahl (Geisli), Lied auf den hl. Ólafr von Einar Skúlaſon (1154). (Abriß) 314
8. Die Lilie (Lilja), Madonnenlied von Eyſtein Ásgrimsſon (1300—1361). (Str. 1, 2, 22, 24, 49, 62, 88, 90) 317
9. Das Lied vom Bettler Skiði (Skiðarima) von Einar Gilsſon (Lögmaðr von 1367—1368). (Auszug und einige Strophen) 372
10. Blitzesſtrahlen (Ljómur), Paſſionsgedicht des Biſchofs Jón Araſon (1484 bis 1550). (Str. 1, 10—12) 319. 394
11. Ad beatam Virginem, lateiniſche Ode des Biſchofs Brynjólfr Sveinsſon (1605—1675) 330
12. Chriſtliche Todesbetrachtung (Kristileg umþenking dauðans) von Hallgrimr Pjetursſon (1614—1674) 388
13. Das Lied vom Pferdekauf (Hestakaupvísur) von Stefán Ólafsſon (1620 bis 1688) 168
14. Schiffsneuigkeiten (Skipafregn) von Árni Böðvarsſon († 1836) . . 350
15. Erinnerung an Island (Íslands Minni), das isländiſche Nationallied von Bjarni Thórarenſen (1786—1841) 43
16. Island, Elegie von Jónas Hallgrimsſon (1807—1845) 117
17. Jón Araſon, von Gisli Brynjúlfsſon (1827—1888) 344
18. Fahrt in den Süden (Sunnanför) von Benedikt Gröndal jun. (geb. 1826) 407
19. Island. Lied zum Millenialfeſt, von demſelben 392
20. Der Snaefellsjökull, von Steingrimr Thorſteinsſon (geb. 1830) . . 73
21. Volksſagen. (Vom Troll Bergthórr. Vom Schäfer zu Silfrunaſtaðir. Die Grýla. Urſprung der Elfen) 182
22. Das Lied von Sigmundr (Sigmundar Kvaeði), 2. Geſang. Faröiſch . 421
23. Sigurðr und Brynhildr. Faröiſch. (1. Strophe, mit Muſik von Berggreen, Danske Folkesange og Melodier. 3. Udg. Kjöbenh. 1869) . 425

Andere Gedichte.

24. Die Nordſee, von Simon Olaus Wolff aus Thelemarken, Norwegen (1796—1859) 432
25. Im Thorwaldſen-Muſeum, von A. B. 31
26. Ein Hekla-Lied, von A. B. 162

Verzeichniß der Illustrationen.

		Seite
1.	Erste Sicht von Island (Südküste). Titelbild in Farbendruck.	
2.	Schloß Rosenborg in Kopenhagen	5
3.	Schloß Christiansborg in Kopenhagen	9
4.	Die Börse in Kopenhagen	11
5.	Vorhalle des Thorwaldsen-Museums in Kopenhagen	29
6.	Schloß Kronborg am Sunde (Tonbild)	38
7.	Der „Mönch“	49
8.	Färinger in seiner Barke	51
9.	Ansicht von Thorshavn (Tonbild)	53
10.	Die Farör (Karte)	56
11.	Färinger mit Schafen	59
12.	Reynisdrangar	67
13.	Isländerin in der alltäglichen Volkstracht	71
14.	Orientirungskarte für die Umgebungen von Reykjavik	75
15.	Ansicht von Reykjavik (Tonbild)	76
16.	Kaufladen in Reykjavik (Tonbild)	81
17.	Isländischer Hund	83
18.	Isländischer Schuh	85
19.	Bischof Pjetur Pjetursson	91
20.	Die Almannagjá (Tonbild)	110
21.	Thingvellir und der Thingvalla-See vom Lögberg aus	117
22.	Die heißen Quellen am Laugarvatn als Kochherd für Reisende	121
23.	Uebergang über die Bruará	125
24.	Plan des Hauses in Múli	127
25.	Das Becken des Großen Geysir	131
26.	Ausbruch des Großen Geysir (Tonbild)	136
27.	Der Gullfoß (Tonbild)	139
28.	Die Hekla (Tonbild)	152
29.	Isländischer Frauensattel	171
30.	Isländisches Gehöft	175
31.	Nach überstandenem Ritt (Tonbild)	188
32.	Isländerinnen in der Festtracht (Brauttoilette)	201
33.	Mgr. Bernard	205
34.	Ansicht des bei Sandefjord in Norwegen gefundenen Vikingerschiffes bei seiner ersten Bloßlegung	216
35.	Vikingerschiff: Reconstruction	217
36.	Patreksfjördr. Eine der ersten christlichen Ansiedelungen (Tonbild)	219
37.	Kirchliche Eintheilung von Island im Mittelalter (Karte)	263
38.	Hölzerne Kirchenthüre aus Island. (Im Museum zu Kopenhagen)	275

Seite

39. Ein Blatt aus der älteſten Handſchrift der Edda, dem Codex Regius (Facſimile mit Transſcription) (Tonbild) 288
40. Octogon am Grabe des hl. Ólafr im Dome zu Throndhjem . . 313
41. Jón Sigurðsſon 335
42. Chriſtian IX. König von Dänemark 337
43. Isländiſche Tabaksdoſe 347
44. Der Snaefellsjökull (Tonbild) 353
45. Ísafjörðr 367
46. Die Inſel Drángey 377
47. Akureyri (Tonbild) 386
48. Isländiſches Pferd als Leichenträger 387
49. Seyðisfjörðr (Tonbild) 400
50. Eskifjörðr (Tonbild) 402
51. Fang des Grindwals (Tonbild) 412
52. Meſſer zum Grindfang 413
53. Ruinen der Kathedrale von Kirkebö 417

Karte von Island.

Berichtigungen.

S. 69, 70, 100, 111 iſt ſtatt „Praeſtr“ zu leſen „Preſtr“ (oder däniſch „Praeſt“);
S. 139 und 140 in der Seitenüberſchrift ſtatt „Quellfoß“ zu leſen „Gullfoß“.

Island und die Faröer.

1. Kopenhagen.

Nach langem Winter und trübem Frühjahr hatte unsere einsame Limburger Heide endlich ihr Sommerkleid angezogen; der Garten stand in vollem Flor, in den Buchenhecken und Lauben zwitscherten die Vögel, die langen prosaischen Alleen zeigten sich in frischer, grüner Jägeruniform, und zwischen den vollen, wogenden Laubkronen hoher Linden, Buchen, Ulmen und Kastanien schien selbst das alte, schwermüthige Kasteel von Blijenbeck ein jugendfröhliches Ansehen zu gewinnen: da, als ich mich eben einmal des Sommers freuen wollte, erhielt ich plötzlich die Einladung, den Sommer wieder mit dem Winter zu vertauschen, d. h. mit dem nächsten Postschiff von Kopenhagen aus nach Island zu fahren, und gemeinsam mit meinem lieben Mitbruder, P. Albert Geyr von Schweppenburg, die wenigen Katholiken zu besuchen, welche auf den Faröern und auf Island, unter völlig protestantischer Bevölkerung, noch mehr vereinsamt und verlassen sind, als diese Inseln selbst in der melancholischen Oede des nordischen Meeres.

Es war eine seltsame Ueberraschung! Denn um den skandinavischen Norden hatte ich mich bis dahin, ich muß es zu meiner Beschämung gestehen, gar wenig gekümmert. Es fror mich schon beinahe, nur daran zu denken. Alle meine Herzensneigungen zogen von jeher nach dem schönen Süden, und es kam mir deshalb wie ein grausamer Spott des Schicksals vor, daß sich mein Lebensweg, statt nach Süden, immer weiter nach dem Nordpol entwickeln sollte, zu den trüben Gestaden „am Ende des tiefen Okeanosstromes", vor welchen schon dem göttlichen Homer ganz angst und bang ward:

> Allda lieget das Land des kimmerischen Männergebietes,
> Ganz von Nebel umwölkt und Finsterniß; nimmer auf jen' auch
> Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;
> Nicht wenn empor er steiget zur Bahn des sternigen Himmels,
> Noch wenn wieder zur Erd' er hinab vom Himmel sich wendet;
> Nein, rings grauliche Nacht umruht die elenden Menschen.

Vor dem schönen Reisezweck schwand indes jenes homerische Frostgefühl rasch dahin. Es ist eine schöne Sache, Verlassene und Betrübte zu trösten, eine noch schönere, an dem großen Missionswerk der katholischen Kirche Antheil zu nehmen und die heiligen Geheimnisse ihres sacramentalen Lebens in fernen Ländern zu erneuern, aus denen sie seit Jahrhunderten verdrängt ist.

Auch in literarischer Hinsicht eröffnete eine solche Reise manch freundliche Aussicht. Die Edda gilt ja vielen als die „Großmutter" unserer Literatur; der rauhe, kräftige, naturwüchsige Geist, der in ihr wohnt, hat in den Sprachen des Nordens bis auf unsere Zeit neue, lebendige Schößlinge getrieben, und in der großartigen Natur, die jenen alten Dichtungen Stoff und Bilder lieh, konnte man schon hoffen, aufzuathmen von dem trüben Dunste, der schwer und drückend auf unsern Cultur- und Literaturverhältnissen lastet.

So ging ich denn am 4. Juni froh und wohlgemuth auf Reisen, erreichte am selben Tage noch Hamburg und fuhr, nachdem ich mir diese deutsche Seestadt etwas angesehen, am 6. abends mit dem Nachtzuge nach Korsör ab.

Von einer Nachtfahrt läßt sich nicht viel erzählen. Ich kauerte mich in einen Winkel, duselte so gut es ging und ließ mich so von Altona nach Kiel rollen. Um Mitternacht kamen wir an. Es waren viele Passagiere und deshalb ein großes Gedränge. Ich half mitdrängen; die anderen kannten aber Schiff und alles schon besser und kamen mir zuvor. Sie stürzten sich in die Kajüte wie in eine eroberte Stadt, und als ich mich nach einer Schlafstelle umsah, hätte ich über zwei der Eroberer hinüber- und hinaufturnen müssen, um mich in einem schlechten Platz ganz hinten im Schiff nach Dänemark hinüberwiegen zu lassen. Das mochte ich nicht, ging darum wieder auf Deck und träumte in den wolkenlosen Himmel hinein. Von Kiel war nichts zu sehen, als der Leuchtthurm und ein paar Lichter am Strand, später der Leuchtthurm von Friedrichsort. Am Himmel regten sich indes bereits die ersten Lichtwellen des dämmernden Morgens, und je weiter wir durch die langgestreckte Bucht hinausfuhren, desto deutlicher wurden nach beiden Seiten die Umrisse der noch nächtlichen, schattenhaften Ufer. Wir fuhren gerade in das Morgenlicht hinein, das langsam wuchs, während am übrigen Firmamente noch die Sterne flimmerten. So wunderbar schön und träumerisch dieses Schauspiel war, war ich doch vom vorigen Tag noch müde und streckte mich auf einem Divan des Salons zur Ruhe aus. Ich schlief ganz prächtig, und als ich aufwachte, waren wir schon in Korsör. Wie vorher auf die Cabine, stürzten sich die Kämpfer ums Dasein in das Restaurant und an den Frühstückstisch. Es wurde eine ziemlich reiche „Frokost" servirt; ich nahm, da ich die Herrlichkeit noch nicht genauer kannte, mit etwas Kaffee und Eiern vorlieb. Die Passagiere waren vorwiegend Dänen, und da ich ihren Reden nur mühsam folgen konnte, fühlte ich mich sehr einsam. Das Stück Seeland, durch das man fährt, ist von Juni an ein ganz netter Fleck Erde, üppige Wiesen, gutes Ackerland, freundliche Höfe und Dörfer. Der Baumwuchs ist ansehnlich, die Häuser sind behäbig, wenn auch nicht besonders eigenthümlich oder malerisch. Die merkwürdigste Stätte, an der man vorbeikommt, ist Roeskilde, an einer langen schmalen Meeresbucht (Föhrde), die von Norden her tief ins Land einschneidet, Dänemarks einstige Reichshauptstadt (bis 1445), jetzt, von 100 000 Einwohnern auf 5000 herunter-

gekommen, nur noch merkwürdig als Mauſoleum der däniſchen Könige, die in dem romaniſchen Dom begraben ſind. Man ſieht den ſchönen, wohlreſtaurirten Bau ganz gut von der Bahn aus. Eine Stunde ſpäter war ich ſchon in Kopenhagen und zu Hauſe. Denn Dänemark iſt eines der wenigen Länder, wo kein Geſetz uns wie Verbrecher ausſchließt oder maßregelt. Zwei meiner Mitbrüder warteten auf mich an der Bahn und führten mich in die Stadt hinein nach Kronprindſeſſegade Nr. 42. Da wohnten ſie damals. Seither ſind ſie in einen andern Theil der Stadt übergeſiedelt.

Wenn Jupiter Pluvius nicht gerade alle ſeine nordiſchen Regenvorräthe über Seeland ausſchüttet, ſo muß Kopenhagen auf jeden Ankömmling einen günſtigen Eindruck machen. Von dem geräumigen, wenn auch nicht prächtigen Bahnhof führt die glänzende Veſterbrogade (Weſtbrückengaſſe) in die Stadt hinein. Links hat man das Café National, ein Hotel im vornehmſten modernen Stile, alles neu, ſchimmernd, verſchwenderiſch und eine ganze Reihe neuer Häuſer mit entſprechenden Schauläden; rechts iſt der zierliche Eingangspavillon zu Tivoli, dem Prater von Kopenhagen, und dann ein langer Bazar mit allen erdenklichen Schätzen von nothwendiger, nützlicher und überflüſſiger Induſtrie. Auf den breiten Trottoirs flutet immer eine dichte, nicht nur gut, ſondern meiſt fein und modiſch gekleidete Menſchenmenge vorüber; auf der weiten Straße drängen ſich die Wagen und Tramways. Alles recht großſtädtiſch. So kommt man auf den Halmtorvet, an den Strohmarkt, einen großen, zum Theil fein, zum Theil aber noch nachläſſig gepflaſterten Platz. Hier fängt die alte Stadt an, mit engeren und krümmeren Straßen. Das iſt nicht mehr à la Paris, aber doch noch reich und behäbig genug. Durch die Veſtergade und Skindergade und etliche andere Gaden kamen wir an einen herrlichen Park mit hohen Bäumen. Ihm entlang läuft die Kronprindſeſſe-Straße, eine Reihe von meiſt älteren, aber wohlgebauten Häuſern, die den großen Vortheil genießen, kein läſtiges Gegenüber zu haben, ſondern das Grüne des ſchattigen Parkes. Gar nicht ungern ſchlug ich hier für etliche Tage mein Studienzelt auf.

Meinen erſten Spaziergang machte ich in dem Roſenborg-Slot-Garten. Das Gute lag zu nahe, um es nicht zu benützen. Ein Spaßvogel, der Kjöbenhavn ved dag og ved nat beſchrieben hat, erklärt dieſen Garten als das Karlsbad, Marienbad, Ems oder Vichy von Kopenhagen. Wer ſich Leber, Lunge, Magen verdorben, wen Gicht oder Melancholie, ſchwere Verdauung oder Hypochondrie plagt, und wer kein Geld hat, in jene Eldorados des dolce far niente zu reiſen, der macht hier ſeine Brunnenkur. Wirklich wurde hier 1831 ein Geſundbrunnen angelegt und zwei lange Alleen, ein „Damengang“ und ein „Cavaliergang“ hergerichtet, während der übrige Park anmuthige Krummwege in engliſchem Geſchmack bildet. Wie es mit dieſem Kurgaſtleben am Morgen iſt, weiß ich nicht. Als wir gegen Mittag da ſpazierten, war alles voll von Kindern, Kinderwägelchen und Kindsmägden.

Recht pausbackige kleine Dänen, wie Prinzen und Prinzeßchen à la mode gekleidet, doch gesund und munter, an jenes Kind erinnernd, von dem Andersen erzählt, es habe beim Abendgebet nach der Bitte „Gib uns heute unser tägliches Brod" immer eine kleine Pause gemacht, etwas für sich gemurmelt und dann erst laut weiter gebetet. Als die Mutter es fragte, was es denn im stillen murmele, sagte es, es füge zu dem „Gib uns heute unser tägliches Brod" immer noch die Bitte hinzu „und recht dick Butter drauf". Das ist echt dänisch oder eigentlich skandinavisch und nordisch überhaupt. In Süddeutschland hat man keine Vorstellung, was im Norden Butter aufgestrichen wird. Trockenes Brod kennt man kaum. Auch Kuchen, Süßigkeiten und Näschereien werden in Dänemark wohl mehr verzehrt, als durchschnittlich bei der Nation der „Denker", und zwar nicht bloß von den Kleinen, sondern auch von den Großen.

Mitten unter den munteren Dänenkindern, die sich in dem Parke tummeln, hat ihr Freund, der liebenswürdige Märchenerzähler H. C. Andersen, ein Denkmal erhalten. „Ein schrecklich eitler Mensch!" sagte mein Begleiter und erzählte mir unter anderem, Andersen habe geweint, wenn er etwa bei einem Diner nicht die erwarteten Complimente erhalten habe oder bei einer Gesellschaft nicht von seinen Werken die Rede gewesen sei. Der Vorwurf ist ihm schon zu Lebzeiten gemacht worden, wie er selbst in seiner Autobiographie erzählt. Als Zeugen zu seiner Rechtfertigung führt er einen Deutschen an, der gesagt habe, er, Andersen, sei nicht eitler als andere Poeten. Poeten, Musikanten, Sänger und andere Künstler sind aber durch ihre Kunst weit mehr darauf angewiesen, daß von ihnen gesprochen wird, als verborgene Veilchen von Gelehrten und soliden Bürgern. Sollte Andersen auch etwas eitel gewesen sein, aus seinen Werken spricht ein herzlich gemüthlicher, naiv kindlicher Geist. Ich kann ihm wirklich nicht böse sein. Er ist mein frühester dänischer Bekannter, und ich kann seiner standhaften Zinnsoldaten nicht gedenken, ohne auch in meiner Freundschaft für ihn standhaft zu bleiben.

Die Buchen und Ulmen, Linden und Platanen des Parkes sind so hoch, breitarmig und vollbelaubt, der Rasen so frisch und üppig, daß man vor der Stadt draußen zu sein glaubte, wenn auf dem Wege nicht so viel Leute sich drängten. Aus dem Grün taucht malerisch Rosenborg-Slot auf — in Christians IV. Stil. Was ist das für ein Stil? Ich könnte nicht viel Unterschied zwischen demselben und der niederdeutschen und niederländischen Renaissance finden. Es erinnerte mich an Kasteele, alte Bürgerhäuser, wie man sie in den Niederlanden vielfach trifft. Der Backsteinbau ist mit viel schnörkelreicher Ornamentik aus Sandstein eingefaßt, bei breiter Front durch graue Vertikallinien und Gurte in Felder getheilt, denen oben große Dachgiebel mit Fenstern entsprechen. Thürme und Thürmchen, ebenso gegliedert, beleben das Ganze noch mehr, und die Hauptgiebel züngeln von Schneckenfiguren aus in barocken Windungen und Absätzen zur Spitze empor. Die Thürme

lehre aber anderen wichtige Dinge. Es wird uns Einem mit Kopf und Hals wichtig weiter ist Brust und Genossi Kopf Gliedergang.

Wir sehen, daß Kopf und Hals, Brust und Genossi Kopf Gliedergang. Die Bildnisse, daß Kopf und Hals, Brust und Genossi Kopf Gliedergang. Es ist nämlich nicht immer notwendig Gegenstand und zu wissen Gegenstände

zusammen, gab jedem Zeitraum seine bestimmten Säle und ließ diese dann genau im entsprechenden Stile wiederherstellen und ausschmücken. Christians IV. Audienzsaal ist mit Eichenholz getäfelt und mit 95 Gemälden gleichzeitiger holländischer Maler ausgestattet; sein Arbeitszimmer hat ebenfalls Eichenholzgetäfel, aber mit japanesischen Goldfiguren auf grünem Grund, einen reichornamentirten Sandsteinkamin und eine prächtige Stuccaturdecke. Im Schlaf- und Sterbezimmer des Königs, dessen grüne Moirétapeten Goldblumen zieren, sind eine Menge Porträts zusammengestellt, die an seine Jugendzeit erinnern. Der Rittersaal, 150 Fuß lang, entspricht der Zeit Christians V.; er ist mit Gobelins geschmückt, die Scenen aus dem skänischen Kriege darstellen, und enthält eine Menge geschichtlicher Andenken.

Der Rosensaal stellt den Uebergang von der Zeit Christians V. auf Friedrich IV. dar. Und so geht es weiter bis auf den Barockstil à la Pompadour und die Herrlichkeit der napoleonischen Kaiserzeit. Da die Sammlung nicht aus willkürlich zusammengetragenen Dingen besteht, sondern aus den wirklichen Familienandenken der dänischen Königsfamilie, da Geld- und Kunstwerth hinter der geschichtlichen Bedeutung nicht zurücksteht und das Ganze mit Geschmack zusammengestellt ist, so besitzt Rosenborg als Museum einen außergewöhnlichen Reiz und wird von den Reisenden auch fleißig besucht. Es umfaßt jedoch nur die Geschichte Dänemarks von etwa 1600 an, also einen Zeitraum, in welchem zwar das Königthum noch viel Pracht und Prunk entfaltete, die Macht des Landes aber schon zusehends bergab ging.

Der zweite Spaziergang galt dem Hafen, dem die Stadt ihren Ursprung und ihre Bedeutung verdankt. Vicus, qui mercatorum portus nominatur, so heißt es bei Saxo Grammaticus. Als „Kaupmannahöfn-þar sem heitir í Höfn“ wird es zuerst 1043 erwähnt, als die Könige noch in Roeskilde residirten. 1167 baute der Bischof Absalon eine Burg auf Slotsholm, einer Insel, die noch heute den Kern der Stadt bildet; 1171 wurde die Stadt — Urbs Absalonica — mit Mauern umgeben. Noch drei Jahrhunderte blieb sie bloße Kaufstadt; dann erst erlangte sie als Sitz königlicher Majestät eine höhere geschichtliche Bedeutung.

Durch die schönen Anlagen, in welche die ehemaligen Festungswälle verwandelt sind, schlenderten wir zum Toldbod, dem alten Zollhaus, das den einen Hafen von der Rhede scheidet. Gegenüber auf einer Insel liegt das Fort Trekroner. Den eigentlichen Hafen bildet ein sehr enger Meeresarm, welcher die seeländische Küste entlang von Südwest nach Norden läuft und dieselbe von der Insel Amager abtrennt. Westlich von dieser Meerenge lagert sich ungefähr in einem Halbkreis das eigentliche Kopenhagen, das früher von einer Befestigungslinie umschlossen war, jetzt sich frei nach Nordwesten entwickelt. Südlich von der Meerenge liegt die noch stark befestigte Vorstadt Christianshavn, eigentlich aus mehreren kleinen Inseln bestehend und nur an vier Punkten mit der Insel Amager verbunden.

Wo die Meerenge gegen Süden hin am schmalsten ist, drängt sie sich wie ein Fluß weit in die Stadt hinein und bildet die Insel Slotsholm. Da stand der älteste Theil der Stadt, das Schloß Absalons.

Die ganze Meerenge ist eigentlich nur ein einziger großer Hafen, nach Bedürfniß in willkürliche Regionen abgetheilt bis an die „Faerge" hinauf, wo eine Brücke Slotsholm mit Christianshavn verbindet. Am Ufer der Rhede sah ich zum erstenmal in meinem Leben nach Schweden hinüber. Dampfer, Schooner und große Barken belebten das schöne Meerbild nach dem Sund hinaus. Nach dem Toldbod hin standen alte, abgetakelte Heldenschiffe, die jetzt als Kasernen und Matrosenwohnungen dienen. Im Vordergrund verschaffte ein älterer Herr seinem Pudel ein Bad, indem er ihm Steine ins Meer warf, welche der treue Vierbeiner mit unermüdlichem Eifer zu holen suchte.

Ein Rundgang um die Stadt führte uns weiter am Blinden- und Taubstummeninstitut vorbei zu den drei langen schmalen Seen: Sortedamssö, Peblingesö und St. Jörgenssö, welche westlich die Stadt umgürten und an deren Ufern sich bereits die prächtigsten neuen Quartiere entfalten.

8. Juni.

Hamburg hat mit seinen Vororten gegenwärtig wohl doppelt so viel Einwohner, als Kopenhagen mit den seinigen. Seine Seefahrt und sein Handel übertrifft weit denjenigen der dänischen Hauptstadt. Dennoch kam mir Kopenhagen in mancher Hinsicht interessanter, schmucker, glänzender vor.

Die Ursache mag vielleicht zum Theil in meiner Auffassung liegen; aber objective Anhaltspunkte stützen sie jedenfalls.

Wie in Hamburg haben unternehmende Leute ganze neue Stadtquartiere, herrliche Häuser, Bazare, Schauläden, Theater, Hotels gebaut. Wie in Hamburg hat man die unnützen Wälle niedergelegt und Anlagen daraus geschaffen. Wie in Hamburg geht dem geschäftigen Handelsleben ein immer fröhliches Plaisirleben zur Seite. Hier wie dort dringt das Meer oder wenigstens die Meeresstraße in die Stadt selbst hinein, während viel Park und Garten, Wasser und freier Raum Blick und Lunge erquickt. Hier wie dort ist Handel und Schiffahrt die eigentliche Quelle des Reichthums und des regen öffentlichen Lebens. Aber Hamburg hat bloß einen Bürgermeister, Kopenhagen einen König. Ich bin nicht als Unterthan eines Königs geboren und kann es nicht ausstehen, wenn man die große, religiöse, internationale Sache der Kirche, an der schon so viele Republiken betheiligt sind, mit den monarchisch-dynastischen Interessen dieses oder jenes Fürstenhauses verquickt. Doch als „Mensch und Stadtsoldat", wie der selige P. Rieß zu sagen pflegte, glaube ich, daß es doch einen Unterschied macht, ob eine Stadt bloß einen Bürgermeister oder aber einen König beherbergt.

Mit dem Königthum kommt eine persönliche und historische Einheit, Pracht, Würde, Zusammenhang, Abstufung in das Stadtbild, ein Element,

mit dem nur ältere Republiken durch ihre Monumentalbauten wetteifern können. Bahnhöfe, Hotels, Kleidermagazine, Theater, Schulpaläste, Museen, selbst Börsen, Banken, Capitole und Parlamentshäuser können es nicht ersetzen. Nur die Kirche überflügelt den Königspalast durch ihre noch weit höhere, geschichtliche und ideale Bedeutung.

Kopenhagen ist noch keine alte Residenz. Es hat als solche erst vier Jahrhunderte hinter sich. Doch ist es die Fortsetzung von Roeskilde und reicht mit seiner Königsgeschichte bis in die nordische Sage hinein. Wo Absalons Burg stand, steht jetzt Christiansborg-Slot, ein umfangreicher Königspalast, von anderen bedeutenden Gebäuden umgeben, sichtlich das Centrum der Stadt. Nordöstlich davon beherrscht Amalienborg-Slot, wo jetzt gewöhnlich der König wohnt, ein ganzes Quartier kleiner Paläste und vornehmer Wohnungen. Nordwestlich schmückt Rosenborg-Slot den anmuthigsten Park. Neben Christiansborg-Slot steht das Prinzenpalais und an Kongens Nytorv das Schloß Charlottenborg; am Ende der westlichen Stadt oder Vorstadt aber thront auf einem Hügel inmitten ausgedehnter Gärten Frederiksberg-Slot. So zeigt sich das Königthum an allen Ecken und Enden, nicht in anmaßlicher verschwenderischer Pracht, sondern in wahrer, geschichtlicher Würde, mit freundlicher Herablassung und Gemüthlichkeit. Den größten seiner Paläste hat der König zum Theil dem Staate, zum Theil dem Publikum überlassen, da Christiansborg-Slot die jedermann zugängliche königliche Gemäldegalerie enthielt; Rosenborg ist historisches Museum, Charlottenborg Kunstakademie, das Prinzenpalais ethnographisches Museum. In dem Park von Frederiksberg, der an den Zoologischen Garten stößt, kann jedermann spazieren. Nur Amalienborg hat sich der Regent als Wohnhaus reservirt.

Vor allem ging ich einmal nach Christiansborg-Slot. Das jetzige Schloß soll weit hinter demjenigen zurückstehen, das der prachtliebende Christian VI. 1725—1727 hier aufführen ließ, das aber 1794 ein Raub der Flammen ward. Doch nimmt es mit seinen Nebengebäuden einen ganzen Stadttheil ein und bildet in seiner Größe und Einfachheit einen wohlthuenden Gegensatz zu der mehr auf Schein als auf Wesen berechneten Pracht der modernen Etagenhäuser. Vier sehr lange und hohe Flügel schließen einen weiten, viereckigen Hof ein; ein Thorweg führt aus diesem in einen noch umfangreichern, den die königlichen Stallungen umgeben. Nach Süden reihen sich die königliche Bibliothek, das Zeughaus und die Ministerialgebäude, nach Norden die Schloßkapelle und das Thorwaldsen-Museum an. Den Ministerialgebäuden gegenüber steht der merkwürdige Bau der Börse (s. Bild S. 11), aus derselben Zeit und im selben Stil wie Rosenborg-Slot. So drängt sich hier eine Gruppe der stattlichsten Gebäude, die auch von verschiedenen Seiten, besonders vom äußern Schloßplatz aus, schöne Zeichnungen bieten. Leider ist das Schloß seither, am 3. October 1884, durch einen gewaltigen Brand abermals zur Ruine geworden.

Als Kapellmeister sind bei der Aufführung bis auf zwei Ausnahmen die-selben wie in Berlin unter Furtwängler thätig gewesen: Lohse, Rebicek, Sonntag, Schulz, Rüdel, Hellmesberger, Wunderer, Schwarz, Kunwald, Rottenberg, Schmidt und Otto Lohse und Hans Rebicek haben also gleichfalls Gelegenheit gehabt, sich mit dem Werke vertraut zu machen. Ich habe bereits in meinem Bericht über Berlin, über Interpretation und Tempi-nahme gesprochen. Das Resultat ist nun der Berliner Aufführung gegenüber kein, keine neue Note hinzugekommen. Es ist alles beim Alten geblieben. Ich habe nur noch einige Worte nachzutragen — Wiederholt sich erübrigt eine Kritik der einzelnen Leistungen.

Erich Kleiber.

Nach Photographie von Dührkoop.

Eine Neuerung erblickt man gegen Berlin insofern darin, daß Erich Kleiber (Abbildung) die Ouvertüre zu Wagners Tannhäuser nicht in der Pariser Fassung, sondern in der Dresdener, d. h. ursprünglichen Gestalt aufführen ließ. Diese Ouvertüre, das Vorspiel, Zwischenspiel und Finale des dritten Aktes sind ja bekanntlich Wagners Lieblingsstücke.

Dagegen scheint schon aus dem Grunde Wagners Absicht, nämlich eine solche, die vollständig Gewähr dafür bietet, daß die Aufführungen möglichst gut ausfallen, nicht erreicht worden zu sein, weil die Zeit, welche für die Proben zur Verfügung stand, eine viel zu kurze war. Es ist ja bekannt, daß Wagner hierin sehr peinlich war. Als seine Meinung war eine Minimalzahl von Proben festgesetzt, die für Neuinszenierungen sechs betragen sollte.

Fülle vorhanden zu finden. Von den Dänen fielen mir bei dem ersten, ziemlich raschen Besuch zunächst zwei Bilder von Bloch auf. Das eine stellt den König Christian II. im Kerker zu Sondersburg vor, wie er, irrsinnig geworden, um den Tisch seiner Gefangenenzelle herumgeht und mit dem Daumen eine Rinne darin eingräbt, während ein treuer, gutmüthiger Wärter ihn vergeblich zum Essen mahnt. Das Stück ist mit jener sorgsamen Liebe für historisches Kostüm ausgearbeitet, wie sie vielfach den heutigen Geschmack beherrscht und das Historische zum Antiquitätengenre herabdrückt. Es ist aber zugleich eine feine Lichtstudie und vor allem ein Meisterstück psychologischer Wahrheit. Der wirre, irre Blick des unglücklichen Königs muß jeden Beschauer fesseln und rühren — die ganze Physiognomie ist mit der tiefsten Empfindung gemalt. Mehr an Blochs erste Periode erinnert das andere Bild, ein großes Genregemälde: der Küchentisch. Zwischen verschiedenen Gemüsen ist ein großer Krebs, der, aus der Betäubung seiner Gefangennahme erwachend, die gewaltige Schere zu regen beginnt. Hinten im Schaufenster sehen ihm zwei Knaben zu, allerliebste Flachsköpfe mit blauen Augen, der eine mit fröhlicher Neugier, der andere mit einem Schrecken, als wäre er schon von dem Ungethüm in sein Stumpfnäschen gepackt. Alles war so wahr und lebhaft, so voll kindlichen Humors, wie ein Andersen'sches Märchen. Auch als Historienmaler ist Bloch bedeutend.

Vor dem Schloß steht eine Reiterstatue Friedrichs VII., der durch sein „Grundlov" (Grundgesetz) Dänemark Schul- und Religionsfreiheit gewährte. Er soll hoch leben dafür! Wann wird man in Deutschland endlich auch so ein Denkmal errichten? Es wäre gewiß klüger und ehrenvoller, als Raubritter und Reichsverräther, wie einen Hutten und Sickingen, mit Denkmälern zu beehren. Vom Schloßplatz führt eine nette Brücke über den kleinen Meeresarm, der das Schloß umgürtet und kleinere Schiffe bis in die Stadt läßt, so daß die Seefahrt in dem stattlichen Schloßbilde nicht fehlt. Ein Tramway kreuzt diese Brücke und führt dann an der unbedeutenden Holmkirche und der Bank, einem schmucken italienischen Palazzo, vorbei nach „Kongens Nytorv" (Königs Neumarkt).

Unterwegs begegnet man dem Monumente des Seehelden Niels Juel, der in den Kämpfen gegen die Schweden am Ende des 17. Jahrhunderts bedeutende Waffenthaten verrichtete.

Der „Neumarkt" ist durch das geschmackvolle Theatergebäude, große Hotels und Magazine zu einem der schönsten Plätze der Stadt geworden. Die Mitte des Platzes ist mit kleinen Blumenanlagen geziert; darin steht das Denkmal Christians V. Der König reitet über einen Menschen hinweg, der wahrscheinlich einen überwundenen Schweden vorstellen soll. Das Volk nennt die Statue einfach das Pferd, „Hesten". Am Hesten treffen sich die hauptsächlichsten Trams, der nach Bredgade, Gothersgade und nach Christiansborg-Slot. Im ganzen öffnen sich von dem Platz aus 13 Straßen. Man

Zu Bild.

Wenn ich meinen, was Schiffer über mir „Bilder" bei mir eigentlich Bilder. Jetzt bei gegen Verfolger.

Verfolgerfinger bedeuten weit über vier Schreibmaschinen, ein neue Größen und, beide bei Verfolgern und Verfolgern, gar Kleide Zeitungsfinger. Die Verfolger, 45 von verschiedenen Kaserne, die wichtigen bei Verfolgerinnen von Wien, Klosterneuburg, Mödling, Baden, Wiener Neustadt, Graz, Linz, Salzburg, Innsbruck, Bregenz, Bozen, Trient, Triest, Görz, Pola, Fiume, Agram, Sarajevo, Mostar, Ragusa, Cattaro, Spalato, Zara, Lemberg, Przemysl, Krakau, Brünn, Olmütz, Prag, Pilsen, Budweis, Leitmeritz, Reichenberg, Trautenau, Josefstadt, Pardubitz, Königgrätz, Jungbunzlau, Leitomischl, Iglau, Znaim, Hainburg, Bruck a. d. Leitha, Ödenburg, Güns, Steinamanger, Pettau, Marburg, Cilli, Laibach, Villach, Klagenfurt, Leoben, Bruck a. d. Mur, Judenburg, Knittelfeld, Liezen, Steyr, Amstetten, Melk, Krems, Horn, Zwettl, Gmünd, Waidhofen a. d. Thaya, Retz, Mistelbach, Gänserndorf, Korneuburg, Tulln, Sankt Pölten, Lilienfeld, Scheibbs, Gaming, Mariazell

hohe Staatsbeamte und andere Herrschaften. Ungefähr in der Mitte wird sie von der Frederiksgade gekreuzt, durch die man links ganz nahe die Marmorkirche sieht, rechts den Schloßplatz von Amalienborg. Die letzten Jahrzehnte haben hier noch nicht so sehr gewüthet, wie in anderen Theilen der Stadt. Der alte Metternich und die Diplomaten des Wiener Congresses könnten sich hier noch ganz heimisch fühlen. Die vier Paläste, aus denen Amalienborg besteht, waren ursprünglich Privatwohnungen vornehmer Familien (Berkentin, Lövenskiold, Levetzow und Brockdorff) und gelangten erst nach dem Schloßbrand von 1794 zu königlichen Ehren. Sie schließen mit anderen Gebäuden den achteckigen Friedrichsplatz ein. Die Marmorkirche, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen, sollte nach Friedrichs V. Plan alle Kirchen Kopenhagens an Glanz überstrahlen. Aber schon um das Jahr 1770 hatte der Bau über 700000 Riksdaler verschlungen; Geld und Marmor gingen aus, und statt des stolzen geplanten Kuppelbaues stand bloß ein Torso da, mit kostbaren Wänden und verschwenderischer korinthischer Colonnade. Erst 1874 hat der Etatsrath Tietgen, Director einer Privatbank, es übernommen, der bisherigen Ruine eine Kuppel aufzusetzen und sie nach billigerem Plane zur Kirche umzubauen, wofür ihm dann der ganze Platz verkauft ward. Die Kuppel war noch nicht fertig, wurde aber bald nachher vollendet, auf Nähe und Ferne eine prächtige Zierde der Stadt. Für die zwölf Statuen, welche den Bau von außen schmücken, hat man folgende merkwürdige Wahl getroffen: St. Petrus, St. Paulus, St. Irenäus, St. Athanasius, St. Joh. Chrysostomus, St. Gregor der Große, St. Benedict von Nursia, St. Bernhard, St. Ansgar, Wykliff, Huß und Luther.

Unfern von diesem lutherischen Dom hat Fürstengunst eine kleine russische Kirche gebaut, katholisches Almosen die erste Missionskirche von Kopenhagen, die dem hl. Ansgar geweiht ist. An derselben wohnen der Apostolische Präfect und einige katholische Weltgeistliche.

Am Ende der Bredgade mußten wir in einen andern Tram umsteigen. Es wohnen dort französische Ordensschwestern, die eine kleine Schule haben. Viel Bemerkenswerthes war auf dem weiten Wege nicht zu sehen: Kasernen, langgestreckte, einstöckige Arbeiterwohnungen für die Leute, die auf den Werften thätig sind, Gaswerke, Bierbrauereien, dann schöne Villen.

Als wir abgestiegen waren, um den angenehmen „Strandvei" entlang zu Fuß zu gehen, begegnete uns bald eine feine Kalesche mit zwei roth gekleideten Lakaien. Mein Begleiter erkannte in der anspruchslos gekleideten Dame, die in der Kutsche saß, die Kronprinzessin und salutirte. Ich grüßte auch, und unser Gruß wurde mit einer freundlichen Kopfneigung erwiedert. Der König und die königliche Familie steht überhaupt mit dem Volke auf recht gemüthlichem Fuß, wird geachtet und geliebt und empfängt zahlreiche Beweise wahren Wohlwollens, ohne daß in den öffentlichen Blättern eine ganze Schaar von ausschließlichen Inhabern des Nationalgefühls, Po-

saunenbläsern, Horniſten, Flötiſten, Zinkeniſten und Paukenſchlägern nach weiland König Nabuchodonoſors Recepten für die einzig wahre patriotiſche Geſinnung zu pfeifen und zu trommeln braucht.

Die Nordländer haben einen langen Winter und einen kurzen Sommer. Erſt mit Juni wird es draußen erträglich warm, und ſchon im October ſchleicht der trübe Herbſt herein, entblättert Wald und Feld und treibt die Leute nach Hauſe. Um ſo mehr ſind ſie darum angewieſen, die kurze Zeit wohl zu benützen und ſich in den Sommermonaten auf dem Lande gütlich zu thun. Dafür iſt nun in Kopenhagen trefflich geſorgt. Stunden-, ja meilenweit zieht ſich von der Stadt aus nördlich den Sund entlang die herrlichſte Landſchaft: Wälder und Parke, die ihresgleichen ſuchen, heitere Landhäuſer, koſtbare Villen, königliche Luſtſchlöſſer, fröhliche Gartenwirthſchaften, Badeanſtalten, Vergnügungsorte aller Art.

Die Krone aller dieſer Herrlichkeit iſt der Dyrehaven (Thiergarten), wohl einer der ſchönſten Wälder von Europa. Näher an der Stadt liegt, von einem kleineren Park umgeben, das königliche Schloß Charlottenlund. Zwiſchen dieſen Parken, in der Nähe des Dörfchens Ordrup, hat die Wohlthätigkeit einer vornehmen däniſchen Familie, Berling, unſern deutſchen Patres erſt ein kleines Wohnhaus als Zufluchtsſtätte gewährt, dann eine ſchmucke gotiſche Kirche hinzugefügt und endlich die Niederlaſſung zu einem ſchönen Bau erweitert, der, mehr in die Breite als in die Höhe gezogen, mit ſeinen unregelmäßigen Flügeln ſich oben an dem Hügel recht maleriſch hindehnt. Im Winter mag da wohl mitunter ein ſcharfer Nordoſt oder Oſt über den Sund daherſauſen; aber im Sommer könnte man ſich kaum einen artigern Platz für einen Landſitz wünſchen. Würzige Waldluft miſcht ſich mit der kräftigen, ſalzhaltigen Seeluft zu einer ſo vorzüglichen Miſchung, daß es nur noch der däniſchen Smörbrödchen bedarf, um ein probates Lebenselixir zu Stande zu bringen. Die Buchenhaine des Thiergartens liegen kaum ein Viertelſtündchen entfernt; zum Sund hinab iſt es nicht viel weiter. Gute Luft, die ſchönſten Spaziergänge und das ſtärkende Seebad, das iſt für eine Studienanſtalt ſchon eine köſtliche Apanage.

Nach dieſem freundlichen Ordrupshøj lenkten ſich unſere Schritte. Schon in dem Park von Charlottenlund hatten wir eine Menge Spaziergänger getroffen, und an der Station hatte der eben angekommene Bahnzug einen dichten Menſchenſchwarm entlaſſen. Im Colleg traf ich faſt lauter alte Bekannte und ehemalige Studiengenoſſen, die in ihren Miſſionsbärten doppelt ehrwürdig ausſahen und, obwohl halbe Dänen geworden, doch gerne wieder einmal ein deutſches Wörtchen plauderten.

Die kleine Studienanſtalt hat, als erſter Anfang eines katholiſchen Gymnaſiums in Skandinavien, bei der geringen Zahl der Katholiken einen ſchweren Stand. Die jungen katholiſchen Dänen ſind noch nicht zahlreich genug; durch die Aufnahme von Deutſchen wird die Einheit des Unterrichts

erschwert, und die Zulassung von Protestanten hat auch ihre Schwierigkeit, obwohl das Colleg schon so guten Ruf hat, daß protestantische Eltern ihre Kinder darin unterzubringen wünschen.

Die Schülerzahl ist bis jetzt nicht sehr groß, doch haben mehrere Zöglinge der Anstalt bei den öffentlichen Prüfungen in Kopenhagen Ehre gemacht. Besonders waren die Examinatoren darüber verwundert, daß die jungen Dänen ihr Deutsch so gut wußten, was indes sehr leicht erklärlich ist. Doch war man auch mit ihren dänischen und anderweitigen Kenntnissen zufrieden. Die Anstalt genießt Vertrauen und wird hoffentlich in immer weiteren Kreisen die Anschauungen verdrängen, welche in Dänemark noch über den Katholicismus walten.

Denn nach meinem Wörterbuch heißt „blive catholsk" so viel als: katholisch werden, aus der Haut fahren, die Vernunft außer Acht lassen, nicht bei Sinnen sein; „han blev aldeles catholsk" aber heißt: Er wollte schier aus der Haut fahren, er wurde ganz des Teufels, geberdete sich wie ein unvernünftiger Mensch.

Zum Rückweg in die Stadt benützten wir die stark frequentirte Localbahn, welche sehr oft im Tag nach dem Seebad Klampenborg fährt und den Dyrehaven gewissermaßen in die Stadt hineinrückt. Die zwar gedeckten, aber sonst nach allen Seiten offenen Wagen dritter Klasse waren bei der sommerlichen Wärme und bei dem dichten Menschengewühl sehr angenehm. In einem halben Stündchen ist man an dem kleinen Localbahnhof, der unmittelbar an die Centralstation stößt. Auf einer Höhe der ehemaligen Festungswerke stand da noch eine Windmühle, baldigen Abbruchs harrend. Der benachbarte Theil der Befestigungen ist in einen reizenden Garten umgewandelt, den Oerstedspark, welcher mit dem Standbild des großen Physikers und noch mit allerlei anderen Statuen, einer Jungfrau von Orleans, einem sterbenden Fechter u. s. w., auch mit Teichen, Brücken, Felspartien und anderen künstlichen Naturschönheiten geschmückt ist. Den Park entlang führt der breite Nörrevolds-Boulevard bis zum Rosenborg-Garten — alles im vornehmsten großstädtischen Stile. Am Eingang in den Rosenborg-Garten war ein großes Gedränge. Es kam eine ganze Schaar Bürgermilizen daher, die irgendwo Uebung in Waffen gehalten haben mußten. Sie machten sich's mit ihren Flinten so bequem wie möglich. Die einen trafen auch Freunde und Bekannte; um diesen und jenen bewaffneten Papa tanzten die Kinder herum, als ob er aus dem Feldzug heimkäme. Die Bürgerschaft von Kopenhagen hat sich in alten Zeiten mehr als einmal durch ihre Wehrhaftigkeit und Tapferkeit hervorgethan und die Stadt gegen mächtige Feinde vertheidigt, noch in diesem Jahrhundert — 1807 — gegen die Engländer. Der kriegerische Geist scheint noch nicht erloschen. Obwohl nicht mit dem Corporalsstab gedrillt, sahen die Leute recht keck und martialisch drein und hielten strammen Schritt noch mitten unter dem Gewühl der müßigen Spaziergänger.

9. Juni.

Außer im Eisenbahncoupé sind mir dicke Leute immer interessant — auch dicke Thürme. Der „dicke" unter den Thürmen von Kopenhagen ist der „Runde Taarn" an der Trinitatis-Kirche, 111 Fuß hoch auf 48 Fuß Durchmesser, also etwa wie ein Mann, der 5 Fuß hoch und 2 Fuß dick wäre, eine recht gemüthliche Proportion. Sein Widerpart, der sich wie Müller zu Schultze verhält, ist der Thurm der Vor Frelsers-Kirche (Erlösers-Kirche), der weit davon im südlichen Stadttheil Christianshavn, mit einer spindelartigen Galerie, 144 Ellen hoch, sich gleichsam in den Himmel hineindreht. Die Trinitatis-Kirche baute der König Christian IV. zum Troste der Studenten, welche seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die benachbarte sogen. „Regenz" bewohnten, ein Convict mit 100 Plätzen, wovon 20 für Islands Söhne. Der dicke Thurm aber sollte dem großen Astronomen Tycho de Brahe als Observatorium dienen und ward denn auch von ihm und anderen bis herab in die neuere Zeit zu himmlischen Erforschungen benützt. Von Peter d. Gr. wird erzählt, er sei mit seiner Frau Katharina vierspännig hinaufgefahren. Das wäre, die letzte Etage abgerechnet, nicht unmöglich gewesen. Denn es führen keine Stufen hinauf, sondern eine ganz sanft ansteigende, schön überwölbte Wendelstraße, auf der auch ein Kurzathmiger sich noch seines Lebens freuen kann. Einzelne alte Möbel, die in den Nischen stehen, erinnern noch an des Thurmes einstige Bestimmung. Jetzt geht der Kopenhagener vorzüglich hinauf, um sich die Erde, d. h. sein Kopenhagen, anzusehen. An einigen Tagen und Stunden kann man dies gratis thun, an anderen muß man eine Abgabe erlegen. Leute vom Land und Schuljungen stiegen mit mir hinauf. Aus dem Dächermeer, das man oben rund um sich hat, ragen außer Christiansborg breit und massig die kuppelartigen Dächer des königlichen Theaters und des Dagmar-Theaters hervor, dann in verschiedener Entfernung die stumpfen Thürme der Liebfrauen- und der Heilig-Geist-Kirche, die spitzen Thürme der Börse und der Erlöser-Kirche. Zunächst unten hat man das prosaische Dach der Dreifaltigkeits-Kirche und die Regenz. Bei trübem Lichte sah die Stadt wohl groß aus, aber nicht glänzend und schön. Die anspruchsvolleren neuen Quartiere, Parke und Plätze liegen zu weit weg. Ueber dem Sunde lagerte sich graues Gewölke.

Schon am Nachmittag war übrigens wieder ganz prächtiges Wetter. Ich besuchte den Botanischen Garten, der, wie der Oerstedspark, von den alten Festungswerken her Berg und Thal erhalten hat. Im kühleren Grunde steht ein gewaltiges Palmenhaus, auf der ansehnlichen Höhe das neue astronomische Observatorium, ihm gegenüber das sehr großartige Commune-Hospital, fast halb so lang wie der Botanische Garten, an dessen südlicher Ecke der Nörrevolds-Boulevard mit der langen, vornehmen Gothersgade zusammenstößt. Für Aussicht ist durch einen künstlichen Felshügel gesorgt, der mit allen Arten von Steinbrech und anderen Felspflanzen geschmückt ist.

Als ich mich da setzte, kam eines andern Weges eben eine Mama mit ihren Kindern daher. Die Kinder setzten sich ganz ungenirt und urgemüthlich neben mich, ohne mich indes zu begaffen oder mich anzureden. Die Dänen sind überhaupt sehr höflich und zutraulich zugleich. Dagegen können sie es, nur allzu begreiflicher Weise, den Preußen noch immer nicht vergessen, daß sie ihnen einen so bedeutenden Theil ihres Reiches und ihrer Macht — Schleswig-Holstein meerumschlungen — entrissen haben. Man trifft darum wenig Sympathien mit Deutschland, viel Interesse und Anhänglichkeit für alles Französische. In der „Nationaltidende" wie in der „Berlingske" Zeitung fand ich die geringsten Bühnen-, Literatur-, Musik-, Moden- und Scandalnachrichten aus Paris registrirt, fast ebenso ausführlich als die dänischen. Sarah Bernhardt, welche in jenen Tagen zu Kopenhagen spielte, wurde mit Huldigungen förmlich überschüttet. Fast in allen Schaufenstern stand ihre Photographie, in verschiedenem Costüm und Pose. Sie war die Heldin des Tages.

Ueber den Schluß dieses Sarah-„Barnum"-Triumphes berichtete am folgenden Tag die Zeitung: „Zu der letzten Vorstellung der französischen Gesellschaft am Samstag Abend war nicht bloß das ganze Haus ausverkauft, sondern auch die Orchesterplätze theilweise von Zuschauern besetzt. Der Beifall war sehr lebhaft, und es wurden der Mademoiselle Sarah Bernhardt Kränze und eine Menge Bouquets zugeworfen, darunter zwei von Ihren königl. Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin. Ihre ‚Fédora' war wenn möglich noch glücklicher, kräftiger und feuriger, als bei den besten früheren Vorstellungen. Ein Herausrufen folgte auf das andere, besonders nach dem vierten Act, wo ihre Ausführung der letzten großen Scene zwischen Fédora und Loris für alle Zuschauer einen unvergeßlichen Schluß für das zweite Gastspiel der großen französischen Künstlerin auf unserm königl. Theater bleiben wird."

Eine zahllose Menschenmenge umdrängte nach dem Schluß des Schauspiels das Hotel d'Angleterre, wo sie wohnte, rief sie fünf-, sechsmal mit Hurrahruf und Händeklatschen auf den Balkon hinaus, wo sie, mit Handbewegungen dankend, ihr Merci und Vive le Danemarc! rief. Als die Balconthüre schon geschlossen und die Gardinen herabgelassen waren, ging der Enthusiasmus unten noch einmal los. Die jungen Leute stimmten die Marseillaise an und alles sang mit, so gut es ging. Das war zu rührend. Da kam sie noch einmal heraus und warf eines ihrer Bouquets unter die Menge. Die Söhne der Vikinger zankten sich darum.

10. Juni (Sonntag).

In solch einer großen protestantischen Metropole in einem stillen Kapellchen Messe zu lesen, hat für mich immer etwas Rührendes. Von allen Gegenprotesten der katholischen Kirche gegen die große Glaubenstrennung ist es der schönste. Sie lebt und wirkt ruhig weiter. Die gewaltige Prophetie des Malachias vollzieht sich trotz aller feindlichen Lehrsysteme, Staatsgesetze, Brandschriften, Resolutionen. Man kann den Priester fortjagen, aber er

kommt wieder und opfert von neuem Brod und Wein secundum ordinem Melchisedech. Während die Inhaber „geläuterter Religionsbegriffe" bis tief in den Tag hinein schlafen, eilen fromme Katholiken schon in aller Morgenfrühe zur Kirche, um dem heiligen Opfer beizuwohnen und sich mit dem Brode des Lebens zu stärken. Armes Volk, Nothleidende, fromme Frauen, bekehrte Zöllner und Sünder, Nikodemus und Joseph von Arimathäa — alle Haupttypen der evangelischen Geschichte findet man da wieder, während die Pharisäer erst spät große Toilette machen und die Sadducäer sich in comfortabler Ruhe von einem Diner aufs andere freuen.

Nachdem den katholischen Sonntagsanforderungen gründlich Genüge geleistet war, wurde beschlossen, den übrigen Sonntag in echter Kopenhagener Manier zu feiern, nicht des Scherzes und der Neugier halber, sondern um allen Ernstes die religiöse Sonntagsfeier und ihre Kehrseite im Volksleben zu beobachten. Um alles vollständig zu haben, hätten wir freilich schon am Sonntag weit in den Tag hinein schlafen müssen und am Montag dann noch länger. Darum war es uns aber nicht zu thun.

Die steife englische Sonntagsruhe kennt man in Kopenhagen nicht. Als wir zur „Vor Frue Kirke" gingen, sahen wir da und dort arbeiten, manche Kaufläden standen offen, die Leute plauderten lustig und kein Constabel drängte sie ins Haus oder in die Kirche zurück.

„Vor Frue Kirke!" Unserer lieben Frauen Kirche! Es ist eigentlich eine Ironie, daß die erste Kirche der lutherischen Metropole noch der lieben Mutter Gottes gewidmet ist. Ihre Verehrung hat man abgeschafft, aber in merkwürdiger Inconsequenz ihres Namens geschont und sie also im Grunde als Stadtpatronin beibehalten. Die Notre-Dame-Kirche des nordischen Paris ist gerade kein architektonisches Meisterwerk, wie jene an der Seine, aber immerhin ein ansehnlicher, würdiger Bau. Drum herum steht die Metropolitanschule, das Polytechnikum, die Universität und die Universitätsbibliothek, und dahinter das Zoologische Museum mit seinen riesigen Walfischen und dem zahllosen Proletariat des Oceans. Der Liebfrauen-Platz ist nicht groß, aber läßt doch der Kirche und den benachbarten Schulgebäuden Luft genug, sich zu zeigen.

Während an der Universität das Weltliche selbstredend die Oberhand über das Geistliche besitzt, und jedermann, Gott, Welt und Mensch nach seiner Façon erklärt, obwohl meistens nicht gerade in ausgesprochen antichristlichem Sinne, repräsentirt die Liebfrauenkirche noch annähernd den alten Lutheranismus, dem Dänemark seit 1536 angehört. Den Fries der dorischen Vorhalle schmückt eine von Thorwaldsen entworfene, aber von andern Künstlern in Marmor ausgehauene Darstellung: Johannes der Täufer in der Wüste predigend. Ueber dem Hauptportal zeigt ein Basrelief den Einzug Christi in Jerusalem. Rechts und links Kolossalstatuen von Moses und David, erstere von Bissen, die andere von Jerichau. Man wird also ganz

richtig vom Geſetz und von den Propheten empfangen, durch den Täufer vorbereitet und zieht mit Chriſtus in die Sionsſtadt. Den Hauptaltar beherrſcht eine gigantiſche Chriſtusſtatue, an den Wänden des Schiffes die zwölf Apoſtel, alle von Thorwaldſen. Sonſtige Heilige gibt es nicht da drinnen. Man muß ſich mit dem Apoſtoliſchen Glaubensbekenntniß begnügen. Alle übrige Ausſtattung iſt dem Thorwaldſen'ſchen Apoſtelcollegium untergeordnet und hebt es ſehr gut hervor. Das breite Schiff macht den feierlichen ruhigen Eindruck einer Baſilica, nur iſt die Holzdecke zu einem Tonnengewölbe geſtaltet, die Seitenmauern erheben ſich nur zur halben Höhe und tragen oben die Säulenreihen der Galerien. Vornehme Sperrſitze nehmen unten zwei Drittel des Raumes ein; im mittlern Gang laufen einige Reihen von Bänken quer zu denſelben in der Richtung des Ganges ſelbſt.

Die Kirchgänger kamen langſam angetröpfelt, fromme alte Matronen, ältere würdige Herren, da ein Mann mit einer oder zwei Töchtern, da ein einzelnes Ehepaar oder auch eine ganze Familie. Die Vornehmen ſteuerten gleich auf ihre Sperrſitze los, die anderen auf die mittleren freien Bänke. Am Altar zeigte ſich ein geiſtlicher Herr, den ich vom Fond der Kirche aus nicht genauer ſehen konnte. Er bekleidete ſich am Altare ſelbſt mit dem bereitliegenden Ornat, einer Albe mit weiten Puffärmeln und einer dunkelrothen Caſel. Zur Beicht und zum Abendmahl gingen etwa 30 oder 40 Leute. Die Ceremonien konnte ich nicht beobachten; aber die Herren und Damen kamen ohne ſonderliche Zeichen von Devotion aus dem Chor zurück. Nach einem langen Lied, das auf dem Chor geſungen ward, ſang der Officiant — wie man mir ſagte, der Stiftspropſt Rothe — auf däniſch das Dominus Vobiscum. Der Chor reſpondirte feierlich und würdig in harmoniſirtem Choral. Dann folgte Epiſtel und Evangelium, doch nach anderer Perikopen-Ordnung, als wir ſie haben. Die Leute laſen oder blätterten in ihren Büchern. Nach dem Altar ſchaute niemand hin. Als die Predigt anfangen ſollte, hatte ich keine Luſt mehr, länger zu bleiben. Es mochten um dieſe Zeit etwa 200 bis 300 Leute in der großen, weiten Kirche ſein, in der etliche Tauſend Platz haben könnten.

Die Haltung der Kirchgänger war durchweg ruhig, gemeſſen, ernſt, doch ohne ſichtliche Theilnahme an dem, was am Altare vorging. Jeder lieſt und lebt für ſich. Knieende Gruppen, wie in katholiſchen oder griechiſchen Kirchen, ſah man nicht. Die altkirchlichen Gewänder rufen wohl die Erinnerung an ein Prieſterthum wach; aber da man weiß, daß nicht mehr an ein Opfer geglaubt wird, ſo entbehren ſie ihrer großen ſymboliſchen Bedeutung. Gebete und Ceremonien ſind auf ein dürftiges, froſtiges Minimum herabgeſetzt, das — nur rein äſthetiſch betrachtet — wenig befriedigen kann. Wie bei den anderen Schattirungen des Proteſtantismus, iſt auch bei den Lutheranern Predigt und Lied der Kern des eigentlichen Gottesdienſtes. In ſich gekehrte, ernſtere Leute mögen dabei ihre Erbauung

finden; der weit größere Theil des Volkes wird durch denselben mehr ernüchtert als gehoben, und sieht sich darum mehr nach einer weltlichen Sonntagsfeier um.

Am Klampenborger Bahnhof war ein Gewühl, als ob die halbe Stadt davonlaufen wollte. Außer den gewöhnlichen Wagen waren viele mit zwei Etagen, die sich sehr drollig ausnehmen. Auch das reichte kaum aus. Familie drängte sich an Familie und dazwischen viel junges, munteres Volk, Commis, Arbeiter, Handwerker, Ladenjungfern, Studenten; alte Junggesellen und Bonvivants fehlten auch nicht. Alles sonntäglich angezogen, Kinder und Weiber nach und über Vermögen aufgeputzt, hatte der Schwarm ein gar fröhliches Ansehen. Es summte, plauderte und pisperte in den überfüllten Waggons wie in einem Bienenstock. Die Kinder waren schon am Schnabuliren, und Kisten, Kasten und Chatouillen hielten für das Picknick noch mehr und köstlichere Schätze bereit. Es ist in diesen Leuten nichts von jenem bösartigen, blasphemischen Geist, der in Frankreich gewaltsam die Sonntagsfeier bekämpft. Die meisten dieser Leute wollen nicht dem lieben Gott davonlaufen oder seinen Geboten den Krieg erklären; sie beten wohl noch und gehen auch noch ein bischen in die Kirche. Aber die Hauptsache ist ihnen, etwas auszuschnaufen von den Sorgen und Mühen der Woche, sich zu erholen und einen guten Tag zu gönnen: ein Zweck, der dem Sonntag seiner Einsetzung nach gar nicht abgesprochen werden kann. Nur müßte er eben bloß untergeordneter Zweck bleiben und die Religion die Hauptsache.

Ein kleiner Theil der Passagiere stieg schon in Charlottenlund aus, der größere fuhr weiter — so weit man kommen kann — bis Klampenborg. Wir schlossen uns den ersteren an, um über Mittag in Ordrupshøj zu bleiben. Nach Tisch ging ich dann in den Thiergarten, um das bunte Leben dort anzusehen, wie es in ähnlichem Umfang kaum eine größere Stadt aufzuweisen hat. Denn anderswo fluten die Leute nach verschiedenen Orten auseinander, hier trifft sich fast die ganze Stadt in einem großen gemeinsamen Erholungslocal im Freien.

Für das Local hatte in erster Linie der liebe Herrgott selbst gesorgt, indem er über das blaue Meer den fröhlichsten Sonntagshimmel ausspannte, die Sonne festlich darüber strahlen ließ und an dem von Schiffen belebten Strande einen Wald hinbreitete, der unter seinen Buchendomen nicht nur eine Stadt, sondern das Volk eines ganzen Landes beherbergen könnte. So viel herrliche Bäume, Baumgruppen, Alleen, Büsche, große und kleine Waldpartien habe ich noch selten beisammen gesehen. Die Buche herrscht vor; aber auch knorrige Eichen, die manches Menschenalter überdauert, breiten in das majestätische Laubzelt hinein ihre runenhaften Arme; junges Nadelholz wechselt da und dort mit dem üppigen Laubwald ab, und weite grüne Rasenplätze, Teiche, Weiher, hügelige Lichtungen, zierliche Waldpfade machen den Wald zum reizendsten Park. Menschliche Kunst und Sorge hat sich da mit der

freigebigen Fülle der Natur vereint, und der Grundherr des Parkes, der König, hält den Festsaal offen für jedermann, auch für den geringsten seiner Unterthanen. Auch das hat etwas entschieden gemüthlich Patriarchalisches. Die Rudel von Hirschen und Damhirschen, welche sonst den Busch bevölkern, ziehen sich am Sonntag wohl etwas ins innere Dickicht zurück, aber manche sind auch vorwitzig genug, sich an Sr. Majestät Unterthanen heranzuwagen, in ihrer Nähe zu grasen und wiederzukauen und ihren Tänzen und Spielen zuzusehen. Nächst Gott und dem König hat an der allgemeinen Volksfreude auch die Familienautorität ihren Theil. Denn Vater und Mutter bringen ihre ganze Kinderschaft in den herrlichen, grünen Saal und lassen sie da springen und spielen, essen und schlafen, sich tummeln und freuen den ganzen lieben Tag, und die Eltern freuen sich mit und ruhen aus von der Prosa und den Sorgen des Lebens.

Der Grundcharakter des Bildes, das sich jeden Sommersonntag in dem weiten Forste wiederholt, ist der eines ungeheuern Picknick, an dem Tausende, bis zu 30 und 40 Tausend sich betheiligen, jeder für sich und die Seinen, in höchster Gemüthlichkeit und Unbefangenheit, aber auch wieder mit feinem Wohlanstand und Rücksicht für andere, Geselligkeit suchend oder meidend, wie es jedem am besten behagt. Da waren Gruppen an einsameren Plätzchen nur zu behäbiger Ruhe ausgestreckt, da hatten sich andere auf einer kleinen Wiese zu Ringeltanz und Gesellschaftsspielen vereinigt; dort kochte eine Mama ihren zahlreichen Sprößlingen den längst ersehnten Kaffee, hier tummelte sich eine ganze Schaar Kinder unter Aufsicht von Mägden herum. Ganze Stadtnachbarschaften und Freundschaften fanden sich in fröhlichster Gruppirung beisammen, mehr einsiedlerische Familien richteten sich ihren isolirten Haushalt ein. Die einen spazierten und schlenderten im Wald herum, die anderen sonnten sich an einem Hügelabhang, wieder andere sangen und sprangen zu den Klängen einer Harmonika. Ueberaus anmuthig, an die alten Volksfeste erinnernd, waren die gemeinschaftlichen Tänze des jungen Volkes, in dessen rythmisch wogendem Ring bald eine einzelne Tänzerin oder ein Tänzer graciös durchzuschlüpfen versuchen mußte, bald ein munteres Paar den Reigen führte, bald durch Oeffnen und Schließen die artigsten Variationen entstanden. Schminke brauchte es nicht; denn die muntere Bewegung färbte die Wangen mit gesundem Roth und die frische Waldluft dämpfte es wieder.

Das allgemeine Picknick ist aber nur die eine Seite des Thiergartenlebens — der Park ist an diesem Tage zugleich auch ein ungeheurer Wirthshausgarten. Im Garten selbst, drum herum, besonders aber den Strand entlang, reiht sich eine Wirthschaft an die andere, vom vornehmen Café-Restaurant bis herab zur gewöhnlichen Schnapsbude und zum niedrigen Tingeltangel Die eleganten Gartenwirthschaften in Klampenborg und Charlottenlund, Fortunen und Skovshoved sind bis tief in die Nacht hinein mit Besuchern überflutet. Alle Gasthäuser sind angefüllt. Ueberall Concert im

Freien, Tanzmuſik, Spiel und Juchhe. Während Etatsräthe, Danebrogsritter und andere hohe Herren auf ihren Villen ſich ergehen, ergötzt ſich Mittelſtand und Volk in all den zahlloſen Wirthſchaften dazwiſchen. Den ganzen Tag, bis tief in die Nacht hinein, gehen die Züge hin und her, ſchwärmt es auf allen Wegen und Stegen, wehen fröhliche Flaggen und rauſcht luſtige Muſik dem Wanderer entgegen. Auch ein alter, ſteifer Philoſoph könnte da noch tanzluſtig werden.

Seinen Höhepunkt erreicht dieſes Vergnügungsleben auf dem ſogen. „Skovbakken" (Waldhügel), etwa eine Viertelſtunde Wegs von Klampenborg. Da iſt Kirmeß und Jahrmarkt den ganzen lieben Tag. Tauſende von Menſchen drängen ſich über den Hügelrücken hin, wo Bude an Bude ſteht, Bierbuden, Tanzbuden, Punſchbuden, Schnapsbuden, Schießſtände, Panoramen, Wachsfigurencabinete, Schaukeln, Carouſſels, alles in der drolligſten Abwechslung und erfindungsreichſten Verſchiedenheit. An ſchweren Ambоſſen, Gewichten und Maſchinen wurden „Kraftproeven" gemacht, eine amerikaniſche Brodfabrik leiſtete dem Erſchöpften neue Kräfte. In dem einen Schießſtand reichten Tirolerinnen das Gewehr, in dem andern Marketenderinnen; hier wurde auf Adler, Eulen, Spatzen, Schnepfen geſchoſſen, dort auf Türken, Indianer und Preußen. Auf den Zinnen des Morſkabs- oder Fröhlichkeitstheaters leiſteten ein weißer Bajazzo, ein franzöſiſcher Chevau-léger und eine dicke Köchin den drolligſten Ulk, um das Publicum anzulocken, während die Drehorgel unten ſpielte: „Mueß i denn, mueß i denn zum Städtle hinaus". Kaſperl, der Meiſter Jagel hieß, trieb es wie bei uns, prügelte ſchließlich alles todt, tanzte mit dem Sarg herum, heulte eine Todtenklage und fing dann von vorn an. Ein redneriſches Talent erſter Größe arbeitete auf der Tribüne des Tryllе- oder Zaubertheaters, in dem wahrſcheinlich Köpfe und Naſen abgeſchnitten, Uhren in Eier und Taſchentücher in Kohlköpfe verwandelt wurden. Rechts davon bunte Ratten aus Afrika, die kletterten, ſchaukelten, marſchirten, turnten und andere Kunſtſtücke verrichteten; Akrobaten liefen auf den Händen und hoben mit den Füßen Gewichte auf; ein armer Soldat verkaufte auf dem Bazar wohlriechende Eſſenzen. Ein elender Krüppel, der zufolge Inſchrift am 6. Juli 1849 im Kampfe fürs Vaterland den rechten Arm verloren, drehte mit dem linken unverdroſſen ſeine ſchrilldudelnde Orgel. Im Alhambra-Tanzſaal, einer gefälligen Rotunde, ſpielte ein artiges Orcheſter — links und rechts fiedelte und tanzte es in wenigſtens 20 anderen Buden. Das Tröſtlichſte für den armen durſtigen Erdenpilger verkündigte die Inſchrift:

Den koldeste Baier i hele Dyrehaven faaes for 10 øre.

(Den kälteſten „Bayer" im ganzen Thiergarten bekommt man für 10 Oere.)

Ich habe ihn getrunken, dieſen kälteſten Bayer. Er war nicht in Bayern gebraut; aber er war gut und verhinderte mich, in dem tollen Wirrwarr

müd zu werden. Denn es war noch vieles zu sehen, keine Sorte von Scherz, die da nicht getrieben wurde, und alles verlief dabei recht anständig, so daß kein vernünftiger Mensch sich daran stoßen konnte. Erst gegen Abend soll es auf dem Skovbakken nicht mehr geheuer sein.

Man sollte denken, die Herrlichkeiten des Dyrehaven würden selbst für eine Stadt wie Kopenhagen ausreichen. Aber das ist nicht der Fall. Während das bunte Leben auf den Skovbakken noch kaum den Zenith erreicht, geht im Tivoli schon vor halb sechs die allgemeine Heiterkeit in nicht geringerem Umfang los. Nur ist dort alles programmmäßig geregelt — und die künstlerische Anordnung soll sogar in ihrer Ganzheit alles übertreffen, was Wien und Paris in diesem Genre aufzuweisen hat. Also auf nach Tivoli!

Wir waren nicht allein. Ein fast ebenso großer Menschenschwarm, als uns am Morgen in den Thiergarten begleitet, fuhr wieder mit in die Stadt zurück. Wie in dem Garten selbst, so herrschte auch auf dem Zug nicht jene schreiende Lustigkeit, welche man z. B. in der Schweiz und in Süddeutschland trifft. Die Dänen behalten immer etwas Feines und Vornehmes, schreien nicht und sprechen nicht überlaut. Sie sind mehr stillvergnügt.

Der Tivoli-Garten, aus einem Stück der alten Befestigung hergestellt, ist nicht sehr groß, bietet aber in reizendster Abwechslung alles, was man an Volksunterhaltung wünschen kann, ja wohl auch noch etwas darüber.

Alles genau zu beschreiben, müßte man ein Hexenmeister sein. Schon der Eingang dem Café National gegenüber mit seinem zierlichen arabischen Hufeisenthor und phantastischen Kuppelthürmchen erweckt die Idee des Märchenhaften. Um hineinzukommen, muß man aber 50 Oere entrichten, so daß das ganz niedrige Publicum abgewehrt bleibt. Sonst trifft man drinnen alle Welt, von den Arbeitern hinauf bis zum Hofe; selbst Prinzen und König zeigen sich zuweilen da. Gleich in der Nähe des Eingangs stößt man auf ein kleines Theater in chinesischem Stil. Statt des Vorhangs steht ein riesiger Pfau vor der Bühne; wenn gespielt werden soll, klappt er sein Rad zusammen. Gold und bunte Farben sind nicht gespart. Ein herrlicher Schattengang führt zur Concerthalle, einem leichten geschmackvollen Bau — drum herum glasgedeckte Pavillons und Lauben. In der Concerthalle das gewählteste Orchester, immer von tüchtigen Kapellmeistern, mitunter von Berühmtheiten ersten Ranges geleitet. In dem prächtigen Restaurant daneben kann man zechen und prassen wie ein Prinz, mit feinster Bedienung. Ein armer Christ, wie ich, nimmt mit etwas Pilsener Bier vorlieb. Die alten Stadtgräben sind stellenweise zu artigen kleinen Seen umgestaltet, auf denen eine Menge Gondeln herumfliegen; das Ufer ist romantisch ausgeschmückt, mit Veranden, Einsiedeleien, Thürmchen und anderer Parkromantik. Unweit der Centralhalle ist ein großes Tanzlocal, wo von 7 Uhr bis Mitternacht musicirt und getanzt wird. Da drängte sich mehr das Volk hin, während die Ouverture zu Meyerbeers „Nordstern" im Concertsaal ein sehr feines und

vornehmes Auditorium vereinigte. Außerhalb des Saales ſpielte noch eine volle Kapelle auf einer Tribüne. Das Concert dauerte etwas über eine halbe Stunde, dann zerſtreute ſich das Publicum nach anderen Theilen des Gartens hin.

Ein dichter Menſchenknäuel drängte ſich um ein großes Carouſſel, das von Dampf getrieben eine Anzahl Schiffe im Kreiſe herumbewegte, „Själland“, „Jylland“, „Denmark“ u. ſ. w., alle von großen und kleinen Kindern gefüllt. Die Muſik beſorgte ebenfalls die Dampfkraft. Der Lärm, der hier waltete, wurde noch durch die ſeltſamen ruſſiſchen Berge vermehrt, auf deren Schienenwegen fortwährend Rollwagen von einem Thurm herunterdonnerten und mit der erworbenen Schnelligkeit auf der gegenüberliegenden Bahn faſt ebenſo hoch hinaufgetrieben wurden. Ein paar handfeſte Kerle packten die Paſſagiere beim einen Loch ein und ſtießen ſie hinab, ein paar andere empfingen den Wagen und riſſen ihn vollends unter Dach. Die meiſten Reiſenden machten verzweifelte Geſichter, verloren Mützen und Hüte und ſchrieen ſich Muth ein. Es war ein ſehr komiſcher Anblick. Als es dann allmählich zu dunkeln anfing, da gewann der Garten durch die Menge der Gasflammen in verſchiedenfarbigen Laternen und Glasglocken einen feenhaften Anblick. Die Volksmaſſe ſchien mit jeder Viertelſtunde zu wachſen. Wir konnten uns kaum einen guten Platz erobern, als ein ſehr feines Streichconcert begann, während der nahe Bazar in mauriſchem Stile von tauſend Gasflammen flimmerte. Als die däniſche Volkshymne geſungen war, drängte alles nach dem chineſiſchen Theater hin. Der Pfau ſchlug ſein Rad auf und ein meiſterlicher Bajazzo begann in drolliger Pantomime ſeines Amtes zu walten. Nach allem, was man in gelehrten Büchern über die Abſchaffung des Hanswurſts leſen muß, und von idealen Verdienſten und von moraliſcher Würde und von dramatiſcher Bedeutung, machte es mir eine königliche Freude, Hanswurſt wieder einmal vollſtändig am Leben zu treffen, wie er, obwohl von den gelehrten Kunſtrichtern gebrandmarkt, hingerichtet, begraben und aus der Welt geſchafft, durch unſterblichen Volkshumor alle Jahre neu auferſteht und allen Unſinn von neuem anfängt, mit dem er vordem Tauſende und Millionen von Menſchen hat lachen machen. Der geſunde Menſch vom Volk denkt da ganz anders als der Kunſtphiloſoph, der mit κάθαρσις τῶν παθημάτων will mores verbeſſern. Es will 'mal ordentlich gerührt ſein, dann aber auch wieder einmal lachen, daß es ſchallt. Mit geſpanntem Schweigen umdrängten Tauſende das kleine Theater, murmelten Beifall beim kleinſten Scherz; bei jedem gehörigen Spaß aber entlud ſich ein nicht endenwollender Freudenſturm. Alt und Jung lachte und ſchrie und klatſchte, und die freudeſtrahlenden Geſichter ſagten deutlich genug, daß ihnen Hanswurſt alle Grillen vertrieb und daß ſie ſich wirklich köſtlich unterhielten. Mir ging es auch ſo. Alle dramatiſche Analyſe ging mir verloren, als gleich in der erſten Scene ein fremder Reiſender an einem Hauſe ſchellte und

Hanswurst ihn nebst Gepäck zum Hause hinauswarf. „Das war gewiß sehr roh!“ würde die Gouvernante sagen. Aber wie der Hanswurst das prakticirte, war so unnennbar possirlich und pudelnärrisch, daß er mir sofort alle Höflichkeitsbedenken mit zum Hause hinauswarf. Nun kommt der Hausherr herbei, er kennt in dem Reisenden einen lieben alten Freund. Hanswurst wird ausgeschimpft, kriecht zu Kreuze und trägt unter zahllosen Bücklingen das Gepäck ins Haus, das er soeben hinausgeworfen, unter Purzelbäumen, versteht sich. Purzelbäume! Welche Trivialität! Und doch hat der Hanswurst Purzelbäume geschlagen, daß ein Misanthrop hätte mürbe werden müssen und mir vor Lachen fast Thränen kamen. Als Hanswurst vollends einem sentimentalen, romantischen Leiermann den Leierkasten abstahl und dieser sich urplötzlich in eine Höllenmaschine verwandelte, Schwärmer und Raketen daraus hervorprasselten, alle Schauspieler wie todt auf der Bühne hinstürzten und dann allgemach wieder aufkrabbelten, da wollte der Heiterkeit kein Ende mehr werden.

„Letzte Wiederholung des Grundlovs- (Verfassungs-) Festes. Der Bazar wird illuminirt. Illumination im Garten, der Alleen, der Gebäude, Boschettos mit Gas und bengalischen Flammen.“ So hieß es im Programm, und so fing es denn plötzlich an, um alle Gartenbeete und oben an allen Thürmen und Thürmchen, zwischen dem kleinen Wäldchen und hinab an allen Wegen und Alleen zu leuchten und zu flimmern in magischer Pracht. Alle die phantastischen kleinen Theater und Lustschlößchen zeichneten sich in Feuerlinien, und von Zeit zu Zeit flammte der ganze Garten weiß, grün, roth; Raketen schossen in den dunkeln Himmel empor, Sternchen rieselten herunter, Sonnen rauschten prasselnd unten herum, und riesige Feuercascaden ergossen sich in den Zaubergarten. Es war ein glänzender Schluß und schien mir eher herabgedrückt als gehoben zu werden dadurch, daß während der letzten Feuereffecte ein Akrobat auf seinem Seil zu schwindelnder Höhe emporturnte, dort aus seinem Munde einen Strick herunterließ, an welchem dann ein anderer solcher Künstler zu ihm hinaufkrabbelte. Als sie indessen zusammen am Seil heruntergeschossen, erscholl ein tausendstimmiger Jubelruf, dröhnend wie Meeresrauschen. Jetzt erst flutete die Menge langsam zum Garten hinaus auf die Versterbrogade und von da in die Stadt.

Soweit ich beurtheilen kann, erschöpft das Menu von Tivoli wirklich in hohem Grade alle Arten von Volksbelustigung, und in den Gartenanlagen wird der äußere Anstand so weit gewahrt, daß ein vernünftiger Mensch sich nicht gerade leicht stoßen kann. Wenn indes das ganze Institut feierlich hochgepriesen wird, weil es der Winkelkneiperei in der Stadt ein Ende gemacht hätte, so ist zu erinnern, daß die Stadt doch noch voll Wirthshäuser und Pinten steckt. In Theater und Circus werden Vorstellungen gegeben, die sich schon im Programm als unanständig und unmoralisch ankündigen. Die Tanzerei den ganzen Abend bis fast Mitternacht kann auf

die Volksmoral auch nicht eben günstig einwirken. Im ganzen aber herrscht eine so hochgeschraubte Genußsucht, daß eine daran gewöhnte Jugend den Himmel nothwendig vergessen, hier auf Erden aber unersättlich werden muß. Ich bin kein Jeremias, habe mich an manchem harmlosen Humor fröhlich miterheitert; aber alles in allem läßt sich von solch einem Sonntag kaum singen:

Das ist der Tag des Herrn.

Hält man das ganze Treiben aber mit anderen großstädtischen Erscheinungen zusammen, dann trüben sich nothwendig all' die flimmernden Lichter, die rauschende Musik verliert ihren Zauber, und man könnte herzlich traurig werden über das Elend, das dieser künstliche Faschingsjubel wohl momentan übertäuben, aber weder heilen noch lindern kann. Wie ein Aschenbrödel ist die Religion vom Ehrenplatz des Lebens in den Winkel zurückgedrängt; an ihrer Stelle herrschen die heidnischen Götter des irdischen Genusses, die weder in guten Tagen ungetrübte Freude zu bieten vermögen, noch in schlimmen Muth, Geduld und Trost. Zwischen all der leichtlebigen Lustigkeit schleicht aber die Sünde herum, häusliches Elend, persönlicher Jammer, Immoralität in allen Gestalten — und Bankerott und Selbstmord ist nicht selten das Schlußstück, welches, auf dem Programm nicht vorgesehen, das bunte Jahrmarktstreiben endigt.

11. Juni.

Heute besuchte ich den Nachfolger des hl. Ansgar, den Apostolischen Präfecten, Msgr. Grüder. Er wohnt in einer sehr anspruchslosen Behausung hinter der katholischen St.-Ansgar-Kirche, mit einigen anderen Priestern zusammen, ein ernster, stiller Mann von mittlerer Statur, die Liebe und Bescheidenheit selbst. Er hat quasi-bischöfliche Jurisdiction über das ganze Königreich Dänemark und dessen Kolonien (mit Ausnahme der westindischen), nämlich Island, Grönland und die Faröer. Die Propaganda in Rom hat schon ernstlich daran gedacht, ihm vom Papste die bischöfliche Würde zu erlangen; allein er hat in seiner Demuth alles aufgeboten, einer solchen Ehre zu entgehen.

Als er 1851 als junger Priester von 23 Jahren nach Dänemark kam, waren außer ihm in dem ganzen Königreich nur zwei andere Priester, von denen der eine eine kleine Gemeinde in Fridericia (Jütland) leitete, der andere, Pastor (später Pater) Zurstraßen, mit ihm die Sorge für die Station in Kopenhagen übernahm. Diese war sehr klein; die katholische Elementarschule wurde von etwa 30, meist armen Kindern besucht; die Missionäre mußten selbst erst dänisch lernen; katholische Bücher gab es in dänischer Sprache nicht, nicht einmal ein Schul- oder Gebetbuch, nur einen kleinen Katechismus. Die beiden wackeren Pioniere, Msgr. Grüder und P. Zurstraßen, unternahmen es indes mit großem Muthe, die kleinen Anfänge katholischen Lebens in der volkreichen protestantischen Königsstadt zu erhalten und zu fördern,

und ihr unverdrossener Opfermuth ist heute wenigstens insoweit gekrönt, daß Dänemark eine eigene Apostolische Präfectur mit 28 Priestern und — außer Kopenhagen — noch sieben Missionsstationen bildet. Kopenhagen selbst besitzt jetzt außer der St.-Ansgar-Kirche sechs öffentliche Kapellen; die Katholiken mögen gegen 2100 (auf 250000 Einwohner allerdings noch eine kleine Zahl) betragen; statt einer Schule sind vier vorhanden, und der unermüdliche Fleiß der Missionspriester hat in einer Series von etwa 30 Bänden bereits den Anfang einer kleinen katholischen Literatur ins Leben gerufen. Das war keine leichte Arbeit! Die Seelsorge ist sehr dadurch erschwert, daß die Katholiken in der großen Stadt ungemein weit auseinander wohnen und gewöhnlich in einer Umgebung, welche das religiöse Leben nichts weniger als begünstigt; in Bezug auf ihre Sprache aber sind die Dänen überaus heikel und empfindlich und stellen an den Prediger wie an den Schriftsteller Forderungen, die nur ein talentvoller und ebenso fleißiger Kenner ihrer Sprache zu befriedigen im Stande ist. Ein sehr praktischer Gedanke war es deshalb, zunächst ein katholisches Kirchenblatt (Kirketidende) ins Leben zu rufen und diesem dann nach und nach in bogenweisen Lieferungen Bearbeitungen oder Uebersetzungen guter katholischer Schriften und endlich auch selbständige Werke beizugeben. So ist jene kleine katholische Volksbibliothek entstanden, welche beständig noch weiter anwächst und allen Ständen gute Lectüre in treffender Auswahl und schöner Form darbietet. Eben erschien eine Uebersetzung des Lebens der heiligen Dienstmagd Zita, das die Gräfin Ida Hahn-Hahn geschrieben hat. Eine populäre Geschichte Dänemarks war in Vorbereitung. Der Priester, der sich dieser Arbeit widmete, ist ein sehr begabter dänischer Convertit.

Wie anderswo, ist der Protestantismus, dogmatisch betrachtet, auch in Dänemark keine große Macht mehr. Unter den Predigern selbst herrscht so viel Unglaube und Rationalismus, daß nur sehr beschränkte Geister sie blindgläubig als Repräsentanten eines einheitlichen und abgeschlossenen, zuverlässigen und göttlich beglaubigten Lehrsystems betrachten und verehren können. Der dänische Philosoph Kirkegaard hat sie in seinen polemischen Schriften mit einem solchen Hagel vernichtender Argumentation, zermalmender Satire und schneidender Ironie überschüttet, daß man kaum begreift, wie ein Prediger sich noch in seiner feierlichen Amtstracht vor einem Volke zeigen mochte, das solche Schriften las. An ätzender Schärfe überbietet er alles, was der keineswegs zarte Lessing über das Haupt des Pastors Götze ergossen hat. Und doch, das Volk unterhielt sich ganz gemüthlich an Kirkegaards Schriften, begeisterte sich ebenso gemüthlich für die protestantische National-Romantik, welche der enthusiastische Dichter, Theolog, Allerweltsschriftsteller und Titularbischof Grundtvig in seinen zahllosen Schriften entwickelte — und ging ebenso gemüthlich weiter in die Vorträge jener Prediger, die Kirkegaard ohne alle Umschweife, in allen nur erdenklichen Tonarten, Modulationen und Varia-

tionen als „Heuchler“ gebrandmarkt hatte. Dazu aß es zahlloſe Butterbrode, ging fleißig in Theater und Concert, amüſirte ſich, ſo gut es hier auf Erden geht, und freute ſich an allem Neuen, was der Tag brachte. Biſchof Martenſen, der in manchen Stücken, wie in der Lehre vom Fegfeuer, katholiſirte, fand ſeine Andächtigen — und der radicale Georg Brandes, der offen den Atheismus predigte, fand auch ſeine Andächtigen. Die große Maſſe des Volkes aber hält ſich fröhlich leichtlebig in der Mitte, behält etwas proteſtantiſches Formelweſen als „Religion“ für den Sonntag, für Hochzeiten, Geburten und Beerdigungen bei und lebt im übrigen nach den Anſchauungen und Forderungen der ſogen. „reinen Menſchlichkeit“, jeder nach ſeiner Façon, wie der große Fritz ſagt, von einer Art Orthodoxie herab bis zu vollſtändigem Atheismus und Nihilismus.

In dieſer frivolen Leichtlebigkeit, welche dem Katholicismus ſelten ſchroff geharniſcht gegenübertritt, wohl aber ihn als „trauriges, lebensfeindliches Mönchsthum“ verachtet, liegt die große Schwierigkeit der däniſchen Miſſion. Auch an den Katholiken tritt natürlich die Verſuchung heran, ſo luſtig in den Tag hineinzuleben. Der Proteſtant aber kommt im bunten Taumel von Geſchäften und Vergnügungen kaum je zu den ernſten Fragen: Gibt es hier auf Erden eine übernatürliche Gottesordnung? — Wo iſt ſie verkörpert? — Muß ich mich ihr unterwerfen, wenn ich ewig ſelig werden will?

2. Von Kopenhagen nach Thorshavn.

Mit Vorbereitungen zur Reise, Studium des Dänischen, Besichtigung der Merkwürdigkeiten und einigen Ausflügen strichen die wenigen Tage meines Aufenthalts in Kopenhagen rasch vorüber.

An Kirchen ist die dänische Königsstadt nicht sehr reich, desto reicher aber an Palästen, wissenschaftlichen Instituten und Kunstsammlungen, an charitativen Anstalten und gemeinnützigen Einrichtungen. Die Anzahl von Stiftungen für Universität, Schulen und Spitäler ist geradezu eine erstaunliche; das religiöse Gefühl, das direct für gottesdienstliche Zwecke wenig Gelegenheit zur Bethätigung findet, scheint sich auf diese Weise zu Gunsten des Mitmenschen und zur Hebung der Bildung Luft machen zu wollen. Etwas Freimaurerei wirkt wohl auch mit dabei. Denn das ist ja gerade das Charakteristische der Freimaurerei, alles Sinnen und Denken, alle Thätigkeit und allen Opfersinn von dem Göttlichen auf das Menschliche hinzulenken und schließlich den Menschen selbst zum Gott zu machen, der keines anderweitigen höhern Wesens bedarf.

Die „Freimaurerloge", an der Klaerkegaden in der Nähe der Marmorkirche und im Diplomatenviertel gelegen, ist ein ziemlich umfangreicher Palast, der einen Flächenraum von etwa 6000 □Ellen bedeckt. Die Façade ist 136 Ellen (85 m) lang. Der Festsaal ist auf 40 Ellen Länge 20 Ellen breit. Der Bau wurde im Mai 1867 begonnen, am 6. October 1868, dem Geburtstag des vorigen Königs Friedrich VII., feierlich eingeweiht. Dieser König war ein sehr eifriger Freimaurer, was aber dem Lande sehr wenig half, da bald nach seinem Tode (15. November 1863) die deutschen Brüder das humane Verlangen trugen, die drei Herzogthümer Holstein, Lauenburg und Schleswig inniger mit Preußen verknüpft zu sehen. Außer in Kopenhagen bestehen jetzt Logen in Nykjöbing, Odense, Helsingör, Aarhus und Aalborg. Juden werden in die dänischen Logen nicht aufgenommen, sondern dürfen, soferne sie auswärtigen Logen angehören, nur als „Gäste" die Versammlungen besuchen. Gegenwärtiger Großmeister ist der Kronprinz Friedrich.

Die merkwürdigste und eigenartigste Sammlung Kopenhagens ist das Thorwaldsen-Museum. Diesem großen Bildhauer ist nämlich eine Ehre widerfahren, die sonst wohl kaum noch einem Künstler zu theil geworden ist: daß man nämlich seine sämmtlichen Werke, und zwar in strenger

Verhältnissen, so seine Stellung vorzeige. Also handelt es sich in der Hauptsache, um die Frage zu lösen, was ist Er — wo kann man ihn einreihen? Ist er Diplomat, Gelehrter, Künstler, Soldat? Ist er Beau Sabreur — vielleicht in Russischen Diensten?

Ich will vorläufig, mit der Einreihung des Herrn, unentschieden bleiben, und mich nur mit seinem Bildnisse befassen, welches mir gestattet hat, es in verschiedenen Orten von Schloss Dresden aus mit Herrn Wiedemann aufgestellt bereits sah? Im deutschen Reiche und Preussen, wo Er sich, wie ich aus Gesprächen entnehmen konnte, bald diese Tell, bald die Gesellschaft jenseits besuchte, Nauheim, I.

Bergbau von Kapitänleutnant Alexander de Kamptzpergen.

Nauheim, 1. Lieferung I. von Nauheim, von Herrn Alexander Wilh. von Kamptz Wilh. von Kamptzpergen, Kapitänleutnant zur Marine, Ritter des Eisernen Kreuzes, Ritter des Ordens Pour le Mérite, Ritter des Ordens Wasa, Ritter des Ordens Stanislaus, Ritter des Ordens Wladimir, Ritter des Ordens Anna, Ritter des Ordens Leopold, Ritter des Ordens Karl Friedrich, Ritter des Ordens Heinrich des Löwen, Ritter des Ordens Albrecht, in der Kaiserwürde von Russland, Ritter des Ordens Wilhelm des Tapferen, Ritter des Ordens Karl Friedrich, Ritter des Ordens Heinrich des Löwen, Ritter des Ordens Albrecht, in der Kaiserwürde von Russland, in Gemeinschaft mit Herrn Wiedemann, in Gemeinschaft mit Herrn Wiedemann, in Gemeinschaft mit Herrn Wiedemann

Löwe, in Stuttgart sein Schiller, in Mainz sein Gutenberg, auf der Insel Zante sein Sir Thomas Maitland. Erhabene Reliefs von ihm schmückten einst das Schloß von Christiansborgslot. Sein Alexanderzug ziert den Quirinalpalast zu Rom, sein Grabmonument Pius' VII. die Peterskirche. All diese Meisterwerke aber sind in Modellen und Abgüssen hier vereint und legen Zeugniß ab von einem Fleiß und einer genialen Fruchtbarkeit, die jeden mit Bewunderung erfüllen muß.

Die großartige Sammlung ist aber nicht nur die schönste Ruhmeshalle nordischer Kunst, sie ist auch ein Denkmal des welthistorischen Einflusses, welchen das Kunstpatronat der Päpste, bis herab auf unsere Tage, auf die bildenden Künste ausgeübt hat. Nicht umsonst begrüßt uns das gigantische Grabdenkmal Pius' VII. schon in der Eingangshalle. Weder Island noch Kopenhagen ist die eigentliche Künstlerheimat Thorwaldsens gewesen. Diese war das Rom der Päpste. Dahin ist er schon als Jüngling von 26 Jahren gepilgert; da hat er über 45 Jahre, nahezu sein ganzes Leben zugebracht. Pius VII. selbst hat ihn der Ehre eines Besuches gewürdigt; Consalvi nahm sich als freigebiger Mäcen seiner an; in den Kunstwerken und Sammlungen der ewigen Stadt fand er die leuchtenden Vorbilder, an denen er zum Meister ward; in der Künstlerfreiheit der römischen Kreise fand er all jene Anregung, Ermunterung, Freudigkeit, deren er zu seinem Wirken bedurfte, und zugleich die Bekanntschaft der ganzen civilisirten Welt. Zu mehr als einem Meisterwerk hat der feinsinnige Humanismus seiner gelehrten italienischen Freunde Anlaß und Antrieb gegeben.

So hatte z. B. der Dichter Angelo Maria Ricci eine Anzahl griechischer Fragmente gesammelt, die noch nicht in der Anthologia Graeca standen, und forderte die Künstler auf, sie bildlich darzustellen, indem er selbst ihren Inhalt in folgenden Versen zusammenstellte:

Giove detta le leggi, Amor le scrive,
Amor dispiega in mezzo al mar le vele,
Amor da selce trae scintille vive,
Amor careggia il cagnolin fedele,
Amor tesse una rete a cor gentile,
Di vaghe conche Amor si fa monile.

Zeus gibt, doch Amor schreibt der Satzung Regel,
Amor entfaltet frei im Meer die Segel,
Amor lockt Funken aus dem harten Steine,
Amor liebkost sein Hündlein traut, das kleine,
Amor den Herzen holde Netze strickt,
Mit feiner Muschelzier Amor sich schmückt.

Aus diesen leichten spielerischen Andeutungen und ähnlichen Stellen Anakreons gestaltete sich unter Thorwaldsens Meisterhand jene Reihe von Reliefs, in welcher das Walten und Treiben des Liebesgottes in neckischer und doch zugleich in so poesievoller Weise geschildert wird. Hier liebkost er

sein Hündchen, dort reiht er sich zierliche Muscheln zum Schmucke; hier reitet er auf dem Schwane daher, dort lockt er Blumen aus starrem Gefilde; hier fleht er Jupiter an, die Rose zur Königin der Blumen zu ernennen, dort strickt er schlau lächelnd seine Netze zum Fange. Pluto's Cerberus, Neptuns Delphin, Hercules' Löwe, ja Jupiters Adler selbst müssen den Kleinen, wenn auch widerwillig, als Herrscher tragen: Omnia vincit amor, der kleine Gott führt die Weltherrschaft! Tiefsinnig bringt der Künstler dann dieses Walten wiederum mit den Lebensaltern in Berührung, wie Amor als Kind mit Blumen spielt, wie er freundlich Jungfrau und Jüngling zusammenführt, wie er, zur schweren Last geworden, den sorgenvollen Mann daniederbeugt, wie der Greis fruchtlos sehnend dem entschwebenden Flügelkinde nachschaut. In all diesen bezaubernden Bildern waltet dieselbe gedankenvolle Huld, wie in den bekannten Reliefs des Tages und der Nacht. Die Fortführung der Briseis, Achilles und Patroklus, vor allem aber der um Hektors Leiche flehende Priamus, Hektors Abschied von Andromache wird keinen Freund des guten alten Homer ungerührt lassen, von den gefeierten Statuen des Jason, des Vulkan, des Mercur, des Ganymed mit Jupiters Adler nicht zu reden.

Es ist hier nicht der Ort, uns über die Berechtigung mythologischer Sculpturen und deren Grenzen auszulassen. Die Verschiedenheit der Völker, Zeiten und Sitten erlaubt nicht, einen ganz allgemeinen Maßstab anzulegen. Im ganzen hat Thorwaldsen mehr als Canova und die meisten neueren Bildhauer nach der ernsten Idealität der Alten gestrebt. Ein reifer, humanistisch gebildeter Geist wird aus der Fülle seiner Bildwerke einen ähnlichen Genuß schöpfen, wie aus den poetischen Mythen der antiken Literatur selbst. Möge es darum niemand verdrießen, wenn der an sich düstere Bau im ägyptischen Tempelstil einen sehr freundlichen Eindruck auf mich machte, ja mit all seinen Kunstschätzen mir fast wie ein Gruß aus dem sonnigen Italien erschien:

Ist ein Grabmonument dies Haus, ein Tempel des Pluto? —
Aber Victoria führt oben ihr fröhlich Gespann.
Wohnen die Götter noch hier der kunstbeflissenen Griechen?
Aber am hohen Portal grüßet uns segnend der Papst!
Aus dem Reiche war er, der Römer, längst doch vertrieben,
Seit Pommeranus, der Freund Luthers, hier pflanzte das Wort!
Ja, vor dem zürnenden Wort entwichen auch trauernd die Künste,
Zogen vom hadernden Nord wieder zum gastlichen Süd.
Mit den Heiligen floh'n auch die Zaubergestalten der Sage,
Ließen dem Plünderer nur starrende Wände zurück.
Aber nicht sättigt das Wort, das stets nur verneinte und strafte,
Wahrheit und Schönheit vom Quell ewiger Liebe getrennt.
Sehnsucht faßte den Geist des wackern nordischen Meisters
Nach der entflohenen Kunst. Sieh! und er pilgert nach Rom!
Freudig fand er sie da, beschirmt von dem Hirten der Völker,
Dem der Prediger stets wie den Dämonen geflucht.

Der Götter Fahrt von der Tiber zum Sund.

Frühling seliger Pracht umblühte das schreckliche Babel,
Mehr Jerusalem glich's oder dem lichten Athen.
Künstler und Dichter umgaben den milden Fürsten des Friedens,
Schaffend in liebendem Fleiß, mit den Geschenken der Huld.
Keiner opferte da den längst überwundenen Göttern,
Aber sie dienten dem Kreuz lieblich als Siegestrophä'n,
Schmückten mit classischer Pracht der Vorzeit herrliche Trümmer,
Schmückten Fontäne und Platz, Säle und Thor und Palast.
Neptun führte im Schwall der sprudelnden Wogen den Dreizack,
Nymphen fingen den Strahl spielend in Muschel und Hand.
Faune neckten den Blick im wallenden Grüne der Gärten,
Mitten im Rosengebüsch Eros, das schelmische Kind.
Majestätisch empor zog an der ragenden Säule
Trajan, mit ihm die Welt, die er im Kampfe bezwang;
Titus lebte noch hier, und Constantin, der Gewalt'ge,
Lenkte zum riesigen Bau freundlich des Wanderers Schritt.
Nimmer erstarb hier die Kunst. Voll Jubel schaut sie des Nordens
Schönheitsdürstender Sohn und es entzückt sich sein Herz.
Neu belebt sich der Stein mit unverwelklicher Anmuth
Unter der meißelnden Hand selig begeistertem Schlag.
Nimmer ermüdet' der Fleiß des Meisters. Vom Ufer der Tiber
Zogen in Schaaren dahin liebliche Bilder zum Sund,
Einend in holder Gestalt die Träume des dunkelnden Nordens
Und der südlichen Welt schimmernde, sonnige Pracht.
Römer wurde er selbst, und erst, als erschlafften die Sehnen,
Folgt' er dem neuen Olymp selber zum heimischen Strand.
Doch er kam nicht allein, er brachte auch dankbar den Papst mit,
Der in der ewigen Stadt väterlich seiner gedacht.
Mild nun thront er am Thor, der Greis, der heilige Dulder,
Der von des Corsen Gewalt flehend errettet die Welt,
Segnet die Stadt und den Port und die reichbefrachteten Schiffe,
Wenn zu der Insel sie zieh'n, welcher der Bildner entstammt;
Segnet Absalons Burg und Thorlaks heilige Grabstatt
Fern am Heklagebirg; segnet auch liebend die Kunst,
Daß, was Hehres sie schuf, nicht diene dem flüchtigen Reize,
Sondern den strebenden Geist führe zum Schöpfer empor!

Besuche machte ich nur einige wenige, soweit sie für meine Reise nöthig waren. Der französische Gesandte, Graf de Croy-Chanel, den ich um eine Empfehlung an den Consul in Reykjavik anging, empfing mich sehr zuvorkommend und erleichterte mir die erste diplomatische Visite, die ich je in meinem Leben abzustatten hatte, durch zutrauliche Gemüthlichkeit. Um mir zu zeigen, wie man in Island über die Flüsse reitet, zog er seine beiden Beine wie ein Türke auf das Sopha hinauf, so daß die Deutlichkeit der Darstellung nichts zu wünschen übrig ließ. Nur erschien mir die Aufgabe immer schwieriger, sich so vor dem Wasser zu schirmen, daß man, mehr kauernd als sitzend, noch fest auf dem Pferde bleibt.

Nachdem ich nun einmal in die höheren Regionen des Lebens gerathen war, besuchte ich auch den katholischen Grafen Holstein-Ledreborg, einen der tüchtigsten Redner des dänischen Reichstags. Er gehört einer der ersten Familien des Landes an, ist aber als Convertit den Protestanten überhaupt keine persona grata, als gewandter Führer der Opposition den Ministern ein unliebsamer Gegner. Da die Venstre (Linke) aus sehr verschiedenartigen, zum Theil sehr radicalen und religionslosen Elementen besteht, ist seine politische Stellung oft eine äußerst schwierige und unangenehme. Seine Abkunft würde ihn zu den ersten Stellen bei Hofe berechtigen, Talent und Wissen zu einem Ministerportefeuille; allein seine im Grunde conservativen Bemühungen, den Bauernstand, die ländliche Bevölkerung, den eigentlichen Kern des dänischen Volkes, politisch und wirthschaftlich zu heben, verhalten sich zu der trägen, sesselbequemen Wirthschaftspolitik der Regierung oppositionell, und die radicalen Führer des Volkes wollen in demokratisirender Richtung viel weiter gehen, als ein der Monarchie wie dem Volke treu ergebener, weiser Staatsmann es thun kann. Als Führer einer katholischen Volkspartei könnte er die segensreichste Wirksamkeit entfalten; aber als Katholik steht er nicht nur vereinzelt in der Kammer da, sondern ist fast überhaupt der einzige hervorragende Katholik im Lande.

Abends — es war ein ganz politischer Tag — hatte ich die Freude, in Ordrupshøj sechs Mitglieder der deutschen Centrumspartei zu treffen, welche sich durch einen kleinen Ausflug nach Dänemark von den Drangsalen der langen Berliner Session erholen wollten. „Warum," das war die einzige melancholisch-politische Frage, welche sich diesen Herren bei der Besichtigung des kleinen Collegiums aufdrängte, „warum müssen diese deutschen Ordensleute und Lehrer, aus der Heimat verbannt, mühsam im fremden Lande unter Protestanten wirken, während in Deutschland Noth an katholischen Schulen, Instituten und Lehrkräften ist?"

Andererseits freuten wir uns zusammen, daß die Dänen noch keine Culturpauker sind, sondern auch den Katholiken Licht, Luft und Freiheit gönnen.

Von den vielen Gelehrten der dänischen Hauptstadt lernte ich niemanden kennen außer den Dichter und Literaturhistoriker Gisli Brynjúlfsson, Professor der isländischen Literatur an der Universität. Ich fand an ihm nicht nur einen vorzüglichen Kenner der Geschichte und Poesie seines eigenen Landes, sondern auch einen in älteren und neueren Literaturen trefflich bewanderten und ebenso freundlichen und liebenswürdigen Mann. Er nahm mich aufs liebreichste auf, gab mir auf meine Fragen gütige Auskunft und gewährte dem in Island völlig Unbekannten sogar die zuvorkommendste Empfehlung an seine Freunde. Sein Name gewöhnte mich zuerst an die schöne patriarchalische Art der isländischen Namengebung, daß jeder nämlich seines Vaters Taufnamen dem eigenen beifügt. Seine gewinnende Herzlichkeit aber nahm mich schon von vornherein für seine Heimat und seine Landsleute ein.

Da ich mein Lebtag noch nie auf einem Pferde gewesen war, so gehörte es zu den unerläßlichen Vorbereitungen der Reise, auch, ich will nicht sagen, reiten zu lernen, aber mich wenigstens daran zu gewöhnen, in irgend einer Weise auf einem gutgearteten Thiere sitzen zu bleiben. Es kam mir unendlich drollig, andererseits aber auch wahrhaft beschämend vor, nach entsetzlich langen Jahren von Studium und Bildung nicht einmal das zu können, was ein jeder Bauernjunge kann und was eigentlich jeder Mann loshaben müßte. Da redet und philosophirt man davon, daß der Mensch der Herr der Schöpfung sei, und der „Herr der Schöpfung" weiß nicht einmal mit dem gewöhnlichsten Hausthier umzugehen! Ist das nicht ein Schimpf? Wäre es nicht besser, so philosophirte ich in diesem schwierigen Augenblick, wenn, statt des langweiligen Kunstturnens, jeder Knabe ordentlich reiten, schwimmen, fechten, schießen lernen müßte? Es würden ganz andere Charaktere herauskommen, als bei dem ewigen Analysiren, Disputiren, Aufsatzschreiben, Zeichnen und Musiciren! Hunderte von gelehrten und ungelehrten Schrullen, an denen jetzt die Menschheit krankt, würden ihr erspart bleiben, wenn die Erziehung für Leib und Seele natürlicher, kräftiger, männlicher wäre. Wie alle Ketzereien, haben auch diejenigen Rousseau's ein Körnlein Wahrheit in sich, und ich hätte gern von meinen vielen Schuljahren eines zurückgenommen, um es, statt auf der Schulbank, zu Pferde zuzubringen. Weil sich aber die Vergangenheit nicht wieder einfangen läßt, so that ich wenigstens jetzt — in meinen alten Tagen — mein Bestes, um vom Schritt zum Trab und vom Trab zum Galopp voranzukommen und, so gut thunlich, aller komischen Schwierigkeiten ungeachtet, noch ein Reitersmann zu werden. Den nöthigsten Unterricht in der ritterlichen Kunst ertheilte mir ein Nachkomme eines der berühmtesten Rittergeschlechter Deutschlands, der junge Graf Max Waldburg zu Wolfegg, der in den letzten Jahren Zögling des Collegs in Ordrupshøj gewesen war und nun auf dem Punkte stand, dasselbe zu verlassen. Zu meiner großen Freude hatte er von den Seinigen Erlaubniß erhalten, sich unserer Islandsfahrt anzuschließen, so daß wir nun ein wohlorganisirtes Trio bildeten: ein Graf, ein Baron und ein schlichtes Bürgerskind. — Auch ich wurde übrigens infolge so guter Gesellschaft zeitweilig in den Adelstand erhoben. Wenigstens kündigte die „Nationaltidende" am Tage unserer Abreise an, daß „drei römische Priester von adeliger Herkunft" mit dem Postschiff nach Island gingen. Wahrscheinlich sollte das eine Warnung für die Isländer sein. Wir erfuhren die drohende Nachricht erst in Edinburgh und hatten nicht wenig Spaß, der eine sich in den Priesterstand, der andere sich in den Adelstand erhoben zu sehen.

16. Juni.

Der ersehnte und gefürchtete Tag, da wir die lange Seereise antreten sollten, brach endlich an. Es war der 16. Juni, für uns Familienfesttag, nämlich das Fest des hl. Franz Regis, der bekanntlich ein Freund armer

Felſenbewohner und ein wackerer Wandersmann und Bergſteiger geweſen iſt. Ich empfahl ihm unſere Seefahrt und weitere Wanderſchaft, Island und ſeine Bewohner von Herzen und machte mich dann bereit. Draußen war es durchaus nicht feſttäglich. In klatſchendem Regen fuhren wir an den Hafen, wo unſer Schiff bereit ſtand. Dasſelbe hieß „Romny" — wie man mir ſagte, zu Ehren einer Stadt in Südrußland. Es ſchien mir kaum größer als die Paſſagierdampfer auf dem Bodenſee, auf denen ich als Student ſo oft gefahren. Es war ſchon ſtark befrachtet, aber der Schiffsraum doch noch nicht gefüllt. Immer kreiſchte der Schiffskrahn von neuem und raſſelten die Ketten und ſchrieen die Matroſen, um noch eine Kiſte und noch einen Ballen und wieder eine Kiſte, nein, ganze Haufen von Ballen und Kiſten in den gähnenden Schiffsraum herabzulaſſen. Um den Regen kümmerten ſich die in Wachstuch gekleideten Matroſen nicht im mindeſten. Sie ließen das Himmelswaſſer, ſo wie's kam, von ihrem Sturmhütlein in den Bart und auf den Rücken niederrieſeln und gaben auf nichts Acht, als jeder auf ſeine Verrichtung. Auf dem Schiff und um das Schiff war ein furchtbares Gedränge. Hunderte von Leuten ſtanden am Ufer herum oder rannten zu unſerm oder anderen Schiffen. Der Steward wies uns unſere Cabinen an, trotz früher Meldung nicht von den beſſeren. Nachdem dieſe wenigſtens geſichert, konnten wir der Verſuchung nicht widerſtehen, uns noch ſo lange als möglich an dem Anblick von Kopenhagen zu erfreuen, und halfen in unſern Regenmänteln das Gedränge vermehren, das auf Deck war. Sehr freudig überraſcht waren wir, unter den Beſuchern, die ſich noch auf das Schiff drängten, den hochwürdigſten Herrn Apoſtoliſchen Präfecten zu treffen, den das ſchlechte Wetter nicht abhielt, uns ein letztes Lebewohl zu ſagen und uns ſeines Segens und ſeiner Gebete zu verſichern. Endlich erſcholl das dritte Zeichen, und das Schiff ward flott. Abſchiedsrufe, Wehen von Taſchentüchern und Hutſchwenken und andere Grüße verfolgten noch lange die Paſſagiere, von denen viele, namentlich die Frauen, dieſelben unermüdlich erwiederten. Ueber dem langen Hafenquai ſtieg bald die Kuppel der Marmorkirche empor, dann die ferneren Thürme und hinaus ging's auf den Sund.

Der „Romny" war für bloß 8 bis 10 Tage ein erträgliches, aber doch enges Haus. Es gehört der „Vereinigten Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft" (Forenede Dampskib Selskab), die nach einem im Salon befindlichen Programm mit etwa 70 Dampfern Sund und Belt, Nord- und Oſtſee, wohl auch fernere Meere befährt. Ein anſtändiges Kapital! Man hätte nun allenfalls auf dem „Romny" noch einen Spaziergang zu Stande bringen können; aber er war bepackt wie ein Judenpferd, das zu Markte ſoll. In Island iſt eben Mangel an allem, was die Natur gemäßigteren Klimaten freigebig ſchenkt und womit die moderne Induſtrie das Leben verſchönert. Kartoffeln, Frucht, Mehl, Kohlen, Möbel, Tuch, Holz, Leder, Eiſen und Eiſenwaaren, Töpfergeſchirr, Luxusgegenſtände — alles, alles erwartet Island

von Kopenhagen, und die zwölf Postdampfer, die jährlich von der Königsstadt nach der fernen Insel gehen, müssen deshalb jeden Raum ausnützen, um den tausendfachen Forderungen zu entsprechen, die an sie gestellt sind. Das schwerbefrachtete Schiff ging darum tief im Wasser, und das Deck sah aus wie ein buntes Waarenlager. Mehlsäcke, Petroleumfässer, Eisenwaaren, Blumentöpfe, Oefen, Bretter, Zimmerholz, kurz alles Erdenkliche war unter regenfester Emballage oder wasserdichten Decken in drolligstem Wirrwarr da aufgeschichtet, und da die Maschine ziemlich weit nach hinten stand, so blieb von der hintern Seite des Maindeckes nur ein kleiner Raum zum Sitzen oder Gehen für die Passagiere erster Klasse. Sitzbänke oder dergleichen gab es nicht; es mußte jeder sich selbst ein Tabouret mitbringen. Vom Deck ging es eben in den Salon hinein, welcher zum Schutze der Damen die gewohnte Inschrift trug: „Rygning forbydes“ (Rauchen ist verboten). Der Salon war übrigens zu eng, um viel Comfort zu erlauben. In der Mitte zog sich die Tafel hin, die ziemlich von einem Ende zum andern reichte. Links und rechts festgeschraubte Bänke mit beweglichen Rücklehnen, dann gerade so viel Raum, daß man in die unmittelbar anstoßenden Cabinen gelangen konnte.

Die Schiffsgesellschaft war nicht sehr zahlreich. Erster Klasse mit uns fuhren zwei Großhändler, reiche und angesehene Herren aus Kopenhagen, welche in Island mehrere Factoreien besaßen und ungefähr alle Jahre dahin reisen müssen, um nach dem Stand ihrer Geschäfte zu sehen; ein auf Island selbst ansässiger dänischer Handelsmann, der sich von einem Fabrikjungen in einer Nadelfabrik zum selbständigen Geschäftsbesitzer emporgearbeitet hatte; ein Norweger, früher Seemann und jetzt Handelsmann, der viel von Stürmen und Walfischen zu erzählen wußte; einige Damen, welche der Haute-Volée von Reykjavik angehörten und von einem Besuch in Dänemark zu ihren Familien zurückkehrten, und eine junge dänische Offiziersfrau, welche ihren auf einer dänischen Corvette zu Reykjavik stationirten Mann besuchen wollte. Das Präsidium führte in Amtsuniform, blau mit gelben Knöpfen, der Kapitän West, ein kräftiger, echter Seebär, kurz und dick, mit kurzgeschorenem blonden Haar und borstigem Bart derselben Farbe, ein Mann ohne viel Complimente, der, wie ich hörte, vom schlichten Matrosen zu seinem jetzigen Rang emporgestiegen war, sein Geschäft verstand, die Reise nach Island aber zum erstenmale machte. Eine Frau aus den Faröern war fast beständig unsichtbar; ihr kleines Kind krabbelte den ganzen Tag zwischen den Kisten und Kasten auf dem Deck herum, bald seekrank und bald wieder ganz seelenvergnügt am Spielen.

Während die Gesellschaft erster Klasse die eigentlichen „Herren“ auf Island andeutete, nämlich dänische Kaufleute, dänisch-isländische Beamte, entsprach jene zweiter Klasse mehr dem isländischen Volke und zwar „Jung-Island“, das noch immer genöthigt ist, seine Bildung in Dänemark, d. h. in Kopenhagen zu suchen, daselbst die nöthigen Connexionen anzuknüpfen

und dann in der Heimat seinen Weg zu machen. Außer einigen Geschäftsleuten waren es meist ganz junge Leute: so ein Rechtscandidat, der soeben sein Beamtenexamen gemacht; seine Schwester, welche in Kopenhagen eine Normalschule besucht hatte, um nun als Lehrerin nach Island zurückzukehren; ein Candidat der Theologie u. s. w. Die interessanteste Persönlichkeit war mir Herr Björn Jónsson, Redacteur der isländischen Zeitung „Ísafold", ein Herr von etwa 30 Jahren, der mit seiner Frau und zwei kleinen Mädchen — nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Kopenhagen — in seine Heimat zurückkehrte. Er verstand etwas Deutsch, sprach Englisch und war mit den Verhältnissen Dänemarks wie mit jenen seiner Heimat wohlbekannt.

So wenig er und die übrigen Isländer sich auch in Bezug auf Politik äußern wollten, so machte mir doch gleich die ganze Zusammensetzung und Physiognomie der Schiffsgesellschaft den Eindruck, daß eigentlich nicht Reykjavík, sondern Kopenhagen die Hauptstadt von Island ist. Da residirt der König und der Minister für die isländischen Angelegenheiten; da wohnen die großen Kaufmannsfirmen, in deren Händen noch immer der Löwenantheil des isländischen Handels ruht; da ist die Universität, an welcher die isländischen Juristen, Theologen und Mediciner studiren; da wurzelt das Lutherthum, zu dem der Bischof von Reykjavík und sein Clerus nur ein ergebenes Colonialannexum bildet; da ist der „Kaufhafen", der Island hauptsächlich mit Lebensmitteln, Holz und mit den andern nöthigsten Lebensbedürfnissen versieht. Religion, Politik, Handel, Industrie, Bildung, Schule, ja selbst die materiellen Grundbedingungen des Daseins haben ihren Mittelpunkt in Kopenhagen.

Der „Luncheon" oder das Gabelfrühstück versammelte zum erstenmal die Reisegesellschaft, die sich bald aneinander gewöhnte und sich auch gegen die beiden „Pastoren" recht freundlich erwies. Nur der erste Steuermann fühlte das Bedürfniß, gelegentlich hinter unserm Rücken etwas Theologie zu treiben und unserm jüngern Reisegefährten allerlei dummes Zeug zu sagen, das indes sofort die verdiente humoristische Abfertigung erhielt.

Ich hatte schon bedauert, daß das Frühstück uns ganz das Vergnügen entzöge, den Sund zu sehen. Das war indes nicht der Fall. Als wir wieder auf Deck kamen, lag eine Insel vor uns, die ganz aufs Haar dem Fort „Tre Kroner" glich, und die große Stadt dahinter war Kopenhagen. Wir waren nicht vom Fleck gekommen, weil erst der Kompaß in Ordnung gebracht werden mußte. Der Magnet ist nämlich nicht, wie ihn manchmal die Poeten auffassen, der unwandelbar treue Geselle, der nicht rechts, nicht links, sondern unveränderlich gen Norden strebt. Der bewegliche Patron läßt sich vielmehr auch von allem Eisen anziehen, das auf dem Schiff ist und durch die Einwirkung des Erdmagnetismus magnetisirt wird. Bevor man sich deshalb seiner Führung in die weite nordische Meereswüste überlassen kann, muß erst festgestellt werden, wie groß der Winkel ist, um welchen

der Magnet von der Nord-Süd-Linie des magnetiſchen Meridians abgelenkt wird. Dann erſt ergibt eine genaue Deviationstabelle die zuverläſſigen Anhaltspunkte, deren man bedarf.

Schon bei der Abfahrt hatte das Regnen nachgelaſſen. Während der Deviations-Unterſuchungen klärte ſich der Himmel langſam und die Sonne ſtrahlte hell über dem Sunde, der mehr einem großen Landſee als einem Stücke Meer gleicht. Noch lange konnten wir Kopenhagen ſehen und die herrlichen Wälder des Thiergartens, die Thürmchen von Ordrup, die Villen bei Charlottenlund und das Schloß Skodsborg. Zeitweilig kamen wir etwas näher an die ſchwediſche Küſte und erhielten einen guten Ausblick auf die Feſtung Landskrona. Kaum hatten wir aber die Inſel Hveen erreicht, da war ſchon wieder Zeit zum Eſſen, wozu aber kein Waldhorn geblaſen, ſondern bloß geläutet wurde.

Als wir von unſerm erſten Schiffsdiner auf das kleine Oberdeck ſtiegen, nahte ſich das Schiff bereits der kleinen Meerenge, wo Schweden und Dänemark faſt zuſammenſtoßen — Dänemark flach wie ein holländiſcher Polder, Schweden mit etwas Gebirg, das, durch keine wetteifernden Höhen geſtört, viel höher ſcheint, als es wirklich iſt. Es war ein ganz prächtiger Nachmittag. Das Bedeutendſte in dem Bilde lieferte aber doch Dänemark, nämlich die Stadt Helſingör und das Schloß Kronborg, das mit wahrhaft königlicher Majeſtät auf der äußerſten Spitze des däniſchen Ufers ins Meer hinausragt.

Für Dänemark war dieſes ſchöne Plätzchen noch bis tief in die neuere Zeit eine ſehr erträgliche Geldquelle. Es iſt der Schlüſſel zum Sunde, d. h. das Thor zu der kürzeſten und bequemſten Waſſerſtraße, welche die Nordſee und den Atlantiſchen Ocean mit der Oſtſee, mit den deutſchen, ſchwediſchen, finniſchen und ruſſiſchen Häfen verbindet. Kein Schiff konnte von Norwegen, England, Frankreich, Spanien, Amerika oder noch entlegeneren Ländern aus dieſen Weg benützen, ohne an den Kanonen von Helſingör vorbeizupaſſiren. Der Däne wollte nicht umſonſt Thürhüter ſein, ſondern ließ jedes Schiff ſeine zwölf Speciesthaler bezahlen und von der Waare noch obendrein 1—1½ Procent. Nur die Hanſeſtädte hatten ſich von alten Zeiten her dieſer Beſteuerung zu entziehen gewußt. Das brachte dem kleinen Lande noch 1853 von 21 000 Schiffen eine Summe von zwei und einer halben Million Thaler ein. Die Amerikaner wollten ſich indes 1855 dieſen Zoll nicht mehr gefallen laſſen. Sie kündigten ihn auf, und ihrem Beiſpiel folgten bald die ſämmtlichen Staaten Europa's und erlangten im April 1857, daß Dänemark gegen eine Entſchädigung von 30 Millionen Rigsdaler den Zoll aufhob. In ſtrategiſcher Hinſicht legen die Dänen heute nur auf Kopenhagen und auf ihre Flotte Gewicht. Größere Kriegsſchiffe können wohl den Großen Belt paſſiren, aber nicht den Sund.

Das Schloß Kronborg hat übrigens nichts, was an einen alten Zollwächter erinnerte; es drückt vielmehr das Bewußtſein jener einſtigen Macht

Fig. 12

und Selbſtherrlichkeit aus, welche nicht bloß dieſe wichtige Handelsſtraße beherrſchte, ſondern auf die Geſchicke Nordeuropa's den entſchiedenſten Einfluß beſaß. Es iſt nicht ein mit ſo verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtatteter Feenpalaſt, wie ihn zu Frederiksborg Chriſtian IV. ſich und ſeiner Geliebten Chriſtine Munk zum Denkmal ſetzte. Faſt ohne Schmuck, ernſt, gewaltig und feſt erheben ſich ſeine Quadern über die weitſchichtigen Wälle und Gräben, Mauern und Terraſſen. Doch nachdem unten für gebührende Feſtigkeit geſorgt, erhebt ſich oben in Thürmen und Giebeln, Fenſtern und Galerien ein maßvoller und doch reicher Schmuck in den munteren Formen däniſcher Renaiſſance, der dem Geſammtbild hohe Würde und Schönheit verleiht, ohne den Eindruck der Feſtigkeit zu verwiſchen. Die Feſte hat wenigſtens neun Thürme, von denen der Glockenthurm wohl der ſchönſte iſt. Die Ausſicht von den prächtigen alten Sälen auf den Sund muß herrlich ſein. Gerne wäre ich ans Land geſtiegen, um dieſe Ausſicht zu genießen und die Schloßkapelle zu beſichtigen, die ſehr gerühmt wird, beſonders aber, um, wie manch andere Touriſten, einmal an Ort und Stelle von Hamlet zu träumen.

Denn Elſinore, Helſingör, iſt der Schauplatz dieſer — man kann wohl ſagen berühmteſten aller Tragödien. Auf der Terraſſe, wo heute im hellen Abendſonnenſchein die däniſche Flagge, der Danebrog, auf der hohen Stange weht, iſt in dunkler Mitternacht der Geiſt des Vaters dem Prinzen Hamlet erſchienen; in den Sälen des Schloſſes hat er der buhleriſchen Mutter im ſchrecklichen Schauſpiel ihre eigene ſchmähliche Blutthat vorgeführt; in den Gärten und Wieſen des Schloßparks hat die unglückliche Ophelia ſich Rosmarin und Fenchel und Maßliebchen zum Kranze gewunden, da iſt ſie in wirrem Traume umhergeirrt und hat endlich ihr trauriges Schickſal beſchloſſen.

Es neigt ein Weidenbaum ſich übern Bach,
Im klaren Strome ſpiegelt ſich ſein Laub,
Aus welchem ſie phantaſtiſch Kränze wand
Von Hahnfuß, Neſſel, Maßlieb, Purpurblumen;
Dort klomm ſie auf, um ihre wilden Kränze
An den gebeugten Aeſten aufzuhängen.
Da brach ein morſcher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen und ſie ſelbſt
Ins weinende Gewäſſer. Ihr Gewand,
Weit ausgebreitet, hielt noch eine Zeitlang
Sie oben, einer Waſſernymphe gleich,
Indes ſie Stellen alter Lieder ſang,
Als hätte ſie nicht Ahnung ihres Unglücks,
Wie ein Geſchöpf, geboren und begabt
Für dieſes Element. Doch nur zu bald
Geſchah's, daß ihre waſſerſchweren Kleider
Das arme Kind aus ihren Melodien
Hinunterzogen in den feuchten Tod.

An dieser merkwürdigen Stätte vollzog sich die furchtbare Rache an König und Königin, Hamlets Untergang und der Sturz des ganzen Hauses.

Nach Saxo Grammaticus hätte die Sache freilich einen andern Ausgang gehabt. Der Schuft Fegge tödtet, wohl mit Zustimmung der ehebrecherischen Königin Gertrud, den guten König Orwendel von Jütland, heiratet dann die Genossin seiner Verbrechen und setzt sich selber auf den Thron. Der Sohn Amlet, der in Deutschland studirt, spielt den Verrückten, doch nicht zweifelsvoll, sondern mit voller skandinavischer Geistesklarheit, Schlauheit und Energie, stößt Ophelia's Liebe als hinderlich für seine Pläne barsch von sich, betrauert aber hinterher ihren Tod. Als gerechter Rächer tödtet er den Mörder seines Vaters, als mitleidiger Sohn schont er aber der Mutter, als glücklicher und siegreicher Held besteigt er selbst den ledig gewordenen Thron.

Diese Züge der ursprünglichen Sage entsprechen mehr dem Charakter des skandinavischen Nordens, als dem philosophischen Tiefsinn, durch den Hamlet so berühmt geworden ist. Diesen hat Shakespeare in das Drama hineingetragen und dadurch dem alten Sagenhelden einen Weltruf erworben, den er durch seine Rachethat allein wohl nie erlangt haben würde.

Helsingör beherbergt aber nicht bloß Hamlets Schatten; denn in den Verließen der Burg schlummert auch Dänemarks volksthümlichster nationaler Sagenheld, Holger Danske, ganz genau wie Kaiser Rothbart im Kyffhäuser, thronend auf einem Felsen an einem gewaltigen Felsentisch, das im Schlummer sinnende Haupt auf den Ellbogen gestützt. Blond ist sein Haar und blond ist sein Bart, der in dichten Flocken über den Tisch herabwallt und durch die dicken Mauern hinausdringt bis ins Meer — denn was der Unkundige für Algen ansieht, das ist Holger Danske's Haar. Seit Jahrhunderten schlummert er da, der Zeitgenosse Karls des Großen und Rolands, König Götriks Sohn, der Herr von Seeland, des saatenreichen Landes. Nach gewissen Ueberlieferungen wäre er älter als der Odin der nordischen Mythologie; nach anderen taucht er erst in dem Kriege der Dänen mit Karl dem Großen auf. Gegen diesen kämpfte er mit unbeugsamem Muthe, wurde aber als Kriegsgeisel begehrt und gefangen an den Rhein gebracht. Da gefiel es ihm nicht; von den Ufern des herrlichen Stromes verlangte er unaufhörlich zurück nach seinen geliebten Feldern und Wäldern am Sunde.

Held Roland befreite ihn endlich aus der Sklaverei, doch nur unter der Bedingnng, daß er nach Rom zöge und den Papst aus den Händen der Ungläubigen befreite. Das that er gern und schlug die Ungläubigen todt bis auf den letzten Mann. Mit dem Segen des Papstes begleitet, wanderte er dann in der ganzen Welt herum, in Deutschland und Frankreich, Spanien und England, Italien und dem Orient, verrichtete Wunder von Tapferkeit, bezauberte Prinzessinnen und Feen, und erwarb sich in Golconda sogar die Frucht der Unsterblichkeit. Eigentlich gestorben ist er nicht, sondern nur von einer Zauberin des Meeres dem Anblick der Sterblichen

entrückt, und er harrt in seinem unterirdischen Gemache des Tages, wo Dänemark seines tapfern Schwertes bedarf. Dann wird er mit dem bereitstehenden Schwert den Bart durchhauen, der durch den Tisch gewachsen ist, und emporsteigen und unsichtbar mitstreiten die Schlachten seiner Heimat und ihre Schaaren unbesieglich machen. Denn er ist Dänemarks Schutzgeist.

Zu meinem Bedauern wurde in Kronborg nicht gehalten, sondern unser Schiff dampfte weiter ins Kattegat hinaus, zwischen vielen anderen Schiffen, die da kamen und gingen. Noch bis zum späten Abend bestrahlte die Sonne manches ferne Segel und glitzerte und funkelte auf den Wellen herum, die das Schiff umtanzten. Es wurde spät, bis ich in meine Koje kam. Das Bettchen war eng, wie ein Sarg. Ueber mir schlummerte indes der Herr „Baron" den Schlaf des Gerechten. Ich schlief auch bald ein, träumte von Hamlet und Holger Danske, Walfischen und feuerspeienden Bergen, Recensenten und Kolonialpolitik. Wir konnten den Sundzoll nicht bezahlen. Ophelia bot umsonst ihren goldenen Schmuck als Lösegeld an. Holger Danske ließ unser Schiff in Brand schießen. Die vielen Petroleumfässer loderten gleich hell auf. Als ich erwachte, war ich „söfyg" und die ganze Welt konnte mir jetzt um einen Quadratmeter festen Landes versteigert werden.

19. Juni.

Zu gutem Glück ward uns die Welt nicht so wohlfeil versteigert, sondern wir „rollten" — wie die Seeleute diese lieblich schwankende Wiegenbewegung des Schiffes nennen — durch Kattegat, Skagerrack und Nordsee recht munter nach den britischen Inseln hinüber. Die ersten zwei Tage nichts als Meer — Meer, Meer — dunkel eisengraues Meer und bewölkter Himmel darüber. Am dritten hellte sich der Himmel wieder auf; die Sonne durchbrach das Gewölk, und nach Westen hin zeigte sich zu meiner großen Freude Land, noch etwas nebelhaft verschwommen, aber doch immerhin Land — dear auld Scotland, das liebe alte Schottland mit seinen poetischen Hügeln und Seen, Schlössern und Klosterruinen, Geschichten und Balladen. Ich hieß es herzlich willkommen, wie einen lieben alten Bekannten. Gegen Nachmittag trat die Küste deutlicher hervor und zwar vor allem der „Baß Rock", ein ungeschlachter Felsenklotz, der, ich weiß nicht in welcher geologischen Periode, am Eingange des Firth of Forth ins Meer gepoltert ist und seither wie ein riesiges Schiffszeichen dasteht, ein paar englische Meilen von der Küste, dem hochromantischen Felsenschloß Tantallon gegenüber. Das liebe dicke Ungeheuer hat etwa eine englische Meile im Umfang, fällt fast nach allen Seiten schroff senkrecht ins Meer ab und beherbergt niemanden als „viele tausend friedlicher Vögel", denen es hier sehr wohl ergeht. Sie sind nahe genug an der Küste, um ihr Diebswesen zu treiben, weit genug entfernt, um wenig gestört zu werden. Schon eine Stunde weit voraus kündigten sie uns den Baß Rock an. Sie wurden immer häufiger, je näher wir kamen, bis sie endlich in zahllosen Schwärmen das wunderliche Felsennest selbst in rastlosem,

ſcheuem Flug umflatterten. Der Vogel gehört zu den Ruderfüßlern und heißt Sula — sula alba oder nach dem Baß-Felſen auch sula bassana —, deutſch Tölpel oder auch Seerabe. Dem Tölpel-Namen macht er alle Ehre, wenn er ſitzt oder zu watſcheln verſucht. Er ſieht dann recht unbehilflich aus; der große, bläuliche Stoßſchnabel iſt viel zu ſtark für den kurzen Hals, und die ganze plumpe Figur weiß ſich auf den patſchigen, grünen Schwimmfüßen kaum zu halten, während das gelbe Auge allzeit mehr Appetit als Genie verräth. Er ſoll auch, wenn man auf ihn ſchießt und der Schuß nicht trifft, ruhig ſitzen bleiben und einen zweiten Schuß abwarten, ebenſo ſich gar nicht ſtören laſſen, wenn man ihm ſeine Eier wegnimmt, ſondern ruhig weiter brüten, nach abgelaufener Brutzeit Futter holen, ſich ans Neſt ſetzen und den nicht vorhandenen Jungen vormachen, wie man die Nahrung hinunterwürgt. Es war ein ſonderbares, auf die Dauer ſehr einförmiges Ballet, das dieſe weißen Seeraben aufführten, indem ſie ſich bald einen Flügelſchlag gaben und pfeilſchnell weiterſchoſſen, bald ſich wieder drehten und in weiten Krümmungen umherkreiſten, bald hart das Meer ſtreiften und in ebenſo weiten Bogen emporflogen, mit viel Gewandtheit, aber nicht eigentlich graziös.

Es wurde über 5 Uhr, bis wir Inch Keith erreichten, eine kleine Inſel, die ungefähr mitten im Firth of Forth liegt und mit ihrem Leuchtthurm die ganze weite Bucht beherrſcht. Außer etwas Moos und ſpärlichem Gras hat ſie faſt keine Vegetation. Ueber die dunkeln Felſen laufen kleine weiße Mauern hin, zum Theil mit Kanonen beſetzt. Das weiße Lighthouſe hob ſich ſehr ſcharf von der mit viel Dunſt geſättigten, graublauen Atmoſphäre ab. Der Ausblick war ſchön und wurde immer ſchöner, indem dunkles Gewölk ſich am Himmel durcheinander wälzte, abwechſelnd etwas lichtete und dann wieder verdüſterte, wieder aufhellte, bis endlich ein ſchwacher Wind der Abendſonne langſam zum Siege verhalf und die letzten Wolkentrümmer in langen, glühendrothen Schichten ſich am Rande des Horizontes ausbreiteten, ein Reſt aber wie ein fernes Gebirge hinter den Salisbury Craigs ſich niederließ. — Nachdem das maleriſche Edinburgh eine Zeit lang ſich deutlich den Blicken entrollt hatte, verſchwanden ſeine Thürme wieder hinter den Gebäuden des nähern Leith. Da aber Ebbe war, wurde auf der Rhede Anker geworfen, und erſt ſpät um 12 Uhr öffneten ſich die Hafenthore und brachte ein Lootſe uns in den eigentlichen Hafen hinein.

Die Zeit bis dahin ließen wir uns nicht lange werden. Wir baten die Isländer, uns einmal ein isländiſches Lied zum Beſten zu geben. Sie gingen freundlich auf dieſe Bitte ein, beriethen alsbald, was ſie ſingen wollten, gruppirten ſich in der Nähe der Kajütenthüre im Kreiſe und am Schiffsgeländer herum und begannen ihren Sang. Herr Jónsſon ging auf und ab und ſchlug den Takt mit Händen und Füßen. Das erſte Lied war in Moll und hatte einen ſchwermüthigen Charakter. Das zweite war ein

patriotiſches auf die Melodie „Heil dir im Siegerkranz“, auf welche bekanntlich auch Engländer und Schweizer ihrem Patriotismus huldigen und die ſich eines Tages am beſten zu einem pangermaniſchen Univerſallied eignen wird. Der isländiſche Text, von Bjarni Thórarenſen, lautet alſo:

Uraltes Iſafold,
Heimat ſo traut und hold,
Bergkönigin:
So lang die Sonne glüht,
Meer um die Länder zieht,
Liebe im Herzen blüht,
Denkt dein mein Sinn.

Ach, aus des Hafens Qualm
Sehn' ich mich heim zur Alm,
Heimat, zu dir.
Denn in der Stadt Gewühl
Lockt uns der Thoren Spiel,
Sind wir des Spottes Ziel,
Fremdlinge hier.

Land ohne Bergeshang,
Macheſt mich krank und bang
Mit Nebelhauch.
Nie ſchmückt dich Zauberlicht,
Haſt ja gar kein Geſicht,
Haſt eine Naſe nicht,
Auge fehlt auch.

Ganz anders ſiehſt du aus,
Schimmerndes Bergeshaus,
Hoch in der Luft.
Leuchtender Sonnenſtrahl
Blitzt in dem Fluß zu Thal,
Flammt hin am Gletſcherſaal
Durch Fels und Kluft.

Uraltes Iſafold,
Heimat ſo treu und hold,
Bergkönigin:
Freude und Heil ſei dir,
Beten von Herzen wir,
Solang des Weltalls Zier
Nicht ſinkt dahin.

Mit der Bergkönigin Ísafold iſt natürlich Island gemeint, mit dem Hafen Kopenhagen, und mit dem Land, das, perſonificirt gedacht, weder Auge, noch Naſe, überhaupt kein Geſicht hat, Dänemark. Das iſt ſchon etwas boshaft gedichtet; aber man muß es den Isländern zu gute halten. Kein Volk in Europa, ſelbſt die Schweizer nicht, ſind ſo begeiſtert für ihr Land, wie die Isländer für ihre Bergeseinſamkeit im nördlichen Meere. Auf

den Wunsch der Isländer sangen wir übrigens auch deutsche Lieder; einer der Passagiere holte eine Zither herbei; Gesang und Musik lockte nach und nach die ganze Schiffsgesellschaft zusammen; von einer Barke aus wurden die Lieder der Isländer mit englischen Liedern erwiedert, und so entwickelte sich in der Abenddämmerung ein ganz gemüthliches internationales Concert, während zahllose Flammen von Schiffen und Booten, von Hafen und Stadt aus das anmuthige Seebild erleuchteten.

20. Juni.

Da es erst gegen Mitternacht auf dem Schiffe ruhig wurde, so war es früh für uns, daß wir schon bald nach Sechs unsere Kojen verließen und uns an Deck begaben. Nur vereinzelte Hafenarbeiter ließen sich sehen, um allmählich das Ein- und Auspacken vorzunehmen. Sonst war es seltsam still in dem weiten Hafen mit seinen vielen Bassins, Schiffen, Masten, Dampfröhren, Magazinen und Krahnen. Als wir durch das Labyrinth des geschäftigen Hafens endlich in die Stadt gekommen waren, war hier weder ein Tram noch eine Droschke aufzutreiben. Nach der langen Seefahrt that übrigens ein kleiner Morgenspaziergang gut. Eine ungeheuer lange Straße, fast so breit wie ein Platz, führt ziemlich gerade und mit erträglicher Steigung durch Leith nach Edinburgh hinauf und mündet bei dem stattlichen Postgebäude auf die prächtige Princesstreet, eine der schönsten von Europa. Ich war ganz selig, statt des fremden Dänischen wieder angelsächsische Civilisation um mich zu haben. Die prächtige Häuserzeile, Walter Scotts Denkmal, das majestätische Felsenschloß, der Park zu seinen Füßen, die Tempelhalle der Nationalgalerie und die Royal Institution — die romantische Altstadt dahinter — alles, alles war mir so heimisch — nur schien mir das bekannte Bild noch schöner geworden. Edinburgh ist lange nicht so groß wie Hamburg und Kopenhagen; aber es hat etwas Poetisches, Königliches, Majestätisches. Stolz ragt es auf seinen Hügeln über das Meer empor; Schloß und Kirchen aus vorreformatorischer Zeit krönen das bunte Stadtbild, das die folgenden Jahrhunderte aneinander gereiht.

Nachdem wir die heilige Messe gelesen, P. von Geyr bei unsern Patres in Lauriston Street, ich in einem Klösterchen, sorgten wir zunächst für unsere Correspondenz. Denn von Edinburgh an hörte für uns die tägliche Post auf, welche wie ein unaufhaltsames Lauffeuer sonst das ganze civilisirte Europa verbindet. Nach Reykjavik kommt nur alle Monate einmal ein regelmäßiger Postdampfer, auf andere Schiffe ist nicht sicher zu rechnen, und ein Spaßvogel wollte sogar wissen, ein hoher Herr in Reykjavik hebe sich alle Zeitungen bis zum Schlusse des Jahres auf, um sie dann im folgenden, Tag für Tag, regelmäßig und ohne Unterbrechung lesen zu können. Genug, wir hielten es für das Sicherste, für ein paar Wochen vom übrigen Europa Abschied zu nehmen und uns höchstens allenfalls nach Reykjavik einen Brief zu bestellen. Zu meiner nicht geringen Freude traf ich bei unsern Patres

den P. Provinzial von England, der früher mein Oberer in Stonyhurst gewesen war, und einen Missionär aus Calcutta, so daß wir auf dem Wege nach Island zugleich das Neueste aus England und Indien vernehmen konnten.

Edinburgh will ich nicht weiter beschreiben; ich habe das schon früher ausführlich gethan und fand meine früheren Eindrücke bestätigt. Es war gerade der Tag der Thronbesteigung Ihrer Majestät der Königin Victoria. God save the Queen! Schon seit 1837 ist sie am Regieren und hat den Katholiken nie etwas Böses, wohl aber viel Gutes gethan! Zu ihrer Ehre waren viele Gebäude beflaggt. Bei prächtigstem Wetter sah die Stadt von selbst festtäglich herrlich drein. Alles wimmelte von Leuten und Wagen. Unterwegs trafen wir mit einigen Isländern von unserer Schiffsgesellschaft zusammen, welche die Stadt noch nicht näher kannten. Sie schlossen sich uns an, und gerne übernahm ich das Amt eines Cicerone in der mir wohlbekannten Stadt.

Ich führte meine Freunde zunächst in die Gärten an Princesstreet, dann an der Bank vorbei hinauf aufs Schloß, dann durch Highstreet und Canongate hinab nach Holyrood und von da nach Calton Hill, zum Nationalmonument. Auf dem Schloß standen und liefen viele Soldaten von einem Hochländer-Regiment herum in ihrer bunt-phantastischen Tracht mit bloßen Knieen. In der Altstadt begegnete uns mehr Proletariat und zerlumptes Volk, als man in Kopenhagen zu sehen gewohnt ist, und doch hielten wir uns auf der größten Verkehrsader, ohne in die wunderlichen Seiten- und Winkelgassen des alten Häusergewirrs hineinzudringen. Auf einem Green bei Holyrood wurde Cricket gespielt. Auf Calton Hill ließ sich eine Regimentsmusik zu Ehren des Festtages vernehmen. Es war ein herrlicher Abend Eine Menge Volk lagerte sich über den weiten Hügelrücken hin. Die Musik spielte wacker, und die zahlreichen Kinder fingen von selbst zu tanzen an. Nach der einen Seite hat man die ebenso glänzende als merkwürdige Stadt zu Füßen, nach der andern Leith, den breiten Fjord und das majestätische Meer im Strahl der Abendsonne. Einem gewaltigen Leuchtthurm gleich ragt Nelsons Monument in den goldigen Himmel; geisterhaft, wie ein Traum aus „Child Harolds Pilgrimage", starren daneben die trümmerhaften Säulen des Nationalmonuments; riesige Schlöte aus weiten Fabrikrevieren heraus, dampfende Schienenwagen und gewaltige Schiffe verkünden die Triumphe modernen Erfindungsgeistes, und ritterlich poetisch wie ein alter Balladenkönig thront das imposante Felsenschloß über dem glänzenden Luxus der Neuzeit.

Gern wäre ich noch bis in die Nacht hinein auf dem Hügel geblieben; aber mit dem Kapitän war nicht zu spaßen. Wir kehrten also zum „Romny" zurück, wo wir die bisherige Gesellschaft um einige neue Mitglieder vermehrt antrafen. Es war uns dann noch ein ganz angenehmer Abendspaziergang auf den Docks beschieden. Gegen 11 Uhr erst wurde das Schiff langsam in die Rhede hinausbugsirt.

21. Juni.

St. Andrew's Bay war längst passirt, als ich meinen Sonnenaufgang hielt, wobei aber die eigentliche Sonne nicht recht herauskam. Wir fuhren ziemlich nahe der schottischen Küste entlang, an der zahlreiche Lastschiffe und Fischerboote herumsegelten. Streckenweis läuft eine Bahn hart längs des Gestades. Man konnte die Züge fahren sehen. Hinter den Hügeln des Strandes zeigten sich in der Ferne die Grampians. Der ganze Küstenstrich ist nicht besonders interessant. Der großen Stadt Aberdeen kamen wir nicht nahe genug, um ihre merkwürdigen Bauten genau unterscheiden zu können. Eine Reihe dampfender Schlöte bezeichneten eine große Fabrikstadt, ein Wald von Masten den nicht unbedeutenden Hafen. Mit dem Feldstecher konnte man einzelne Thürme und Gebäude der „Granitstadt" nothdürftig unterscheiden.

Gegen 5 Uhr kamen wir in die Nähe von Peterhead. Dann öffnete sich der weite Eingang zum Moray Firth. Dunkel und melancholisch stiegen die Berge von Sutherland und Caithneß aus dem Meere auf. Es wurde gegen 11 Uhr abends, bis wir am Pentland Firth die Nordspitze von Schottland erreichten. Die Küste ist hier wild, felsig, zerklüftet. Da das Meer außerordentlich ruhig war, beschloß der Kapitän, nicht an den Orkney-Inseln vorbeizufahren, sondern die zwischen ihnen und dem Festland liegende enge Pentlandsstraße zu durchschiffen. Wegen der starken Meeresströmung, die sich von Westen her in diesen Kanal drängt, ist diese Fahrt sonst gefährlich. Links hatten wir die schroffen Felsen von Dunkansby Head und die Insel Stroma, rechts die Inseln South Ronaldsha, Swona und Hoy, sämmtlich niedrig, kahl, mit verwetterten Klippen und spärlichem Grün, zu dem Abend von gestern ein merkwürdiges Gegenbild. Der prachtvolle Sonnenuntergang dauerte lange, das Abendroth wollte kein Ende nehmen; erst um 11 Uhr herum begann es zu dunkeln. Die Luft war mehr kalt als frisch. Es war alles schon ziemlich nordisch.

Nach einigen soll in der Pentlandsstraße das Meer „versalzen" worden sein. Denn also berichtet ein Skaldenlied:

„Skjöld hieß ein Sohn Odins, von dem die Skjöldunger stammen. Er hatte Sitz und Herrschaft in den Landen, die nun Dänemark heißen; aber damals hießen sie Gotland. Skjöld hatte einen Sohn, Fridleif genannt, der nach ihm die Lande beherrschte. Fridleifs Sohn hieß Frodi, der nach seinem Vater das Königthum überkam. Das war in der Zeit, da Kaiser Augustus in der ganzen Welt Frieden stiftete und Christus geboren ward, und weil Frodi der mächtigste aller Könige in den Nordlanden war, ward ihm dieser Friede in der dänischen Zunge beigelegt und nannten ihn die Nordmänner Frodi's Frieden. Niemand beschädigte da den andern, wenn er auch seines Vaters oder Bruders Mörder getroffen hätte, los oder gebunden. Da war auch kein Dieb oder Räuber, so daß ein Goldring lange Zeit unberührt auf Jalangers Heide lag. König Frodi sandte Boten nach Switjod

zu dem Könige, der Fjölnir hieß, und ließ da zwei Mägde kaufen, die Fenja und Menja hießen und ſehr groß und ſtark waren. In dieſer Zeit gab es in Dänemark zwei ſo große Mühlſteine, daß niemand ſtark genug war, ſie umzudrehen. Dieſe Mühlſteine hatten die Eigenſchaft, daß ſie mahlten, was der Müller wollte. Die Mühle hieß Grotti, der Mann aber, der dem König Frodi die Mühle gab, ward Hengikjöpter genannt. König Frodi ließ die Mägde in die Mühle führen und gebot ihnen, ihm Gold, Frieden und Frodi's Glück zu mahlen. Er verſtattete ihnen nicht längere Ruhe, als ſo lange der Hahn ſchwieg oder ein Lied geſungen werden mochte. Da ſollen ſie das Lied geſungen haben, das Grottengeſang heißt, und ehe ſie von dem Geſange ließen, mahlten ſie dem König ein Heer, ſo daß in der Nacht ein Seekönig kam, Myſingr genannt, welcher den Frodi tödtete und große Beute machte. Damit war Frodi's Frieden zu Ende. Myſingr nahm die Mühle mit ſich, und ſo auch Fenja und Menja, und befahl ihnen, Salz zu mahlen. Und um Mitternacht fragten ſie Myſingr, ob er Salz genug habe, und er gebot ihnen, fortzumahlen. Sie mahlten noch eine kurze Friſt, da ſank das Schiff unter. Im Meer aber entſtand nun ein Schlund, da wo die See durch das Mühlſteinloch fällt. Auch iſt die See ſeitdem geſalzen.

Die Mägde mahlten
Aus aller Macht:
Die Jungen waren in Jotenzorn.
Die Mahlſtange brach,
Die Mühle riß,
Der mächtige Mühlſtein
Fuhr mitten entzwei.

Die Bergrieſen-
Bräute ſprachen:
‚Nun finden wir, Frodi,
Wohl Feierabend,
Genug gemahlen
Haben wir Mägde.‘

22. Juni.

Zum erſtenmal in meinem Leben hatte ich die volle Einſamkeit des Atlantiſchen Meeres vor mir. Sie iſt wirklich grandios, wenn die Phantaſie dabei auch etwas mitſpielt. Die See war ruhig, das Wetter prächtig. Eine Zeit lang war eine däniſche Brigg in Sicht; am Nachmittag kamen drei Walfiſche ziemlich nahe und kündigten ſich durch die Spritzbrunnen an, die ſie aus ihren Spritzlöchern über den tiefblauen Ocean emporſandten. Indem ich die Kajüte mied, befand ich mich erträglich wohl und fing an, mich mit Vater Ocean auszuſöhnen. Gegen Abend überzog ſich indes der Himmel, das Meer ward ſehr unruhig und ſchien mir ſich zu einem Sturme vorbereiten zu wollen.

Als wir etwa um 10 Uhr abends uns den Faröern näherten, ſtellte ſich heraus, daß der Kapitän zu weit weſtlich hatte ſteuern laſſen. Es

mußte etwas gedreht und ein anderer Kurs eingeſchlagen werden. Das bot den Vortheil, daß wir die erſte Vorburg der Inſelgruppe ziemlich lange im Auge behielten. Es iſt das der Mönch („Munken“), ein einſames, gewaltiges Felſenriff, das dunkel aus haushoher Brandung emporſtarrt, von kleineren Riffen wie mit Trümmern eines Walles umgeben, ſo daß weit herum milchweißer Schaum aus den dunkeln Wogen aufziſcht. Ein Mahlſtrom von Weſten nach Oſten hält die zürnende Flut in beſtändiger Bewegung. Im Dunkel der hereinbrechenden Dämmerung ſah das prachtvoll aus, wie eine Scene aus dem gewaltigſten Meeresſturm. Es war, als müßte das wettergepeitſchte Riff dem Andrang erliegen — einſam, ſchutzlos, der ganzen Wuth des Atlantiſchen Oceans und aller ſeiner Stürme preisgegeben; aber ruhig ſchüttelte es jede neue Woge ab. Es wird ſonſt auch „Sumbö Steinar“ oder „Sunnböar Steinur“ genannt, und iſt unter dieſem Namen auf den Karten verzeichnet. Heute iſt jedoch nichts mehr davon zu ſehen. Es iſt ſeither dem Meere geglückt, den Felſen vollſtändig zu unterwühlen und für immer in den Wogen zu begraben.

23. Juni.

Wie die alten Mönche hatten wir diesmal eine kurze Nacht. Um 11 Uhr zu Bett, um 3 Uhr ſchon wieder auf. Man warf die Anker ziemlich weit vom Strand der Inſel Strömö, und ein paar ſchrille Signale verkündeten dem einſamen Städtchen Thorshavn unſere Ankunft. Wir kleideten uns raſch an und rüſteten den Koffer, der unſere Paramente enthielt. Denn es kam alles darauf an, heute noch den wenigen Katholiken auf den Faröern die heiligen Sacramente ſpenden zu können. Sonſt blieb nichts übrig, als bis zum nächſten Schiff, d. h. etwa 14 Tage, auf dieſen traurigen Felsinſeln zu verweilen. Im Dämmerlicht eines trüben Morgens, ohne Bäume und Buſch, aus knorrigen Felsmaſſen geballt, wie man ſie künſtlich an den Weihnachtskrippen nachmacht, ſah die Küſte von Strömö ſchrecklich öde aus, die gegenüberliegende, nur ſpärlich bewohnte Inſel Naalsö noch trauriger. Die meiſten Dächer von Thorshavn ſind mit Gras überwachſen, und die Ortſchaft ſieht deshalb mehr einem Alpendorf als einem Städtchen gleich. Nur die Kirche, das Haus des Amtmanns, einige andere Häuſer und der Flaggenſtock einer kleinen Befeſtigung geben dem Ganzen etwas Anſehen.

Auf das Schiffsſignal kam ein Nachen heran mit drei Färingern, einem Alten und zwei jungen Burſchen. Der Alte, Zacharias mit Namen, war ein Seebär von echtem Schrot und Korn. Er dient ſeit langen Jahren als Lootſe und Poſtgehilfe. Mit ſeinem wettergebräunten Geſicht, den ſcharfen Zügen, dem dunklen Haar und Vollbart konnte er wohl einen Vikinger vorſtellen, die beiden Burſchen aber das Romantiſche der Saga übernehmen. Alle drei trugen kurze, graubraune Jacken, Kniehoſen derſelben Farbe, Wollſtrümpfe ebenſo, ſandalenartige Schuhe von Schafleder. Die Charakteriſtik aber gab die Färingerkappe, eine ſpitze hohe Mütze von blau und roth ge-

ſtreiftem Wollzeug, nach Art einer Freiheitsmütze vorn umgebogen. Sie ſteht ganz keck, republikaniſch.

Zacharias kannte den P. von Geyr ſchon und ſchüttelte deshalb ihm und uns gleich treuherzig die Hände, ſorgte für unſern Koffer und ruderte uns mit ſeinen munteren Geſellen ans Land. Es waren prächtige Burſchen, ſchlank, gut gewachſen, urkräftig, ohne Schuletikette und Culturfirniß; doch hatten ſie im Geſicht etwas Pfiffig-Verſchmitztes, was mir nicht recht gefallen wollte. Sie ruderten uns in der feierlichen Morgenſtille in den kleinen Hafen hinein, deſſen dunkles Felsgeſtein arg von den Wogen zerpeitſcht, zerklüftet und abgeplättet war. An einem Vorſprung ward gehalten. Er heißt Thingnäs — Dingnaſe. Da wurden in alten Zeiten die Volksverſammlungen gehalten. Jetzt lag alles voll ausgeweideter Dorſche — Köpfe und Eingeweide ohne viel Umſtände daneben und drum herum. Ein kleiner Pfad führte uns an die Bretterhäuſer einer anſehnlichen Factorei. Sie gehört einem Hamburger Kaufmann, Namens Hanſen, der den P. von Geyr ſchon zweimal gaſtlich beherbergt hatte. Es war etwas früh, Beſuch zu machen, noch keine fünf Uhr. Allein Noth bricht Eiſen, und mit der Etikette nimmt man's im Norden nicht ſo genau. Frau Hanſen hatte uns pochen gehört und kam ſelbſt im Morgenanzug, uns die Thüre aufzumachen, uns einen Kahn mit Ruderern nach Hvidenäs zu beſtellen und uns ſelbſt als liebevolle Martha ein Frühſtück zu bereiten. Da P. von Geyr ſich unwohl fühlte, verzichtete ich auf das Frühſtück, um die heilige Meſſe zu leſen. Zeit war nicht viel übrig; denn nach Hvidenäs war es zu Waſſer wenigſtens eine Stunde und der Kapitän hatte unſern Termin auf neun Uhr geſtellt.

Alſo gleich wieder ins Boot. Zwei Burſchen von etwa 20 Jahren und ein Mann von etwa 30 ruderten uns mit einer Kraft und Gewandtheit, wie ſie nur ſolche Inſulaner beſitzen, zum Hafen hinaus und hart längs der brandenden Küſte eine Stunde weit nördlich nach Hvidenäs. In dem kleinen Nachen nimmt ſich das Meer viel großartiger aus, als vom Dampfer. Eine einzige Woge ſpielt mit dem winzigen Ding wie mit einer Nußſchale. In einiger Entfernung vom Strand ſchäumte weißer Giſcht an kleineren und größeren Klippen auf und bezeichnete mit ſeinem Toſen auch verborgene Riffe, während der Küſte entlang dasſelbe Schauſpiel ſich in allen erdenklichen Variationen wiederholte.

Auf dieſen von Wind und Wellen gepeitſchten Inſeln, die einſt ganz katholiſch waren, wohnten unter 11 000 Menſchen verlaſſen und einſam drei arme Katholiken, ein Schmied und ein Fiſcher mit ſeiner Frau. Paul Jenſen, der Fiſcher, war einſt ein ſo fanatiſcher Lutheraner, daß er, als er von einem katholiſchen Miſſionsverſuch hörte, laut drohte, den erſten katholiſchen Prieſter niederzumachen, der ihm begegnete. Als indes ein ſchweres Augenleiden ihn nöthigte, gerade bei dem katholiſchen Prieſter Hilfe zu ſuchen, da zerrann ſeine Wuth, und die treue Liebe des Miſſionärs brachte ihn auf

gen seiner Eltern.

Als Iwan Iwan sich dachte, war Nikolaj schon groß. Er war bereits Bauer und Vater; er besaß Kinder. Wenn Iwan Iwan sich dachte, war Nikolaj schon alt. Er war Greis und Großvater. Nikolaj Iwanow war drei Jahre älter als Iwan Iwan. Iwan Iwan war drei Jahre älter als Nikolaj Iwanow. Iwan Iwan und Nikolaj Iwanow waren Brüder.

Nikolaja in jungen Jahren.

Tschechow erzählt weiter: Wie Iwan Iwan Nikolajewitsch sich dachte, war Nikolaj Iwanow Nikolajewitsch ein Greis. Er hatte Enkelkinder. Er war Großvater. Er war Großvater. Er war Großvater

verkauft, der Miſſionär abberufen wurde und künftig höchſtens einmal im Jahr ein katholiſcher Prieſter hinkommen konnte, ihnen die heiligen Sacramente zu ſpenden.

Es rührte mich tief, als Geſandter der katholiſchen Kirche zu dieſen armen Verlaſſenen gehen zu dürfen, um ihnen in ihrer Armuth einen Feſttag zu bereiten. Es rührte mich nicht weniger, bei dieſem Beſuche zwei Sprößlinge hoher und vornehmer Geſchlechter in jene armen Hütten zu begleiten. Die katholiſche Kirche allein gleicht alle Verſchiedenheit der Stände und Völker aus, ohne ſie zu zerſtören.

In einer öden Felſenbucht landeten wir; unten am Strand deckten ein paar Strohhütten die langen Fiſcherkähne. Da hingen auch Rochen, Klippfiſche und andere Fiſche zum Trocknen aus. An den Hügeln herum klebten etwa zwölf arme Hütten, ärmer als die ärmſten, die man in den Alpen ſieht. Zu einer derſelben führte uns unſer Bootsmann. Da wohnte Paul; er war krank und lag zu Bette. Seine Frau wies uns aus dem Mittelraum, der zugleich Küche und Stube vorſtellte, in ein kleines Stübchen, das der frühere Miſſionär nothdürftig tapeziert und zum Kapellchen eingerichtet hatte. Während P. von Geyr die ihm ſchon bekannten Leute begrüßte und dann Beicht hörte, bereiteten Graf Wolfegg und ich alles zur heiligen Meſſe vor. In keinem Dome und in keiner noch ſo andächtigen Kapelle habe ich das heilige Opfer je mit ſolcher innigen Rührung dargebracht, wie in dieſem armen Stübchen, das an die Verlaſſenheit von Bethlehem erinnerte. Der alte Jakob und die Frau Pauls communicirten am Altare; dem kranken Paul mußte ich die heilige Communion an ſein Schmerzenslager bringen. Es ſollte für ihn die letzte ſein. Alle empfingen die heilige Speiſe mit der herzlichſten Andacht, und die Proteſtanten, die ſich außer den Bootsleuten noch eingefunden hatten, wohnten dem Gottesdienſte mit ernſter Ehrerbietung bei. Während wir uns nach vollendeter Meſſe ſofort wieder zur Abreiſe rüſteten, hielt P. von Geyr im Mittelraum der Hütte noch eine kleine däniſche Predigt; dann ſtellte er uns den guten Leuten vor, die uns die Hände gar nicht mehr loslaſſen wollten und uns in unerſchöpflichen Ausdrücken ihrer Herzensfreude dankten. „Das war ein Feſttag!“ ſagte der alte Jakob; „o wenn Sie nur bei uns bleiben könnten. Wann kommt wieder ein Prieſter, der bei uns bleibt?“

Es that uns ordentlich weh, von den guten Leuten ſo raſch wieder Abſchied nehmen zu müſſen. Unſer Auftrag war indes erfüllt, und wir mußten eilen, um rechtzeitig wieder auf dem Dampfer zu ſein.

Europa.

3. Von Thorshavn nach Reykjavik.

23. Juni.

Als wir auf das Schiff zurückkehrten, war es bedeutend lebendiger darauf, als am Morgen. Kaufleute, Lastträger, Bootsleute waren noch mit Ein- und Ausladen beschäftigt. Manche Leute vom Strand waren da, um bei einem Gläschen Aquavit das Neueste aus Dänemark zu vernehmen. Die Bucht war durch viele Kähne belebt. Der Himmel hatte sich etwas aufgeheitert, und helle Lichtstreifen glitzerten über das dunkle Meer dahin. Nur über den Inselbergen lastete noch schweres Gewölke und ballte sich in weißen Cumuli hoch in den Himmel hinauf.

Auch bei dieser günstigern Beleuchtung sah Thorshavn nicht viel besser aus, als ein ärmliches Alpendorf aus einer öden Berggegend, wo die Wiesenzone aufhört und der kahle Fels beginnt. Während man aber in den Alpen unter solchen Felsregionen gewöhnlich Wald, Wiesen und freundlichere Landschaft trifft, fängt hier unmittelbar daran das unfruchtbare Meer an und peitscht mit seinen Wogen das einförmige Gestade. Das Städtchen liegt an einer ziemlich weiten Bucht, welche durch eine hügelige Landzunge in zwei Theile geschieden ist. Der kleinere nach Norden beherbergt eine Menge von Kähnen, Fischerbarken und geringeren Fahrzeugen, während der größere — südlich — sich zur offenen Rhede entwickelt. Gegen die gewaltigen Stürme im Winter bietet weder die äußere Bucht noch der innere Hafen mit seinen natürlichen Felsenmauern genügenden Schutz. Mit Thränen in den Augen erzählte uns Frau Hansen, wie der Sturm ihnen während des vorigen Winters eines ihrer besten Handelsschiffe in dem innern Hafen vor ihren Augen zertrümmerte. Ja, die Häuser unten am Strand sind selbst kaum vor der Wuth des Sturmes sicher. Von ihm gepeitscht, dringen die Wogen hoch über die Klippen des Gestades herein und überschütten das Grasdach mit ihrem schäumenden Gischt. Es muß ein schrecklicher Winter sein. Der Tag dauert kaum etliche Stunden; dann stürmt und wettert es noch wochenlang, und wenn der Sturm ausgetobt hat, lagern sich trübe Nebel bis herab an die Küste und hüllen oft auch diese in ihren grauen Mantel ein. Die feuchte Luft durchdringt alles, und kaum im Innern der Häuser kann man sich gegen die frostige Nässe schirmen.

Das Vorgebirge, das die zwei Buchten trennt, ist ganz mit Häuschen und Hütten überkrustet, zwischen denen enge, winkelige Gäßchen nur kleinen Zwischenraum lassen. Keines dieser Gäßchen ist eben; schon das nächste Haus steht wieder etwas höher oder tiefer auf dem knorrigen Felsengrund,

der, noch von keinem Ingenieur oder Mineur in seiner phantastischen Willkür gestört, sich möglichst unregelmäßig zum Hügel erhebt. Unten roh, mit Felsstücken und Rasen verbarrikadirt, auf den Dächern mit Gras und Moos bewachsen, sehen diese kleinen Häuschen mit ihren winzigen, spärlichen Luken und Fenstern fast wie Nester aus, die, aus dem Felsen hervorgewachsen, sich am liebsten ganz darin verbergen möchten, um gegen das Ungemach des Meeres und der Atmosphäre Schutz bieten zu können. Nur die besseren sind mit getheerten, zum Theil auch weiß angestrichenen Brettern bekleidet, die man weit aus Norwegen, Schottland oder Dänemark kommen lassen muß, weil auf der ganzen Inselgruppe kein Wald ist und die spärlichen einzelnen Bäume sich nur kümmerlich entwickeln.

Ueber diesem Gewimmel von armen Hütten und Häuschen, das sich vom Strand der beiden Buchten die Hügel hinan entwickelt, erhebt sich ungefähr in der Mitte, wie ein Wesen aus einer andern Culturwelt, eine Kirche und ein Kirchthurm, weiß, mit goldenem Gockel darauf, in höchst einfachem Stil, kaum größer als die Kirche eines kleinen Bergdorfes. Rechts davon, etwas höher, hat sich der Staat in einem stattlichen Steingebäude seine Wohnung errichtet. Es ist der einzige Bau, der einigermaßen an eine Stadt erinnert. Da haust Sr. Dänischen Majestät Diener und Stellvertreter, der Amtmann (amtsmadr), der, zugleich Commandant, mit dem Landvogt und Sorenskriver zusammen das Colonialregiment in den Faröern führt. Die geistliche Obrigkeit, der Pastor, wohnt nach dem südlichen Ende der Ortschaft hin, in einem für diese Gegend netten, geräumigen Hofe. Unfern davon deutet ein Thürmchen eine zweite Kirche an, mit einem kleinen Bauernhaus daneben. Hier hatte sich einst ein deutscher Missionär niedergelassen und eine katholische Mission gegründet, aber nach mehreren Jahren entbehrungsreicher Thätigkeit sich genöthigt gesehen, dieselbe wieder aufzugeben. Wo wir hinkamen, fanden wir ihn noch in bestem Andenken. Er war als gebildeter, wissenschaftlicher, wohlthätiger und allseitig tüchtiger Mann überall wohl gelitten. Wenn er nur kein Priester gewesen wäre! Aber vom Katholischwerden wollten die Färinger, ein paar arme, gute Leute abgerechnet, nichts wissen. Das war ihnen zu verwickelt. Der Lutheranismus war einfacher und stellte geringere Anforderungen. Halbe Naturmenschen und zähe am Alten haftend, bewiesen sich die armen Fischer und Schiffer dem Missionär gegenüber so widerhaarig, wie nur ausgelernte Positivisten und Darwinisten. Auf katholische Ansiedler von anderswoher war keine Aussicht, und so wurde denn der Missionsversuch vorläufig aufgegeben, d. h. auf bessere Zeiten verschoben.

Am andern Ende von Thorshavn, nördlich, erhebt sich auf einem felsigen Hügelvorsprung ein kleines Fort, dessen Kanönchen jedoch einem ordentlichen Panzerschiffe wohl nicht lange Trotz bieten könnten. Auf hohem Flaggenstab wehte der Danebrog, die dänische Flagge, weißes Kreuz auf rothem Grunde, die einzige Erscheinung, welche, auf unserem Schiffe und am Strande in

noch einigen Exemplaren ſich wiederholend, etwas Farbe in das ſonſt todte, graublaue, dunkle Seebild brachte. Es fröhlich zu geſtalten, vermochte ſelbſt die liebe Sonne nicht. Denn baumlos und troſtlos ſtiegen hinter dem Städtchen in mehreren Wellenlinien, ohne ſcharf markirte Zacken, die Hügel der Inſel Strömö empor, bis ſie oben in phantaſtiſchen Wolkengeſtalten verſchwanden, und je kräftiger die Sonne leuchtete, deſto ſchärfer ſtach der todte Fels von ſeinem dünnen Mooskleide und dem niedrigen Heidekraut ab, das den Färingern als Buſchwerk gilt. Doch haben die Faröer immerhin noch eine reichere Vegetation, als der Fernblick von der Rhede aus gewahren läßt. Zwiſchen den Hecken, welche ſich an den Hügeln hinziehen, iſt mancher kleine Garten und manches Stückchen Feld mit ſchwerer Mühe dem magern Boden abgewonnen, und da und dort mildert eine Wieſe die eintönige Felslandſchaft. Fels und Meer behalten aber entſchieden die Oberhand. Zwiſchen Fiſchen und Seevögeln wohnend, theilt der Menſch einigermaßen das unſtäte Loos dieſer Geſchöpfe; bald mit dem Ungemach der See, bald mit dem Widerſtand der rauhen Felſen ringend, härtet er ſich im Kampfe mit beiden ab, begnügt ſich mit wenigem und freut ſich königlich, wenn es um ſein ärmliches Gehöft herum recht ſtark nach Fiſchen duftet. Denn Fiſche ſind ſeine Hauptnahrung, Fiſche der hauptſächliche Handelsartikel, Fiſche ſein Hauptſtudium. Mit Fiſchen werden die Wieſen gedüngt, und ſelbſt die Hausthiere, Katze und Hund, Schwein und Kuh, bekommen mit von den Fiſchen.

Es wurde halb Zehn, bis der „Romny" ſeine Handelsgeſchäfte bereinigt hatte und endlich abfahren konnte. Zu meiner Erheiterung kam der Lootſe Zacharias wieder und übernahm, anſtatt des Kapitäns, die Leitung des Schiffes. Er war indes ein gemüthlicher Regent und konnte, wie der große Cajus Julius Cäſar, mehreres zugleich treiben: er rauchte ſein Pfeifchen, nahm ſein Prieschen, plauderte mit Kapitän und Paſſagieren und hielt dabei beſtändig auf den Curs Acht, commandirte dem Steuermann bald mit Geſticulationen, bald mit abgeriſſenem Zuruf, und führte uns ſichern Blickes an den Geſtaden der Inſeln Strömö und Oeſterö entlang in die Meerſtraße hinein, welche letztere Inſel von Vordö trennt. Lootſenführung iſt in dieſen engen Straßen der Inſelgruppe unerläßlich, ſowohl wegen des häufigen und dichten Nebels, der ſich oft ganz unerwartet von den Bergen herabſenkt, als wegen der verſchiedenen Strömungen und Klippen, die ſie unſicher machen, und wegen der oft plötzlich einbrechenden Stürme, welche faſt jedes Jahr Unglücksfälle anzurichten pflegen. Für Barken und Kähne iſt der Verkehr zwiſchen den einzelnen Inſeln vielfach von beſtimmten Strömen bedingt und wird zu anderer Zeit oder bei Gegenſtrom und Sturm geradezu gefahrvoll. Der wettergebräunte Zacharias hatte manchen ſolchen Sturm mitgemacht; zufrieden mit Wind und Wetter, ſchaute er jetzt ſo behaglich aufs Meer hinaus, als ob es ihm gehörte. Zwiſchen den proſaiſchen Figuren der Reiſe-

gesellschaft sah er so originell drein, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihn in mein Notizbuch zu skizziren. Die Skizze ging von Hand zu Hand und kam zuletzt auch an ihn. Er guckte mich zuerst ganz verwundert an: „Soll ich das sein? Ist das Ernst oder Spaß?“ Im ganzen gefiel es ihm aber, abconterfeit zu sein, und er schüttelte mir treuherzig die Hand. Weit mehr freute es mich aber an dem wackern Seebären, daß er beim Abschied von meinem Reisegefährten ein Crucifix, das dieser ihm schenkte, mit dem Ausdruck der herzlichsten Freude und Dankbarkeit entgegennahm. Wie ein Kind, das ein Geschenk erhalten, kam er auch zu Graf Wolfegg und mir, um uns die Hand zu drücken und zu danken. Im rauhen Kampfe mit den Elementen so oft ernster Lebensgefahr ausgesetzt, freute sich der schlichte, brave Mann, etwas zu haben, das ihn an den Erlöser und an Gottes Beistand erinnerte. Es ist viel Gutherzigkeit und vielleicht auch noch viel Glauben bei diesen einfachen Menschen.

Die ganze Inselgruppe, einen Flächenraum von 1333 qkm umfassend (also etwa so groß, wie einer der mittleren Schweizerkantone, Aargau oder Luzern), zählt 17 größere und etliche kleinere Inseln, und zerfällt in drei kleinere Gruppen. Die südliche bildet heute nur mehr die längliche Insel Suderö. Die mittlere besteht aus der größern Insel Sandö und den kleineren Store Dimon, Lille Dimon, Koltir und Hestur (letztere beiden Namen bedeuten „das Füllen“ und „das Pferd“). Die eigentliche Hauptgruppe liegt im Norden und bildet eine Art von zusammenhängendem Gebirge, dessen Spitzen und Bergrücken durch neun Meeresarme in die Inseln Mygenäs, Vaagö, Strömö, Oesterö, Kalsö, Kunö, Bordö, Vidö, Svinö und Fuglö getrennt sind, während die Südspitze von Strömö entlang die schmale Insel Raalsö gleichsam eine Fortsetzung zu Oesterö bildet.

Digitized by Google

Wie die Hauptbergzüge der Inſel, laufen auch die neun Kanäle, wenn auch nicht ganz gleich, von Südoſt nach Nordweſt, ungefähr nach Island hin[1].

Die Flut vom Atlantiſchen Meere her bringt in dieſen Meerſtraßen eine regelmäßige Strömung und Gegenſtrömung hervor, „Vald" genannt, welche die Einwohner genau kennen und zu ihren Fahrten, beſonders zum Fiſchfang benützen. Der eine Strom von Weſt nach Oſt dauert 6 Stunden 12 Minuten. Doch mehrt der Strom bei Sturm und Unwetter bedeutend die Fährlichkeit, und das Zuſammentreffen des Stromes mit anderen kleineren Meeresſtrömungen erfordert bei den Inſelfahrten viel Geſchick, Kenntniß und Erfahrung. Durch Sturm, Wirbelwind und Nebel wird die Verbindung zwiſchen den einzelnen, weiter auseinander liegenden Inſeln oft wochenlang unterbrochen, namentlich im Winter.

Sonſt iſt der Winter milde, ſo daß man die Schafe faſt immer im Freien weiden läßt, oft auch die Pferde. Dagegen iſt der Sommer kurz und feucht. Man rechnet im Jahre etwa 267 Regentage, alſo kaum 100 ſchöne, freundliche Tage.

Wir hatten das Glück, einen dieſer guten Tage zu treffen. Im vollen Sonnenſchein war das Meer herrlich blau. Während wir an den Inſeln Strömö und Oeſterö vorüberfuhren, kochte und arbeitete es unaufhörlich in den gewaltigen Wolkenmaſſen, die wie ein zweites Gebirge über dem Felskern der Inſeln laſteten. Oben von der Sonne erhellt, warfen die weißen und leichtgrauen Wolkenballen tiefe, phantaſtiſche Schatten auf die röthlichen Felsterraſſen, welche ſich einſam und trotzig aus dem milchweißen Saum der Brandung erhoben. Zwiſchen Thorshavn und der großentheils nur von Vögeln bewohnten Inſel Naalsö befanden wir uns erſt in einem ſeeartigen Sunde. Zwiſchen den pyramidenförmigen Vorgebirgen der Inſeln Strömö und Oeſterö that ſich links allgemach der ſchmale Kollafjördjur auf, der aber raſch in einem Felſenlabyrinth ſich zu verlieren ſchien, rechts das hohe Meer in freudigem Sonnenglanz. Es war ein höchſt maleriſcher Gegenſatz: das düſtere Felſenſchloß, das ſich langſam aus ſeiner grauen Nebelhülle hervorkämpfte, und das weite, offene Meer, das, anſcheinend in den ſchmalen Felſenſtraßen gefangen, ſich gigantiſch nach dem fernen Horizont erweiterte,

[1] Da die Isländer, die Färinger und die Dänen faſt jeden der Namen anders ſchreiben, in Dänemark ſelbſt keine einheitliche Orthographie herrſcht, ſo iſt es hier unmöglich, alle dieſe kleinen Namensverſchiedenheiten zu berückſichtigen. So heißt z. B. die Inſel Vidö (däniſche Schreibart) auf einer von einem Färinger entworfenen Karte Vidoyj, auf der trefflichen Seekarte des Capitän Born (von 1806), nach welcher unſer Schiff fuhr, Wideröe; früher hieß ſie wahrſcheinlich Videy (altnordiſche Schreibart), was „Weideninſel" (engliſch withy) oder „Nebeninſel" (vom isländiſchen vid) bedeuten kann. Viö gibt das Kärtchen des Färingers P. A. Holm an. „Nolsö" und „Naalsö" ſind verſchieden däniſche Schreibarten. — Das Kärtchen gibt die meiſten Namen doppelt: erſt in der ältern Schreibweiſe der Färinger, darunter in Parentheſe däniſch.

um von Nord und Süd das ganze Bergschloß zu umringen. Dort die nordischen Götter in Wolken auf ihrem Felsensaal, hier der unermeßliche Kampfplatz der Vikinger und ihrer stolzen Schiffe.

Eine zweite Meerstraße führte uns zwischen die Inseln Oesterö und Bordö hinein. Unmittelbar vor uns schien die Südspitze von Kalsö, eine kahle Felspyramide, den Weiterweg zu versperren. Aber Zacharias ließ sich nicht beirren. Er verordnete dem Steuermann eine tüchtige Wendung nach Osten. Bald war uns die Aussicht nach dem offenen Meere ganz entschwunden und wir dampften in eine öde Bucht der Insel Bordö hinein. Weit und breit kein Haus, kein Stall, kein Baum; nur Felsen und Gestrüpp, Meer und Wolken — eine großartige Einsamkeit. Im Innern der Bucht indessen that sich ein gemüthlicher, kleiner Handelsplatz auf, und der Danebrog grüßte uns von mehreren Schiffen und Häusern.

Die Bevölkerung der Faröer ist seit dem vorigen Jahrhundert beständig im Steigen. Sie betrug:

1769	. . .	4 775,
1801	. . .	5 265,
1834	. . .	6 928,
1860	. . .	8 922,
1870	. . .	9 992,
1880	. . .	11 221.

Auf 1 qkm Landes kommen nur 8 Menschen. Da es den Inseln gänzlich an Wald und Bäumen fehlt, die Vegetation auch sonst dürftig ist, so tritt die Felsgestalt der Inseln fast überall in ihrer nackten Ursprünglichkeit zu Tage. Vielfach zerklüftet, steigen die röthlichen Trapplager meist jäh zu einer Durchschnittshöhe von etwa 300 m auf. Bald ragen sie als ziemlich regelmäßige Kegel oder Pyramiden ins Meer hinaus; bald bilden sie eine langgestreckte Mauer, die in scharfen Absätzen nach dem Meere abfällt; bald umschließen sie kesselförmige Thalmulden, in deren geschütztem Grunde einzelne Wohnungen, oder mehrere Höfe, oder wenigstens kleinere Weidegründe sich zeigen. Immer aber bauen sich die Felsen in terrassenförmigen Absätzen auf, in welchen Trapp, besonders Trapp-Porphyr, mit weicheren Trappsandsteinlagern wechselt. Dieser verwittert leicht, und wenn das geschieht, stürzen die oberen Massen herunter und bilden die sogen. Urdar — kleine Bergstürze. Die Terrassen werden Hamrar (d. h. Hämmer) genannt, die schrägen Abhänge Fjall pl. Fjöll, die Bergspitzen Tindar. Der höchste Punkt auf Oesterö, der Slattaratindur, erreicht 882 m, der höchste auf Strömö, der Skjalings-Fjeld, 763 m. Da sich indes die Vorgebirge zu 300 m und darüber erheben, so hat man in den nördlichen Inseln immer eine gewaltige Felsenburg vor sich, nach unten von mattem Grün belebt, nach oben meist kahl und öde. Doch stechen die röthlichen Felsen-

töne schön von dem Grün der kümmerlichen Weiden ab und von dem tiefblauen Meere. Bis hinauf in die schroffsten Felsregionen klettern Schafe ihrem kümmerlichen Futter nach. Die älteren Ansiedlungen sind keine eigentlichen Dörfer, sondern nach altem Normannenbrauch nur Gruppen näherstehender Höfe, in deren Mitte gewöhnlich eine Kirche errichtet ist. Im ganzen sind auf den Inseln 41 solcher Kirchspiele, aber nur 7 Pastorate. Beim Ausfahren von Thorshavn begegnete uns ein Nachen, auf dem eben ein Pastor nach einer entlegeneren Kirche fuhr, um dort folgenden Tages Gottesdienst zu halten. Die neueren Handelsplätze entwickeln sich mehr nach

Färinger mit Schafen.

Art eigentlicher Dörfer, indem die Häuser näher beisammen stehen und schöner und wohnlicher gebaut sind.

Die zahlreichen Buchten, Straßen, Vorgebirge und Einschnitte gewähren dem Vorüberfahrenden zwar stets ähnliche Bilder mit derselben Färbung, aber doch einen steten Wechsel der Zeichnung. In der Station Klaksvik war das offene Meer dem Blicke völlig entzogen. Man glaubte in einem ruhigen Landsee zu sein, der seine Arme in ein wildes Gebirge hinein ästen ließ. Am Ende der Bucht, wo zwei Bergausläufer sich zu einer Landenge vereinigten, stand eine kleine Holzkirche, frisch mit weißer Farbe getüncht. Am

Digitized by Google

Strande erhoben sich einige größere Factoreien, dann, übereinander den Hügel hinan, etliche 30 Häuser und Hütten, alle mit Gras bedeckt.

Auffällig war eine Wohnung, die zwischen schlichten Bretterhäusern sich wie ein artiges Schweizerhäuschen ausnahm, unten mit weißgetünchter Mauer, oben mit braunen Bretterwänden, darüber ein stumpfes Grasdach.

Die Ankunft eines Schiffes ist für die einsamen Insulaner, welche sich den nöthigen Verkehr zwischen den Inseln schon oft genug durch Sturm und Wogen erkämpfen müssen, immer ein Ereigniß. Eine Menge Männer, Burschen, Knaben und Kinder drängte sich an den Strand; auch neugierige Weiber kamen aus den Häusern hervor, um sich die Passagiere anzusehen. Die Männer, sämmtlich in der schon beschriebenen Tracht, sahen bärtig und ziemlich wild drein. Nur mit Fischfang, Vogelfang und Schafzucht beschäftigt, in stetem hartem Ringen mit Wetter und Meer, haben sie ein beschwerliches, mühseliges Leben. Jedes Jahr kommen viele bei ihren unvermeidlichen See- und Felsabenteuern um; dafür erreichen die anderen durchschnittlich ein schönes Alter. Man findet viele Leute über die 60 und 70 hinaus, nach der alten Erfahrung, daß Strapazen die Gesundheit weniger aufreiben, als Wohlleben und Luxus. Daß das Trinken eine der Hauptsünden der Färinger ist, davon bekamen wir gleich beim Landen ein Pröbchen. Einer der Männer, die an der Landungsbrücke standen, war so benebelt, daß er Brücke und Luft nicht mehr unterschied, sondern jäh zwischen ein paar Nachen herabtaumelte. Unter großem Humor der Umstehenden ward er von anderen Fischern, die ihn gehörig schimpften, aus seinem ernüchternden Bade herausgezogen und ans Land geschafft.

Graf Wolfegg hatte seine Jagdflinte mitgenommen, hatte aber nur Patronenhülsen, kein Pulver. Wir suchten also einen Laden auf und wurden in eine große Butike gewiesen, wo, wie in guter alter Zeit, Lebensmittel, Kleider, Holz, Eisenwaaren — einfach alles zu haben war. Wie am Strande, gafften uns die Leute mit sehr brummigen Gesichtern an. Dagegen nahm uns der Sysselman (Kreispräsident), den wir um Jagderlaubniß fragen wollten, sehr wohlwollend auf und bot uns sogar Cigarren an, was zum Patronenstopfen nicht eben sehr paßte. Die ganze Inselgruppe ist in sechs Syssel getheilt, hat also sechs solcher „Sysselmänd", welche unter Leitung des „Amtmanns" sowohl die laufenden Regierungsgeschäfte als auch das Richteramt verwalten. Der Sysselman wohnte bescheiden, aber nicht ohne die gewöhnliche europäische Ausstattung von Haus und Zimmer. Er erwähnte mit viel Liebe und Hochachtung des katholischen Missionärs, Herrn Bauer, der früher in Thorshavn gewohnt hatte.

Die Jagderlaubniß nützte indes nicht viel. Die Seeschwalben, Seepapageien und Austernfischer hielten sich vor dem kleinen Hinterlader in ehrfurchtsvoller Entfernung und waren, wenn sie auch neckend in die Nähe kamen, in rascher Wendung wieder entflohen. Mich freute es vor allem, wieder

auf feſtem Boden ſpazieren zu können. Wir gingen zu der kleinen Kirche, an der nichts Merkwürdiges zu ſehen war — eine gut geſchnittene, gut genagelte und ſauber angeſtrichene Bretterbude mit etlichen Fenſtern rechts und links und einem kleinen Thürmchen auf dem Giebel über der Thüre. Rund herum lagen ein paar armſelige Wohnungen. Die Ausſicht aber war ſchön, ſowohl nach dem kleinen Fjord hin, durch den wir von Norden her gekommen waren, als auch nach einem zweiten, der ſich ſüdlich aufthut.

Am Strande lagen Schädel und Gerippe von Grindwalen herum.

Als wir zurückgingen, folgten uns zwei Färinger dicht auf den Ferſen, horchten uns zu und beobachteten uns mit nicht eben freundlichen Geberden. Wir wandten uns endlich um und fragten, was ſie wollten. Da fragten ſie uns, ob wir Dänen ſeien. „Nei, vi ere Tydskere.“ Darauf waren ſie zufrieden, ſchüttelten uns gemüthlich die Hände und ſchlugen einen andern Pfad ein. Es war offenbar bloße Neugier geweſen. Wir klommen den ſteilen Hammer hinan, um eine weitere Ausſicht zu erlangen. Hinter einem der oberſten Häuschen fanden wir ein ganz kleines Grundſtück mit einer Hecke von Walfiſchköpfen umzäunt. Es waren deren ſicher mehrere hundert; ein ſonderbarer Anblick, aber ganz charakteriſtiſch, da der Grindfang hier eine große Rolle ſpielt. Auf den mageren Wieſen weidete einiges Vieh, oben Schafe.

Das Panorama, das ſich von der Höhe darbot, hatte eine gewiſſe melancholiſche Großartigkeit. In zwei großen, ſeeartigen Buchten drängte ſich der Ocean in die Inſel Bordö hinein, deren Bergrücken und Bergſpitzen in monotoner Perſpective ſich couliſſenartig hintereinander aufzackten. Nach Norden verlor ſich der eine Fjord in größeren Doppelarmen zwiſchen den Felscouliſſen — über den höheren lagerten weiße, dichte Wolkenknäuel, bloß auf die Gelegenheit wartend, Sonne, Meer und Fels in trüben Nebelſchleier einzuhüllen. Alles war einſam und todt. Nur die ſtets feuchten Bergwieſen an den Abhängen grünten freundlich, und aus ihren Grasbüſcheln ſchauten traulich die Blüten des gewöhnlichen Fettkrautes (Pinguicula vulgaris) und einer Art Wieſenraute (Thalictrum alpinum) hervor. Ehe wir den Grat völlig erreichen konnten, in deſſen Nähe meine Freunde ein paar ſchöne Stücke Chalcedon fanden, ſandte uns der dicke Kapitän Weſt ſeine Polizeiordre in Form eines ſchrillen Pfiffs an die Felſen hinauf, und wir beeilten uns, ſeinem Machtgebot zu entſprechen.

Die weitere Fahrt durch die enge Straße zwiſchen den Inſeln Kalsö und Kunö dauerte, da die Maſchine nur mit halber Kraft arbeitete, etwa vier Stunden, von 3 bis 7 Uhr. Bei ſo ſchönem Wetter war ſie ein wahrer Genuß. Stets thaten ſich rechts und links neue Scenen auf, wilde Thäler, Vorgebirge, Buchten, gewaltige Felſenburgen, ſtille Weidegründe, kleine Dörfchen, phantaſtiſche Bergzacken und darüber drohendes Gewölke. Die ſchönſte Sicht bot aber unſtreitig der Ausgang ſelbſt, als nach und nach

die ganze nördliche Inſelgruppe zu Tage trat, mit ihren ſteil abſteigenden Uferklippen, den zahlloſen Buchten, Einſchnitten und Kanälen, ihren Alpen und Bergen, beſonders dem ſchneebedeckten Slattaratindur. Was auf der Weltkarte ſich nur wie ein paar kleine Punkte ausnimmt, das war hier eine großartige Berglandſchaft, die in der ganzen Länge des ſüdlichen Horizonts erſt in mattem Farbenwechſel, dann wie ein dunkles Wolkenſchloß aus dem Gold und Purpur des Abendhimmels aufragte, während der Ocean nach Weſt und Nord ſich unermeßlich aufthat.

24. Juni.

Wir waren nun ſo weit auf dem Atlantiſchen Meere draußen, daß ich nicht ungern noch weiter hinüber bis New-York gefahren wäre. Wir bekamen den ganzen Tag kein Land in Sicht, und vom Sonntag hatten wir nichts als ein ſonntägliches, helles, ruhiges Wetter. Zum Meſſeleſen wäre nirgends ein geziemender Platz geweſen; wir mußten alſo darauf verzichten.

Herr Z. gab mir allerlei Notizen über Island. Er geſtand, was ich ihm als einem däniſchen Kaufmann nicht gering anrechnen muß, daß das Land durch das frühere däniſche Handelsmonopol tief herabgedrückt worden ſei; in dieſem Jahrhundert ſei es allmählich etwas beſſer geworden, doch laſteten die Folgen jener Zuſtände noch immer auf dem Land. Der lange und harte Winter voriges Jahr habe eine drückende Hungersnoth und große Bedrängniß hervorgerufen. Dem Mangel an dem nöthigen Futter ſeien viele Schafe und Pferde erlegen — ein harter Verluſt für Leute, deren Hauptreichthum in dieſen Thieren beſteht. Raſche Hilfe ſei jedoch alsbald von England und Dänemark zugefloſſen. Ein Comité unter dem Vorſitze des Mayors von London habe für 5000 Pfd. Sterl. Lebensmittel beſchafft, und dieſe ſeien ſofort vertheilt worden. Dänemark habe 230000 Kroner geſpendet. Davon ſeien noch 180000 in der Kaſſe geblieben. Neben dem drückenden Mangel traten auch die Maſern auf, von denen das Land ſeit 1846 ziemlich verſchont geblieben, und verbreiteten ſich über die ganze Inſel.

Die isländiſche Sprache, mit deren Studium ich mich unterwegs beſchäftigte, nähert ſich am meiſten dem Däniſchen und dem Schwediſchen, welches ſich im ſpätern Mittelalter aus demſelben herausbildete, hat aber doch auch vielfache Berührungspunkte mit dem Engliſchen und Deutſchen. Als Sprachprobe will ich das „Vaterunſer“ hierher ſetzen und zwar zugleich in däniſcher und ſchwediſcher Ueberſetzung, ſo daß man ſich von den Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der drei Sprachen einen annähernden Begriff machen kann.

Isländiſch.	**Fadir vor,**	**þú**	**sem ert á**	**himnum,**	**helgist**
Däniſch.	*Fader vor,*	*Du*	*som er i*	*Himlene,*	*helliget vorde*
Schwediſch.	Fader vår,		som är i	himmelen,	helgadt varde
Deutſch.	Vater unſer,	du	der biſt in	den Himmeln,	geheiliget werde

þitt nafn. Til komi þitt ríki. Verði þinn vili, svo á
dit Navn. Til os komme dit Rige. Ské din Vilje, saa og paa
ditt namn. Tillkomme oss ditt rike. ske din vilja, så ock på
dein Name. Zukomme uns dein Reich. Es geſchehe dein Wille, ſo auf

jörðu sem á himni. Gef oss í dag vort daglegt brauð.
Jorden som i Himlene[1]. *Giv os i Dag vort daglige Bröd.*
jorden såsom i himmelen. Gif oss i dag vårt dagliga bröd,
Erden wie in den Himmeln. Gieb uns heute unſer tägliches Brod.

Fyrirgef oss vorar skuldir, svo sem vjer og fyrirgefum vorum
Forlad os vor Skyld, som og vi forlade vore
och förlåt oss våra skulder, såsom och vi förlåta dem oss
Vergieb uns unſere Schulden, ſo wie wir auch vergeben unſern

skuldunautum. Og eigi leið þú oss í freistni, heldur frelsa oss frá
Skyldnere. Led os ikke udi Fristelse, men frels os fra det
skyldiga äro, och inled oss icke i frestelse, utan fräls oss ifrån
Schuldigern, und führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem

illu. [þviað þitt er ríkið, máttrinn og dýrðin að eilífu[2]**.] Amen.**
Onde. [Thi dit er Riget, Magten og Æren i Evighed.] Amen.
ondo. [Ty dit är riket, makten och äran, i evighet.] Amen.
Uebel. [Denn dein iſt das Reich, die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit.] Amen.

Eine recht charakteriſtiſche Probe iſt aber im Grunde das „Vaterunſer“ nicht. Es muß zu dem Gedanken führen, daß das Isländiſche eigentlich ſehr nahe noch mit dem Deutſchen zuſammentreffe und deshalb leicht zu lernen ſei. Das iſt aber nicht der Fall. Da das Zeichen ð ein ſanftes engliſches th, þ ein ſtarkes th vorſtellt, á immer wie au, ae wie ei, au wie äu, ll wie tl u. ſ. w. geſprochen wird, ſo ergeben ſich ſchon für die Ausſprache ganz ähnliche Schwierigkeiten wie im Engliſchen. Außer dem gemeinſamen Wortſchatz hat das Isländiſche aber eine Menge von eigenen altſkandinaviſchen Stammworten, welche ein Deutſcher höchſtens mit Hilfe des Engliſchen und Däniſchen oder auch dann noch kaum entziffern kann, wie sveinn der Knabe, baugr der Ring, draugr das Geſpenſt, eldr das Feuer, geigr der

[1] Im Däniſchen wie im Schwediſchen werden die beiden Glieder umgeſtellt: som i Himlene, saa og paa Jorden und ebenſo såsom i himmelen, så ock på jorden.

[2] Ein „Graduale“ oder „Meſſaſaungs-Bók (15. Auflage, gedruckt zu Hólar im Hjaltedal anno Domini 1740 und eingebunden zu dem Preis von „30 Stück Fiſch“ zu haben) hat den Zuſatz dieſer Lobpreiſung zum ‚Vater Unſer‘ noch nicht. Wann derſelbe eingeführt wurde, habe ich nicht ermitteln können. Er ſtammt unzweifelhaft aus Deutſchland.

Schaden, hreppr die Pfarrgemeinde, skegg der Bart, kyn das Geſchlecht, ostr der Käſe, refr der Fuchs, vargr der Wolf, hugr der Geiſt, jökull der Eisberg, laeknir der Arzt, tár die Thräne, kjöt das Fleiſch, geisli der Strahl, þjóð das Volk, baer der Bauernhof, bragr das Gedicht, þvá waſchen, hrjóta ſpringen, daema richten, þrjóta fehlen, blanda miſchen, elska lieben, þola erdulden, þora wagen, hyggja meinen. In noch weit zahlreicheren Worten läßt ſich die germaniſche Verwandtſchaft noch erkennen, aber doch nur ſchwer, weil bald die Bedeutung des Stammes ſich verändert hat, bald die Form eine faſt völlig fremde geworden iſt. Wer wird z. B. in yrkja unſer wirken, in ríta das engliſche write, in hylja unſer hehlen, in vígja unſer weihen, in hlaeja unſer lachen gleich auf den erſten Blick wieder erkennen? Was aber die Sprache am ſchwierigſten macht, iſt die ſtaunenswerthe Formenfülle in den Flexionen des Hauptwortes, des Beiwortes, des Zeitwortes und der ſyntaktiſchen Conſtruction, beſonders die zwar geſetzmäßige, aber wegen des vielen Lautwechſels anfänglich verwirrende Durchführung des Umlauts. Nehmen wir als Beiſpiel der Declination:

björn der Bär,	birnir die Bären,
bjarnar des Bären,	bjarna der Bären,
birni dem Bären,	birnum den Bären,
björn den Bären.	björnu (birni) die Bären.

Als Beiſpiel der Conjugation:

að gjóta gießen,	að búa wohnen,
ek gýt ich gieße,	ek bý ich wohne,
ek gaut ich goß,	ek bjó ich wohnte,
vjer gutum wir goſſen,	vjer bjoggum wir wohnten,
gotinn gegoſſen.	búinn gewohnt.

25. Juni.

Ein großer Jubel herrſchte auf dem Schiffe, als es am Morgen hieß: Island in Sicht! Alle beeilten ſich, möglichſt raſch auf Deck zu kommen. So kurz eigentlich die Seereiſe war, freute ſich jedermann, ſchon am Ziele oder wenigſtens ſo nahe daran zu ſein.

Der erſte Eindruck war trotz aller Spannung ein überraſchender, großartiger, gewaltiger. Weder Zeichnung noch Malerei können das Stimmungsbild völlig wiedergeben. Ich ſtand vor einer mir ganz neuen, fremdartigen Welt. Die Luft war kalt, ſpätherbſtlich, faſt winterlich. Der Himmel war hell, wolkenlos, und doch hatte er kein freudiges Blau. Nach Süden, Oſten und Weſten dehnte ſich noch, wie geſtern, das unermeßliche Meer, in der Nähe grünlich, nach der Ferne ſich in ein todtes Stahlgrau abſtufend. Die „Kühlung“ vom vorigen Tag hatte etwas nachgelaſſen; doch konnte das Schiff noch immer die Segel brauchen, und der Wind kräuſelte die mächtigen Wogen mit weißem Silberſchaum. Nach Norden hatte ſich indes

die Scene verändert. Da tauchte die seltsamste Winterlandschaft auf, die ich noch je gesehen — eine graublaue, fast ins Schwärzliche spielende Felsmauer erhob sich meilenweit aus dem Meer, darüber unmittelbar eine ebenso lange Kette von Schneebergen, von Osten her langsam gegen Westen ansteigend, wo mehrere gigantische Eis- und Schneepyramiden theils unmittelbar in den viel dunkleren Himmel hineinragten, theils, von leichtem Gewölk umflort, noch eine bedeutendere Höhe vermuthen ließen. Nirgends ein Zeichen von Vegetation — nur Felsen, Lavafelder, Eis, Schnee und Meer. Als wir der Küste näher kamen, sahen wir durchs Fernrohr und bald auch mit bloßem Auge deutlich, wie der Fels auf weite Strecken unvermittelt dem Meer entsteigt und ebenso unvermittelt in den Gletscherfeldern verschwindet, während da und dort die Eisfelder bis fast ans Meer herabzusteigen scheinen, wo uns auf zackigen und wildzerrissenen Vorgebirgen phantastische Klippengebilde schwarz und gespenstisch entgegenstarrten. Von der Thierwelt zeigte sich nichts in dem starren, melancholischen Winterbilde, als dann und wann eine Heerde von Walen, die in einiger Entfernung vom Schiff ihre Spritzübungen hielt, und zahllose Schwärme von Seevögeln, meist Möven und Seeschwalben, deren schneeweißes Gefieder erst recht fühlbar machte, wie trüb und düster das ganze Bild war.

Welch ein Gegensatz zu den lebensvollen Bildern, die in den letzten drei Wochen an mir vorübergeeilt — die von tausend Gasflammen erhellten Alsterseen zu Hamburg, das bunte Schiffsgewühl an der Elbe, der herrliche Schattenwald des Dyrehaven zu Kopenhagen, die von Schiffen aller Flaggen belebte Rhede von Leith, das stolze Edinburgh am Krönungstage der Königin! — Ueberall Lärm und Lustigkeit, Menschengewühl und Leben, Sang und Klang, frisches Grün und Farbenpracht, sommerlicher Glanz und Freude — — und hier eine Einsamkeit, stiller als die der Thebais — die noch ungebändigte, unerforschte und der Kunst des Menschen trotzende Natur, isolirt von allem Leben — die Urkräfte und Urgestalten, die alles organische Leben bedingen, bedrohen, zerstören und wieder aufrichten, Eis und Feuer, Fels und Ocean, titanisch groß in ihrer gewaltigen Ursprünglichkeit — ein Eispalast, den der Schöpfer spielend durch Feuersglut aus der Tiefe des Oceans emporsteigen ließ, um dem stolzen Ameisenschwarm des Menschengeschlechtes zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Je länger man diesen Eispalast ansieht, desto großartiger scheint er zu werden, und desto leichter begreift man, wie die Isländer sich wirklich in ihre Heimat verlieben und darauf stolz sein mögen.

Ganz anders siehst du aus,
Schimmerndes Bergeshaus
Hoch in der Luft.
Leuchtender Sonnenstrahl
Blitzt in dem Fluß zu Thal,
Flammt hin am Gletscherſaal
Durch Fels und Kluft.

Was wir von Island zuerst zu Gesichte bekamen, war ungefähr die Mitte der Südküste, in der Nähe von Cap Portland. Das Schiff hatte also ziemlich den kürzesten Weg genommen. Von den Bergen des noch fast unerforschten Vatna Jökull, den ausgedehntesten Gletschergefilden und den höchsten Spitzen der Insel, bekamen wir nichts zu sehen. „Jökull" bezeichnet einen Schneeberg, Gletscher, im Gegensatz zu „Fjall" und „Fell", was einen Berg ohne ewigen Schnee bedeutet. Die altnordischen Ausdrücke für Bergspitzen, wie „Gnúpr", „Hnúkr", „Nípa", „Gnípa", „Tindr" 2c., finden sich auch in Norwegen wieder. Hügel heißt „Hóll" (Hotl), „Holt" bedeutet einen Steinhügel, „Háls" den Bergrücken, „Brekka" den Bergabhang, „Drangur" die Klippe.

Das Schiff steuerte gerade auf Cap Portland los, um von da dann westlich der Küste entlang zu fahren. Cap Portland, das auf isländisch Dyrhólarey (Thorhügelinsel) heißt, ist, wie der Name sagt, eine Felsinsel, in welcher sich ein Hügelvorsprung der Hauptinsel nach Süden hin fortsetzt. Den andern Theil seines Namens dankt das Cap zwei gewaltigen natürlichen Felsthoren, unter deren Bogen das Meer majestätisch dahinwogt. Unter dem größeren, schien mir, hätte wohl unser Dampfer bequem durchkommen können; aber die tosende Brandung, welche viele Meter hoch an den schwarzen, zerklüfteten Felsen emporschäumt und donnernd ins Meer zurücksinkt, verbietet dergleichen Kunststücke. Wir kamen indes nahe genug, um einige Zeit durch das phantastische Felsenthor hindurchblicken zu können. In einiger Entfernung davon zeigten sich drei andere Ungethüme, die Reynisdrangar genannt, d. h. drei vielzackige, schwarze Felsenriffe, die so stehen, daß sie wie zwei umgestülpte, riesige Backenzähne mit ihren fürchterlichen Wurzeln aus dem Meer herausstarren. Sie sehen recht gespensterhaft aus, und man wundert sich nicht, daß die Volkssage einen Kobold nebst Frau Gemahlin und Sohn daraus gemacht hat, obwohl sich keine eigentliche menschliche Figur aus denselben herausphantasiren läßt. Es sind vollendete Gespenster.

Da der Kapitän zum erstenmal nach Island fuhr, der erste Steuermann trotz seiner polemischen Neigungen ein sehr schlechter Geograph war, die Passagiere einander selbst um Orientirung fragten, so war ich ziemlich auf meine Karte angewiesen und glaubte nichts, was nicht ungefähr damit stimmte. Das nächste große Schneegebirge vor uns mußte der Myrdalsjökull sein; östlich davon wurden einige Schneegipfel, die halb in den Wolken steckten, als Katla oder Kötlugjájökull bezeichnet, etwas westlich vom Myrdal sollte der Godalandsjökull sichtbar sein. Ich kann nicht sagen, daß ich dieselben genau von dem Myrdalsjökull unterscheiden konnte; aber einen klaren und unvergeßlichen Eindruck gewann ich von der langgestreckten Schneepyramide des Eyjafjallajökulls (Inselbergs), der so verschieden von seinem sachsen-weimarischen Namensvetter war, wie Island überhaupt von Thüringen. Er nähert sich der Küste am meisten; wir fuhren wohl etwa zwei Stunden

oder länger seinem Fuß entlang, an dem man deutlich einen Streifen grau-grünen Flachlandes wahrnehmen konnte, während oben nach der Spitze hin zahlreiche basaltische Felswände und schwarze Riffe das im Sonnenglanz blitzende Schneefeld unterbrachen. Die Spitze ist kraterartig abgestumpft, d. h. zwischen einem etwas höhern westlichen Gipfel und zwei anderen nach Osten liegt ein ziemlich langer Sattel, von dessen Abhängen nach dem Myrdal hinüber ein gewaltiger Gletscher sich ausbreitet. Nachdem wir etwas weiter gefahren, sollte sich auch endlich meine lebhafteste Erwartung befriedigen. Denn in wessen Phantasie schmilzt nicht die Vorstellung von Island mit

Reynisdrangar.

jener des Hekla und mit den Bildern dieses Vulkans zusammen, der neben Vesuv und Aetna der populärste Schul-Vulkan der Erde ist? Da erschien er endlich in bedeutender Entfernung links hinter dem Eyafjalla, ein ehrwürdiges, majestätisches Schneehaupt über einem ganzen Gewirre kleinerer Berge und Hügel. In dem Panorama der übrigen Schneeberge nahm er sich freilich nur wie eine Größe zweiten Ranges aus, und man durfte ihn jetzt, wenn man wissenschaftlich sein wollte, nicht einmal mehr „den" Hekla nennen, sondern „die" Hekla, weil das Wort feminin ist und „die Kapuze" oder einen „Kapuzenmantel" bedeutet. Allein als alter Jugendtraum, als

ein Ding, das ich ſeiner Ferne halber nie zu ſchauen gehofft hatte, war mir der Berg doch für den Augenblick noch der merkwürdigſte von allen, und ich wünſchte nur das Eine, daß er doch ein klein wenig Feuer ſpeien möchte. „Liebes Löwlein, brülle doch noch einmal!“ Doch dem Heklaberg war es nicht ums Feuerſpeien, er rauchte nicht einmal, ſondern ſtarrte eiſigkalt, wie ſeine Geſellen, in den melancholiſchen Winterhimmel hinein.

Eine Abwechslung in dieſe zuletzt etwas einförmige Berg- und Küſtenſchau brachten die Weſtmanna-Eyjar oder Weſtmänner-Inſeln, eine Gruppe von 14 kleinen Felsinſeln, welche unfern, etwa eine Meile von der Südküſte Islands, ziemlich nahe beiſammen liegen. Sie heißen ſo, weil ſie zuerſt — noch vor dem eigentlichen Island — von Irland aus bevölkert, die Irländer aber bei den Norwegern Weſtmänner genannt wurden. Die Ufer dieſer Felſenneſter fallen meiſt ſchroff ins Meer ab. Nur die größte der Inſeln, Heimaey (Heim-Inſel), iſt von Menſchen bewohnt, die anderen — Sudurey, Erlendsey, Älsey, Bjarnarey, Hellirey, Súlnaſker und Geldingaſker (Süd-inſel, Irländerinſel, Seilinſel, Bäreninſel, Höhleninſel, Tölpelſchere und Hammelſchere) ſind nur Weideplätze für Schafe und der Tummelplatz zahlloſer Seevögel. Die erſte, der wir uns näherten, ſah wie ein großes Wrack aus, das ſeinen Schnabel der Küſte von Island zudrehte; die zweite war ein runder, pfeilartiger Felſenklotz, oben mit einer grünen Calotte bekleidet; die dritte war endlich die Hauptinſel Heimaey, ein vielzackiger Berggipfel, der ſich aus dem Schoße des Oceans erhebt. Die höchſte Spitze, der Heimaklettr (287 m), iſt ein erloſchener Vulkan; faſt ebenſo hoch ſind der Helgafell und Dalfell im Süden der Inſel, die im ganzen etwa eine halbe □Meile mißt. Zwiſchen den Bergen liegt eine breite und tiefe Thalmulde, ſo daß ich die Inſel von ferne anfänglich für zwei getrennte Inſeln hielt. Erſt als wir näher kamen, gewahrte ich, daß die Bergabhänge ſich unten verbanden und als grünes Thal eine kleineren Schiffen zugängliche Bucht umgaben. Ein größeres Holzhaus und einige kleinere, mit Gras bewachſene Hütten bekundeten das Vorhandenſein menſchlicher Cultur; doch dicht daneben zeigte ſich die Natur wieder in ihrer ganzen Urſprünglichkeit. Ein Theil des nördlichen Strandes fiel in ſchroffen Felsmaſſen ſteil nach dem Meere ab und war durch die Wogen in ein ganzes Labyrinth von Höhlen verarbeitet. Weiter oben am Grate des Berges weideten anſehnliche Heerden von ſchwarzen und weißen Schafen.

Als der „Romny“ plötzlich innehielt und ein ſchrilles Dampfſignal gab, blieb es ſtill in Kaupſtadr, dem Hauptort der „Weſtmänner“; aber in den benachbarten Höhlen brachte der Pfiff eine ähnliche Senſation hervor, wie eine recht tüchtige Zeitungsaufſchneiderei in der gebildeten Welt von Europa. Zahlloſe Schaaren friedlicher Vögel flogen auf und flatterten im bunteſten Gewimmel um ihre Felsneſter herum. Ich habe nie einen ſolchen gefiederten Pöbel beiſammen geſehen. Die Seevögel-Baſſins unſerer zoologiſchen Gärten,

die Vogelverſammlungen auf alten Thürmen im Herbſte — all das war Kinderſpiel gegen dieſe rieſige Menagerie.

Es war, als ob die Vogelwelt von ganz Island hier zuſammengeſtrömt wäre, um ungeſtört ihr Unweſen zu treiben. Der munterſte und frechſte der befiederten Geſellen ſchien der Lund oder Seepapagei (Mormon artica oder fratercula), der bei den Shetländern Tommin oder Tom Noddy, in Schottland Prieſt, in Cornwall Pope heißt. Dazu beſitzt er noch über ein Dutzend wiſſenſchaftliche und unwiſſenſchaftliche Namen. Weiß mit rothen und ſchwarzen Flecken, hätte er ſich zum norddeutſchen Bundesvogel geeignet. In betäubendem Gewimmel umflatterte er den Felſenſtrand und das Meer bis weit zu den anderen Inſeln und zu unſerem Schiff. Plötzlich ſenkte ſich die ganze Sippſchaft aufs Meer hernieder und ſchwamm hier vorzüglich wie junge Enten; ebenſo plötzlich flog das ganze Geſindel wieder auf und ſchlug eine andere Richtung ein. Zahlreich waren auch die ſchon erwähnten Sulas, dann die ſogen. Seeſchwalbe (Sterna macroura), die Trottellumme (Uria troile, auch Alca troile, Lomvia troile, Colymbus troile genannt), die arktiſche Skua (Lestris catarrhactes, Larus catarr., Catarrhactes Skua, Megalestris catarr., Stercorarius), von den Isländern nach ihrem Geſchrei Kjói, von den Färingern Tjövi (der Dieb) genannt, die Eidergans und verſchiedene Möven und Alken.

„Es gibt doch ſchlechte Menſchen!“ ſagte Kapitän Weſt auf deutſch, nachdem er in langen Zwiſchenräumen den Inſulanern bereits das vierte Dampfſignal gegeben hatte und noch immer in Kaupſtadr ſich niemand rührte. Endlich, endlich nach wohl einer Viertelſtunde ward es lebendig am Strand. Man ſah Leute an einem Nachen. Der Nachen ſtieß ab und ruderte langſam auf unſer Schiff zu. Er hatte hart mit den großen Wogen zu ringen. Nach langer Geduldprobe legte er endlich mit Hilfe von ein paar Stricken, auf den Wellen tanzend, am Schiffe an. Die bequeme Schiffstreppe wurde nicht herabgelaſſen. Die Leute im Nachen mußten an ein paar Eiſenſtäben an der Schiffswand emporturnen. Ein paar Matroſen packten ſie oben bei den Armen; ein handfeſter Kerl half von unten nach, und dank ihrer guten, elaſtiſchen Conſtitution hat ſich niemand dabei die Glieder verrenkt. Die glücklichen Opfer dieſer poſtamtlichen Beförderung waren der „Praeſtr“, d. h. lutheriſcher Prediger von Kaupſtadr, der „Althingsmann“, d. h. der Repräſentant der Weſtmänner-Inſeln beim isländiſchen Parlament, das nächſtens eröffnet werden ſollte, und eine „Stúlka“, d. h. ein ziemlich handfeſtes Mädchen, welches bei ſeiner poſtaliſchen Turnübung von zwei munteren Burſchen unterſtützt ward. Nachdem ſo der Perſonenverkehr beſorgt war, tauſchten Schiff und Nachen etliche 20 bis 30 Pakete, Säcke und Kiſten aus, und dann fuhr der „Romny“ weiter.

Das Weſtfräulein, oder wie man die Stúlka von Kaupſtadr benamſen ſoll, trug die alltägliche isländiſche Volkstracht, d. h. das Haar in kleinen

Zöpfen um den Kopf herumhängend, auf dem Hinterkopf die Húfa, eine kleine, ſchwarze Calotte, mit Nadeln im Haar befeſtigt, von der eine ſchwere, ſchwarze Quaſte mit etwas Silberſchmuck auf die eine Schulter herniederhing. Dieſer Kopfputz iſt auf das reiche blonde Haar berechnet, das die Inſulanerinnen gewöhnlich auszeichnet. Die übrige Figur war in einen langen, ſchweren, grauen Wollſhawl eingemummt. Der Praeſtr, ſchwarz gekleidet, ſah ungefähr wie ein Dorfbürgermeiſter oder Landmagiſter aus. Der Althingsmann war ein einfacher Bauer, etwas ſonntäglich gekleidet; ſein wohlraſirtes Geſicht war vom Hals aus mit einem ſchmalen rothen Bart umrahmt und hatte einen gutmüthigen Ausdruck, gemiſcht mit bäuerlicher Pfiffigkeit.

Die Isländer müſſen den Praeſtr auf uns aufmerkſam gemacht haben. Denn er poſtirte ſich in unſerer Nähe und ſah uns forſchend mit der größten Neugier an. Ich machte es wie Benjamin Franklin, ſagte ihm: „Ich heiße ſo und ſo, komme von Kopenhagen, reiſe nach Reykjavik, bin katholiſcher Praeſtr, führe aber nichts Böſes im Schilde u. ſ. w. Nun ſagen Sie mir, wie es auf den Weſtmänner-Inſeln zugeht.“ Er war, wie ich die Isländer meiſtens fand, zurückhaltend und beantwortete jede Frage nur ſo knapp als möglich. Die Einwohnerzahl gab er auf 550 an. Sie bilden einen eigenen politiſchen Diſtrict — Syſſel, der im Althing durch einen Abgeordneten vertreten iſt. Das Schulweſen iſt noch in primitiven Anfängen. Die Hauptſache lernen die meiſten bei Mutter und Vater. Ein Europamüder könnte da, wenn er etwas Froſt ertragen kann, eine paſſende Einſiedelei finden; er könnte Fiſche fangen und ſie am Geſtade trocknen; er könnte gegen den Sommer hin die Schafe auf die mager bewachſenen Felsklippen treiben; er könnte ſich an Stricken in die großen Vogelhöhlen herablaſſen und unter verſchiedenen Turnkünſten die Neſter viſitiren; er könnte zwölfmal im Jahr das däniſche Poſtſchiff kommen ſehen, pfeifen hören, warten laſſen und auslachen — kurz, von Hypercivilisation hätte er nichts zu leiden.

Preyer und Zirkel erzählen in ihrem Reiſebericht von 1860, daß auf den Weſtmänner-Inſeln faſt alle Kinder bald nach der Geburt ſtürben, daß man deshalb die Kinder ſpäteſtens drei Tage nach der Geburt nach Island bringe, daß aber dieſer Vorſicht unerachtet die Bevölkerung auf Heimaey beſtändig im Abnehmen ſei. Ich fragte den Praeſtr nach dieſer Sterblichkeit. Er ſchüttelte den Kopf und bedachte ſich. Dann ſagte er, es hätten wohl früher dergleichen Krankheiten geherrſcht; ein Arzt in Kopenhagen hätte aber ein Heilmittel dagegen gefunden, ein Oel, womit die Neugeborenen eingerieben würden, und ſeither habe jene Sterblichkeit aufgehört.

Von den Weſtmänner-Inſeln wurde die Fahrt längs der Südküſte etwas eintöniger. Das Schönſte waren die ſchneebedeckten Vulkane, die wir noch ziemlich lange im Geſicht behielten. Nachdem wir die Mündung der großen Flüſſe Þjórsá (Thorsau) und Oelfusá (Oelfusau) paſſirt hatten, wurde das Küſtenbild flacher. Statt hoher Schneeberge ſtieg über das öde,

gelblich-graue Ufer nur eine Reihe kahler Felsberge von ähnlicher Farbe empor. Nach Süden im offenen Meer trieben noch immer Walfische ihr Spiel; Schiffe begegneten uns nicht. Den ganzen Nachmittag fuhren wir mit voller Kraft, dazu noch vom Winde begünstigt, in der stillen Einsamkeit dahin. Einige Namen von Küstenplätzen: Eyrarbakki, Strandarkirkja, Stadr, wurden genannt und auf der Karte gesucht. Es war indes nicht viel zu

Isländerin in der alltäglichen Volkstracht.

sehen. Kirchthürme u. dgl. gibt es auf ganz Island nicht. Von Strandarkirkja sah man nur ein paar ärmliche Hütten. Die ganze Südküste hat keinen guten Hafen und ist deshalb in ihrer Entwicklung hinter den anderen Theilen der Insel zurückgeblieben. In Sicilien ist, wie bekannt, dasselbe der Fall.

Zwischen 7 und 8 Uhr abends erreichten wir endlich die südwestliche Spitze von Island — Reykjanes (Rauchnase oder Rauchcap) — und die

Digitized by Google

davorliegenden Fuglaeyjar (Vogelinseln). Einen ungestalteten Felsenklotz, der, mit Guano decorirt und von Schaaren von Seevögeln umflattert, etwas weiter von der Küste ablag, nannte mir einer der dänischen Herren als den „Mehlsack". Mehr nach der Küste hin lag ein viel phantastischeres Riff, der „Karl" geheißen, aus dem man sich mit einiger Phantasiearbeit einen versteinerten nordischen Seekönig auf seinem Throne zurechtdenken konnte — ein Seitenstück zu den riesigen sitzenden Pharaonenstatuen in Aegypten. Unfern des „Karl" zeigte sich auf einer steil abfallenden Lavafelswand des Vorgebirges ein kleiner, weißer Leuchtthurm, das einzige Institut dieser Art auf der ganzen Insel. Im Budget für 1880 und 1881 waren dafür (Til vitans á Reykjanesi) 5000 Kronen angesetzt; Unterhalt und Dienst kosteten aber nur 4652 Kronen 4 Oere. Es ist eigentlich kein Thurm, sondern nur ein kleines Lighthouse, das aber vermöge seiner Lage ganz den Dienst eines Thurmes thut. Die Klippen sind etwa 100 m hoch. Elektricität hat hier das Gas noch nicht verdrängt, weil das Gas noch nicht eingeführt ist. Die Beleuchtung geschieht mittelst Paraffinlampen und paraboloischen Reflectoren.

Nachdem wir Cap Reykjanes umfahren, bot sich uns ein unerwartet herrliches Schauspiel dar. Nach Norden entstieg nämlich dem dunkelblauen, nur stellenweise von der Sonne erhellten Meere ein gewaltiger Schneekegel, breitschulterig, oben in zwei Spitzen verlaufend, die einen Krater dazwischen verriethen, aber schimmernd weiß und so majestätisch wie die Schneekuppen der berühmten ecuadorianischen Vulkane. Das war der Snaefellsjökull, einer der älteren Vulkane der Insel und einer ihrer imposantesten Berge, obwohl nur 1750 m hoch. Das Vorgebirge, auf dem er steht, theilt die Westküste in zwei große Buchten, die südliche Faxa-Bucht und die nördliche Breidi-Bucht.

Da die Küste des Vorgebirges mit ihren Felsgestaden und mit ihren Hraunen (Lavafeldern) auf die weite Entfernung nicht sichtbar ist, so scheint der grandiose Schneeberg unmittelbar aus dem Meere aufzutauchen. Es wehte eine winterlich kalte Brise; die Nordküste von Island war noch ganz mit Polareis blokirt, so daß kein Schiff die Rundfahrt um die Insel machen kann. Bei der durchsichtig reinen Luft sah der Snaefell wie ein Gebilde von ewigem Eise aus. In der That hat seine Spitze noch kein sterblicher Fuß betreten. Alle, die hinauf wollten, wurden durch die eisige Kälte, Schneestürme, undurchdringliche Nebel, unübersteigliche Eisspalten und Eisabhänge aufgehalten. Nur um anderthalb Grad vom Polarkreis entfernt, in nächster Nachbarschaft der unwirthlichen Schneefelder von Grönland, hat der ausgebrannte Vulkan einen entschieden arktischen Charakter. Ich wurde nicht müde, den schneeweißen Eremiten anzusehen, und er prägte sich mir ebenso unvergeßlich ein, wie einst Mönch, Jungfrau und Schreckhorn im Berner Oberland. Den poetischen Eindruck hat ein neu-isländischer Dichter, Steingrímr Thorsteinsson, in einem sehr schönen Gedichte geschildert, dessen nordische Eigenthümlichkeit aber eine deutsche Uebersetzung nicht wiedergeben kann.

Der Snaefellsjökull.

Ueber dunkeln Lavasteppen,
Riffen, Klippen, Berg und Kluft,
Wo gleich wie am Strom der Todten
Braust des Nordsturms rauhe Luft,
Ragt an eisigkaltem Strande
Stolz des Snaefell Felsenhaus,
Starrt in ew'gem Schneegewande
Himmelhoch ins Meer hinaus.

In den nächtlich schwarzen Lüften
Klagend schwebt der Möven Heer,
Höllenglut dräut in den Klüften,
Mit dem Berge ringt das Meer.
Jüten gleich, zu Stein geworden
Mitten in dem Siegeslauf,
Ragen düstre Felsenklippen
Starr und todt zum Himmel auf.

Hei, wie an dem Felspalaste
Grollend wühlt die grimme See,
Schaum emporzischt zu den Mauern,
Reiner als der reinste Schnee!
Schimmernd in des Mondes Silber,
Zischt ihn weg des Berges Wuth.
Unbesieglich kämpfst du weiter,
Schreckensvolle Meeresflut.

Keine Schwäne hört man singen,
Einsam nur der Rabe krächzt,
Traurig schreit der See Gevögel,
Und nach Raub die Füchsin lechzt.
Doch an schönem Sommerabend
Klingt am buschumsäumten Moor
Wohl auch froher Lerchentriller
In der Einsamkeit ans Ohr.

Schön ist's dann, emporzuschauen
In des Himmels Blau hinein.
Zu des Snaefell Eisgefilden,
Silberschimmernd, licht und rein,
Immer heller, immer klarer,
Bis empor zum höchsten Grat.
Alles wächst an Licht und Reinheit,
Wenn es sich dem Himmel naht.

Da wir geraume Zeit geradeaus nach Norden steuerten, so konnten wir uns lange der Sicht auf den majestätischen Eisvulkan erfreuen. Dann drehte das Schiff östlich nach dem südlichsten Innern des Faxa-Fjördr hinein, ziemlich nahe an der fast flachen, breiten Landzunge, welche den südwestlichen Ausläufer des Inselandes bildet. Wie auf den Faröern, sah man sich umsonst nach Baum und Strauch um. Nur ein spärlicher Moos- oder Grasteppich bekleidete da und dort das gelblich-graue Felsufer. Doch zeigten

ſich häufiger kleine Häuschen und Gehöfte, aber durchweg einſtöckig, von armen Fiſcher- oder Bauernhütten kaum zu unterſcheiden. Alles war ſehr einſam und todt; doch ſtrahlte die Abendſonne ſo freundlich, daß die Landſchaft einen durchaus gewinnenden Eindruck machte. Das ſparſame Grün erhielt einen fetten, kräftigen Ton, und in den Felſen zeichnete das Licht ſo viele kräftige Schatten, daß die einförmigen Hauptumriſſe Leben und Geſtalt erhielten. Das war beſonders nach dem Innern der Bucht hin der Fall, wo ſich das Esju-Gebirge wie eine mächtige Burg erhob. Sein oberſter Grat trug etwas Schnee; rechts und links davon zeigten ſich mehrere beſchneite Spitzen. Nach Norden hin aber lief von der Esja ein nur da und dort unterbrochener Kranz von Bergen und Hügeln, der, ſich zuſehends verjüngend, den weiten Golf umſchloß. Mit dem Glas ſah man deutlich, wie ein niedriger Küſtengürtel dann weiter zum Snaefell hinüberreichte, der, einer ſtolzen Seewarte gleich, das ganze Bild beherrſchte. Bezaubernd wurde der Anblick, als die Sonne, ſcheinbar wachſend an Glanz und Größe, der ſchimmernden Fläche des Oceans ſich näherte, langſam in ſie hinabtauchte und endlich in Purpurglut verſchwand. Wohl eine Stunde lang glühte das ganze Ufer in einem ſtets wachſenden, roſigen Schein, der mich über die troſtloſe Oede der Landſchaft völlig hinwegtäuſchte. Es war, wie das Alpenglühen, ein wahres Licht der Verklärung. Island kam mir nicht bloß großartig, ſondern auch bezaubernd ſchön vor, wie das Hochgebirge, wenn die letzten Sonnenſtrahlen darauf leuchten. Als der Vordergrund der Scenerie ſeine warme Beleuchtung verlor, ſchimmerte die Esja und die ferne Kuppe des Snaefell in zauberhaftem Lichte, und nur langſam verlor ſich die herrliche Viſion in jener magiſchen Dämmerung, welche die Mitternachtsſonne begleitet.

Während der „Romny“ in die Bucht hineindampfte, wurde es munter auf dem Schiff. Der Schiffsraum wurde geöffnet und die meiſten Paſſagiere ließen ſich ihr Gepäck heraufholen und ſtellten es mit ihren anderen Habſeligkeiten zuſammen, die ſchon auf Deck waren. Großes Bedauern flößte mir der eine der Rechtscandidaten ein, der von Kopenhagen wohl ein Dutzend Blumentöpfe mit beliebten Zierpflanzen mitgebracht und ſie unterwegs ſorglich begoſſen und verpflegt hatte. Die ſalzige Meerluft hatte die meiſten verdorben, und es ſchien ſehr fraglich, ob ſie wieder aufkommen könnten. Sehr fröhlich kam es mir dagegen vor, als eine junge Isländerin, die bis dahin als moderne Dame mit einem feinen, befiederten Modehütchen auf dem Verdeck ſpaziert war, ſich einen echten Bauernkoffer aus dem Schiffsraum heraufkommen ließ, ihn öffnete, einen Haufen Kleider herausnahm, fortging, nach einiger Zeit in isländiſcher Volkstracht wieder aus der Kajüte emportauchte und ihre moderne Kopenhagener Civiliſation: Hütchen, Mantille und Stoffſtiefelchen, nunmehr in dem beſagten bäuerlichen Koffer verpackte. „Es iſt doch ſchwer, eine Dame zu werden!“ ſagt die weſtfäliſche Penſionärin in ihrem berühmten Briefe. Die Isländerin ſah aber ſo viel beſſer aus.

Nachdem alle Welt, jeder in seiner Façon, Toilette gemacht — das Abendessen war längst vorüber —, fingen die Isländer wieder zu singen an, lauter neu-isländische Lieder, zum Theil auf nordische, zum Theil auch auf bekannte deutsche Melodien, wie z. B.: „Seht, wie die Sonne schon sinket.“ Im Anblick des Snaefellsjökull mußte auch jeder ihre patriotische Begeisterung gerechtfertigt finden:

Uraltes Islofold,
Heimat so traut und hold,
Bergkönigin!

Vor uns dampfte ein französisches Kriegsschiff, der „Allier“, in die Bucht hinein, die sich in der Nähe der Esja verengerte, in kleinere Buchten auszackte und durch mehrere Inseln (Akrey, Engey, Videy, Lundey u. a.) in kleinere Sunde getheilt wird. Der südlichste derselben, zwischen den kleinen Eiländern Akrey, Engey, Videy und dem Vorgebirge Laugarnes, bildet die Rhede von Reykjavik (Rauch-Bucht). Die Stadt, Islands heutige Metropole, liegt an dem nördlichen Abhang einer niedrigen, schmalen Landzunge, die von der Insel aus nach Nordwesten, nach dem Snaefell hinläuft. Auf der Rhede lagen außer dem eben angekommenen „Allier“ noch ein zweites, größeres französisches Kriegsschiff, der „Dupleix“, und ein kleineres dänisches, die „Diana“, vor Anker, alle ziemlich nahe um ein altes, abgetakeltes und plumpes Wrack, das gegenwärtig als Kohlenmagazin dient. Rund herum lagen einige dänische Kauffahrer- und Fischerbarken, während eine Menge Kähne von und zu den Schiffen fuhren. Da von allen Schiffen Flaggen wehten, auch an den Factoreien am Ufer die dänische, englische, schwedisch-norwegische, französische und isländische Flagge aufgezogen war, so sah die ganze Scene recht lebendig aus. Man war nach der langen Meeresöde wieder unter Menschen der verschiedensten Nationalitäten und Stände. Man hatte einen Hafen vor sich und etwas wie eine Stadt.

(Nach einer Skizze des Verfassers.)

Den Eindruck einer eigentlichen europäischen Stadt macht Reykjavik vom Meere aus entschieden nicht. Die gewöhnlich curfirenden Bilder sind

Digitized by Google

von der Höhe der Landzunge aus aufgenommen, von wo aus Reykjavik ſich noch am ſtattlichſten ausnimmt. Von der Rhede aus würde man es auf den erſten Blick für ein Fiſcherdorf taxiren. Kein Molo, kein Leuchtthurm, keine Befeſtigung, kein eigentlich impoſantes Gebäude. Die Stelle eines Hafens vertreten eine Reihe von höchſt einfachen Landungsbrücken, die von dem ſtellenweiſe felſigen, ſtellenweiſe flachen Uferrande ins Meer vorſpringen. Einige derſelben münden in Waarenlager und Magazine der einfachſten Bauart hinein. Zwiſchen dieſen ſtehen Häuſer und Factoreien, meiſt einſtöckig — nur da und dort erhebt ſich ein zweiſtöckiger Bau dazwiſchen.

Wir kamen von Nordweſten her, hatten alſo den öſtlichen Theil der Stadt zur Linken, den weſtlichen zur Rechten. Die bedeutendſte Factorei links iſt im Beſitze eines Kaufmanns aus Hamburg; dann kam das „Hotel Alexandra", das einem Dänen gehört; dann das „franzöſiſche Conſulat", das „ſchwediſche Conſulat", eine Reihe Privathäuſer, die Factorei des Herrn Großhändlers Fiſcher aus Kopenhagen, der mit uns auf dem Schiff war; dann das „engliſche Conſulat", und von da ab nach rechts faſt nur Fiſcherhütten zwiſchen Felſen den ganzen Strand entlang. Das war die unterſte Häuſerlinie. Von der zweiten und dritten ſah man bloß die Dächer, nur links zeigte ſich ein ſtattliches, langes, weißes Haus, mit Flaggenſtock davor, das Haus des däniſchen Gouverneurs — und rechts am andern Ende der Stadt eine größere Factorei, „Glasgow-Huſet" genannt, deren Beſitzer, Herr W. Briem, ebenfalls mit uns fuhr. Zwiſchen beiden, etwas höher — unzweifelhaft der ſtattlichſte ſichtbare Bau — war die lange, zweiſtöckige Lateinſchule, das Gymnaſium von Reykjavik. Ueber den Dächern in der Mitte deutete ein kleines Thürmchen die Domkirche von Reykjavik an; ein Dach daneben deckte das Parlaments- oder Althingshaus. Links ſchloß das Stadtbild mit einer Windmühle auf einem Hügel — rechts mit einem Bauernhaus, das mir als die frühere katholiſche Miſſion bezeichnet wurde.

Kaum hatte der „Romny" Anker geworfen, da ward er ſchon von wenigſtens zwölf Kähnen umſchwärmt, während am Ufer ſich noch mehrere in Bereitſchaft ſetzten. Denn die Ankunft jedes Schiffes iſt ein Ereigniß für das einſame Reykjavik. Unten an der Schiffstreppe und oben auf Deck entſtand ein Gedränge und Spektakel, wie an einer großen Station. Beamte, Verwandte, Bekannte, Hotelbediente, Gepäckträger, Geſchäftsleute, Neugierige kamen herauf, während unten die Ruderer ſich um den beſten Platz an der Treppe zankten, andere Boote ungeduldig warteten, franzöſiſche und däniſche Matroſen neugierig um das Schiff herumruderten, der Schiffsreſtaurateur aber — als praktiſcher Mann — gleich zu fiſchen anfing und mit jedem Zug ſeiner Leine einen Fiſch heraufzog. Alle, die irgendwie konnten und mochten, ließen ſich ans Land rudern. Nur ein paar vereinzelte Paſſagiere blieben zurück. Wir wollten anfänglich auch ans Land; doch der deutſche Kaufmann, Herr U., an den wir empfohlen waren und der an Bord ge-

kommen war, rieth uns davon ab. Er verſprach uns, früh des Morgens ſein Boot zu ſchicken.

So blieben wir denn auf dem „Romny", mit dem wir recht zufrieden ſein konnten; denn er hatte, allerdings von Wind und Wetter begünſtigt, die gewöhnliche Fahrzeit faſt um einen Tag gekürzt. Mitternacht nahte bereits heran, als es endlich auf dem Schiffe ruhig war — und noch war es ſo gut wie Tag. Ich konnte den kleinſten Druck noch leſen. Wir waren zwar nicht im Lande der Mitternachtsſonne, aber ſehr nahe daran. Dieſer Mittelzuſtand zwiſchen Tag und Dämmerung kam mir wie ein Traum vor. Tegnér hat ihn ſehr treffend in den Verſen geſchildert:

„Mitternachtsſchein auf den Bergen lag,
Blutroth anzuſchauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigen Grauen."

4. Reykjavik.

26. Juni.

Der Morgen brachte eine traurige Enttäuschung. Die ganze Vision vom vorigen Abend war dahingeschwunden. Der Faxa-Fjördr, das Meer, der Eispalast des Snaefellsjökull, die dunkle Burg des Esja-Gebirges, das flache Ufer nach Reykjanes hin — Stadt und Land lagen unter einem dichten, dunkeln Mantel von Regenwolken. Ein feiner Regen durchnäßte alles. Es war ungemüthlich kalt. Das versprochene Boot ließ uns eine. zwei Stunden warten. Als es endlich kam, konnten wir uns trotz unserer Regenmäntel nicht ordentlich schützen. Das Gepäck und wir wurden naß. Auf der Landungsbrücke mußte man alle Vorsicht anwenden, um nicht auszugleiten. Sie führte in ein großes, dunkles Waarenlager hinein, in dem ganze Berge von getrockneten Fischen an einen giorno magro erinnerten. Die Bootsleute stellten unsere Koffer zu den Fischen. Arbeiter gafften uns an. Nach langem Hin- und Herfragen wurden wir endlich über einen Hof in einen Kramladen geführt, in welchem alles Erdenkliche feilgeboten wurde, dann durch ein Magazin und zwei kleine Comptoirs in einen Hausgang und einen kleinen Salon. Das einzige Tröstliche, was ich sah, war eine ziemlich grobe Caricatur in dem einen Comptoir, über dem Pult befestigt, ein Farbendruck, der eine komische Bureau-Scene darstellte, mit der großgedruckten Inschrift: „Mensch, ärjere dir nich!"

Endlich erschien Herr U., der uns ob seiner Geschäftssorgen ganz vergessen hatte, schickte nach Packträgern, da Wagen hier unbekannt und Schiebkarren eine Seltenheit sind. Dann ging es im Regen durch die kleine Stadt, den Hügel hinauf zu dem ehemaligen Missionshaus, das anderswo etwa für ein schlichtes Bauernhaus gelten könnte. Unten fünf kleine Zimmer und eine Küche (zugleich Hausflur) zu ebener Erde und darüber ein paar Dachkammern. An das Haus stieß ein niedriger, mit Bretterwänden bekleideter Schuppen, der eine Kapelle vorstellte. Die Fensterchen waren etwa $1^1/_2$ Fuß hoch und 1 Fuß breit. Ein kleiner Hof trennte die Kapelle von dem aus Brettern gezimmerten Kuhstalle. Etwas weiter standen Trümmer eines kleinen Gebäudes; ich glaube, es war eine Windmühle gewesen. Die seit vielen Jahren unbenützte Kapelle hatte von Wind und Wetter hart gelitten. Wir mußten noch am selben Tage einen Zimmermann kommen lassen, um sie durch die nothdürftigsten Reparaturen gegen den Einsturz sicherzustellen.

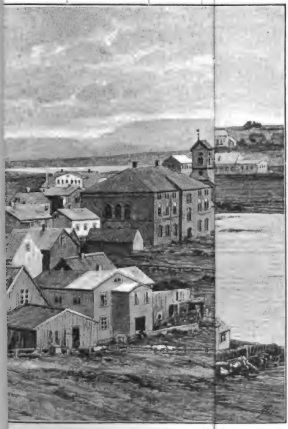
Es regnete an mehreren Orten hinein. Zum Glück war der Altar und der kleine Chor noch in Sicherheit. Der im Bauernzopfſtil gehaltene Altar war mit gemachten Blumen und Leuchtern geſchmückt. Nur der Altarſtein und die Altartücher fehlten. Letztere fanden ſich nebſt vielen Paramenten in der anſtoßenden Sakriſtei, d. h. einer höchſt primitiven Bretterkammer. Es wurde halb 12 Uhr, bis endlich alles bereit war und ich die heilige Meſſe leſen konnte, die erſte, die ſeit langer Zeit in Island geleſen worden iſt, und meines Wiſſens die erſte, die ein Jeſuit in Island celebrirt hat. Ich opferte ſie für die Bewohner der großen Inſel auf und empfahl dem hl. Wilhelm, deſſen Feſt wir feierten, von Herzen all die guten Leute, die ohne ihre Schuld durch ſchnöde Politik vor drei Jahrhunderten um das Erbtheil des katholiſchen Glaubens betrogen worden ſind, und zwar ſo gründlich, daß ſpäter die vieljährigen Bemühungen eines franzöſiſchen Miſſionärs anſcheinend faſt fruchtlos geblieben ſind.

Island trat erſt ſehr ſpät (im Jahre 1000) in die Reihe der chriſtlichen Völker ein. Es blieb nur fünf und ein halbes Jahrhundert katholiſch. Mit der Enthauptung des letzten katholiſchen Biſchofs von Skálholt, Jón Araſon, den 7. November 1550, vollendete der Proteſtantismus nach kurzem Kampfe ſeinen Sieg. Drei Jahrhunderte lang fand kein Miſſionsverſuch mehr ſtatt, da durch die Lutheraniſirung der ſkandinaviſchen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden jeder Anknüpfungspunkt abgeſchnitten war. Erſt unter Pius IX. tauchte 1854 der Plan auf, das katholiſche Miſſionswerk gleichzeitig an mehreren Punkten des ſkandinaviſchen Nordens (Island, Faröer, Lappland) in Angriff zu nehmen. Zwei franzöſiſche Miſſionäre, die Abbés Bernard (ſpäter Apoſtol. Präfect in Chriſtiania) und Baudoin gingen nach Island und gründeten nicht ohne große Schwierigkeit das Miſſionshaus in Reykjavik. Abbé Bernard kehrte bald nach Norwegen zurück. Abbé Baudoin blieb bis zum Jahre 1876, wo Kränklichkeit ihn nöthigte, ſeine Heimat aufzuſuchen. Da erſt 1874 Religionsfreiheit in Island zugeſtanden wurde, war die Thätigkeit des Miſſionärs auf ein Minimum beſchränkt. Nur alljährlich im Frühjahr, wenn 70 bis 100 franzöſiſche Fiſcherbarken eintrafen, um ein paar Monate in der Nähe der Inſel zu fiſchen, bekam er einige paſtorale Thätigkeit. Die langen Winter verwandte er auf das Studium der isländiſchen Sprache, Geſchichte und Literatur und erwarb ſich darin ſolche Kenntniſſe, daß er im Stande war, einen ſehr gewandt ſtiliſirten Abriß der katholiſchen Apologetik herauszugeben. Einige der tüchtigſten isländiſchen Gelehrten betrachteten dies indes als eine Herausforderung und traten als Kämpen des Lutheranismus gegen ihn auf. Als die neue Verfaſſung 1874 endlich Religionsfreiheit brachte, war die Geſundheit des ſeeleneifrigen Prieſters ſchon ſehr erſchüttert. Da er nach Frankreich reiſte, hoffte er offenbar, bald wieder geneſen auf ſeinen harten Miſſionspoſten zurückzukehren. Allein der liebe Gott rief ihn zu ſich, ehe dieſe Hoffnung ſich erfüllte.

Leider fand sich bei seinem Tode niemand, der seinen Posten übernehmen wollte oder konnte. Kapelle und Haus und der kleine Grundbesitz, der sie umgibt, nebst zwei Kühen wurden einem dänischen Kaufmann zur Beaufsichtigung übergeben. Die Wittwe eines isländischen Beamten wohnte mit ihren Kindern in der verlassenen Wohnung und hielt alles recht erträglich in Ordnung. Das Studirzimmer des Missionärs fanden wir, wie er es verlassen hatte, für Island recht freundlich, aber klein und sehr bescheiden möblirt. Crucifix, Heiligenbilder, ein Porträt Pius' IX. verkündeten gleich eine katholische Wohnung. Ueber dem verschlissenen Sopha hing die große isländische Karte von Gunnlaugsson. Gegenüber stand der Trost des langjährigen Einsiedlers, eine recht ansehnliche Bibliothek, zur Hälfte französisch, zur Hälfte isländisch. Jene umfaßte eine gute Auswahl ascetischer, theologischer, apologetischer und homiletischer Werke; diese bot die wichtigsten alten Sagas und die verschiedenartigsten Werke älterer und neuerer isländischer Literatur. Auch das große Studirpult war bis oben zur Decke mit Büchern vollgepfropft. Alles wies darauf hin, daß Herr Baudoin ein sehr frommer, thätiger und wissenschaftlich gebildeter Mann war. So traurig es mich anmuthete, in die Hinterlassenschaft eines Priesters hinein versetzt zu sein, dessen unermüdliche, rastlose Thätigkeit gerade da vom Tode unterbrochen wurde, wo dieselbe nach mühsamen Vorbereitungen endlich eine freudige Ernte versprach: so freundlich sahen doch die Bilder Christi und seiner lieben Mutter in das niedrige, enge Stübchen hinein, und eine Tabelle sämmtlicher Päpste mahnte daran, daß das Leben des einzelnen Missionärs und Priesters allerdings fast spurlos und anscheinend fruchtlos wie eine Einzelwelle im weiten Ocean verschwinden mag, daß es aber im lebendigen Zusammenhang mit der Kirche kostbar in den Augen Gottes und des schönsten Erfolges gewiß ist. Und so ward ich bald heimisch in dem kleinen Studirzimmerchen, das mein unbekannter Vorgänger mir hinterlassen, und suchte mich in die fremdartige Literatur hineinzufinden, welche auf seinen Büchergestellen vor mir stand. Meine beiden Gefährten untersuchten inzwischen Kapelle und Sakristei, fanden reichen Vorrath an Paramenten und ordneten alles so schön, daß wir schon am dritten Tage eine bischöfliche Visitation hätten bestehen können.

Die Haushälterin und ihre zwei Kinder, sowie die Magd, welche Ragnhildr hieß — sämmtlich Protestanten —, waren zuerst außer sich vor Verwunderung und Bestürzung, als wir, unangemeldet, das Haus als „unser" requirirten, und noch mehr, als nicht nur von Prästr, sondern von Graf und Baron die Rede war. Die Haushälterin erklärte es geradezu für unmöglich, solchen Herrschaften ein würdiges Mittagessen zu bereiten. Einen Kaffee für den Morgen und einen Thee für den Abend hoffte sie allenfalls zu Stande bringen zu können. — An Platz fehlte es nicht. Jeder erhielt sein eigenes, wenn auch enges und niedriges Stübchen, und außer der Bibliothek, wo wir speisten, fand sich auch noch eine kleine Stube als Salon. Der

aus des Landshöfdings. Althingshaus. Domkirk See.



ik.

Schrecken verlor sich bald, als wir uns als gutmüthige, christliche Germanen zeigten, mit wenigem vorlieb nahmen, für jeden kleinen Dienst freundlich dankten und niemand belästigten. Nachdem wir einige Tage im „Alexandra-Hotel" (einem zweistöckigen Wirthshause unten an der Rhede) dinirt hatten, hatte die Haushälterin schon so viel Muth gefaßt, daß sie von selbst ein versuchsweises Mittagessen zu Hause anbot. Alle Zimmer rochen den ganzen Morgen von den Schollen und dem magern Stück Lamm, das sie uns briet. Sie hatte sogar einige kleine Kartoffeln aufgetrieben, und so war denn für die Folge unsere häusliche pfarramtliche Einrichtung nach der ökonomischen Seite hin gesichert. Lucullisch war sie nicht; derselbe Braten mußte drei Tage lang herhalten, und außer dem Freitag verordnete uns die alte Jacobine noch wenigstens zwei bis drei Abstinenztage per Woche. Das Regime schlug uns allen jedoch recht gut an, und durch die Gunst einer Verwandten der Haushälterin, die ein kleines Gärtchen hatte, erhielten wir sogar einigemal einen Salat — d. h. zwei bis drei Blätter Grünes per Mann bei friedlicher Theilung, wobei der Jüngste das Residuum bekam, das sich nicht glatt dividiren ließ.

Auf dem Gipfel einer Anhöhe zwischen dem Skerja-Fjord und der Rhede von Reykjavík gelegen, bot das kleine Haus eines der schönsten Panoramen, die man in der isländischen Hauptstadt genießen kann. Nordenskjöld, der etwa zwölf Tage vor uns auf seiner letzten Grönlandfahrt in Reykjavík Station machte, ließ die Stadt von da aus photographiren[1]. Man hat alle bedeutenden Gebäude vor sich, dahinter die Rhede und das Esja-Gebirge, links die Faxa-Bucht bis zum Snaefell, rechts eine Reihe kleinerer Berge. Zunächst um das Haus lag ein ansehnliches Stück recht guter Wiese, von Steinmauern umfriedigt. Daran stieß eine noch bessere, die einem gewissen Herrn Geir Zoëga gehörte und worauf einige Kühe weideten. Was man am meisten vermißt, das sind die Bäume. Je länger man in die Landschaft hineinschaut, desto empfindlicher wird dieser Mangel. Schön und großartig an dem Bilde ist eigentlich nur der ferne Snaefell. Es ist merkwürdig, wie man sich in einen solchen Eiszapfen verlieben kann; aber es ist mir wirklich gelungen.

27. Juni.

Reykjavík gehört zu den ältesten Ansiedelungen auf Island. Nach dem Landnámabók (der alten Chronik, welche über die Ansiedelung berichtet) ließ sich Ingólfr Arnarson, der berühmteste aller „Landnáma"-Männer, um 874 n. Chr. daselbst nieder und besetzte alles umliegende Land. Da die ganze Südküste keine guten Ankerplätze bietet, war die Bucht der Haupt-

[1] Der Güte des Photographen, der ihn begleitete, und den ich später zu Stockholm kennen lernte, danke ich die Aufnahme, welche der vorstehenden Ansicht als Vorlage diente.

zugang nach dem südwestlichen und südlichen Theile der Insel hin. Geschichtliche Bedeutung erlangte der Platz nicht. Den politischen Mittelpunkt bildete das Thingfeld (þingvellir) am Thingvalla-See, die Mittelpunkte des kirchlichen Lebens waren bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts die Bischofssitze Hólar und Skálholt. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts hatte Reykjavik eine Bevölkerung von nur 300 Seelen. Erst seither wurde es eigentlich Hauptstadt der ganzen Insel, indem außer dem dänischen Gouverneur (Landshöfding) nach Verschmelzung der beiden Bisthümer auch der lutherische Bischof sich daselbst niederließ, die ehemalige bischöfliche Schule zu Skálholt erst nach Bessastadir und dann nach Reykjavik übersiedelte, und endlich Dampfschiffahrt und Handel daselbst ihre Hauptstation erkoren. Das heutige Reykjavik ist also nicht älter als die größeren Städte des amerikanischen Westens und hat zur Zeit etwa 3000 Einwohner.

Verirren kann man sich nicht leicht in dieser Metropole, man müßte denn ein zerstreuter Professor sein. Dem Strand entlang läuft die Hafenstraße (Hafnarstraeti), die längste Verkehrsader. An ihr liegen die Consulate, die meisten Kaufläden und die wenigen Wirthshäuser, die sich Hotels nennen. Nach Westen läuft sie in ein Quartier von Fischerhütten aus, nach Osten nähert sie sich dem Hause des Gouverneurs, in dessen Nähe auch der Byfógeti (Bürgermeister), der Landfógeti (Finanzdirector) und der Bischof wohnt; dann steigt sie einen Hügel hinan und verläuft ebenfalls in ein ärmliches Fischerquartier. Von der Hafenstraße führen drei kurze Gassen nach dem Innern der Stadt, die östliche zum Spital und Hauptbrunnen, die westliche zu dem stattlichen Gymnasium, der sogenannten Lateinschule, die mittlere zum Hauptplatze, dem Austurvöllur, d. h. Ostfelde, einem mit Gras bewachsenen Square, in dessen Mitte sich ein Standbild des Bildhauers Thorwaldsen erhebt; denn dieser berühmte Bildner südlicher Götter gehört seiner Abstammung nach Island an. Sein Vater Gottskálk war zwar Schiffsbildhauer in Kopenhagen, aber sein Großvater noch lutherischer Praestr in Miklibaer am Skaga-Fjördr in Island. Unter seinen Ahnen aber zählt er Saemundr Sigfússon den „Weisen", den Sammler der älteren Edda (gest. 1133), Jón Loptsson, den Schwiegersohn des norwegischen Königs Magnús Berfaettr, und Thorgerdr, eine Tochter des Snorri Sturluson; ja sein Stammbaum reicht zu Rafn, einem der ersten norwegischen Ansiedler, und durch diesen bis zu König Harald Hilditönn hinauf.

Am Austurvöllur liegen die zwei Hauptgebäude der Stadt, welche friedlich nebeneinander Kirche und Staat von Island repräsentiren, die Domkirche nämlich und das Althingshaus. Die gegenüberliegende Seite des Platzes zeigt leider keine entsprechenden Gebäude, an der dritten steht die Post und an der vierten das nette Haus des städtischen Apothekers. Von dem Hauptplatze führt eine kurze Straße nach dem Stadtspital hinüber. An derselben liegt die Buchhandlung, und dem Spital gegenüber an einem ansehnlichen

Kaufladen in Reykjavik.

Digitized by Google

Raſenplatz baute ſich eben der „Landslaeknir", der Oberarzt und Sanitätsdirector von ganz Island, ein neues Haus. Nahe daran, an der Adalsſtraeti, liegt die eine Druckerei, in welcher die Zeitung „þióðólfr" gedruckt wird. Eine andere Druckerei — zugleich Verlag und Expedition der Zeitung „Ísafold" — befindet ſich in der Nachbarſchaft des Landshöfdings.

Nach den weiten Ausdehnungen von Hamburg und Kopenhagen, in welchen das einzelne gemeine Menſchenkind zwiſchen der königlichen Herrlichkeit der Juden und ihrer chriſtlichen Geldgenoſſen förmlich ertrinkt, machte mir die Kleinſtädterei von Reykjavík einen unſäglich wohligen Eindruck. In zwei Stunden wußte ich die ganze Stadt auswendig, und in ein paar Tagen kannte uns jedermann. Ueberall wurde freundlich gegrüßt; man war gleich wie zu Hauſe.

Statt der Etagenhäuſer, in denen man mit Treppenſteigen die abſcheulichen Wucherzinſe herausſchlagen helfen muß, welche die Kapitaliſten von jedem noch ſo ſchmalen Bauplatz heiſchen, hatten wir hier faſt lauter einſtöckige Häuſer vor uns, die Wohnzimmer zu ebener Erde, die Fenſter von innen mit Blumen verziert, alles von einfachſter Bauart wie in einem Dorfe. Im untern Theile der Stadt ſchauen faſt alle Häuſerfronten nach der Rhede hin, im obern bei der Lateinſchule ungefähr rechtwinklig zu dieſer Richtung. Die Häuſer ſind meiſt aus Holz gezimmert, mit doppelten wohlausgefütterten Bretterwänden, oder aus Riegelwerk, innen warm getäfelt. Weil die Kälte lange dauert und das Holz theuer iſt, benutzt man jedes Plätzchen. Die Hausfluren ſind klein, die Zimmer eng und niedrig. Alles auf ſparſame Ausbeutung der Wärme berechnet. Vor manchen Häuſern befindet ſich ein Grasplatz, auch wohl ein Gärtchen mit etwas Gemüſe, Blumen und Fruchtſträuchen. Wegen des kalten Frühjahrs wächſt alles ſehr ſpät, und manches arme Pflanzenſeelchen ſtirbt dahin, ohne es zu etwas Nützlichem gebracht zu haben. Die Bretterbekleidung der Häuſer iſt meiſt weiß oder ſonſt hell angeſtrichen, bisweilen auch getheert; da und dort trifft man auch eine einfache Hütte. So möchte denn Reykjavík allenfalls einem ſchlichten größern Dorfe bei uns gleichen, wenn es nicht ſeine Eigenartigkeiten hätte; das ſind zuvörderſt ſeine Kramläden, dann ſeine Fiſchereien, ſeine Pferde, ſeine Hunde, ſeine Bewohner. Das zuſammen verleiht ihm eine ganz andere Eigenart.

Was die Kramläden betrifft, ſo iſt wohl ein Goldſchmied da und noch etliche Specialiſten; aber das Handwerk iſt im ganzen ſchwach vertreten und die Kaufleute bieten meiſt alles, alles feil: Oel und Kerzen, Tabak und Pfeifen, Speck und Pomade, Zuckerſachen und Blechwaaren, Wolltücher und Leinwand, Handſchuhe und Schuhe, Brillen und Kaffee, Schuhnägel und Muskatnuß, Schnaps und Angelruthen, Uhren und Kaffeelöffel, Stühle und Kartoffeln, kurz alles Eßbare, Trinkbare, Ausziehbare, Anziehbare, Perſönliche und Häusliche, Oekonomiſche und Induſtrielle, auf verhältnißmäßig engem Raume, in bunteſtem Durcheinander. Ein jeder dieſer Läden

ist ein wahrer Bauernjahrmarkt; ich konnte mich nicht satt daran sehen, besonders wenn Bauern oder Bäuerinnen am Kaufen waren und sich aus fast allen aristotelischen Kategorien etwas aussuchten. Da wird dänisch und isländisch durcheinander gesprochen; denn die meisten dieser Bazare gehören Dänen und Engländern, fremden Kaufleuten und Consuln. Es gibt in Island fast so viele Consuln, als in Weimar Geheimräthe. Als ich den französischen Consul aufsuchte, an den ich empfohlen war, wurde ich zu meiner nicht geringen Heiterkeit in einen solchen Allerweltsladen gewiesen. Der glückliche Besitzer desselben war ein Kaufmann aus Kopenhagen, Däne, nicht Franzose. Er führte mich in seine anstoßende Wohnung, die von außen sehr schlicht aussah. Aber der kleine Salon, in den er mich führte, bot

Isländischer Hund.

im Kleinen allen Comfort von Kopenhagen dar: feine Vorhänge und Teppiche, die elegantesten Möbel und Sessel, Klavier und Mahagonitisch, Gemälde und Nippsächelchen von allen Arten. Seine junge Frau, der er mich vorstellte, war eine vollendete Kopenhagenerin, ganz fein und modisch gekleidet, und versicherte mich, daß es in Reykjavik, auch bei Winterszeit, recht artig zu leben sei.

Da es keine Wagen gibt und die Leute — Mann, Weib und Kind — nicht ans Fußgehen, wohl aber ans Reiten gewohnt sind, so trifft man vor den Kramläden, Wirthshäusern und oft auch vor den Privathäusern zwei, drei, auch wohl mehrere der kleinen isländischen Pferde angebunden, die in merkwürdiger philosophischer Geduld und Ruhe ihres Herrn warten. Kaum je habe ich eines dieser Thiere stampfen gesehen. Sie fressen selten Hafer,

Digitized by Google

und auch das Gras oder Heu, das sie bekommen, ist nicht vom besten. Sie haben große Köpfe und starke Mähnen; letztere wird oft gestutzt, so daß sie borstenartig kurz in die Höhe steht. Gestriegelt werden sie kaum; überhaupt wird wenig Pflege auf sie verwendet, und doch ersetzen sie nicht nur Wagen und Eisenbahn, sondern auch Fähre, Brücke, Lastträger, Schiebkarren — selbst den Leichenträger. Das ganze häusliche Leben ist auf sie angewiesen und selbst den Sarg des todten Isländers müssen sie zum Grabe tragen. Es sind höchst merkwürdige Wesen, die kleinen lieben Thiere!

Wären die Pferde und Pferdekaravanen nicht, so wäre es in Reykjavik außerordentlich still und ruhig. Wenn sie ihren Ritt gethan, sitzen die Isländer gern zu Hause. Die Kinder schreien nicht viel, die Erwachsenen lärmen nicht viel und die Hunde bellen kaum. Ganze Stunden lang waren die Straßen oft wie ausgestorben. Die Hunde haben etwas von der Physiognomie eines Fuchses, die Größe eines anständigen Spitzes, sind aber die gutmüthigsten Hundethiere, die mir noch begegnet sind. Während in Holländisch-Limburg jeder noch so kleine Köter es für seine Pflicht hält, jedem Vorübergehenden fünf Minuten nachzukläffen, scheint der isländische Hund fast jedes polemische Bedürfniß verloren zu haben, er geht still seinen Berufsgeschäften nach und frißt das wenige auf, was das kärgliche häusliche Leben ihm gewährt.

Isländischer Schuh.
(Etwas karrikirt, nach einer englischen Skizze.)

Regeres Leben ist nur den Strand entlang — das Leben eines Fischerdorfes. Barken fahren ab und kommen an. Fische werden gefangen, ausgeladen, ausgeweidet, getrocknet, in die Magazine gebracht oder auf Pferde aufgepackt. Netze werden geflickt, zum Trocknen ausgehängt oder zu Schiffe getragen. Ein großer Theil des felsigen Gestades ist weit hinaus mit Fischen belegt (meist Dorschen), welche an der Luft getrocknet werden.

Die Tracht der Frauen habe ich schon erwähnt. Die Männer haben keine eigentliche Volkstracht. Kamisol, Wams, Weste, Beinkleider, alles ist gewöhnlich von demselben ziemlich rohen, aber dichten Wollstoff, „Vadmál“ genannt, meist schwarz oder dunkel gefärbt. Das einzige Eigenthümliche ist

Digitized by Google

der isländiſche Schuh, „Skór“, d. h. ein weit ausgeſchnittener Pantoffel aus ungegerbtem Lammfell, wie Sandalen mit langen Schnüren an den Beinen befeſtigt. In feiner Ausführung macht er ſich ganz ſchmuck, aber im rauhen Alltagsleben nimmt er bisweilen eine ebenſo wunderliche als unſchöne Geſtalt an. Zum Reiten ziehen die Leute gewöhnlich eine zweite Hoſe über die andere an, ſo daß dieſe geſchont bleibt.

Ein klein Halbſtündchen öſtlich von der Stadt liegen die warmen, rauchenden Quellen, von denen ſie ihren Namen — Rauchbucht — hat. Da ſieht es nun ſchon etwas trauriger aus. Die Vorſtadt nach dieſer Seite hin — vielleicht einer der älteſten Theile der Stadt und etwas höher gelegen — beſteht aus einer dichten Gruppe ſehr ärmlicher Hütten, unten von Stein und Raſen gebaut, oben mit kleinen Holzfenſterrahmen, darüber ein Raſendach. Manche ſehen faſt wie Erdhütten oder Wigwams aus. Der weite Strand war völlig kahl. Nach dem Land hinein wuchs Gras, aber die Fläche war von einer Menge kleiner Pfade durchſchnitten, welche die Pferde ſich zurechtgeſtampft hatten. Denn nach dieſer Richtung hin liegen die Pferdeweiden für die Stadt. Haben die Gäule ihre Pflicht gethan, ſo werden ſie da hinausgetrieben, die Vorderfüße mit kräftigen Stricken aneinander gebunden, ſo daß ſie nur ein wenig hüpfen, nicht ordentlich gehen können. So dürfen ſie ſich ihr Futter ſelbſt ſuchen; fett werden ſie davon nicht werden. Will man reiten, ſo ſchickt man einen Jungen oder Knecht in die Weide hinaus, um das Thier zu holen.

Wir begegneten einer Menge ſolcher Pferde. Etwas reichlicher wuchs das Gras nach den warmen Quellen hin, die ſich nahe an einem kleinen Flüßchen befinden. Eine der Quellen war ſiedend heiß, andere ſehr warm. In dichten Wolken qualmte der Rauch empor. Etwa 40 bis 50 Weiber, alte und junge, waren am Waſchen; denn dieſe Quellen ſind die große Waſchküche von Reykjavik. Es war eine drollige Scene, dieſe ganze Wäſcherinnengeſellſchaft in allen nur erdenklichen Stellungen ihres Handwerks. Einige ehrwürdige Mütter kochten ſich in der heißeſten Quelle ihren Kaffee, andere hielten ſchon ein Kaffeekränzchen im Graſe, während ſtämmige Mägde die Wäſche ausrangen oder an Steinen klopften. Die Pferde kamen ſo nah als möglich heran, als ob ſie mit zu der Kaffeegeſellſchaft gehörten. Ein paar Männer ſtanden mit Packgäulen bereit, um die erledigte Wäſche in die Stadt zurückzubringen. Schwätzen und ſchnattern können die Wäſcherinnen von Reykjavik natürlich ſo gut wie ihre Schweſtern über beiden Meeren.

Quando conveniunt Maria, Camilla, Sibylla —
Sermonem faciunt et ab hoc et ab hac et ab illa.

Das Waſſer des Baches, in dem die gebrühte Wäſche ihre zweite Behandlung fand, war eiskalt, während die Quelle hart daneben eine Hitze von 86° C. beſitzt. Die äußerſten Gegenſätze berühren ſich hier wirklich.

28. Juni.

Zu unſerem großen Leidweſen vernahmen wir, daß ſich zwar ſchon im Mai etwa 70 bis 80 franzöſiſche Fiſcherbarken in der Rhede von Reykjavik eingefunden, aber gleich darauf an verſchiedene Striche der Küſte vertheilt hätten, um daſelbſt dem Fiſchfang obzuliegen. Ein armer Mann war in Reykjavik ſelbſt erkrankt und ohne Prieſter und Sacramente geſtorben. An der Küſte dürfen die Franzoſen ſich ſonſt nicht niederlaſſen, aber nach alten Rechtsgewohnheiten und Verträgen iſt ihnen der Fiſchfang eine Meile ab von der Küſte völlig frei geſtattet. Da ſie mit großen, wohlausgerüſteten Fahrzeugen kommen, mit den beſten Vorrichtungen verſehen ſind und die Fiſchabfälle als Lockſpeiſe gebrauchen, während die Isländer die Fiſche zur Thranbereitung ganz nach Hauſe nehmen, ſo erleidet der Fiſchfang der Isländer ſelbſt durch dieſen alljährlichen Beſuch eine bedeutende Einbuße, ohne daß irgend ein Gegenvortheil ſie aufwiegt. Zum Schutz und zur Beaufſichtigung der Fiſcherbarken ſchickt die franzöſiſche Regierung im Frühjahr zwei kleine Kriegsdampfer nach Island, die zeitweilig in der Rhede von Reykjavik ankern, zeitweilig um die Inſel die Runde machen. Die zwei eben anweſenden Schiffe, „Dupleix“ (Capitän de B.) und „Allier“ (Lieutenant Jaquemire), waren ſchöne Panzer, der erſtere mit 200 Mann.

Da es uns nicht möglich war, ein eigenes Schiff zu miethen und die Fiſcher an ihren verſchiedenen Ankerplätzen aufzuſuchen, ſo blieb nichts übrig, als allenfalls der Schiffsmannſchaft der beiden Boote Gelegenheit zu bieten, unſern Gottesdienſt zu beſuchen. Ich ſchickte deshalb dem Commandanten de B. das Empfehlungsſchreiben, das uns der franzöſiſche Geſandte in Kopenhagen ausgeſtellt hatte, und ließ mich dann zum „Dupleix“ hinrudern. Ein prächtiges Schiff mit den ſchönſten neuen Stahlkanonen. Die Mannſchaft — gegen die Skandinavier meiſt kleine Leute, aber flink und gewandt, nach franzöſiſcher Art von fein ſoldatiſcher Haltung — war eben am Exerciren. Ein Lieutenant empfing mich an der Treppe und unterhielt mich, bis ich beim Commandanten gemeldet war. Ich wurde in einen geräumigen Schiffsſalon geführt, der mit feinen Möbeln, Sopha, Fauteuils aufs eleganteſte ausgeſtattet war. Der Commandant war eine herrliche, wahrhaft martialiſche Erſcheinung: ich hätte ihn faſt „Herr Admiral“ genannt. Er begrüßte mich mit einer Grazie und Höflichkeit, wie man ſie nur bei Franzoſen findet. Das Empfehlungsſchreiben lag auf dem Tiſch. Der Capitän überflog es noch einmal und eröffnete dann die Converſation.

„Sie ſind Herr Baron von Geyr?“

„Verzeihung, Herr Commandant, ich bin der andere der in dem Briefe erwähnten Prieſter.“

„Sie ſind Deutſcher?“

„Mein Name iſt zwar deutſch, aber von Geburt bin ich Schweizer. Ich bin mit Herrn von Geyr hierher gekommen, um nach dem katholiſchen Miſſionshaus zu ſehen, das ſich hier befindet.“

„Ein katholisches Missionshaus hier? Das ist mir neu."

„Wirklich? Ich dachte, das wäre in Frankreich bekannt. Zwei französische Priester haben es gegründet, und da sie sich hauptsächlich der Seelsorge der französischen Fischer widmeten, so nannte man das Haus die ‚französische Mission'. Es ist eine Kapelle da und ein Priesterhaus."

„Das ist mir völlig neu. Eine Kapelle?"

„Ja, der letzte Missionär, Abbé Baudoin, ist erkrankt und in Rheims gestorben — es muß 1876 oder 1877 gewesen sein. Seither stand alles leer, und nun sind wir gekommen, um einmal danach zu sehen."

„Und was wünschen Sie nun?

„Ich wollte Ihnen melden, daß Ihre Schiffsmannschaft an den nächsten Sonntagen in der Kapelle der heiligen Messe beiwohnen kann — auch einer kleinen Predigt, wenn Sie wünschen —, und wollte ergebenst fragen, welche Zeit Ihnen am gelegensten ist. Von morgens Sechs bis Mittag stehen wir Ihnen zu Diensten."

„C'est impossible! Bedaure sehr! Es ist unmöglich. Ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen."

„Aber, Herr Commandant, das liegt doch wohl ganz in Ihrer Hand?"

„Vergebung, wir haben Inspection des ganzen Schiffes."

„Nun, dann können die Soldaten doch wohl vor oder nach der Inspection kommen."

„Impossible! Die Dienstordnung erlaubt es nicht."

„Wir können ja mit der heiligen Messe bis Mittag warten."

„Geht nicht, geht nicht. Die Inspection dauert bis Mittag."

„Alle Sonntage?"

„Alle Sonntage. Das ist Reglement."

„Läßt sich denn gar keine Aenderung treffen?"

„Thut mir leid, nein! — Uebrigens sehen Sie, ich bin durchaus nicht antiklerikal. Ich würde sehr gerne selbst kommen, ich würde sehr gerne meine Soldaten zum Gottesdienst commandiren. Aber Sie begreifen, unser Kriegsminister, der hat das Reglement aufgestellt — unsere Regierung hat die Militärgeistlichen abgeschafft, bei der Flotte wie bei der Landarmee; nur auf den Admiralsschiffen befinden sich noch Aumoniers. Ich kann nun doch nicht indirect wieder den Dienst eines Aumonier annehmen."

„Ich begreife Ihre Lage. Ich möchte mich Ihnen durchaus nicht aufdrängen, noch Ihnen Schwierigkeiten bereiten; aber als Priester hatte ich die Pflicht, Ihren Leuten die Gelegenheit anzubieten, der Sonntagspflicht zu entsprechen."

„Ich begreife vollkommen. Ich würde außerordentlich gern Ihren Wünschen entgegenkommen, aber das Reglement! — Es geht nicht. — Glauben Sie mir, ich würde Sie am liebsten auf das Schiff selbst einladen, um uns hier Gottesdienst zu halten; aber das Reglement — —"

„Nun, was ſagen Sie dann zu dieſer Idee? Sie laſſen die Soldaten in kleineren Abtheilungen — wenigſtens diejenigen, die wollen — an Werktagen ans Land kommen, damit ſie wenigſtens wieder einmal eine heilige Meſſe hören. Der liebe Gott wird Sie dafür ſegnen.“

„Das geht nicht. Den Dienſt abgerechnet, laſſe ich die Mannſchaft nie ans Land. Es iſt der Disciplin wegen. Wenn ſie ans Land kommen, dann betrinken ſie ſich, machen Unſinn, und ich muß ſie ſtrafen (ils se grisent, ils font des bêtises — et alors il faut les punir). Ich komme lieber allen Ausſchreitungen dadurch zuvor, daß ich ſie ein- für allemal nicht ans Land laſſe.“

„Aber Sie könnten doch den Leuten ſagen laſſen, daß Prieſter hier ſind. Sie könnten mich ja an Bord kommen laſſen, um etwas mit ihnen zu plaudern. Da hören ſie doch wieder etwas von Religion, und wenn etwa einer beichten wollte — —“

„O, daran denken Sie nur nicht! Soweit ich die Leute kenne, möchte ich Ihnen das nicht rathen. Unſere Leute — —“

Der Commandant vollendete den Satz nicht; aber ſein verſtändnißinniges, halb mitleidiges Lächeln ſollte wohl ſo viel bedeuten, daß die Schiffsmannſchaft den Standpunkt der Regierung theile und daß alſo nichts mit ihr anzufangen ſei. Durch die Frage des Commandanten, wie lange ich ſchon der däniſchen Miſſion angehöre, erhielt das Geſpräch plötzlich eine andere Wendung. Nachdem ſich nämlich die Unmöglichkeit herausgeſtellt hatte, etwas für die Soldaten zu thun, ſtand ich auch nicht länger an, den Schleier des Halb-Incognito wegzureißen, der noch über uns waltete, und ſagte dem Herrn rund heraus, ich ſei Jeſuit. Das brachte aber gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor, als ich erwartet hatte. Der Commandant fand das nämlich ganz charmant, ging aus ſeiner bisherigen Reſerve in den freundlichſten Ton über. Er kannte unſere Patres in Moulins, in Paris. Seine drei Knaben hatten in unſeren Collegien daſelbſt ſtudirt. Seine Frau hatte ihm eben von Paris aus geſchrieben, daß mehrere unſerer Patres in den letzten Tagen wieder daſelbſt eingetroffen und von der Polizei nicht beläſtigt worden ſeien. Er fragte mich nach P. du Lac, dem frühern Rector von Rue des Poſtes, den ich leider nicht kannte. Dagegen fanden wir einen gemeinſamen Bekannten in P. Billet, der ſowohl Rector in Moulins als auch früher in Feldkirch geweſen war. Das ſtimmte mich ganz gemüthlich, und ich meinte ſchon, an dem martialiſchen Seeofficier einen guten Freund gefunden zu haben, erzählte ihm von unſerer Vertreibung und klagte, wie traurig es ſei, daß man uns alle unſere ſchönen Collegien in Frankreich genommen habe. Da ſprang der elaſtiſche Herr plötzlich wieder in einen anderen Ton über.

„Ja, die Aufhebung Ihrer Collegien in Frankreich war denn doch wohl motivirt.“

„Wie? motivirt? Ich verſtehe nicht —“

„Ja, da sind denn doch Geschichten vorgekommen, daß die Regierung einschreiten mußte.“

„Davon weiß ich nichts; aber das weiß ich, daß die ‚Revue des Deux-Mondes‘ noch jüngst eine Parallele zwischen unseren Collegien und Ihren Lyceen gezogen hat, die gar nicht zum Vortheil der letzteren ausschlug. Ich habe auch solche Lyceisten persönlich gekannt und mich über die Verhältnisse an diesen Lyceen sehr genau zu unterrichten gesucht. Sie stehen auf derselben Stufe, wie die in Belgien. Uebrigens werden wir zwei die französische Unterrichtsfrage nicht lösen, und darum wollen wir dieses Thema nicht weiter besprechen.“

Hiermit stand ich auf und empfahl mich. Als ich oben auf dem Verdeck ankam, waren die Soldaten noch immer am Exerciren. Ich mußte ihre Front passiren. Während ich vorbeiging, wurden sie commandirt, mit den Flinten anzulegen. Ob der Officier hiermit einen wohlfeilen Scherz an dem Allemand machen wollte, weiß ich nicht. Jedenfalls ein bezeichnender symbolischer Abschiedsgruß an den Priester, der sie zum Gottesdienst einladen wollte.

Vom „Dupleix“ ließ ich mich zur „Laura“ hinüberrudern, einem dänischen Passagierschiff, das am Abend vorher angekommen war und in der Nähe vor Anker lag. Ich traf hier wieder mit meinen Reisebegleitern zusammen, und der Capitän nahm uns ungemein zuvorkommend auf. Das Schiff war noch ganz neu und vortrefflich eingerichtet. Es sollte versuchen, die Insel von Westen her zu umfahren, was, des Eises wegen, dieses Jahr noch keinem Dampfer gelungen war. Eben war die Nachricht gekommen, der „Camoëns“, ein englisches Schiff, sei an der Westküste im Eise gestrandet, die Passagiere — etwa 60 — hätten mit Mühe die Küste erreicht, aber an einem ganz unwirthlichen Punkte, wo weder Proviant, noch Obdach, noch Pferde zur Rückreise zu haben waren. Dem Capitän der „Laura“ schien es sehr zweifelhaft, ob er durchkommen würde, ja ob wir unsern Plan ausführen könnten, Ende Juli oder Anfang August um die Insel herumzufahren. Denn die ganze nordwestliche Küste war gegen das Eismeer hin blokirt.

Da die allerchristlichsten Franzosen nichts von uns wissen wollten und sonst keine Katholiken in Reykjavík waren, so kam nun unser secundärer Reisezweck zur Geltung, nämlich Land und Leute kennen zu lernen und allenfalls nebenher den isländischen Lutheranern etwas den Schrecken zu benehmen, den fast jeder Protestant vor katholischen Priestern und vor der Kirche überhaupt hat.

Am meisten war über unsern Besuch wohl der lutherische Bischof erstaunt, Herr Pjetur Pjetursson, ein freundlicher Greis von etwa 70 Jahren, als Fortsetzer der Kirchengeschichte Finnr Jónssons in der Gelehrtenwelt bekannt. Mit seinem weißen Haar und seinem englischen Backenbärtchen sah er in seiner schwarzen, gefältelten Soutane wie ein anglikanischer Prälat aus. Seine jüngere Tochter, welche uns zuerst empfing, sprach auch englisch

und hatte ihre Erziehung theilweiſe in Schottland erhalten. Als der Biſchof kam, ging die Converſation ins Däniſche über, das die haute-volée von Reykjavik ebenſo gut wie ihre Mutterſprache ſpricht. Die meiſten wiſſen auch entweder etwas Engliſch oder Franzöſiſch, einige wenige auch ein bischen Deutſch. Der Biſchof und ſeine Familie ſchienen über unſern Beſuch anfänglich faſt etwas beſtürzt und verlegen zu ſein; doch faßten ſie ſich bald, und wir unterhielten uns ganz gemüthlich. Der gelehrte Kirchenhiſtoriker und Rechtskenner zeigte ſich dabei nicht nur als ein vielſeitig gebildeter, ſondern auch ſehr gewinnender, anſpruchsloſer Mann. Ein Sohn des Biſchofs ſtellte

Biſchof Pjetur Pjetursſon.

ſich uns als Arzt vor; er wohnt und praktizirt in der Nähe der Hekla. Die andere Tochter des Biſchofs iſt mit dem Landshöfding oder Gouverneur vermählt — der einfachſte modus vivendi zwiſchen Kirche und Staat. Das Wohnhaus des Prälaten iſt eines der beſſeren Häuſer der Stadt: das Empfangszimmer war klein, aber comfortabel ausgeſtattet. Als Teppich unter dem Tiſch lag ein Eisbärenfell. „Ein Landsmann!“ ſagte der Biſchof, der uns darauf aufmerkſam machte.

Wie die anglikaniſchen Biſchöfe, ſteht Biſchof Pjetursſon durch Titel und Amt noch in einigem Zuſammenhang mit Islands früherer kirchlicher

Digitized by Google

Ordnung. Nach Einführung des Christenthums im Jahre 1000 wurde zuerst 1056 der Bischofssitz Skálholt für das südliche Island, 1106 der Bischofssitz Hólar für das nördliche Island gegründet. Beide Diöcesen wurden dem Erzbischof von Throndhjem (Nidarós) unterstellt. Neunundzwanzig Bischöfe folgten dem ersten Bischof von Skálholt, Isleifr Teitsson († 1080), dreiundzwanzig dem ersten Oberhirten von Hólar, Jón Oegmundarson († 1121), in ununterbrochener Reihenfolge. Der letzte katholische Bischof von Skálholt trat sein Amt im Jahre 1522 an, ging später nach Dänemark und starb in der Fremde. Der letzte katholische Bischof von Hólar, Jón Arason, ein hervorragender Staatsmann und Dichter, standhafter Vertheidiger des katholischen Glaubens zugleich und der nationalen Unabhängigkeit gegen den dänischen Cäsareopapismus, fiel nach hartem Kampfe 1550 seinen Gegnern in die Hände und wurde — unzweifelhaft in odium fidei — enthauptet.

Hólar und Skálholt blieben auch nach Einführung der sogen. Reformation die Mittelpunkte des religiösen und wissenschaftlichen Lebens. Die Dänen wiesen officiell einen Theil des eingesackten Kirchengutes kirchlichen Zwecken, einen andern Schulzwecken zu; doch klagen die protestantischen Historiker selbst über traurige Verschleuderung des säcularisirten Kirchengutes. Es war dieselbe Geschichte, wie in Deutschland. „Das steht fest," sagt Bischof Pjetursson selbst in seiner Kirchengeschichte (S. 311), „die große Freigebigkeit, welche zuvor gegen die Kirchen und ihre Diener herrschte, schwand nach der Reformation dahin, und die Lage der isländischen Geistlichen ward von dieser Zeit an eine überaus elende." Die beiden Bisthümer vegetirten als lutherische Staatsbisthümer fort; doch schon 1746 mahnte die dänische Regierung die Bischöfe, sich auf ihren Visitationen einzuschränken; 1789 wurde es ihr zu theuer, die Bischöfe nach Kopenhagen reisen und dort weihen zu lassen; 1801 aber wurde das Bisthum Hólar abgeschafft und ganz Island unter demjenigen von Skálholt vereinigt. Dem einen Bischof wurde in Laugarnes (bei Reykjavík) eine kleine Residenz gebaut, die Güter von Skálholt aber verkauft, der Bischof später nach Reykjavík versetzt und ihm, wie jedem andern Beamten, ein Jahresgehalt ausgeworfen. Im Jahre 1865 betrug dasselbe 3400 Riksdaler (6800 Kroner), im Jahre 1868 nur noch 3000 Riksdaler. Im Budget für die Jahre 1884 und 1885 fand ich dasselbe nicht specificirt. „Für die Bedürfnisse des geistlichen Standes" waren für jedes dieser Jahre 30000 Kroner angesetzt (wovon auf Besoldungen 8432 kommen), für die theologische Schule in Reykjavík 12900 Kroner. Vielleicht wird auch diese Ausgabe eines Tages dem Staate zu kostspielig werden.

Viel geräumiger und glänzender als der Bischof wohnte der Landshöfding, Herr Berg Ólafsson Thorberg, Ritter des Danebrogordens und Danebrogsmand, Amtmann des Süd- und Westbezirkes von Island. Das lange Haus war früher Armenhaus; der vorige Gouverneur, Herr Finnson,

setzte einen zweiten Stock darauf und ließ es weiß aufputzen. Es liegt an einer kleinen Hügelhalde und ist mit etwas Garten und Grasplatz umgeben. Der Landshöfding ist unbedingt der erste Mann auf Island. Zwar versuchte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der gelehrte Bischof Finnr Jónsson diese Stelle sich zu wahren; allein der Gouverneur von Levetzow wollte das nicht dulden, und der darüber erhobene Streit endigte damit, daß die Gouverneure nicht bloß über allen Staatsbeamten stehen, sondern auch die Synode oder das Consistorium präsidiren. Wir trafen den „ersten Mann" von Island auf seinem Bureau, wo eben ein anderer Staatsmann sich von ihm verabschiedete. Er führte uns in einen schönen Salon hinüber, das höchste Zimmer, das ich bis dahin in Island gesehen. Es war mit Geschmack möblirt. Ueber dem Sopha hing zwischen anderen Bildern am Ehrenplatz in der Mitte Rafaels Madonna della Sedia. Der Vorgänger des Gouverneurs, Herr Finnson, war es eigentlich gewesen, der den ersten Anstoß zu unserer Reise gegeben hatte. Er hatte P. von Geyr auf den Faröern kennen gelernt und ihn aufgefordert, doch nach Island zu kommen und für katholischen Gottesdienst (sowohl für die französischen Fischer als andere etwaige Fremde) daselbst zu sorgen. Herr Berg Ólafsson, bischöflicher Schwiegersohn, empfing uns zwar mit Höflichkeit, ging aber darüber nicht hinaus, und that und sagte nichts, was irgendwie der katholischen Kirche zum Vortheil hätte gereichen können. Weder er noch der Bischof erwiederten unsern Besuch, obwohl die Isländer in ihrer Einsamkeit sich sonst gern eine solche Abwechslung gönnen.

Bis tief ins vorige Jahrhundert hinein wurde Island von den Dänen ungefähr wie ein Stück eroberten Landes behandelt, mehr ausgesogen als verwaltet. Die armen Leute mußten hart dafür büßen, daß sie den milden Krummstab der Bischöfe zerbrochen und die Reste davon dem König von Dänemark übergeben hatten. Die Dänen machten einen Polizeistock daraus, um aus dem wenig begüterten Lande so viel Gewinn herauszuschlagen, als durch ein strenges Handelsmonopol zu erschwingen war. Die Gouverneure kamen meist nicht einmal nach Island hinüber, sondern verzehrten ihr Gehalt in Kopenhagen. Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an wurde es etwas besser. Sie kamen wenigstens nach Island hinüber und sahen sich ihre Provinz etwas an. Doch gewöhnlich, wenn sie ordentlich isländisch gelernt und sich in die Verhältnisse hineingearbeitet hatten, wollten sie avanciren, erhielten Orden und Kammerherrnschlüssel und wurden auf einen „bessern" Posten nach Dänemark versetzt. Bis fast in die letzte Zeit herab waren sie Dänen, wie schon die Namen: Graf Rantzau, Baron Pröck, von Levetzow, Graf Trampe, Graf Moltke u. s. w., besagen. Nur von 1790 bis 1806 gelangte einmal ein isländischer Vertrauensmann, Ólafr Stephánsson, zeitweilig zu dieser Würde. Die letzten Gouverneure waren zwar von Geburt Isländer, aber ihrer Erziehung und Richtung nach halbe Dänen. Daß sich

die Verhältnisse für die Insel etwas gebessert haben, danken die Bewohner nicht den königlichen Statthaltern, sondern ihrer eigenen wiedererwachten Regsamkeit und besonders dem wackern Patrioten Jón Sigurðsson, dem isländischen O'Connell.

28. Juni.

Den lutherischen Stadtpfarrer, den wir ebenfalls besuchen wollten, trafen wir leider nicht zu Hause. Sonst lernten wir nach und nach die meisten Honoratioren von Reykjavik kennen, den Landvogt Thorsteinson, den Byvogt (Stadtbürgermeister) Jonasson, den Postmeister Finnson, den Oberarzt von ganz Island Dr. Schierbeck, den Districtsarzt Dr. Jonasson, den Gymnasialdirector Thorkelson, den gelehrten Bibliothekar Jón Árnason, den Lector Páll Melsted, mehrere Mitglieder des Althing, Kaufleute u. s. w. Von mehreren Seiten wurde unser Besuch aufs artigste erwiedert, wir erhielten mehrfache Einladungen, und mit einigen Familien entspann sich ein recht gemüthlicher Verkehr.

Es fällt mir nicht ein, alle Stuben von Reykjavik beschreiben zu wollen, in welche wir Eintritt fanden. Der allgemeine Charakter der Wohnungen ist derjenige kleinstädtischer Gemüthlichkeit. Das Klima zwingt die Leute, eng und niedrig zu bauen, wie die Aelpler in den Bergen. Bei all dem bleibt der Winter und das lange, kalte Frühjahr noch sehr hart und beschwerlich. Frau U., eine geborene Hamburgerin, sagte mir, sie hätte im vorigen Winter mit allem Heizen die kleine Wohnung oft tagelang kaum warm bekommen können; trotz Holz- und Schieferbekleidung der Häuser sei der eisigkalte Wind durch alle Zimmer gedrungen, und nur unmittelbar am Ofen selbst habe man sich der Kälte erwehren können. Frau Dr. S., eine Kopenhagenerin, bezeugte mir dasselbe: der erste Winter in Reykjavik sei ihr der schrecklichste Winter in ihrem ganzen Leben gewesen. Die geborenen Isländer sind an das Ungemach schon mehr gewöhnt, machen sich aus etwas Husten nicht viel, liegen lange zu Bette, und zwar in warmen Eiderdunen, die hier unmittelbar von den zahlreichen Eidergänsen bezogen werden, trinken viel Kaffee, die Männer auch Aquavit, und mummen sich und ihr Haus so gut ein, als sie können.

Die Stuben der wohlhabenderen Leute sehen recht freundlich aus. Meist ist der ganze Boden mit Teppichen belegt, darüber liegen noch kleinere Teppiche unter dem Tisch und vor dem Sopha. Ueberall findet man gute Möbel, aus England oder Kopenhagen. An den Fenstern, auf Seitentischchen und auf kleinen Wandaufsätzen prangen das ganze Jahr frische Blumen und Zierpflanzen — ein Ersatz für die draußen fast gänzlich mangelnde Vegetation. Fast in jedem Haus trifft man ein Piano oder Pianino, auf welchem die höheren Töchter clavizimbeln, bis sie einen Mann gefunden und Kinder zu wiegen haben. Die Wände sind immer stark mit Bildern, Landschaften, Familienporträts u. s. w. geschmückt, oft überladen. Wiederholt traf

ich zu meiner großen Freude ein Madonnenbild. Man will gern etwas Schönes haben — und siehe, es ist etwas Katholisches! So ist die Madonna in Göthe's „Faust" gekommen, und so ziert Rafael die kleinen Stuben von Reykjavik.

Statt der „oberen Zehntausend", die England regieren, sind es in Reykjavik etwa zehn bis zwanzig Familien, die Island vorstellen. Diese sind fast sämmtlich untereinander verwandt oder verschwägert, und so ist die haute-volée eigentlich eine Art Clan, der durch Heiraten der Söhne und Töchter nach kleineren Ortschaften hin einigen Einfluß über die ganze Insel, besonders nach Süd- und Westland hin, ausübt. Er hat auch seine Sippen in Kopenhagen und steht durch seine Hauptrepräsentanten mit der Regierung auf gutem Fuß. Für das sociale Leben bringt diese Zusammengehörigkeit vieles Angenehme mit sich. Im Winter kürzt man sich die Zeit mit Kränzchen, Gesellschaften, Bällen und Liebhabertheater; im Sommer werden gemeinschaftliche Vergnügungsritte und Picknicks unternommen. Tracht, Einrichtung und Sitte ist in diesen Familien meistens schon ganz modern. Auf den Salontischen trifft man dänische und englische, auch wohl französische Romane in Uebersetzung. Bei einzelnen waltet dänischer, bei anderen englischer Einfluß vor; doch trafen wir auch Familien, in denen sich das eigentlich isländische Element noch fast ohne Beleckung durch modernes Modewesen in seiner anspruchslosen Bürgerlichkeit erhalten hatte.

Von Haus aus sind die Isländer stille, bescheidene, gemüthliche Leute; sie haben mehr das Beschauliche und Gemüthvolle der Deutschen, als das Energische, Thätige der Engländer, noch viel weniger spanische Grandezza oder das Leichtfüßige und Bewegliche der Franzosen. Den Fremden gegenüber fühlen sie sich gedrückt. Das Land ist arm, auf allen Gebieten des materiellen Fortschritts noch weit zurück, unter fremder Hoheit, zu klein, um etwas für sich zu bedeuten. Das Klima ist rauh, die Natur karg, das Leben des gemeinen Mannes eine Kette von Entbehrungen. Und doch ist der alte patriotische Geist nicht erstorben. Kaum trifft man irgendwo ein Volk, das so gut in seiner alten Geschichte, seinen Sagen und Ueberlieferungen zu Hause ist. Während das Nibelungenlied für uns ein Zweig des gelehrten Studiums geworden ist, leben die älteren isländischen Sagas noch lebendig im Volke fort. Das Volk liest sie, die Mutter erzählt den Kindern davon, und diese müssen daraus auswendig lernen. Die Bauern kennen ihre Genealogie bis in die Zeit der ersten Ansiedlung hinauf; unscheinbare Bauernhöfe haben ihre Geschichte, wie bei uns nur Rathshäuser oder Burgen. Unter dem Eindruck der großen einsamen Natur werden die meisten Isländer poetische, träumerische Gesellen, hangen zähe und stolz an dem alten Ruhme ihres Landes, schwärmen für seine alte Literatur und Geschichte. Gastfreundschaft gehört zu ihren alten Ueberlieferungen, doch sind sie nicht fröhlich zutraulich, sondern zurückhaltend und eher etwas scheu, bis sie näher mit den Leuten bekannt geworden.

In früherer Zeit war es allgemeiner Brauch, daß alle Gäste mit Küſſen begrüßt und verabſchiedet wurden, und zwar von der ganzen Familie. Noch Lord Dufferin macht ſeine Witze darüber in ſeinen Letters from High Latitudes (1858), daß er die ganze Familie, Kinder, Vater, Mutter und Großmutter, der Reihe nach küſſen mußte. In Reykjavík iſt dieſe Sitte ganz, im Lande großentheils abgekommen. Nur unter Bekannten wird noch, wie ehedem, geküßt, und in der neuern lyriſchen Poeſie iſt des Küſſens kein Ende. Geſchnupft wird dagegen noch ſehr allgemein und auch das noch weniger anmuthige Tabakkauen iſt ſtark im Schwange.

Die alte isländiſche Volkstracht iſt bei den Vornehmen in Reykjavík im Abnehmen. Die jüngeren Damen kleiden ſich nach neueſter Mode, während die älteren Frauen nicht ſelten noch die alte Tracht beibehalten, und da dieſe etwas Jugendliches, Kleidſames hat, ſo wirkt der Gegenſatz nicht ſelten etwas komiſch: die modernen Töchterchen ſehen altklug aus, die Mütter dagegen noch jugendlich und poetiſch.

Zeitungen gibt es drei in Reykjavík: der þjóðólfur, der ſeit 1848 beſteht und von Jón Ólafsſon redigirt wird; die Ísafold, die ſeit 1874 herauskommt und die unſer Reiſegefährte Björn Jónsſon leitete; und Suðri, von Geſtur Pálsſon redigirt, beſteht erſt ſeit 1883. Zwei andere Zeitungen, von welchen die eine, Fróði, ihre Thätigkeit 1880 begann, erſcheinen in Akureyri (Nordland). Alle kommen, vier mäßige Seiten ſtark, einmal wöchentlich heraus und haben eine Auflage von etwa 1000 bis 2000 Exemplaren. Die Ausſtattung iſt gut. Außer dieſen Blättern lernte ich noch vier andere kennen: Tíminn (ſeit 1872), Víkverji (ſeit 1873), Skuld (ſeit 1878), Norðanfari (ſeit 1862). Die erſteren drei wurden in Reykjavík ausgegeben, die vierte in Akureyri. Ob ſie noch beſtehen, weiß ich nicht. Jedenfalls iſt und war große publiciſtiſche Regſamkeit vorhanden.

Theater, Caſinos, Irrenhäuſer, Kaſernen und andere dergleichen Culturgewächſe gibt es noch nicht; ein Gefängniß iſt da, aber meiſtens leer, weil die Leute noch brav und ehrlich ſind. Der Mangel alles und jeden Militarismus ließ mir Island als eines der glücklichſten Länder der Erde erſcheinen. Kein Cadet, kein Unteroffizier, kein Lieutenant, kein General, keine Kaſerne, kein Kriegsminiſter, kein Einjährigendienſt, keine Landwehrübungen, kein Militärbudget, keine Invaliden, keine Offizierswittwen, keine Siegesdenkmäler! Und Island kann exiſtiren? Ja wohl! Und in dieſer Hinſicht befindet es ſich ſogar ſehr zufrieden.

5. Die Almannagjá und Thingvellir.

Von den Tagen der ersten Ansiedlung an bis zum Jahre 1272 war Island ein Freistaat. Die freien Männer der ganzen Insel versammelten sich einmal jährlich auf der Ebene von Thingvellir, um zugleich die höchste gesetzgeberische und richterliche Gewalt auszuüben. Die lange Reihe der „Lögsögumenn" (Gesetzsprecher), welche im Namen des Thing, der Volksversammlung, die Gesetze verkündigten, ist von 927 bis 1272 genau bekannt. Dann fiel Island den norwegischen Königen anheim; an die Stelle der „Lögsögumenn" traten die „Lögmenn" (Gesetzesmänner), welche nicht mehr im Namen des souveränen Volkes, sondern in königlichem Auftrage Gesetze proclamirten und Rechtsfälle erledigten. Die Volksversammlungen dauerten fort und genossen mächtigen Einflusses auf die Schicksale des Landes. Erst nach der sogen. Reformation, unter dänischer Herrschaft, sank das Althing zum bloßen Schattenbilde herab und wurde schließlich nicht mehr gehalten, bis es dem wackern Patrioten Jón Sigurdsson gelang, eine nationale Bewegung ins Leben zu rufen und der dänischen Regierung 1874 eine Verfassung abzuringen, welche dem Volke von Island wieder einige Selbständigkeit oder wenigstens einigen Einfluß auf die Regierung des Landes gewährt.

Das neue Althing besteht aus 36 Abgeordneten, von welchen 6 der König, 30 das Volk erwählt. Sie versammeln sich alle zwei Jahre in der ersten Woche des Juli, nicht wie ehedem bei den Zelten von Thingvellir, sondern in dem massiv gebauten, schönen Althingshaus oder Parlamentsgebäude zu Reykjavík, berathen das von der Regierung auf zwei Jahre vorgelegte Budget und alle von der Regierung, von der Versammlung oder von Einzelnen eingebrachten Vorlagen, fassen nach Stimmenmehrheit darüber Beschlüsse und legen dieselben zur Bestätigung dem König vor. Während so die gesetzgeberische Gewalt (indirect auch die Finanzverwaltung) zwischen König und Althing getheilt ist, wird die vollziehende ausschließlich vom König ausgeübt, das Justizwesen aber von beiden Theilen zusammen gesetzlich geregelt.

Die Berathungen des Althing geschehen in zwei Abtheilungen (Efri Deild und Nedri Deild). Das Oberhaus hat außer den 6 vom König gewählten Senatoren noch 6 vom Volke gekorene. Die anderen 24 Mitglieder bilden das Unterhaus; alle 36 aber müssen geborene Isländer sein.

So ist das heutige Althing denn eine constitutionelle Doppelkammer, welche nur in ihrem Namen und Geist an die alte republikanische Verfassung von Island erinnert. Doch ist dem Lande aus dem Wiedererwachen des alten selbständigen Nationalgeistes schon ein großer Vortheil erwachsen. Ueberall regt sich Leben und Thätigkeit, materieller Aufschwung und geistiger Fortschritt; und wie lutherischer Cäsareopapismus einst die isländische Freiheit zu Grabe trug, so hat die neue Verfassung unter ihren kostbarsten Errungenschaften diejenige der Religionsfreiheit aufzuweisen. Zwar ist in § 45 der Verfassung der „evangelisch-lutherischen" Kirche als „Nationalkirche" noch ein specieller Schutz des Staates garantirt; aber der folgende § 46 stellt es allen Isländern anheim, „Gott nach ihrem Gewissen zu dienen" und also auch zu der alten römisch-katholischen Kirche zurückzukehren, unter deren civilisatorischem Einflusse die Republik Island zugleich die Glanzperiode ihrer Staatsentwicklung und ihrer Literatur erlebte.

Ungemein glücklich traf es sich, daß wir an zwei aufeinander folgenden Tagen der Eröffnung des Althing in Reykjavik beiwohnen und dann das merkwürdige Thingfeld besuchen konnten, auf welchem sich einst die freien Männer Islands selbst ihre Gesetze gaben. Es war ein sehr merkwürdiger Gegensatz.

2. Juli.

Nachdem wir Sonntag (1. Juli) in großer Stille zugebracht, etwas betrübt, daß niemand von den 3000 Einwohnern unsern Gottesdienst besuchte, waren wir am folgenden Morgen nicht wenig erstaunt, die ganze Stadt und sogar die sämmtlichen Schiffe auf der Rhede festlich beflaggt zu sehen. Besonders zeichnete sich der „Dupleix" aus. Nicht bloß die Masten waren mit flatternden Wimpeln geschmückt, auch an den Seilen, die zu den Mastspitzen hinaufgingen, wehte eine Unzahl bunter kleiner Fahnen. Ueber dem Hause des Landshöfding strahlte ein großer Danebrog, über Glasgowhuset die Flagge Jung-Islands, ein weißer Falke auf blauem Felde. Noch nie hatte die Stadt so fröhlich ausgesehen. Da wir ganz den Abgeordneten von den Westmänner-Inseln vergessen hatten, so wußten wir nicht, was es bedeuten sollte. Herr Björn Jónsson, der Redacteur der „Ísafold", hatte indes die Güte, schon früh am Morgen uns aufzusuchen und uns zur Eröffnung des Althing einzuladen: er wolle uns einen guten Platz in der Kirche und im Althingshaus verschaffen. Er erklärte uns kurz die Hauptzüge der neuen Verfassung und des constitutionellen Geschäftsganges. Als ich ihn fragte, ob sie denn in Island auch Whigs und Tories, eine Höire und Venstre (Rechte und Linke) hätten, wollte er nicht recht mit der Sprache heraus, wahrscheinlich um selbst dabei kein genaueres politisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Eine schroff ausgeprägte Partei-Organisation scheint wirklich nicht vorhanden zu sein. Als Hauptverhandlungs-Gegenstände bezeichnete er außer dem Budget die beabsichtigte Errichtung einer Creditbank,

Vorschläge zur Hebung des Landbaues, sowohl durch Prämien an tüchtige Landwirthe, als durch Unterstützung größerer wirthschaftlicher Projecte u. a. dergl.

Bis es Zeit zur Sitzung war, hielten wir drei auch ein kleines Althing ab, ob wir nämlich das gute Wetter benützen und morgen schon einen kleinen Ausflug ins Innere der Insel machen oder aber hiermit noch warten wollten. Der erstere Vorschlag siegte und wir gingen alsbald zu Herrn Geir Zoëga, um uns Führer, Pferde und Proviant zu bestellen. Dieser Mann wird in mehreren älteren Reisebeschreibungen als kundiger Hekla-Führer erwähnt. Er hat einer Menge von Engländern die Hauptwunder seiner Heimat gezeigt. Damit verdiente er so viel, daß er sich ein selbständiges Geschäft einrichten und eine Art Extrapost für Touristen nach dem Innern organisiren konnte. Er hält stets Führer und Pferde bereit und hat außerdem ein Handelsgeschäft. Sein Haus ist eins der schöneren von Reykjavík; ein großer, stattlicher Mann, gut gekleidet, sah er mit seinem rothen Backenbart eher wie ein Engländer als wie ein Isländer aus. In dem englischen Murray (Bädeker) für Dänemark und Island wurde er ganz Albion als Universal-Reisedirector anempfohlen, und ich muß sagen, er hat recht gut für uns gesorgt.

Um 12 Uhr gingen wir zur Kathedrale, wo uns Herr Jónsson erwartete. Die „Dómkirkja" ist natürlich das größte Gotteshaus der Insel und entspricht im ganzen mit einiger Würde der übrigen Architektur der Stadt. Wenn man indessen bedenkt, welche Prachtbauten das katholische Mittelalter in Elgin (Nordschottland), auf den Orkney-Inseln, besonders aber in Throndhjem hervorgebracht hat, so muß sie, obwohl neu, theils aus Haustein, theils aus Backstein gebaut und an der Front mit einem romanischen Vorbau und ein paar Rundbogenfenstern geschmückt, doch mit ihren zwei Reihen kleiner Fenster übereinander, ihrem gelben Anwurf und dem kleinen Dachthurme, eher den Eindruck einer Dorfkirche als einer Kathedrale machen. Im Innern ist sie durch zwei Tribünen in drei Längentheile geschieden, die aber kurz und schmal sind. Eine Kanzel, ein einfacher, schmaler Altar und ein von Thorwaldsen gemeißelter Taufstein sind ihr einziger Schmuck.

Vorn am Altare saßen die 36 Mitglieder des Althing. Die übrige Kirche war schwach besetzt, meist mit Frauen und neugierigen „Stulken", deren Kopfputz so in Reih und Glied sich von hinten in der Kirche sehr heiter ausnahm. Auf der Kanzel stand ein Prediger in schwarzem Talar, mit einem großen, weißen, feingefältelten Tellerkragen, wie man ihn auf holländischen Familienbildern aus der glorreichen Zeit der niederländischen Republik sieht. Mit seinem kurzgestutzten Vollbart sah er eher etwas bürgermeisterlich als reformatorisch aus. Er las den größern Theil seines Vortrages ab, nur dann und wann befreite er einen Satz aus dem Geschriebenen und gab ihm einen langsamen, eintönigen Gestus mit auf den Weg.

Der Vortrag war mehr einschläfernd monoton, als anregend, und hatte jene immer sich wiederholenden unnatürlich pathetischen Cadenzen, die man den „Predigerton“ zu nennen pflegt. Die Stulken wurden auch bald unruhig und guckten nach allen Seiten herum. Es wurde viel gehustet, geräuspert und gespuckt. Ganz hinten in der Kirche stand der Polizist von Reykjavik, ein Graubart von etwa 50 Jahren, wohl einer der gutmüthigsten und geschwätzigsten Menschen der Hauptstadt, ungefähr wie ein englischer Constabler uniformirt. Da er keine Spitzbuben zu überwachen hatte, so glotzte er unaufhörlich mich an. Daß römische Geistliche da waren, wußte die ganze Stadt, und wahrscheinlich hatte man ihm bedeutet, auf uns Acht zu haben.

Nachdem der Gottesdienst vorüber war, postirten wir uns am Eingang des Althingshauses, um das Parlament an uns vorbeidefiliren zu sehen. Der Polizist machte sich wichtig, so gut er konnte, obwohl eigentlich kein Gedränge war. Bald erschien die Procession, an ihrer Spitze der Landshöfding in großer Uniform mit mehreren Orden, dann der Bischof in schwarzem Ueberwurf, gleichfalls mit Orden, einige Beamte in militärischer Uniform, einige Praestr und dann die übrigen, schwarz gekleidet, zum Theil feine moderne Herren, zum Theil kräftige Gestalten vom Lande.

Das Althingshaus, aus dunklem, fast schwärzlichem Basalt gebaut, gut gezeichnet — etwa im Stile einer bescheidenen, continentalen Höhern Bürgerschule —, zeigt, daß sich mit Geld und gutem Willen auch in Island ein ganz stattliches Haus bauen läßt. Es hat etwa 100 000 Kroner gekostet. Ebener Erde ist die Stadtbibliothek von Reykjavik, eine an isländischen Sachen sehr reichhaltige, an fremden noch ansehnliche Bücherei. In der „schönen“ Etage sind die Sitzungssäle für das Althing, dessen Commissionen und Angestellte; im obern Stock ist das archäologische und historisch-ethnographische Museum. Die Steintreppen sind breit, der Sitzungssaal des Althing hell, geräumig, mit allem modernen Comfort ausgestattet, obwohl nicht luxuriös. Er könnte ganz gut in Kopenhagen stehen. Aus schweren Goldrahmen schaut ein lebensgroßes Oelbild Jón Sigurdssons auf die Versammlung herab, des größten Isländers dieses Jahrhunderts. Als Sohn eines armen Predigers 17. Juni 1811 in Nordwest-Island geboren, mußte er sich als Commis und Schreiber die Mittel verdienen, um höhere Studien treiben zu können, bestand das Examen in Kopenhagen, ward 1835 Bibliothekar an der Arna-Magnäischen Sammlung daselbst, 1840 Secretär und 1851 Präsident der isländischen Literatur-Gesellschaft (Bókmenta-Fjelag). Durch unermüdliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte und Literatur, volkswirthschaftlicher Statistik und Politik gelang es ihm, in seinen Landsleuten, besonders in der isländischen Jugend, die Erinnerung an die große Vergangenheit neu zu beleben und sie für die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit zu begeistern. Durch ebenso energische als gesetzliche Agitation rang er den

Dänen ein Zugeständniß um das andere ab. Den höchsten Triumph aber feierte der überzeugungsvolle und thatkräftige Vaterlandsfreund, als er 1873 eine große Volksversammlung in Thingvellir zusammenrief, als Führer einer Deputation die Beschlüsse derselben selbst nach Kopenhagen brachte und die ersehnte Genehmigung vom König erlangte. Im folgenden Jahre erschien der König selbst, um auf dem Felde von Thingvellir die neue Constitution zu proclamiren und darin Island die ersehnte Unabhängigkeit vom dänischen Parlament zu gewähren. Es war das erste Mal, daß ein Dänenkönig nach seinem Lande Island kam. Nur um fünf Jahre überlebte der wackere isländische Home-Ruler diesen geschichtlich denkwürdigen Erfolg. Er starb am 7. December 1879 in Kopenhagen als anspruchsloser Privatmann und Gelehrter. Die Ausstattung seines Sterbezimmers wird pietätsvoll in einer Stube des Althingshauses aufbewahrt. Seine Ziele und Bestrebungen leben in mehreren tüchtigen, talentvollen Männern weiter, unter denen jedoch bis dahin keiner den Ruf und Einfluß des Dahingeschiedenen erreicht hat.

Die Versammlung und der Lauf ihrer Verhandlungen spiegelte einigermaßen das jetzige Verhältniß Islands zu Dänemark. Alle waren Isländer; aber während die eigentlichen Volksrepräsentanten, Gutsbesitzer oder Bauern, mit ihren kräftig markirten Gesichtern und ihren schlichten schwarzen Anzügen sehr zurücktraten, strahlten die vom König ernannten, meistens Beamte, in bunter Gala-Uniform mit verschiedenen Orden grell hervor und waren schon durch ihre Plätze ausgezeichnet. Zur Seite des Präsidentenstuhls war ein eigener für den Landshöfding. Dann folgte als zweiter der Bischof und darauf die übrigen zur Rechten des Präsidenten. Der Landshöfding sah in seiner Uniform wie ein General aus. Nachdem alles Platz genommen, erhob er sich und las stehend die „Allerhöchste Botschaft“:

„Christian der Neunte, von Gottes Gnade König von Dänemark, der Wenden und Goten, Herzog in Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen, Lauenburg und Oldenburg (Christian hinn Niundi, af guds náð Danmerkur konungur, Vinda og Gauta, hertogi i Sljesvik, Holtsetalandi, Stórmaeri, þjettmerski, Laenborg og Aldinborg).

Vora konunglegu Kvedju!
Unsern königlichen Gruß!

Mit Bekümmerniß sind Wir den Berichten gefolgt, welche voriges Jahr aus Island einliefen über die daselbst eingetroffenen ungünstigen Naturereignisse und die dadurch unter der Bevölkerung verursachte Noth und Bedrängniß. Wie aber die Regierung es sich angelegen sein ließ, sobald sie Kundschaft von dem gefahrdrohenden Zustand erhalten hatte, der augenblicklichen Noth abzuhelfen, so hat die Bereitwilligkeit, der bedrängten Bevölkerung zu Hilfe zu kommen, die sich in so reichlichem Maße durch Privatwohlthätigkeit sowohl hier als anderwärts zeigte, es möglich gemacht, nicht

bloß der augenblicklichen Noth abzuhelfen, sondern zugleich auch die Gefahren abzuwehren, von denen man befürchtete, daß sie später als Folge des Mißjahres eintreten möchten. Glücklicherweise verkünden nun die aus Island eingetroffenen Berichte, daß eine erfreuliche Veränderung im Zustand eingetreten ist, so daß man hoffen darf, das Land werde bald wieder zu Kräften kommen und sich allmählich von dem erlittenen Schaden erholen.

Die Regierung hat es deshalb nicht an der Zeit erachtet, mit einem Vorschlag hervorzutreten, um in der betreffenden Hinsicht außerordentliche Veranstaltungen zu treffen, während sie denn doch den Landshöfding ermächtigte, nach Berathung mit dem Althing in Erwägung zu ziehen, ob Grund vorliege, aus den allgemeinen Fonds weitere Unterstützungen an die Beschädigten zu ertheilen oder allenfalls die hierzu nöthige Bewilligung durch Finanzgesetz nachzusuchen.

Es ist selbstverständlich, daß die große Abnahme im Viehstand, welche im verwichenen Jahre stattgefunden hat, einen wesentlichen Einfluß auf das Budget ausüben wird. Da man indes doch nach einem Ueberschlag, der sich jetzt schon machen läßt, annehmen muß, daß die gewöhnlichen Einnahmen nicht bloß hinreichen werden, die Ausgaben zu decken, sondern auch einen, wenn auch nicht bedeutenden Ueberschuß abzuwerfen, so hat die Regierung sich nicht veranlaßt gefunden, mit einem Vorschlag auf Zustandekommen neuer Einnahmen hervorzutreten, besonders, da eine Vermehrung der Steuerlast unter dem waltenden Zustand doppelt drückend sein würde.

Mit Zufriedenheit haben Wir wahrgenommen, wie das Althing durch jährliche Bewilligungen kraft Finanzgesetzes das Aufblühen der Nahrungsquellen des Landes zu bewirken sucht. Die hierauf bezüglichen Unterstützungen sind jedoch bis dahin vorzüglich dem Landbau zu gute gekommen. Die Entwicklung der andern Haupternährungsquelle, des Fischfanges, dürfte inzwischen von nicht geringerer Bedeutung sein, und da dieser wichtige Gegenstand in letzter Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat und da das Interesse dafür auch in Island erwacht zu sein scheint, so hat die Regierung ihrerseits geglaubt, zur Förderung derselben beitragen zu sollen, indem sie den Zugang zur Ausübung der inländischen Fischerei so sehr als nur möglich erleichterte, und deshalb werden einige hierauf zielende Gesetzesvorschläge dem Althing vorgelegt werden.

In Verbindung hiermit steht ein anderer Gegenstand, der Uns sehr am Herzen liegt, nämlich die Erneuerung des im letzten Spätjahr abgelaufenen Handelsvertrages mit Spanien. Die hierüber mit der spanischen Regierung geführten Unterhandlungen haben bis dahin noch zu keinem Ergebniß geführt; aber die Bestrebungen Unserer Regierung werden fürder, nicht zuwenigst mit Rücksicht auf Islands Interessen, darauf gerichtet sein, eine Uebereinkunft mit der spanischen Regierung zu treffen, selbst mit bedeutenden

Opfern an Zolleinnahmen, welche bis dahin der Staatskasse von spanischen Fahrzeugen zuflossen.

Schließlich müssen Wir dem Althing mittheilen, daß Unser bisheriger Landshöfding über Island, der eine lange Reihe von Jahren dieses Amt bekleidet hat und gleichzeitig Repräsentant der Regierung auf dem Althing war, diesen Platz nicht länger einnehmen kann, da er zu einem wichtigen, verantwortungsschweren Amte hier im Lande berufen ist; aber Wir hegen die Hoffnung, daß der Mann, welchem die Verwaltung des Landshöfdings-Amtes und die damit in Verbindung stehende Ausübung der genannten Aufgabe als Regierungs-Repräsentant beim Althing anvertraut ist, beim Thing demselben Wohlwollen und Vertrauen begegnen wird, das seinem Vorgänger zu theil ward.

Indem Wir den innigsten Wunsch beifügen, daß die Wirksamkeit des Althings in bevorstehender Versammlung dem Lande zu Heil und Glück gedeihe, bleiben Wir Unserem treuen Althing in königlichen Gnaden wohlgewogen.

Ritað á Amaliuborg, 26. Maí 1883.
Geschrieben zu Amalienburg, 26. Mai.

Undir Vorri konunglegu hendi og innsigli
Unter Unser königlichen Handschrift und Insiegel
Christian R.

(L. S.) J. Nellemann."

Nellemann, ein Däne von Geburt, ist der „Minister für Island", der in Kopenhagen die Angelegenheiten der Insel beim König vertritt. Nach Verlesung der Botschaft brachte der Höfding ein neunfaches Hoch auf den König aus. Die Herren in den Uniformen riefen es sehr laut, die Landleute etwas gemäßigter, was die Ersteren veranlaßte, crescendo noch lauter zu rufen. Der Höfding trat dann an seinen Platz zurück.

Als Alterspräsident erhob sich nun der Bischof Pjetursson, in schwarzem Seidentalar mit breitem Sammetaufschlag. Er trug den geistlichen Tellerkragen, ein großes Ordenskreuz und dazu noch einen Orden. Nachdem er mit ziemlich schwacher Stimme einige Worte an die Versammlung gerichtet, nahm er die nöthigen Wahlen vor. Es wurden zwei Stimmenzähler und Secretäre gewählt, dann der Präsident des vereinigten Althing. Die Namen wurden auf Zettel geschrieben, durch die Stimmenzähler (einer davon war der Gymnasialprofessor Haldór Kr. Friðriksson) eingesammelt, vom Bischof laut verlesen und dann das Resultat proclamirt. Zu Secretären wählte sich die Versammlung zwei Volksabgeordnete, Eiríkur Briem und Eiríkur Kuld, zum Präsidenten des Gesammt-Althings Magnús Stephensen.

Die Namen der Mitglieder waren folgende:

Efri deild (Oberhaus).

1. Pjetur Pjetursſon, Erſter vom König gewählter Abgeordneter, Präſident.
2. Magnús Stephenſen, Vierter vom König gewählter Abgeordneter, Secretär.
3. Sigurdur Melſteð, Sechſter vom König gewählter Abgeordneter, Secretär.
4. Árni Thorſteinſon, Fünfter vom König gewählter Abgeordneter, Vicepräſident.
5. Ásgeir Einarsſon, Abgeordneter von Strandaſýsla (Nord-Island).
6. Bergur Thorberg, Zweiter vom König gewählter Abgeordneter.
7. Benidikt Kriſtjánsſon, Abgeordneter von Nordur-þingeyingarſýsla (Nord-Island).
8. Einar Ásmundsſon, Zweiter Abgeordneter von Eyjafjardarſýsla (Nord-Island).
9. Jón Pjetursſon, Dritter vom König gewählter Abgeordneter.
10. Sighvatur Árnaſon, Erſter Abgeordneter von Rángárvallaſýsla (Süd-Island).
11. Stúli þorvardarſon, Zweiter Abgeordneter von Rángárvallaſýsla (Süd-Island).
12. Stefán Eiriksſon, Abgeordneter von Auſtur-Skaptafellsſýsla (Süd-Island).

Neðri deild (Unterhaus).

1. Jón Sigurðsſon, Abgeordneter von Sudur-þingeyingarſýsla, Präſident.
2. Halldór Kr. Fridriksſon, Abgeordneter von Reykjavík, Secretär.
3. Magnús Andrjesſon, Zweiter Abgeordneter von Árnesſýsla, Secretär.
4. Arnljótur Ólafsſon, Erſter Abgeordneter von Eyjafjardarſýsla.
5. Benidikt Sveinsſon, Zweiter Abgeordneter von Norður-Múlaſýsla.
6. Egill Egilsſon, Abgeordneter von Mýraſýsla.
7. Eiríkur Briem, Zweiter Abgeordneter von Húnavatnsſýsla.
8. Eiríkur Kúld, Abgeordneter von Barðaſtrandarſýsla
9. Fridrik Stefánsſon, Erſter Abgeordneter von Skagafjardarſýsla.
10. Grímur Thomſen, Abgeordneter von Borgarfjardarſýsla.
11. Gunnlaugur Briem, Zweiter Abgeordneter von Skagafjardarſýsla.
12. Holgeir Clauſen, Abgeordneter von Snaefellsnesſýsla.
13. Jakob Guðmundsſon, Abgeordneter von Dalaſýsla.
14. Jón Ólafsſon, Zweiter Abgeordneter von Sudur-Múlaſýsla.
15. Lárus Blöndal, Erſter Abgeordneter von Húnavatnsſýsla.
16. Ólafur Pálsſon, Abgeordneter von Veſtur-Skaptfellsſýsla.
17. Tryggvi Gunnarsſon, Erſter Abgeordneter von Suður-Múlaſýsla, Vicepräſident.
18. þórarinn Böðvarsſon, Erſter Abgeordneter von Gullbringu- und Kjóſarſýsla.
19. þórður Magnúsſon, Zweiter Abgeordneter von Ísafjarðarſýsla.
20. þorkell Bjarnaſon, Zweiter Abgeordneter von Gullbringu- und Kjóſarſýsla.
21. þorlákur Guðmundsſon, Erſter Abgeordneter von Árnesſýsla.
22. þorſteinn Jónsſon, Abgeordneter von Veſtmannaeyjaſýsla.
23. þorſteinn Thorſteinſen, Erſter Abgeordneter von Ísafjarðarſýsla.
24. þorvardur Kjerulf, Erſter Abgeordneter von Norður-Múlaſýsla.

Im Oberhause war also die dänische Verwaltung oder wenigstens der dänische Einfluß durch 6, Nord-Island durch 3, Süd-Island durch 3 Abgeordnete vertreten.

Von den 30 „Volks"-Abgeordneten oder eigentlichen „Thingmännern" (þingmaður) des gesammten Althing gehören 11 den sechs Bezirken (sýsla) des „Südamtes", 7 den sechs Bezirken des „Westamtes" und 12 den sechs Bezirken des „Nord- und Ostamtes" an.

Die Tribüne, dem Präsidentenstuhl gegenüber, war dicht mit Leuten besetzt. Uns hatte der Herr Redacteur in eine Art Seitenloge geführt, wo außer der Tochter des Bischofs noch ein paar Damen saßen. Vier Fremde, die sich außer uns noch einfanden, waren sämmtlich Deutsche: ein Herr Dr. Ph. Schweitzer mit seiner Frau aus Jena und zwei junge Naturforscher, Dr. Keilhak und Dr. Schmidt aus Berlin. Die letzteren kamen eben von der Hekla zurück und wollten nun zu Pferde West-Island durchstreifen.

Nachdem das Althing friedlich, ohne jeden Parteikampf, immer mit großer Mehrheit sich seine Beamten erkoren hatte und die weitere Verhandlung nichts besonders Merkwürdiges versprach, schlossen wir uns den beiden Berliner Herren an und suchten aus ihren Erfahrungen praktische Fingerzeige für unsern eigenen Ausflug zu gewinnen. Sie hatten 110 Photographien aufgenommen und etwa 200 Species isländischer Pflanzen gesammelt. Dr. Keilhak, der uns sein Herbarium zeigte, versicherte, daß Preyer in seinem Buche zu viele Pflanzenarten angebe; dagegen wollte er eine neue Orchidee aufgefunden haben, die Preyer nicht gekannt hätte.

Der Abend war wunderbar schön — ein Alpenglühen, das wegen seiner längeren Dauer und seiner Intensität dasjenige in den Alpen übertrifft. Ein freudiges Omen für die Weiterreise!

3. Juli.

Wir lasen früh Messe. Dann warfen wir uns in unser Reisecostüm: wasserdichte Filzkappen, warme Wollkleider, Reithosen, Reitstiefel bis an die Kniee. Um 8 Uhr brachten uns die Führer ein paar rohe Holzkasten, wie man sie in Island den Packgäulen anhängt. Wir packten das Allernöthigste hinein. Der eine der Führer, Eyvindr Jónsson, war ein schon älterer Mann mit einer außerordentlich langen Hakennase; der andere, Sigurðr Sigurðsson, war ein noch junger Bursche. Beide konnten bloß ein paar Worte dänisch, sonst keine Sprache, als die ihrer Heimat. Wir folgten ihnen zum Hofe des Herrn Geir Zoëga, wo unsere Pferde bereit standen: zwei für jeden von uns, vier Packgäule und je zwei Pferde für die beiden Führer, also eine Karawane von 14 Pferden. Graf Wolfegg hatte sich möglichst wilde Pferde bestellt, ich möglichst sanftmüthige. Bis alle gesattelt und bepackt, Proviant, Zelte und Reitzeug in Ordnung waren, dauerte es ziemlich lange, und ich hatte Zeit, alle Lebensgefahren und Schreckniſſe zu überdenken, welche nunmehr vor mir standen. Denn es galt nun wirklich,

der ganzen civiliſirten Welt Lebewohl zu ſagen. Keine Straßen, keine Brücken, keine Hotels oder Wirthshäuſer, keine Polizei, keine Schutzmänner, keine Bibliotheken, kein Studierzimmer, kein moderner Comfort mehr! Nichts als Natur! Wir hatten ſogar unſer däniſches Papiergeld in Silberkroner umwechſeln müſſen, weil man im Innern des Landes noch nicht daran gewöhnt iſt, dem aus Lumpen geborenen Papier den Werth von Edelmetallen beizumeſſen. Den nöthigſten Proviant in Blechdoſen mußten wir ſelbſt mit uns führen, weil nicht überall auf Verköſtigung zu rechnen war. Auch ein Zelt war nicht zu vermiſſen, wenn wir in die Berge wollten. Kam ordentlicher Regen oder Schnee, ſo konnten uns freilich die dünnen Wände desſelben wenig Schutz gewähren. Ueber die Flüſſe mußten wir reiten — es war kein Zweifel; ich hatte das in illuſtrirten Büchern geleſen und abgebildet geſehen. Das Waſſer ging den Pferden bis an den Bauch und darüber. An der Brúará mußte ein ſolcher Fluß unmittelbar oberhalb eines Waſſerfalles paſſirt werden. Ich hatte das Bild geſehen. In der Mitte des Fluſſes ſoll noch ein Abgrund gähnen, über den, im Waſſer, nur eine Holzbrücke führt. Wenn mein Pferd nun dieſe verfehlte? Lieber Himmel! Auch Lavafelſen, Abgründe, Schneeabhänge ſah ich vor mir. Das Schlimmſte aber war das Reiten ſelbſt. Ein gutgeſchulter Reiter kann ſich das ſtille Grauen unmöglich vorſtellen, das ich bei dem Gedanken empfand, auf dem Schimmel, der nun leibhaftig vor mir ſtand, durch die ganze Stadt Reykjavík reiten zu müſſen, vielleicht vor den 3000 Einwohnern herunterzupurzeln, und falls ich dieſes überlebte, ganz ſicher dieſen Tag ſieben bis acht Stunden weiter reiten zu müſſen, ohne feſten Halt unter mir, ohne eine Lehne für meinen müden Rücken. Um meinen Schrecken voll zu machen, ſchwang ſich Graf Wolfegg behend auf ſeinen grauen Hengſt — ein entſchieden wildes Thier mit einer großen dichten Mähne. Er zog es rechts und links und ließ es alle erdenklichen Capriolen machen. Dadurch wurden auch die anderen Thiere unruhig, die bis dahin in phlegmatiſcher Unbeweglichkeit ihres Looſes gewartet hatten. Ich konnte meine Angſt jetzt nicht mehr bergen, ſondern hub alſo an:

„Ums Himmels willen, Herr Graf! Fangen Sie mir keine ſolche Geſchichten an. Bei allem, was Ihnen theuer iſt im Himmel und auf Erden, bedenken Sie, daß ich ſchon doppelt ſo alt bin als Sie, und daß ich nicht reiten gelernt habe. Ich muß Sie bitten, ich beſchwöre Sie, ja ich gebiete Ihnen, ſoweit ich Ihnen kraft mitgetheilter Autorität etwas gebieten kann, ich bitte Sie aber, thun Sie es aus Menſchlichkeit, aus Rückſicht, aus Liebe — ſchlagen Sie durch die Stadt keinen Galopp an, auch keinen Trab. Reiten Sie Schritt! Dann kann ich hoffen, wenigſtens heil und lebendig durch die Stadt zu kommen. Schlagen Sie auch nachher, ich bitte Sie, keinen Trab an, auch keinen Galopp. Denn ſehen Sie, wenn Sie galoppiren, dann fängt nothwendig auch die andere Geſellſchaft zu galoppiren an.

Ich falle herunter. Ich falle todt, oder wenn ich nicht das Genick breche, so breche ich Arm oder Bein, bleibe im Steigbügel hängen und werde vom Pferde weiter geschleift, wie Hektor an Troja's Mauern. Was haben Sie dann von der ganzen Reise? Ich bitte Sie — wenn Sie mich todt oder verstümmelt nach Reykjavik zurückschleppen müssen! Bedenken Sie das! Ich verspreche Ihnen dafür: Sobald ich etwas an den Schritt gewöhnt bin und der Weg es erlaubt, selbst einen Trab zu versuchen, und hernach auch einen Galopp. Dann bleiben wir alle am Leben und Sie werden an Ihrem Schüler ebenso viel Freude erleben, als ein einziger Unfall Ihnen Verdruß bereiten kann!"

Nachdem ich — unter vielen Unterbrechungen durch den Grafen, die Führer und die Ponies — diese Rede zu Stande gebracht, erklärte ich zu größerer Sicherheit auch noch den Führern, daß sie unbedingt mir zu gehorchen hätten, und daß sie keinen Trab oder Galopp anschlagen dürften, bis ich selbst es verlangte. Dann stieg ich auf meinen Schimmel und machte mich auf alle Schläge des Schicksals gefaßt. Sigurdr ritt voraus, dann die Reserve- und Packgäule, dann Eyvindr und wir. Zu meiner Beruhigung war die Straße fast leer, obwohl es schon 10 Uhr war. Kein Mensch und kein Hund beunruhigte unsere Pferde. Ich athmete auf. Der Anblick der Karawane erheiterte mich. In dem ungewohnten Aufzug kam ich mir wie ein Don Quijote vor, der auf Abenteuer auszieht. Wir gelangten ohne Unfall durch die Straßen der Stadt. Das einzige Unheil war, daß die anderen mich beständig mit Commandos belästigten: daß ich aufrechter sitzen, die Zügel strammer halten, die Finger vom Sattelknopf lassen sollte. Mir war es viel wichtiger, wieder in die Steigbügel hineinzukommen, die ich etliche Male verlor. So gelangten wir glücklich zu der Windmühle und zu dem sogen. Observatorium hinauf, einem thurmähnlichen Bau, der aber leer und unbenützt steht. Dort hat man eine herrliche Aussicht auf die Rhede. Von da zieht sich eine erträgliche Straße, ganz neu, etwa eine Viertelstunde bolzgerade nach dem Flüßchen Ellida-ár hin. Da alles bis dahin gut gegangen, konnte Graf Wolfegg, dem unser Schneckengang entschieden langweilig geworden, der Versuchung nicht länger widerstehen. Er hieb mit dem spanischen Rohr kräftig auf sein Grauchen ein — die Führer folgten seinem Beispiel und in sausendem Hurrah fing die ganze Karawane an, zu galoppiren. Ehe ich mich's versah, war auch mein Schimmel am Galoppiren. In meinem Schrecken vergaß ich ganz das einzig wirksame Hilfsmittel, nämlich die Zügel anzuziehen, und schrie wie ein Kind nur abwechselnd Prr! Prr! und Halt! Es hätte nun wirklich ein Unheil geben können; denn in meiner Verwirrung kam mir der eine Fuß aus dem Steigbügel heraus und ich suchte umsonst, ihn wieder zu gewinnen, während mein Schimmel, in fröhlichen Sprüngen den anderen nachsetzend, mich mit jedem Stoß in die Höhe warf. Ich blieb indes glücklich im Sattel; wir kamen ein gutes Stück

voran, und als die anderen die Karawane zum Stehen brachten, da war auch mein schlimmster Schrecken überwunden. Ich begann selbst einzusehen, daß wir nicht den ganzen Tag Schritt reiten könnten, wenn wir zur Hekla kommen wollten, und war im Grunde froh, daß ich ohne Unfall auf ebenem Terrain die erste Probe bestanden hatte. Gern willigte ich ein, daß Trab geritten werden sollte, wenigstens bis zur Ellida-ár. Als wir da ankamen, tappten die Thiere sofort in den zwar breiten, aber nicht tiefen Bach. Auch das erste Flußexperiment war gemacht.

An den Hügeln jenseits stiegen wir zum erstenmale ab, um die Thiere grasen zu lassen. Es sind drollige Geschöpfe. Die unbelasteten Reservepferde begannen sich gleich zu wälzen, und die Packpferde machten, noch bevor man ihnen die Kasten abgenommen, den Versuch, ein gleiches zu thun. Dann erst gingen sie an das dünne, büschelweise wachsende Gras. Einige Stellen abgerechnet, ist die ganze Gegend um Reykjavik ein paar Stunden weit eine ganz trostlose Wüste, ein sogen. Hraun, d. h. ein altes Lavafeld, das in Jahrhunderten noch kaum verwittert war und darum nur die kümmerlichste Vegetation angesetzt hatte. Kahle Hügel, vollständig ohne Strauch und Baum, entzogen uns bald den Anblick des Meeres, von dem wir bis dahin nach rückwärts ein Stück hatten sehen können, und wir befanden uns in der vollständigsten Einsamkeit. Das einzige, was sie störte, war der melancholische Schrei zahlreicher Brachvögel, die, weit entfernt, scheu zu sein, uns ganz nahe flogen und uns von kleinen Erderhöhungen aus anpiepten. Rundum heideartige oder auch ganz kahle Felsenhügel, zwischen denen mitunter ein Sumpf oder kleiner See lag. Nachdem wir etwa drei Stunden geritten, hielten wir Mittagsrast am Rande eines Sumpfes. Eyvindr hatte den Platz als einen „guten" ausgewählt. Ein Nebelregen nöthigte uns, die Regenmäntel anzuziehen, und hätte uns wahrscheinlich ziemlich melancholisch gestimmt, wenn nicht meine Reiterei viel Stoff zum Lachen geliefert hätte. So nahmen wir sehr fröhlich unser kaltes Mittagsmahl, während sich die Pferde das Gras am Sumpfe trefflich munden ließen. Als wir wieder aufstiegen, vertauschte ich meinen Schimmel gegen einen andern Pony, der besser zugeritten war und auf dem ich mich viel behaglicher fühlte.

Zu unserem nicht geringen Troste ließ der Regen bald nach. Umsonst aber hatte ich jetzt den tapfern Entschluß gefaßt, so viel als möglich Trab zu reiten. Denn wir kamen auf Mosfellsheidi, ein mehrere Stunden weites Lavafeld, das so mit Steinen und Felstrümmern übersäet war, daß an einen Trab gar nicht zu denken war. Ja, es war hier gar kein Weg mehr zu erkennen. Nur schwarze Steinhaufen, in weiten Entfernungen voneinander aufgeschichtet, deuteten denselben an. Das Mitleid, das ich bisher selbstsüchtig auf mich allein verwandt hatte, ging allmählich auf mein Reitthier über, ein allerliebstes Füchslein, das sich anfangs als Paßgänger erwiesen hatte, aber zwischen dem Gerölle und Gestein holperte und stolperte, daß es

ein Jammer war. Trotz meinem Mitleide aber mußte ich schließlich nach dem Beispiele der anderen das spanische Rohr in Anwendung bringen, um das Thier nur in ordentlichem Schritt zu erhalten. Die Steinwüste wollte gar kein Ende nehmen. Eine Stunde — zwei Stunden — drei Stunden ging es über Stock und Stein. Nie bin ich so vom Kopf zum Fuß durcheinander gerüttelt worden. Endlich, als wir eine neue Hügelwelle des ungeheuern Feldes erreicht hatten, that sich vor uns die Spiegelfläche eines einsamen Sees auf, von langen Hügel- und Bergzügen umsäumt, deren höchste Schnee trugen. Es war ein düsterer, aber doch in seiner Art schöner Anblick. Umsonst suchte ich irgendwo ein Dorf. Nirgends zeigte sich menschliches Leben. Wenn unser Gespräch ins Stocken kam, herrschte überall die feierlichste Stille. Wir näherten uns dem See und ritten geraume Zeit an seinem westlichen Ufer entlang. Ueber sieben Stunden waren wir nun schon zu Pferd. Ich hatte meine Reitübungen in Kopenhagen nie über eine halbe Stunde ausgedehnt und meinte jetzt vor Müdigkeit vom Pferde sinken zu müssen. Da commandirte uns Eyvindr endlich, an einigen niedrigen Felshügeln Halt zu machen. Er und Sigurðr nahmen ihre Pferde beim Zaum und führten sie zwischen ein paar Felsen hinein. Wir folgten. Aber welche Ueberraschung!

Vor uns führte ein steile, natürliche Felsentreppe in eine der gewaltigsten Schluchten hinab, die ich je gesehen, ein wahres Höllenthal, ein Stieg in die Unterwelt, ganz in Dante's Stil erdacht und ausgeführt. Keine grüne Tanne, kein fröhliches Buschwerk verkündet hier, wie etwa in der Via Mala oder am Gotthard, den Sieg fruchtbaren Lebens über den starren Fels und die unheimlichen Kräfte der Tiefe. Wie die Wälle einer urweltlichen Riesenburg thürmen sich rechts und links, etwa 50—100 Fuß auseinander, zwei senkrechte Felsmauern auf, nur an ihren Spalten oder Absätzen dürftig mit Moos und kargen kleinen Büschen bewachsen. Ueber eine Stunde weit zieht sich diese doppelte Felsmauer am nördlichen Ufer des Thingvalla-Sees entlang, nach Preyer und Paykull eine geographische Meile, die nördliche von 100—150 Fuß hoch, die südliche durchschnittlich etwa 50—60 Fuß. In Zinnen, Thürmchen, Spitzen, Zacken, Brustwehren, Erkern, überhängenden Bogen, wildzerrissenen Klippen, gespenstischen Fratzengestalten entwickelte die knorrige, dunkle Lava am obern Rande der beiden Wälle, besonders des nördlichen, eine unerschöpfliche Phantastik. Bald möchte man glauben, eine wirkliche mittelalterliche Burg vor sich zu haben, bald einen Adlerhorst aus dem Hochgebirge, bald ein Hexennest der alten Sage, die Scenerie zu einer Walpurgisnacht. Die Sohle der Gjá (Gjau) oder Schlucht ist mit spärlichem Gras bewachsen, meist mit kleineren und größeren Felstrümmern besäet. Die südliche Mauer steigt an einzelnen Stellen terrassenförmig auf; an anderen kann man deutlicher sehen, daß sie einst mit der nördlichen zusammenhing und wohl mit ihr eine einzige feuerflüssige Masse bildete, welche im Erkalten auseinander barst und diese seltsame Felsenspalte zurückließ.

Alle Müdigkeit, alle Anstrengung des Tages war vergessen, als ich mein Füchslein die Felsentreppe hinabführte und jeden Augenblick innehielt, um die wunderlichen Felsgestalten anzustaunen. Die Ueberraschung war zu groß. Ich begreife völlig, wie Lord Dufferin schreiben konnte, es sei der Mühe werth, nach Island zu reisen, bloß um die Almannagjá zu sehen. Die Schweiz, Norwegen, Tirol und andere Bergländer haben unzweifelhaft viel tiefere, malerischere, schönere und großartigere Felsschluchten aufzuweisen, aber so eigenartig gespenstisch wie diese wird man kaum eine zweite finden. Als wir unten an der Felstreppe angekommen waren, schien sie mir wirklich wie ein Traum. Gerade da erhebt sich auch die Südmauer steil senkrecht zu einer gewaltigen Bastei — man meint, es müßte da einst ein Felsenschloß wie in Stirling oder Edinburgh gestanden haben. Unten im Grunde der Schlucht war es melancholisch düster, dazu unendlich einsam und still. Mensch und Thier sind aber in Island so gemüthlich, daß einem auch die Natur gar kein Grauen einflößen kann. Groß und gewaltig ist sie, aber sie hat hier keine Kunstwerke der Menschen, keine Städte zerstört. Der Mensch ist erst gekommen, als eisige Kälte der Revolution des Feuers ein Ziel gesetzt. Friedlich wie wir, stiegen vor mehr als einem Jahrtausend die freien Männer Islands diese Felsentreppe hinab, um unten am See ihre Zelte aufzuschlagen und über Wohl und Wehe ihrer Heimat zu berathen. Ueber ein Jahrtausend dauerte diese jährliche Fahrt nach Thingvellir fort. Darum heißt die Schlucht mit Recht die Almannagjá, die „Schlucht aller Männer".

Als wir wieder aufsaßen, da hatte das Reiten seine Don-Quijoterie für mich verloren; ich dachte nur an die einstigen isländischen Thingmänner, wie sie zur Versammlung ritten. Die alten Heldengestalten der Saga stiegen vor mir auf, Snorri Godi und Thórhallr Ásgrímsson, Árni Kolsson und Hallbjörn der Starke, Hjalti Skeggjason und Gizur der Weiße, dann all die Lögsögumenn, unter ihnen Islands Herodot und Thukydides, der gewaltige Snorri Sturluson, endlich die Bischöfe und Aebte Islands, welche in dem nordischen Freistaat eine ebenso gesegnete Thätigkeit entfalteten, wie ihre Amtsbrüder bei den anderen germanischen Stämmen.

Etwa zehn Minuten mochten wir geritten sein, da rauschte vernehmlich das Tosen eines Wasserfalls an unser Ohr. Es war der zweite Fall der Öxará (Axtfluß), die, von Norden kommend, sich erst über die höhere Felsmauer der Almannagjá stürzt, dann eine Strecke weit durch die wilde Schlucht fließt und endlich in einem zweiten Wasserfall in die Ebene von Thingvellir hinausschäumt. Hier erweitert sie sich zum seichten Strome, bildet einige Inseln und mündet dann in den stillen Thingvalla-See.

In der Nähe des zweiten Falles führte ein breiter Spalt aus der Kluft heraus, wir hatten Thingfeld und See vor uns; an einer der seichteren Stellen, wo der Fluß eine Sandbank bildete, ritten wir durch und waren nun in Thingvellir. Der Karte nach hatte ich hier eine Ortschaft erwartet;

Digitized by Google

Almanagié.

Digitized by Google

es war aber nichts zu ſehen, als eine ſchlichte, von außen getheerte Holzkirche, und ein großes einſtöckiges Bauerngehöft, die Wohnung des Pfarrers. In einem mit Lavaſtein umzäunten Hofe ſaßen die Führer ab. Ein Mann in bräunlichen Wollkleidern, mit isländiſchen Schuhen empfing uns. Es war Sira Pálsſon, der lutheriſche Paſtor von Thingvellir.

Was ich nicht für möglich gehalten, das war nun geglückt. Ich war acht Stunden zu Pferde geſeſſen und hatte Schritt, Trab und Galopp durchgemacht, ohne herunterzufallen. Zudem war ich auf das Thing geritten und war glücklich auf dem merkwürdigſten hiſtoriſchen Platz des ganzen Nordens angelangt. Dabei befand ich mich trotz aller Müdigkeit recht wohl und hatte mehr Freude, als mitten in all den Herrlichkeiten von Kopenhagen.

Der Pfarrer von Thingvellir iſt ſchon an Beſuche gewöhnt und darauf eingerichtet. Er konnte uns nicht nur in einem Bretteranbau ſeines Gehöftes ein nettes Speiſezimmer anweiſen, ſondern auch zwei ganz gute Stübchen mit Betten zum Schlafen. Zum Abendeſſen erhielten wir außer Butterbrod und Thee noch geräucherten Lachs und treffliche kleine Lachsforellen, die im See gefiſcht worden. Alles war ganz ſauber und nett. Eine Schweſter des Pfarrers deckte den Tiſch und bediente uns, ohne viele Complimente, aber ganz ſorgfältig und aufmerkſam. Ich notire das, weil viele Reiſende unerſchöpflich in Klagen über die Unreinlichkeit der Isländer ſind. Es iſt der alte Jammer verwöhnter Stadtleute, die den ganzen Tag an Teint, Toilette, Waſchen, Bürſten, Spiegel, weiße Händchen und blanke Stiefelettchen zu denken gewohnt ſind, gegen ſchlichte Landleute, die über ernſter Arbeit keine Zeit für ſolche kosmetiſche Künſte haben.

Den Pfarrer ſchien es zu intereſſiren, einmal römiſche Geiſtliche bei ſich zu haben. Anfangs etwas ſcheu und zurückhaltend, thaute er bald auf und nahm gemüthlich an unſerer Unterhaltung theil. Er ſprach nicht nur däniſch, ſondern auch engliſch und ſogar ein wenig deutſch, und wußte über Island gut Beſcheid. Seine Pfarrei umfaßt 18 Höfe, bezw. Familien und zählt 150 Seelen. Die fernſten Höfe liegen ungefähr vier Meilen auseinander. Im Winter nimmt der Praeſtr etwa zehn Kinder zu ſich ins Haus und unterrichtet ſie; im Frühjahr kehren ſie zu den Eltern zurück, ſei es um Vieh zu hüten oder ſonſt den Ihrigen behilflich zu ſein. Eigentliche Dorfſchulen gibt es nicht, und doch können die meiſten Landleute beſſer leſen und ſchreiben, und wiſſen weit mehr von ihrer alten Sprache, Sage und Geſchichte, als anderswo. Den Winter über wird viel geleſen, und die Leute wiſſen eine Menge Gedichte und Hiſtorien auswendig.

Während wir uns ausruhten, wurden die Pferde von den ſchönen, umzäunten Wieſen ums Pfarrhaus an ein Stück mageres Grasland über die Öxará getrieben. Dort wurden ihnen die Vorderbeine mit Stricken gefeſſelt, und dann blieben ſie ihrem Schickſal überlaſſen. Ich hätte den kleinen „lieben Thieren“ (ſo wurden ſie künftig immer genannt) eigentlich ein beſſeres

Schickſal gegönnt. Sie hatten überaus viel Klugheit, Sicherheit und Ausdauer bewährt. Sie ſind indes an dieſes Loos gewöhnt. Wir ſelbſt erfreuten uns nach dem langen Ritt des köſtlichſten Schlummers.

4. Juli.

Da Thingvellir einfachhin die intereſſanteſte Stätte von ganz Island iſt, wurde beſchloſſen, einen Tag daſelbſt zuzubringen. Es iſt zwar keine Burg, keine Kirche, kein Denkmal, keine Straße, gar nichts von Menſchenhand, was an die geſchichtliche Bedeutung des Platzes erinnerte. Aber auch das iſt merkwürdig. Unter allem erdenklichen philoſophiſchen Gerede von Natur und Entwicklung und Menſchheit und Menſchlichkeit hat das civiliſirte Wirbelthier der darwiniſtiſchen Weltanſchauung eigentlich alles hinweggeräumt, was einfach, natürlich und menſchlich iſt: den ſchlichten, kindlichen Glauben an Gott, den patriarchaliſchen Zuſammenhang der Familie, die geſchichtlichen Staatsentwicklungen und Staatsformen, ſelbſt die Eigenthümlichkeit der Einzelvölker in Sitte, Gewohnheit, Tracht, Bauart, Lebensweiſe. Dafür hat es die Welt mit jenen poeſieloſen Gebilden ſeiner mechaniſchen Cultur überkruſtet, welche in dem Wirrwarr unſerer Großſtädte ihren Ausdruck findet: geſchmackloſe Prunkgebäude, zum Nutzen einiger wenigen von dem Gelde der vielen erbaut; ebenſo ſchwer verſchuldete als pomphafte Theater und Opernhäuſer, reicher und prächtiger, als man einſt die Kirchen baute; Denkmäler von Leuten, die ſich auf Koſten der anderen Ruhm und Geld erworben haben; Tempel von wenigſtens zwanzig verſchiedenen Religionen, von denen nur eine die wahre ſein kann und die wenigſten ernſtlich geübt werden; rieſige Gefängniſſe, Irrenhäuſer, Spitäler und daneben zahlloſe Beluſtigungsorte, um ſich einen Platz in jenen Inſtituten zu verdienen; zahlloſe, ungeheure Fabriken, welche dem Fleiße des einzelnen ſein tägliches Brod hinwegdampfen, ihn ſelbſt zur Maſchine machen, um einigen Millionären ſchöne Villen bauen zu helfen; Hunderte von Kunſtwerken aus ihrem natürlichen Boden hinweggeriſſen und zu wohlnumerirten Muſeen zuſammengeſtapelt, um der eiteln Neugier des Publikums zu dienen; die Mythologie aller Völker abermals zum Pantheon verſammelt, um den Menſchen in all ſeinen Verirrungen als Gott zu feiern, und daneben die Fauna und Flora aller Welttheile mühſam zuſammengeſtellt, um dem irdiſchen Gott ſeinen Platz unter den Wirbelthieren anzuweiſen; endlich rieſige Schulpaläſte, Elementarſchulen, Mittelſchulen, Hochſchulen, um Jahre lang über alles ſchwätzen zu lernen und am Ende mit dem demüthig-hochmüthigen Fauſt ſich als ſkeptiſche Nichtswiſſer zu bekennen und Gott und Welt für ein Schattenbild von Erdenluſt und Erdenruhm zu verpuffen! — — Gewiß hat die moderne Cultur auch ihre großen, herrlichen, glänzenden Seiten aufzuweiſen! Jeder kennt ſie, jeder ſtaunt ſie an. Doch abgetrennt von den Ideen des Chriſtenthums, abgelöſt von Gott, dem Quell der ewigen Liebe,

und von Christus, dem Ideal der Menschheit, wo führt dieser ganze äußerlich schimmernde Fortschritt hin? —

Wie athmete ich auf in dem stillen Thingvellir! Der ärmliche Pfarrhof, halb Bretterhaus, halb Erdhütte, und das ärmliche Kirchlein verschwanden gegen die weite, ungestörte Einsamkeit. Kein Nachen, kein Segel belebte die Spiegelfläche des Thingvalla-Sees; nur Rauchsäulen am fernen Ufer bekundeten, daß Feuersgewalt die wild zerklüfteten Berge rundum zum Kranze gereiht hatte. Schnee auf einzelnen Felsenzinnen verkündete den Sieg arktischer Kälte über die Glut der Tiefe, und feierlich rauschte der Wasserfall in der allgemeinen Stille. Wie ein langgestrecktes, unheimliches Festungswerk dehnte sich dem Nordgestade des Sees entlang die Almannagjá; darüber erheben sich dunkle, kahle Berge. Zwischen der Almannagjá und längs dem See hin zieht sich eine weite niedere Fläche, felsig, aber nicht viel höher als der See, von langen Klüften durchfurcht. Nur in der Nähe siegt das Grün einiger Wiesen und die spärliche Felsvegetation über die Kahlheit des Felsens. Weiterhin ist alles starr und todt, eine wahre Thebais. Und doch waltete über dieser Einsamkeit der Odem majestätischer Größe, glücklicher Freiheit und lebenskräftigen Volksthums. Thingvellir ist Islands Rütli und Olympia. Könige sind hier nicht begraben, Fürsten gab es hier nie; aber minder ehrwürdig ist deshalb diese einsame Stätte nicht, als die Königsgräber zu Roeskilde oder Westminster; ein kräftiges, germanisches Volk hat sich hier über ein Jahrtausend einen Rest seiner alten Freiheit gewahrt und die heiligen Erinnerungen seiner Vergangenheit erneuert.

Heute, wo Hegels absolute Staatsmaschine sich so schön verwirklicht hat, daß uns nur ein heiliger Synod und eine ausschließliche Staatsreligion fehlt, sollte man eigentlich kaum glauben, daß die germanischen Stämme einst ganz unbändig freiheitsliebende Männer waren und sich anfänglich gar nicht an Könige gewöhnen konnten. Und doch ist es so. Thingvellir wird ewig ein Denkmal des Freiheitssinnes bleiben, der sie belebte. Nachdem der norwegische Viking Naddoðr 860 zuerst Island etwas erforscht, Flóti Vilgerdarson dann einen Winter auf der Insel zugebracht hatte, dachte weder der eine noch der andere an eine bleibende Niederlassung daselbst. Der eine nannte es Schneeland, der andere Eisland. Das waren keine verlockenden Namen; obwohl Flóki's Leute die Fischerei und die Grasplätze an den Flüssen und Bergen lobten, ja sogar von Wäldern redeten, so kam der Winter doch selbst diesen abgehärteten Abenteurern streng vor. Norwegen mit seinen Bergen und Gletschern, seinen Fjorden und Landseen, seinen herrlichen Birkenwäldern und Alpenwiesen, seinen Inseln und Bergthälern, seinen fischreichen Flüssen und Wasserfällen, seiner kräftigen Vegetation und seinem gemäßigten Klima ist ein so wunderbar schönes Berg- und Küstenland, daß man nicht begreift, wie jemand dieses Land mit dem rauhen, öden Island vertauschen mochte. Und doch, nur zwölf Jahre nach Naddoðr fanden schon norwegische

Massenauswanderungen nach Island statt, wie heute in die Vereinigten Staaten. Die ganze Bergherrlichkeit Norwegens verblich in den Augen dieser freien Männer, als König Harald Schönhaar die bisherige Verfassung des Landes antastete, die unabhängigen kleinen Volks- und Gaukönige ihrer Macht beraubte, die alten Jarlsfamilien sich dienstbar machte, die zahllosen von ihnen geleiteten kleinen Gemeinwesen oder Kleinstaaten auflöste und alle Macht und alles Recht in seinen Scepter zu vereinigen strebte. Da war diesen Söhnen der Freiheit Norwegen keine Heimat mehr. Da verzichteten sie auf Wald und Feld, auf ihre herrlichen Buchten und Inseln. Islands Lavaklippen und unfruchtbaren Gletscher schienen ihnen eine schönere Heimat zu bieten. Denn Island war noch frei. Dort konnte jeder Mann frei nach der Väter Sitte leben, sich verbünden mit wem er wollte, sich Recht sprechen lassen nach althergebrachter Gewohnheit. Dort drohte kein Usurpator die patriarchalische Gewalt des einzelnen zu verschlingen. Mit Weib und Kind, mit Hörigen und Habe zogen sie auf ihren Schiffen hin übers Weltmeer zu der ihnen noch unbekannten Insel. So verursachte die Herrschsucht des Königs Haraldr Hárfagr die Gründung der isländischen Republik.

Mit ihrer Familien- und freien Staatsverfassung retteten die Auswanderer die Religion, die Sage, die Sitte, die Sprache und das Recht des alten Skandinavien hinüber auf die schwer zugängliche Felsenburg. Da sollte Alt-Skandinavien unverändert fortleben, während das civilisirte Europa Königsthrone baute und umwarf, Verfassungen errichtete und wieder zerstörte, zur höchsten harmonischen Geistescultur emporstieg und sie dann gegen das Linsenmus des materiellen Fortschritts vertauschte. Kein Land Europa's hat so viele Reste und Trümmer seines älteren, einfachen Culturlebens bewahrt, wie die freien Bauern und Fischer, welche in Island die Erbschaft der Vikinger übernahmen.

Nach alter Ueberlieferung kamen schon im ersten Jahre der Einwanderung, 874, die freien Männer und Gutsbesitzer (einen Adel gab es nie) zur Volksversammlung zusammen. Im Jahre 927 tritt der erste Gesetzessprecher (Lögsögumadr), Namens Ülfjótr, auf. Er ging in diesem Jahre nach Norwegen, um mit Hilfe seines Ohms Thorleifur hinn Spaki nach dem Vorbild des altskandinavischen Grundrechtes (Gulaþingslög) ein eigenes Landrecht für Island auszuarbeiten. Dieses Recht, nach dem Verfasser Ülfjótslög genannt, die Grundlage aller spätern Gesetzgebung, wurde schon 930 eingeführt. Ein Pflegebruder Ülfjótrs, Grimr Geitskór, mußte die ganze Insel bereisen, um eine gute Thingstätte ausfindig zu machen. Außer dem Althing, das alljährlich am Donnerstag der 10. Sommerwoche eröffnet wurde, fand noch ein Thing im Frühjahr, ein anderes im Herbste statt.

Der Ritt zum Thing (þingför oder þingreid) war für die Isländer eines der wichtigsten jährlichen Geschäfte. Meistens wurde er gemeinsam in größeren Schaaren gemacht. Reiche Höfdinge kamen mit einem Gefolge von

50 bis 70 Mann, die einen zwei bis drei, andere acht bis zehn Tagreiſen weit, andere noch weiter. Der Ausdruck (þingmannaleið, d. h. Tagreiſe auf der Thingfahrt, iſt bis zum heutigen Tag eine Art Zeitbeſtimmung geblieben und bedeutet die Entfernung, die man, ohne Ueberanſtrengung, bei längerer Reiſe an einem Tage reiten kann, wie ungefähr von Reykjavík nach Thingvellir. Proviant und Brennmaterial, Bretter und Tücher mußte jeder ſelbſt mit ſich führen, um für die wenigſtens vierzehntägige Sitzung ſich ſeine Zelte (Búðir) aufſchlagen und ſich beköſtigen zu können. Auch Handwerker, beſonders Schuſter und Schwertfeger, Spielleute und Bierſieder, ſchlugen neben den geſetzeskundigen Staatsmännern ihre Buden auf. Denn das parlamentariſche Leben erzeugt Durſt, das Lederzeug litt bei dem vielen Reiten, und zum Schwerte mußte in jenen thatkräftigen Zeiten öfter gegriffen werden, als in unſerem Jahrhundert der Federfuchſerei. Da ward es lebendig in Thingvellir. Bude ſtand an Bude, nach Bezirken und Gemeinden geordnet. Hundert Feuer loderten zwiſchen den Zelten empor; ganze Schaaren von Pferden weideten in der weiten Ebene bis in die Almannagjá hinauf und die ſie begrenzenden Berge. Zwiſchen den Verſammlungen fanden zur Erholung Ringſpiele, Ballſpiele, Pferderennen ſtatt. Alte Helden erzählten ihre Kämpfe zu Land und Waſſer, und die Jungmannſchaft horchte ihnen mit thatendurſtigem Eifer zu. Am mächtigſten pulſirte indes der kräftige Volksgeiſt in den Verhandlungen ſelbſt.

Nichts lag dem germaniſchen Weſen ferner, als jene atomiſtiſche und abſtracte Auffaſſung des Einzelmenſchen, auf welcher ſeit Rouſſeau alle revolutionären Syſteme das Staatsweſen aufbauen. Nicht alle waren gleich und nicht alle gleich frei. Es gab Knechte und Hörige. Ueber ihnen ſtanden die freien, ſelbſtändigen Männer, meiſt Bauern oder kleine Gutsbeſitzer, je nach Beſitz, Talent und Einfluß ſehr verſchieden. Dieſe ſelbſt aber hatten ſich ſchon bei Beſitzergreifung des Landes zu kleinen, gemeindeartigen Staatsweſen zuſammengethan, die in der heidniſchen Zeit ihren eigenen Tempel hatten und ſo, religiös geeinigt, auch politiſch zuſammenſtanden. Der Erbauer des Tempels und ſein Erbe ward nicht nur Prieſter, ſondern auch politiſcher Vorſteher der Tempelgemeinde. Goði nannte man ihn. Das Wort weiſt unmittelbar auf Gott und Gottesdienſt hin; er hieß aber auch Häuptling (Höfðingi), Uebermann (Yfirmaðr) oder Vormann (Fyrirmaðr). Wie er die vorgeſchriebenen Opfer darbrachte, ſo leitete er die Verſammlungen der Gemeinde, ſorgte für Frieden und Recht, beaufſichtigte Handel und Wandel, kurz, vollzog alle Amtsverrichtungen eines patriarchaliſchen Oberhauptes. Er war weder König noch Volksvertreter, ſondern das erbliche Haupt freier, ſelbſtändiger Männer. Solcher Goden zählte man 39 auf Island. Nebſt dem Präſidenten oder Lögſögumaðr (und ſpäter den beiden Biſchöfen von Skálholt und Hólar) waren ſie die einzigen entſcheidenden Stimmberechtigten beim Thing; auf ihrem geſchichtlich und religiös ge-

heiligten Senat ruhte die Fülle der bürgerlichen Gewalt. Jeder von ihnen durfte zwei Beisitzer ernennen, die aber nur berathende Stimmen hatten. Durch sie und noch andere vom Gesetz bestimmte Mitglieder wuchs die gesetzgebende Versammlung, die sogen. Lögrétta, auf 144 Mitglieder an. Sie tagte auf abgegrenztem Raum, am Gesetzesfelsen (Lögberg, Lögbergi), den während der Sitzung niemand betreten durfte, ohne von dem Vorsitzenden ermächtigt zu sein. Ein eigentlicher Berg ist dieser „Lögberg" durchaus nicht, sondern nur eine felsige Landzunge, etwa 30 m breit und 120 m lang, nur wenig über das Thingfeld erhaben, von tiefen, weiten Felsspalten begrenzt, die mit ungemein hellem Wasser gefüllt sind. Die sehr unebene Fläche ist mit kurzem Gestrüpp und Gras bewachsen. Eine kleine natürliche Felsbrücke führt von der Seite der Kirche auf dieselbe hinüber. Vom Lögberg aus wurden dem Volke die gefaßten Beschlüsse, Gesetze, Rechtsregeln, Verwilligungen, Entscheide verkündet. Von hier aus gab der Lögsögumaðr über die verschiedensten Fragen, Geschäfte, Bekanntmachungen officiellen Bescheid. Hier wurde „Gesetz" gesprochen.

Das merkwürdigste und tiefgreifendste von allen diesen Althingen war wohl das vom Jahre 1000. Schon seit mehreren Jahren war das Christenthum, erst durch ausländische Glaubensboten, dann durch bekehrte Isländer, auf der Insel verbreitet worden. Mehrere Goden hatten es angenommen. Zum erstenmal erschienen die Christen mit dem Zeichen des Kreuzes und mit Weihrauchfässern am Lögberg. Ein Priester, Thormóðr, las Messe am Fuße der Almannagjá, bei den Zelten der Westmänner. Unter den Heiden waren viele wankend geworden und glaubten nicht mehr an der Götter Macht, sondern nur an die Kraft und das Siegesglück des eigenen Armes. Doch hingen andere noch zähe am alten Götzenthum. Ein ernster Kampf drohte sich zu entspinnen und den furchtbarsten Religions- und Bürgerkrieg heraufzubeschwören, als der Vorsitzende der Versammlung, Thorgeir Goði Thorkelsson (Lögsögumaðr von 985—1001), eines der sonderbarsten Compromisse vorschlug, die in der Weltgeschichte vorkommen. „Wir müssen ein Gesetz und eine Sitte haben," so sagte er, „denn das muß wahr sein: slitist löginn, slitst ok friðurinn; ist das Gesetz zerrissen (zerschlitzt), so ist auch zerrissen der Friede." Um mit der religiösen Einheit auch die politische zu retten, beantragte der kluge Heide, daß alle Isländer das Christenthum annehmen, sich taufen lassen und an einen Gott glauben sollten. Dafür sollten aber zu Gunsten des Heidenthums die gesetzliche alte Erlaubniß, Pferdefleisch zu essen und Kinder auszusetzen, beibehalten werden. Das Althing ging auf diesen Vorschlag ein, und im Laufe des Sommers empfing die ganze Thingwelt (þingheimur) das Bad der Wiedergeburt. Christen geworden, verzichteten die Isländer aber von selbst hinterher auf die geforderten Zugeständnisse. In weniger als einem Jahrhundert blühte durch ganz Island hin christliches Leben und christliche Cultur.

Nicht ohne Rührung betrat ich die Stätte, wo alter Ueberlieferung zufolge jene weittragende Verhandlung stattgefunden hat. Herr Pálsson führte uns zur Lögrétta und zum Lögberg, dann über den Fluß an die beiden Wasserfälle der Almannagjá. Am Nachmittag fuhren wir auf einem Kahn auf dem stillen Thingvalla-See herum und sangen die Muttergottestieder von Maria-Laach. Gegen Abend stiegen wir in den westlichen Theil der Almannagjá hinauf. Dort überließ ich mich meinen Träumen, für die ich später in einer isländischen Elegie den besten Ausdruck fand:

Thingvellir und der Thingvalla-See vom Lögberg aus.

Island, mein seliges Heim, schneeschimmernde, glückliche Mutter!
Wohin entschwand dir dein Ruhm, Freiheit und männliche Kraft?
Alles, ach! wechselt auf Erden, und deine ruhmreichen Tage
Leuchten wie nächtlicher Blitz fern aus entlegener Zeit.
Herrlich war einst das Land; es strahlten die Spitzen der Gletscher
Schneeweiß auf himmlischem Blau, schimmernd darunter das Meer.
Freudig schifften die Väter, der Freiheit rühmliche Helden,
Fern von Osten daher zu der Glückseligkeit Land.
Haus erhob sich und Hof im blühenden Schoße der Thäler;
Glücklich durch Kunst und durch Ruhm, jeder das Seine genoß.

Digitized by Google

Elegie am Lögberg.

Wo von dem ſteinigen Hraun der Beilfluß toſend herabſtürzt
In die Almannagjá, tagten die Väter des Things.
Thorgeir führte das Wort, als das Volk ſich zum Glauben bekehrte,
Gizur und Geirr erſchien, Gunnar, Hjeðinn und Niáll.
Helden ritten durchs Land und herrlich gerüſtete Schiffe
Brachten, von Siegern geführt, reichliche Frachten ans Land.
Schwer iſt's, ſtille zu ſteh'n; die Menſchen bewegen ſich immer
Vorwärts oder zurück; Säumen entfernt ſchon vom Ziel.
Sechs Jahrhunderte floh'n; was hat unſer Wirken gefruchtet?
Strebten zum Guten empor wir auf dem richtigen Pfad?
Herrlich iſt noch das Land; es ſtrahlen die Spitzen der Gletſcher
Schneeweiß auf himmliſchem Blau, ſchimmernd darunter das Meer.
Doch wo vom ſteinigen Hraun der Beilfluß toſend herabſtürzt
Tief in die Almannagjá, taget ſchon lange kein Thing.
Snorri's Zelt ward zur Hürde den Schafen, am heiligen Lögberg
Wuchern die Beeren am Strauch, Raben und Kindern zur Luſt.
Iſt es, ihr Jünglinge, wahr, Islands vollmündige Söhne,
Iſt unſer einſtiger Ruhm gänzlich verſchollen und todt?

6. Die Geyſir in Haukadalr.

5. Juli.

Von ganz Island iſt, außer der Hekla, nichts ſo genau allen deutſchen Schulkindern bekannt, als der große Geyſir. Wir mußten dahin, wenn wir etwas von Island geſehen haben wollten, obwohl ich eigentlich lieber noch ein wenig in Thingvellir geblieben wäre. Wir ſetzten uns alſo wieder zu Pferd und ritten am Thingfelde und am Thingvalla-See vorbei, der uns wohl zwei bis drei Stunden in Sicht blieb, nach der Hrafnagjá (Rabenſchlucht), einer ähnlichen Felſenſchlucht wie die Almannagjá, aber nicht ſo lang wie dieſe. Sie zieht ſich am nordöſtlichen Seeufer ungefähr in derſelben Richtung hin. Am Seeſtrande trafen wir zuerſt etwas von dem, was der Isländer „Wald" nennt, d. h. ſehr niedriges, krüppliges Birkengebüſch, das aber immerhin mit ſeinen zierlichen, beweglichen Blättern die Gegend etwas belebte und recht angenehm duftete. Die Schlucht war wild-romantiſch. Auf einer Art Felſentreppe mußten wir bis in ihre Tiefe hinab und dann ebenſo ſteil hinauf. Wir hatten dabei Gelegenheit, wieder die Klugheit und Sicherheit der kleinen Pferde zu bewundern, die wie Saumthiere in dieſen Felſen ganz zu Hauſe ſind, vorſichtig und doch ohne alle Scheu den Weg prüfen und die ſteilſten Abhänge hinaufklettern faſt wie Ziegen. Wo es gar zu ſteil iſt, führt man ſie am Zaum.

Wenn man einmal an die isländiſche Landſchaft gewöhnt iſt, ſo macht ſie eher einen ernſten und großartigen, als einen melancholiſchen Eindruck. Man glaubt ein früheres Stück der Erdbildung vor ſich zu haben, noch ohne Vegetation, das rohe Skelett, das ſpäter mit allem Zauber des Lebens umgeben werden ſoll. Alles iſt ſtarr, aber groß, urwüchſig, ſeltſam. Man fühlt ſich Gott näher, wenn man ſo ganz aus allem menſchlichen Treiben heraus iſt. In der ungetrübten Fläche des Sees ſpiegelt ſich, wie in einer gottvereinten Seele, nur der Himmel wieder. Nach Süden thürmen ſich höhere Berge auf und verwehren den Blick nach dem nicht ſehr fernen, vielleicht ſonſt dem Auge erreichbaren Meere.

Die Höhen, an denen wir emporritten, waren nicht viel fruchtbarer als Mosfellsheidi. An ihrer öſtlichen Abdachung gelangten wir in eine kleine Hochebene, das faſt völlige Wüſte war. Nach Norden zeigten ſich einige ungeſchlachte Felskoloſſe mit öden Thalſchlünden dazwiſchen. Unſer Weg führte am Abhang der Felſen hin und war ſehr holperig. Denn der Abhang war

ſteil und beſtand aus lauter Schutt. Nachdem wir in weiter Biegung um den Fuß des kahlen Reydarbarnir herumgeritten, zeigten ſich im Grunde eines Thales die ſteil aufragenden Zacken des Kálfstindur, die ſich in weitem Felſenkranz zu dem genannten Vorberge herabſenken. Während der Kálfstindur nun ziemlich lange die Landſchaft beherrſchte, wurde nach Oſten hin der Apavatn (Affenſee) ſichtbar und das breite Thal, an welchem die vier Flüſſe Brúará, Tungufljót, Hvitá und Laxá zuſammentreffen, ein wahres Meſopotamien, aber ohne Palmen und Kalifenburgen, voller Moorgründe und wenig angebaut. Unſere Mittagsraſt hielten wir nach vierſtündigem Ritt an einem andern See, Laugarvatn („der See an den warmen Quellen"), ſo genannt von einigen heißen Schwefelquellen, die hart am Rande des eiskalten Waſſers beſtändig dichte Rauchwolken gen Himmel ſenden. An dem Abhang nach dem See hin fanden die Pony's erträgliches Gras. Wir kochten unſern Fleiſchextract in einer der heißen Quellen und erhielten damit zugleich Suppe und Rindfleiſch. Den zweiten Gang unſeres Mittagsmahles bildete Käs und Butterbrod, und nachdem ein Mädchen aus einem nahen Gehöfte uns trefflichen Rahm gebracht, erhielten wir zum Schluſſe einen ganz prächtigen Kaffee. Wie Zigeuner lagerten wir in niedrigem Geſtrüpp zwiſchen dem See und den Quellen, deren warmen Odem uns der Wind bisweilen herüberwehte.

Die Landſchaft wurde jetzt etwas freundlicher und ſelbſt maleriſcher. An den nördlichen Bergabhängen lagerten ſich, von der Mittagsſonne beſchienen, weite Alpenwieſen, die ziemlich weit hinaufreichten; dazwiſchen lagen zerſtreute Höfe, von der Ferne aus allerdings mehr Maulwurfshaufen oder Erdhütten gleich, aber doch immer menſchliche Wohnungen, Steinumfriedigungen um die Wieſen und in der Mitte eine kleine Holzkapelle. Das war die Pfarrgemeinde Middalr. Eigentliche Dörfer nach unſerem Begriff gibt es nicht. Die Höfe liegen immer zehn Minuten, eine Viertelſtunde oder weiter auseinander, ſo daß jeder Bauer mehr oder weniger ſein eigener Herr und Meiſter iſt, Bürgermeiſter und König für die Seinen. Wir blieben unten im Thal und mußten einen mehrarmigen Fluß paſſiren, der ſchon tiefer war als die Öxará. Die Pferde machten beim Durchwaten viel mehr Schabernack, als nöthig war, und verſpritzten uns gehörig. Doch begann mir dieſe Art zu reiſen immer mehr zu gefallen. Sie iſt viel heiterer, als alle Eiſenbahnen, Poſten und Dampfſchiffe. Man kann nicht ſagen, daß die „lieben Thiere" wild ſind, ſie ſind auch nicht ſtörriſch, wie die bedeutend kleineren Eſel. Aber eine eigentliche feinere Erziehung haben ſie nicht. Sie ſind ganz an ihren Inſtinct gewieſen und an die Ordnungsrufe, die ihnen dann und wann der Führer oder Reiter ertheilt. Geht man gegen ihren Inſtinct an, will man ſie z. B. zu einem Wege zwingen, der ihnen ſchlechter ſcheint, ſo werden ſie geradezu ſtörriſch; ſonſt ſind ſie gutgeartete Naturkinder, in der erſten und zweiten Stunde recht lebendig, in der dritten ſchon

etwas ſchlaff, in der vierten faul. Sie haben auch ihre kleinen Mucken und Launen. Die freien Reſervepferde benützten jede ſich bietende Gelegenheit, um rechts und links am Wege zu botaniſiren, liefen auch, wenn man nicht Acht gab, vom Wege ab, und die Packgäule, trotz ihrer Kaſten, hinter ihnen drein; ja auch die Reitpferde wurden dann unruhig. Hatte aber das vordere Geſindel von Eyvindr oder Sigurdr ein paar ordentliche Peitſchenhiebe bezogen, dann trotteten ſie wieder munter voran; und wurde vorne galoppirt, ſo ſchlug gewöhnlich die ganze Sippſchaft Galopp an. Auch an felſigen Abhängen ſprengten die Führer auf und ab, daß es eine Freude

Die heißen Quellen am Laugarvatn als Kochherd für Reiſende.

war. War ein Pferd etwas weit ab, dann holten ſie weiter aus und trieben es zurück auf den Weg, ohne daß nur eine Minute verloren wurde. So ging es den ganzen Tag wie in einer Schule von gutherzigen, aber recht ungezogenen Jungen. Denn ſo ungefähr ſind die „lieben Thiere“ geartet. Sie wurden mir ſtündlich lieber. Nur eine ihrer Ungezogenheiten war mir wirklich unbequem. Sobald es nämlich einen Abhang hinabging, er mochte ſo ſteil ſein wie er wollte, und führte er auch nach einem ſteinigen Bach, nach Felswänden oder einem See hinab, ſo begannen ſie regelmäßig zu ſpringen und waren kaum mit der größten Anſtrengung zurückzuhalten.

Digitized by Google

Sonſt zeigten ſie viel philoſophiſches Phlegma, dann und wann mit offenbarer Trägheit untermiſcht.

Von dem kleineren Fluß bei Middalr mußten wir zu dem größeren, der Brúará, mit dem er ſich ſpäter vereinigt. Zwiſchen beiden lag ein anſehnlicher Paß. Wir hatten wohl eine Stunde bergauf zu reiten. Der Weg war aber der ſchönſte, den wir bis dahin getroffen hatten. Denn er führte durch isländiſchen Wald. Die Birken und Weiden wuchſen ganz dicht und reichten mitunter dem Reiter, wenigſtens aber immer dem Pferde bis an den Kopf. Nach all den kahlen Heiden war das ein wahres Paradies, ſo ſchön und grün und duftig.

Ich weiß nicht mehr, woher ich die Vorſtellung geſchöpft hatte, Island hätte einſt ein viel milderes Klima, eine viel reichere Vegetation und vor allem ſchöne, hohe Waldungen beſeſſen. Genug, ich hatte dieſe Vorſtellung und ſuchte ihr auf den Grund zu kommen. In Island wußte indes niemand von einer ſo merkwürdigen Umgeſtaltung der klimatiſchen Verhältniſſe. Ich traf in Reykjavík einen hierüber ſehr wohl unterrichteten Herrn, Thorvaldr Thoroddſen, den beſten Geologen, den Island gegenwärtig hat, und der eben im Auftrag der Regierung topographiſche Studien im Süden der Inſel machte. Er ſchien meine Frage als eine längſt gelöſte zu betrachten. Wie er mir verſicherte, findet ſich nirgends eine Spur von einer ſolchen Umwandlung in geſchichtlicher Zeit, d. h. ſeit der erſten Einwanderung. Das Innere der Inſel war, wie heute, nie eigentlich angebaut, ſondern eine gewaltige Wüſte, die theils aus Gletſchern und Schneefeldern, theils aus ebenſo unfruchtbaren Lava- und Steinfeldern von ungeheuern Ausdehnungen beſtand. Dazwiſchen trieben gewaltige Vulkane ihr Zerſtörungswerk und häuften immer neue Trümmer auf. Vom Eismeer ſammelte ſich das Treibeis alljährlich in ungeheurer Maſſe in den nördlichen Buchten und blieb da oft tief in den Sommer, ja bis in den Herbſt hinein. Die Ausdehnung der Gletſcher hat ſich nur unbedeutend verändert, keinenfalls ſo, daß ſie eine völlige Aenderung der Temperatur zur Folge haben konnte. Nur einzelne Küſtenſtriche und die Flußthäler waren von alters her bebaut.

Der Prieſter Ari Fródi (der Weiſe) erzählt zwar in ſeiner Chronik, dem Íslendingabók, die Inſel ſei zur Zeit der Einwanderung von den Fjelden bis zu den Fjorden, d. h. von den Bergen bis zum Meere, bewaldet geweſen: Í þann tíð vas Ísland viði vaxit miðli fjalls ok fjöru. Auch aus den alten Sögur iſt anzunehmen, daß es früher auf Island mehr Wald gab; denn es iſt darin viel von Wäldern und Waldbränden die Rede; ſo in der Svarfdaelaſaga, der Vápnfirðingaſaga und der Njálsſaga. Nach dieſen Erzählungen gingen die alten Isländer ganz barbariſch mit ihren Wäldern um und brannten ohne Bedenken weite Strecken nieder. Im Landámabók aber wird eines ſo großen Waldes (stór Skógur) gedacht, daß man aus ſeinen Bäumen ein Seeſchiff bauen konnte. Doch iſt das die einzige Er-

wähnung dieſer Art. Weder aus naturwiſſenſchaftlichen Anzeichen noch aus hiſtoriſchen Zeugniſſen iſt zu erweiſen, daß Island eigentlichen Hochwald beſaß; vielmehr berechtigt alles zu der Annahme, daß jene ausgedehnteren Wälder ganz den Zwergcharakter der heutigen trugen. So behaupten wenigſtens die beſten Kenner isländiſcher Natur und Geſchichte, und großes Gewicht verleiht ihrer Behauptung das Zeugniß des Abtes Arngrimr von Thingeyrar, der in ſeiner kurzen Beſchreibung Islands vom Jahre 1350 ausdrücklich ſagt: „Wald gibt es da nicht, außer Birken, und auch dieſe nur geringen Wuchſes. Getreide wächſt an einigen Stellen im Süden des Landes, jedoch bloß Gerſte.“

Als wir von Thingvellir ausritten, konnte ich mich einer gewiſſen Beſorgniß nicht ganz entſchlagen. Wir näherten uns der ſchon erwähnten Brúará. Ihr Bild war dasjenige eines ſehr breiten Stromes, der, von einer höchſt romantiſchen Felsſcenerie umgeben, von wilden Riffen in mehrere Arme getheilt, wenigſtens 20 bis 30 Fuß über ſteile Felswände heruntertoſte. Unmittelbar darüber war eine Karawane gezeichnet, welche über den Fluß ritt, jeden Augenblick von der Gefahr bedroht, in den toſenden Strudel hinabgeriſſen zu werden. Dazu mitten im Flußbett eine Felsſpalte, eine kleine Hrafnagjá oder Almannagjá, jedenfalls eine Gjá, in welche ſich das Waſſer tobend hinabſtürzte. Ueber dieſe Gjá aber führte nur eine Holzbrücke im Fluſſe ſelbſt, dem Auge nur durch Felsblöcke erkenntlich, welche ſie am Rande des Schlundes befeſtigten. Von dieſer Brücke (Brú) hat der Fluß ſeinen Namen Brúará, d. i. Brückenfluß. Eyvindr, den ich darnach fragte, ſchien ſich aus dem Flußübergang rein nichts zu machen und bemerkte nur, daß wir die Brúará im Laufe des Nachmittags paſſiren müßten. In dem isländiſchen Walde wurde mir inzwiſchen ſo wohlig zu Muthe und wir hielten eine ſo gemüthliche Raſt, daß ich der Brúará ganz vergaß, bis wir, aus dem kleinen Birkengebüſch heraus, den Fluß aus den Bergen daherſtrömen ſahen und bald auch das Toſen des Waſſerfalles hörten, der hinter Felſen und kleinem Gebüſch verborgen lag. Aller Schrecken war weg, als wir nun Scylla und Charybdis wirklich vor uns hatten. Ohne Aufenthalt tappten die „lieben Thiere“ in den Fluß hinein, wie wenn er programmmäßig auch zur Poſtſtraße gehörte; bald waren ſie bis an den Bauch im Waſſer und benützten die Gelegenheit, ſich einen Trunk zu nehmen; ebenſo inſtinctiv zog ich die Beine ſo hoch als möglich am Sattel hinauf; die Pferde ſtemmten ſich tapfer gegen die ziemlich ſtarke Strömung. Ohne daß wir irgendwelche Reitkünſte anzuwenden brauchten, fanden ſie die Holzbrücke. Da ſchäumte und ziſchte ein paar Augenblicke die donnernde Waſſermaſſe unter uns, daß es eine Freude war, und dann ging es ebenſo gemüthlich über den andern Theil des Fluſſes. Nur der jähe Uferrand machte einige Schwierigkeit. Denn die Ponies mochten den Augenblick kaum erwarten, aus dem Waſſer zu kommen, und kletterten ſo hurtig den Abhang hinauf,

daß ich faſt das Gleichgewicht verloren hätte. Dann ſchüttelte ſich die ganze Sippe, ſo gut ſie konnte, ſpritzte uns von allen Seiten an, und der ganze ungefährliche Schrecken lag hinter uns. Auch von der Seite her bot der Waſſerfall einen recht maleriſchen Anblick dar. Der Fluß ſchäumt tapfer zwiſchen den beiden dunkeln, zerklüfteten Riffen. Der Birkenwald am andern Ufer ſieht wie ein träumeriſches Stück Heide aus, und phantaſtiſche Bergzacken bilden einen romantiſchen Hintergrund.

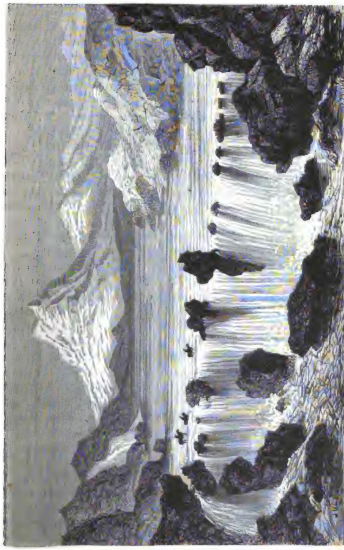
Wirkliche Gefahr bietet der Uebergang nicht, es müßte denn der Waſſerſtand ungewöhnlich hoch ſein und das Pferd ausgleiten, ſtürzen oder ſcheu werden. Bei niederem Waſſerſtand tritt die Brücke zu Tage und kann deshalb ſo oft als nöthig ausgebeſſert werden. Immerhin iſt indes im civiliſirten Europa nicht gerade jedermann an eine ſolche Art von Flußübergang gewöhnt und man braucht nicht eben am Delirium tremens zu leiden, wie Burton meint, um dabei allenfalls etwas ängſtlich zu werden.

Geſchichtlich berühmt iſt der Platz durch die Ermordung des Biſchofs Jón Gerreksſon, eines ebenſo unglücklichen als unwürdigen Prälaten däniſcher Abkunft, welcher durch Ränke aller Art 1409 auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Upſala gelangt war, aber um verſchiedener Verbrechen willen von Papſt Martin V. 1421 feierlich ſeiner kirchlichen Würde entkleidet wurde. Nachdem er ſich als Flüchtling lange in England herumgetrieben, fand er 1430 in Island gaſtliche Aufnahme und wußte ſich des biſchöflichen Sitzes von Skálholt zu bemächtigen, der damals über zehn Jahre verwaiſt war. Bald zeigte er jedoch die frühere Gewaltthätigkeit und rief die Rache des Volkes gegen ſich wach. Am 18. Juli 1433 wurde er von ſchwerbeleidigten Männern in ſeiner Kirche überfallen, der kirchlichen Gewänder entkleidet, vom Altare weg an die Brúará geſchleppt, dort in einen Sack geſteckt und, an ein gewaltiges Felsſtück gebunden, in den toſenden Strom hinabgeſtürzt. Die Geſchichte lautet in ihren Einzelheiten wie der furchtbarſte Roman, zeigt aber nur, wie verhängnißvoll das große abendländiſche Schisma bis hinüber in das entlegene Inſelland gewirkt hat.

Der Ritt wurde von da ab wieder weniger angenehm. Er führte durch den Uthlidarhraun, ein ähnliches Steinfeld wie die Mosfellsheidi. Von der troſtloſen Höhe herab ſahen wir bald wieder in das weite Thal hinab, wo die Brúará und der Tungufljót der größeren Hvitá zuſtrömt, von dieſer nur durch ſchwache Bodenerhöhungen getrennt. Südlich war das Thal von lang geſtreckten Bergrücken begrenzt, über welchen ſich in der Ferne das ſchneeige Haupt der Hekla zeigte. Ihrem Namen entſprechend — Kapuzen- oder Mantelberg — war ſie zum Theil in Wolken gehüllt, die ſie aber nur ehrwürdiger machten.

Der Karte nach zu urtheilen, hatten wir eigentlich einen gehörigen Umweg gemacht, in die Höhen hinauf, die nördlich das Thal begrenzen, anſtatt unten ihren Saum entlang. Doch dieſe Umwege waren nicht bloß

nöthig, um an der richtigen Furt durch die Flüsse zu kommen, sondern auch, um nicht in das Moorland zu gerathen, das unten am Saume der



Uebergang über die Brúará.

Berge beginnt. Ungefähr in derselben Höhe wie Middalr sahen wir wieder eine kleine Holzkirche und ein paar Höfe vor uns, die Uthlíd heißen. Während

Digitized by Google

Graf Wolfegg bei der Karawane blieb, ritt ich mit P. von Geyr zu der Kirche. Es wohnte kein Praeſtr da; der Gottesdienſt wird gelegentlich von einer Nachbarpfarre aus beſorgt. Voreilig ließen wir uns durch Eyvindr etwas Milch beſtellen. Ich ſollte indes diesmal in meiner lebhaften Parteinahme für die Isländer gegen die ungünſtigen Berichte der Reiſenden ein wenig ernüchtert werden. Denn die Männer, Weiber und Kinder, welche aus dem ärmlichen Gehöfte hervorkamen und uns neugierig umdrängten, ſahen nichts weniger als reinlich aus, und als uns die Milch vollends in einem unſaubern Waſchbecken kredenzt wurde, da bedauerten wir entſchieden, ſie beſtellt zu haben. „Muth und Augen zu!“ ſagte ich meinem lieben Gefährten, und that desgleichen, als die Reihe an mich kam. Wir mußten für die Beſcheerung zuſammen einen halben Kroner (56 Pf.) zahlen. Die Männer brachten ein paar weiße Fuchsbälge herbei, die indes ſämmtlich etwas verletzt waren. Für den beſten forderten ſie 4 Kroner, was meinem naturwiſſenſchaftlichen Freund denn doch viel zu theuer ſchien. Unten am Bergesſaum vereinigten wir uns wieder mit den anderen und ritten am Fuß des Bjarnarfell zu dem Hofe Múli, den uns der Paſtor von Thingvellir zur Nachtraſt angerathen hatte. Wir hätten zwar in einer guten Stunde noch den großen Geyſir erreichen können; aber nach achtſtündigem Ritt wollten wir wenigſtens im Frieden noch unſer Brevier beten.

Während unſere Führer ſich auf dem Marſche als ſehr praktiſche, dienſtfertige und gutmütige Burſchen erwieſen, leiſteten ſie uns dagegen an den Plätzen, wo wir Halt machten, keineswegs die erwünſchten diplomatiſchen Etikette-Dienſte. Sie wußten nicht „einzuführen“ oder wollten nicht. Meiſtens grüßten die Leute kaum, gingen weg oder waren ſchweigſam und mürriſch. P. von Geyr meinte, das komme von den reiſenden Engländern her, welche die guten Leute nicht freundlich genug behandelten. Ich neige mich weit mehr der Vermuthung zu, daß die beiden Schlingel uns gleich als „römiſche Prieſter“ ankündigten, und daß die Leute, in ſehr beſchränkten lutheriſchen Ideen aufgewachſen, vor ſo ungewohnten Gäſten ſcheu wurden. Schon nach einer Stunde löſte ſich gewöhnlich dieſe Scheu; aber wenn wir weiterkamen, mußten wir uns immer wieder von neuem ſelbſt „einführen“. Von vornherein zutraulich, heiter, aufgeräumt, wie meiſtens Schweizer oder Tiroler, ſind die Isländer überhaupt nicht.

Das Gehöft Múli lag ſehr gut, einige 30 oder 40 Fuß über dem weiten Thale, an der Abdachung des Bjarnarfell, vor dem Nordwinde geſchützt, die Hauptfront nach Süden, mit ſchöner Ausſicht auf das Thal, nach dem Geyſir und der Hekla hin. Vor dem Haupthaus befand ſich ein ziemlich großer Garten, mit kleinen Steinmauern umfriedigt, hinter dem Haupthaus fünf bis ſechs kleinere Häuſer und Ställe, alles wieder mit Steinmauern eingefaßt, wie auch die guten Wieſen zu beiden Seiten und an den Hügel hinauf. Alles verkündigte behäbige und arbeitſame Leute. Das Haus

selbst aber war im echten isländischen Stil gebaut, d. h. ein Conglomerat von sechs einstöckigen Hütten, die, durch kleine Mauern miteinander verbunden, eine lange niedrige Front mit sechs Giebeln bildeten. Drei Giebel waren mit kleinen Fenstern, der dritte, fünfte und sechste mit Thüren versehen, von denen die mittlere ins Haus, die beiden anderen in eine Remise und einen Waarenschuppen führten. Die Rückseite der sechs Hütten war zum Theil an dem Hügelabhang ausgegraben, so daß die hintere Mauer nicht die Höhe der Front erreichte. Sämmtliche Mauern waren aus unbehauenen Lavasteinen, Rasen und Erde aufgeschichtet, sehr dick und fest, die sechs Dächer mit dichtem Rasen gedeckt, auf welchem starkes Gras wuchs.

Plan des Hauses (baer) in Mûli. (Nach einer Skizze des Verfassers.)
A G Schlafkammern (badstofa). B Stube. C Hausflur. D Gaststube. E Kammer für Reitzeug und Hausgeräth. F Waarenschuppen. H Raum für Torf und Späne. I Küche. K Speise- und Vorrathskammer (búr). L Milchkammer (búr).

Das Ganze hätte fast wie ein Kasemattenbau ausgesehen, wenn nicht die sehr gemüthlichen Giebel den bäuerlichen Charakter gerettet hätten.

Im Innern bildeten die sechs Hütten, trotz der dicken Zwischenräume, ein einheitliches Ganze. Fünf längere oder, wenn man will, Doppelhütten zerfielen je in zwei Räume; die sechste, nach Osten hin, diente als Proviant- und Waarenschuppen. Die hinteren fünf Räume waren eine Schlafkammer, eine große leere Flur, die Küche, die Speisekammer, die Milchkammer; die fünf vorderen Räume eine Schlafkammer, eine Stube, die Hausflur, ein Fremdenzimmer und die Remise. Die Hausthür, so niedrig, daß man sich

Digitized by Google

bücken mußte, um den Kopf nicht anzustoßen, führte in eine Hausflur, so eng und so mit Geräthen vollgepfropft, daß man nur einzeln durchkommen konnte; von ihr ging es geradeaus in die sehr niedrige und primitive, wenn auch ganz reinliche Küche. Rechts von der Hausflur wurden wir in ein freundliches Stübchen hineingewiesen, das getäfelt, oben lila und unten grün angestrichen war. Ein kleiner Tisch und einige alte Schränke ließen gerade so viel Platz übrig, daß wir drei nach einer wohlthuenden Waschung unseren müden Gebeinen die schwer verdiente Ruhe gönnen konnten. In kleinen schwarzen Rahmen hingen einige Porträts, ein Herr Willard Fisker, von dem ich nichts Näheres weiß, ein Herr B. Thorarensen, „Cancelliráð, Sysselmaðr in Rángárthingi", der geistliche Liederdichter Hallgrimr Pjetursson, der die innig frommen Psalmen auf das Leiden Christi verfaßt hat — und endlich mitten dazwischen ein Bild des hl. Joseph mit dem Jesukind — in Lithographie von Mai & Wirsing in Frankfurt a. M. Es freute mich inniglich, in diesem entlegenen Gehöfte eines lutherischen Landes diese freundliche Erinnerung an katholisches Leben zu finden.

Die Hausfrau, eine brave Isländerin von altem Schrot und Korn, zwischen den Vierzigen und Fünfzigen, übernahm selbst die Bewirthung, deckte den Tisch und holte alles selbst in der Küche. Nach der gestrigen Abstinenz that uns etwas Lammsbraten recht gut. Der Butter und dem Käse von Múli, so gut und sauber sie servirt wurden, konnte ich keinen Geschmack abgewinnen; dagegen schmeckten mir die dünnen frischen Brodkuchen in ihrer homerischen Einfachheit ganz vorzüglich. Nach unserer Mahlzeit gingen wir ins Freie, um unser Brevier zu beten. Die Hekla war umwölkt; in der Richtung der Geysir aber dampfte es gen Himmel wie von einem großen Brand. Die Leute beobachteten uns von ferne, was wir wohl alles in unsern Büchern zu lispeln fänden.

Laudate Dominum de terra, dracones et omnes abyssi.
Ignis, grando, nix, glacies, spiritus procellarum, quae faciunt verbum ejus.
Montes et omnes colles.

Während wir still in der einsamen Landschaft psallirten, räumte die gute Mama alle Möbeln aus dem kleinen Stübchen weg und machte uns, theils auf dem Boden, theils in einem kleinen, dumpfigen Alkoven, an dessen Bretterwänden ihr Sonntagsstaat hing, drei ganz anständige Betten zurecht, welche aber nicht mehr viel Platz übrig ließen. Die Tücher waren musterhaft sauber, die Federdecken und Kissen so anständig, wie man sie in einem schlichten Bauernhaus nicht besser erwarten konnte. Wer aber über die Isländer sich lustig machen will, der baue ihnen erst andere Häuser, d. h. er bringe sie dem Aequator näher, kürze ihnen den Winter, lasse ihnen tropische oder „gemäßigte" Wälder wachsen und kaufe ihnen Sempers gesammelte Werke! Wir waren müde genug, um bis in den Morgen zu schlafen wie die Bären.

6. Juli.

Um 9 Uhr ward geſattelt und aufgebrochen. Die Geyſir hätten wir in directer Linie wohl in einer halben Stunde erreichen können. Aber das kann thatſächlich auch der beſte Reiter nicht. Denn es liegt ein ungeheures Moor dazwiſchen, in dem die „lieben Thiere" verſinken würden. Wir ritten alſo in einer großen Biegung um das Moor herum, kreuzten zwei Bäche und kamen dann in einer guten Stunde bei dem Fuß des Laugarfjall an, an welchem die merkwürdigen Quellen dampften. Als wir an die erſten derſelben kamen, zeigten einige der kleinen Pferde zum erſtenmal etwas Scheu und Nervoſität. Der Boden war unheimlich warm; das ſchien ſie zu beunruhigen. Die heiße Stelle war indes bald paſſirt, und in etwa 7 Minuten hielten wir in der Nähe des Großen Geyſir, ließen abpacken und richteten uns mit den Pferdekaſten ein kleines Lager zurecht, ohne indes das Zelt aufzuſchlagen. Die Hekla war noch immer umwölkt, das Wetter trüb und ſchwankend. Die Eruptionen des Großen Geyſir ſind nicht mehr ſo häufig, wie früher. Für den Fall, daß uns bald eine zu theil würde, wollten wir weiterziehen; ſonſt allenfalls einen oder andern Tag warten, wie es die Reiſenden meiſt zu thun pflegen.

In alten Reiſebeſchreibungen wird der Große Geyſir wie eines der ſieben Weltwunder gefeiert. Aus ihnen iſt die Beſchreibung in die populären Jugendſchriften übergegangen. Es iſt kaum jemand, der das Bild nicht kennt und nicht mit ſtillem Grauen die Schilderung geleſen hätte, wie Waſſerfluten der gewaltigen Quelle ſich plötzlich unter donnerndem Getöſe hundert Fuß in die Luft ergießen und einen Springbrunnen bilden, der alle Waſſerkünſte zu Schanden macht. Schillers Taucher reicht mit ſeinem ganzen Farbenkaſten nicht aus, das ſeltſame Naturſchauſpiel für Aug' und Ohr zu malen. Neuere Reiſebeſchreiber, wie Capitän Burton, verfallen in ein entgegengeſetztes Extrem. Die moderne Vielreiſerei überſättigt ſie und macht ſie blaſirt. Nichts bietet ihnen mehr ein wirklich tiefes Intereſſe. Beſchreiben ſie Dänemark, ſo drücken ſie es mit finniſchen Reminiscenzen herunter; ſind ſie in Finnland, ſo kommt ihnen Norwegen viel bedeutender vor; beſuchen ſie Island, ſo denken ſie an Arabien. An der Hekla beſchreiben ſie den Aetna, und am Geyſir ſchildern ſie heiße Quellen aus Neuſeeland. Es iſt das eine von den krankhaften Eigenthümlichkeiten der modernen Welt: Ueberfütterung! Von einer Reiſe um die Welt bringen ſolche Leute nicht ſo viel Anregung und wahre Freude mit nach Hauſe, als ein armer, gemüthlicher Künſtler oder Kunſtdilettant von einem Ausflug in die Nachbarſchaft.

Die Wahrheit in Bezug auf den Geyſir liegt wohl zwiſchen den beiden Anſchauungsweiſen, wie faſt immer — in der Mitte. Er iſt nicht ein in ſeiner Art einzig daſtehendes Weltphänomen, aber er iſt eine Merkwürdigkeit, die es ſich ſchon lohnt anzuſehen, wenn man in Island iſt.

Die Geyſir gehören dem Flußgebiete der Hvitá (des Weißen Fluſſes) an, eines der Hauptſtröme der Inſel. Die Hvitá entſpringt am Fuße des langgeſtreckten Lángjökull, der, ungefähr in der Mitte der Inſel, etwas mehr nach Weſten hin, ein Gletſcherfeld von 1431 qkm umfaßt. Die Abflüſſe ſeiner Eis- und Schneemaſſen ſammeln ſich zum Theil in einem größern Bergſee, Hvitárvatn, aus welchem der Fluß dann, an dem dunkeln Berge Bláfell vorbei, erſt ſüdlich, dann ſüdweſtlich dem Meere zufließt. Weſtlich vom Bláfell ſtrömt ihm von dem Geitlandsjökull ein etwas kleinerer Fluß, der Tungufljót, zu, nähert ſich ihm auf eine halbe Stunde Wegs, entfernt ſich wieder, fließt einige Zeit faſt parallel zu ihm und bildet ſo die weite ſchon erwähnte Thalfläche, die etwa zwei Meilen breit ſein mag. Am nördlichen Rande derſelben ſpringt ein großer, kahler Hügel, der Laugafell, etwas nach dem Thale vor. Sein letzter Abſatz erweitert ſich zu einem geräumigen Plateau, und hier dampfen die Geyſir.

Viel Farbe iſt in dem Bilde nicht. Zwiſchen den dampfenden Rauchſäulen der Quellen hat man das weite grüne, ins Gelbliche ſchimmernde Thal vor ſich, von den Armen des öfter ſich theilenden Tungufljót wie von Silberfäden durchzogen; dahinter niedrige graue Hügelzüge, langen Baſteien gleich, hinter welchen wieder ähnliche ſich erheben; endlich die Hekla, meiſt in Wolken. Nördlich von den Quellen thürmen ſich kahl und troſtlos die rothgelben und gelblichen Felsmaſſen des Laugafell auf, mit ſehr ſpärlicher Vegetation. Im Vordergrund herrſchen gelblichgraue Farbtöne vor, an den ferneren Bergen dunkelblaugraue, faſt ſchwärzliche Tinten.

Die Aufmerkſamkeit wendet ſich von ſelbſt dem allenthalben dampfenden Boden zu. Eine feuchtwarme Luft, wie der Dampf eines heißen Bades, weht beſtändig über die kleine Hochebene hin. Der Boden iſt ſtellenweiſe ſehr warm und in einiger Entfernung um die Quellen gut bewachſen. Sehr üppig wuchs außer dem gewöhnlichen Feldquendel (Thymus serpyllum) auch Mauerpfeffer (Sedum villosum), Ackerſpark (Spergula arvensis), Gänſekraut (Potentilla anserina) und im kurzen Gebüſche eine kleine Orchidee (Coeloglossum viride).

Genau gezählt habe ich die Quellen nicht; aber im Umkreis einer halben Stunde mögen ihrer etwa 50 ſein. Die Isländer unterſcheiden vier Arten derſelben. Die erſten bilden die „Hverar", wörtlich Keſſel, d. h. die warmen Springquellen, die unter dem Namen „Geyſir" am berühmteſten geworden ſind. Die zweite bilden die „Laugar", d. h. einfache warme Quellen; die dritte die „Ölkeldur", wörtlich „Bierquellen", womit aber in dieſem Falle die Sauerbrunnen bezeichnet werden; die vierte endlich die „Brenniſteinsnámur" oder einfach „Námur", d. h. Schwefelquellen. Der Name „Reykir" endlich bezeichnet keine beſondere Art, ſondern alle warmen und deshalb rauchenden Quellen zuſammen.

An der nordöſtlichen Ecke des Plateau, durch Höhe und Größe bemerklich, liegt der Große Geyſir — in ruhigem Zuſtande ein kryſtallhelles Springbrunnenbecken von etwa 17 m Durchmeſſer, von aſchgrauem Kieſelſinter eingefaßt, deſſen knorriges Geäder und Geäſte an mehr verwitterten Stellen ins Weiße und Gelbliche ſpielt, geſtützt und getragen von einem faſt regelmäßigen, ſehr ſtumpfen Kegel desſelben Stoffes und derſelben Farbe, ebenſo kluftig und knorrig, von kleinen Rinnen und Löchern durchzogen. Nach Norden hat ſich eine tiefere Rinne gebildet, die ſich um den Kegel herum nach Oſten wendet und bei Eruptionen die Hauptmaſſe des Waſſers

Das Becken des Großen Geyſir. (Nach einer Skizze des Verfaſſers.)

nach dem Tunguſjöt hinabführt. Schon an dieſer Rinne und dann weit im Umkreis ſpielt der trachytiſche Lehmboden in den verſchiedenſten Farben, hier röthlich, dann rothgelb, gelbweiß, ſchneeweiß, bläulich, blaugrün, karminroth, lila, violett, je nach der verſchiedenen Beimiſchung von Schwefel, Eiſen, Alaun und anderen Stoffen. Da und dort hatte ſich der Kieſel zu den wunderlichſten korallenartigen Phantaſiefiguren geſtaltet. Ein ſeltſames Laboratorium, das raſtlos weiter arbeitet, zerſetzt und verbindet und nach feſten Formeln und Geſetzen alle dieſe Form- und Farbenſpiele hervorbringt.

Nach Bunſens Unterſuchungen 1846 geht ungefähr von der Mitte des ſchönen, ſeegrünen Beckens eine ſenkrechte Röhre, 24,3 m tief, nach dem

Innern der Erde hinab. Dort theilte ſie ſich und konnte nicht weiter beobachtet werden. Sartorius von Waltershauſen gibt die Temperatur an der Oberfläche auf 82° C. an. Nach Bunſen beträgt ſie an der Oberfläche 85° C., in der Tiefe von 20 m 124° C. Nach Angaben der Royal Society von Edinburgh (April 1875) wuchs die Hitze des Waſſers von 86,1° C. an der Oberfläche bis zu 125° C. am tiefſten Punkte der zugänglichen Röhre (24,3 m) vom Niveau. Ich beſaß weder die nöthigen Fachkenntniſſe, noch Mittel, dieſe Angaben zu prüfen, und überlaſſe ſie darum ihrem wiſſenſchaftlichen Schickſal. Der heiße Qualm, welcher beſtändig über die Spiegelfläche dahindampfte, vertrieb einem die Luſt, die Hand in den weiten Kochtopf zu ſtecken, in deſſen Nähe es immer behaglich warm war.

Wohl eine Stunde lag, ſaß und lief ich um den Kegel des Großen Geyſir herum und hoffte auf das weltberühmte Phänomen; aber er „war nicht in der Laune", wie König Richard III. ſagt. Nur ein- oder zweimal glaubte ich ein gewiſſes Knurren oder Brummen zu vernehmen: Bum — bum — brr — brr — brr — bum. Andante affettuoso — piano, poco crescendo, decrescendo, pianissimo. Die Fläche hob ſich ein wenig, nach allen Seiten rieſelten kleine Bächlein heißen Waſſers den Sinterkegel hinab, und das Unheil drohende Gebrumme endete ſtill und friedlich mit kleinen neuen Schwefelablagerungen.

Der Name Geyſir kommt von dem Zeitwort geysa, welches, auf Meer oder Fluten bezogen, deren „Strömen", „Wüthen", „Anſtürmen" bezeichnet; er iſt im Isländiſchen eigentlich nicht der Gattungsname für heiße Quellen überhaupt (dieſe wurden hver oder laug genannt), ſondern ein Eigenname, der aber mehreren ſolchen Quellen beigelegt wurde. Der Große Geyſir von Haukadalr iſt den älteren isländiſchen Schriftſtellern unbekannt; er und die benachbarten Quellen ſcheinen ſich erſt während der vulkaniſchen Ausbrüche des Jahres 1294 gebildet zu haben. Durch Fremde ging ſpäter der Name dieſer Quellen auf andere ähnliche Quellen über.

Etwas höher als der Große Geyſir, ungefähr 60 Schritte am Hügel hinan, lagen zwei andere heiße Quellen. Die Führer nannten ſie „Bleſi". So heißt der weiße Fleck, den manche Pferde auf der Stirne haben und in abgeleiteter Bedeutung auch ſo gezeichnete Pferde. Es waren zwei ovale Teiche, etwa ein Drittel ſo groß als der Geyſir, nebeneinander und durch einen ſchmalen Kanal verbunden. Ihr grünlicher Spiegel hebt ſich ſehr ſchön von dem röthlichweißen, phantaſtiſch gezackten Sinter ab, der ſie wie ein ſeltſames Blumengewinde umkränzt. Das Becken bricht ſich nach innen in einen ſteiler abfallenden Trichter und dieſer in eine unregelmäßige Röhre. Sie dampfen ſtark, ſind aber ſtets ruhig. Eyvindr kochte uns darin ein Stück Schinken zum Mittagsmahl.

Viel intereſſanter als dieſe ruhige Quelle, die den Reiſenden gewöhnlich als Küche dient, iſt der mehr nach Süd-Südweſten, 130 m vom Großen

Geyſir gelegene „Strokkr“. Das Wort bedeutet das gewöhnliche Handbutterfaß, deſſen Stößel mit der Hand auf und nieder bewegt wird. Stiege nicht beſtändig etwas Rauch davon auf, ſo würde man die Quelle auf einige Entfernung kaum beachten; denn ſie hat ſich keine kegelförmige Einfaſſung gebaut. Bloß ein niedriger, kreisförmiger Wulſt deutet eine Ciſterne von etwa 2,4 m Durchmeſſer an, die ſich nach unten etwas verengt. Die Wand der Ciſterne, die ſich ein paar Decimeter hoch und breit über die umgrenzende Bodenfläche erhebt, iſt von dunkelrothem und braunem Sinter, wulſtartig in die Runde geknetet, nach unten dunkler und mehr abgeglättet. In einer Tiefe von etwa 4,3 m ſiedet und brodelt dieſer Hexenkeſſel unaufhörlich den ganzen Tag. Von Zeit zu Zeit ſchien ſich die Hexenſuppe ſetzen zu wollen und zeigte ſich als eine ſchmutziggelbe Brühe; aber im Nu fing ſie wieder an zu ſieden, ſtieg in ſchneeweißem Schaum ein paar Decimeter aufwärts und wallte und kochte wie Milch, die eben zur Pfanne hinaus will. Einigemal meinte ich wirklich, der revolutionäre Kuckuck, oder was darinnen ſteckt, wolle heraus und ſich in einer ordentlichen Eruption Luft machen; aber plötzlich brach der Schaum zuſammen und die trübe Waſſermaſſe fing wirbelnd ihr erfolgloſes Siedegeſchäft von vorne an. Nach Bunſen erreicht das Senkblei eine Tiefe von 13,5 m; ſchon in einer Tiefe von 8,3 m hat die Röhre aber nur mehr 0,26 m Durchmeſſer, weshalb er ſie mit der Blüte eines Convolvulus vergleicht. Dem Auge bleibt aber dieſe Conſtruction verborgen; man ſieht nur das rothbraune Butterfaß und unten die ſchäumende Suppe. Auch der Strokkr erhörte übrigens meine Wünſche und Zuſprüche nicht, einmal loszugehen; vergeblich harrte ich wohl eine halbe Stunde an ſeinem Rande.

Ungefähr ebenſo weit vom Strokkr als der Große Geyſir, aber nach Südweſten hin, liegt der ſogenannte Kleine Geyſir, und noch etwas weiter in derſelben Richtung der Kleine Strokkr, wie der Name beſagt, kleinere Ausgaben der beiden größeren Formationen. Glaubt man hier endlich ein Ende der großen unterirdiſchen Küche erreicht zu haben, ſo dampfen nach dem Thale wieder andere Rauchwolken empor und verkünden Wiederholungen derſelben Erſcheinung. Während man dann von der einen Quelle zur andern geht, hört man es mehr als einmal zwiſchen dem kleinen Geſträuch quirlen und toſen und förmlich ſchnalzen und grunzen, als ob irgend ein wunderliches Thier in einer Fallgrube verborgen ſäße. Das ſind die Schlammquellen, welche Burton jedenfalls nicht ganz richtig „Thikkuhverar“ nennt; eine Art der Schwefelquellen oder Brenniſteinsnámur, welche in ähnlichen, aber kleineren Keſſeln, wie der Strokkr, den ganzen Tag kochenden Thonbrei emporgurgeln und unter jenem ſonderbaren, ſchnalzenden Geräuſch die graue Maſſe umknetend und umwälzend weder eine Revolution zu Stande bringen, noch zur Ruhe gelangen können. Andere Brunnen ſtoßen in ähnlicher Weiſe helles warmes Waſſer auf, andere rothe und braune Flüſſigkeit; wieder andere

ſenden nur Gasblaſen empor, während der ſonſt helle oder grüne Spiegel, nur unmerklich wachſend, ebenſo unmerklich Abfluß ſucht. Die kleinen Bächlein lagern nach allen Seiten hin Kieſelſinter ab, der meiſt dünne, wellenförmig geränderte Schichten übereinander bildet. Etwa einen Kilometer weit iſt das ganze Plateau mit ſolcher Maſſe überkruſtet; auf den Reitwegen iſt ſie meiſt zu weißgelbem Sand zerſtampft; aber beſtändig bilden ſich neue ſolche Lager. Die Menge und Verſchiedenheit der Quellen, der Dampf, der an ſo vielen Quellen zugleich der Erde entſtrömt, die feuchtwarme Luft, die ſonderbaren Geräuſche der unaufhaltſam arbeitenden Tiefenkräfte, bringen im Verein mit der ſonſt einſamen Landſchaft weit mehr den Eindruck des Seltſamen hervor, als es eine einzelne Eruption thun könnte. Alles iſt unterhöhlt. Alles kocht und brodelt und rumort im Innern der Erde. Bis hoch hinauf am Laugarfjall finden ſich Spuren ſolcher Quellen, die aber nicht mehr arbeiten. Man denkt unwillkürlich an Erdbeben und vulkaniſche Ausbrüche und würde ſich kaum wundern, wenn ſich irgendwo ein Krater öffnete. Auch beim zweiten und dritten Rundgang blieb mir das ſonderbare Schauſpiel immer noch intereſſant; doch überzeugte ich mich dabei, daß die Thätigkeit des geſammten Quellenſyſtems offenbar im Rückſchritt begriffen iſt. Früher ſpie der Große Geyſir alle Tage — nach dem Mittelmaß der verſchiedenen Berichte 25 bis 30 m hoch. Auch der Kleine Geyſir und andere Quellen hatten häufige Ausbrüche. Der Strokkr ging von ſelbſt los, und andere Quellen, die jetzt verſiegt ſind, ſprudelten oder dampften wenigſtens den ganzen Tag. Jetzt wurde es Mittag, Nachmittag, und noch immer harrten wir umſonſt auf das donnerähnliche Getöſe, das einem Ausbruch des Großen Geyſir voranzugehen pflegt.

Gegen Mittag waren zwei Schiffsoffiziere des öſterreichiſchen Dampfers Pola angekommen, die ſich auf der Reiſe nach Jan Mayen befanden und ein paar Raſttage in Reykjavik benützten, um die Geyſir zu ſehen. Der eine war ein Wiener, der andere ein Tiroler. Sie ſchlugen gleich neben unſerem Lagerplatz in der Nähe des Großen Geyſir ihr Zelt auf. Wir wurden raſch miteinander bekannt und befreundet und ſtreiften gemeinſam an den Quellen herum. Nachdem wir aber ſchon ſehr lange auf eine Eruption gewartet, beſchloſſen wir, wie es die Reiſenden gewöhnlich thun, den Strokkr zu „reizen“. Das könnte eigentlich jedermann ſelbſt thun; allein es iſt durch die Touriſten allgemeiner Brauch geworden, daß der Bauer am Geyſir herbeigeholt wird und für einen Kroner die Sache beſorgt. Sie beſteht darin, daß er einige zwanzig gute Stücke Raſen ſticht und in den Keſſel wirft. Auch Steine ſind portofrei. Der Strokkr iſt aber längſt kein Heißſporn mehr. Es verging eine Viertelſtunde, 20 Minuten und noch immer begnügte er ſich mit ſeiner gewöhnlichen Kocherei. Wir ſtanden ruhig an ſeinem Rande und warfen von Zeit zu Zeit noch ein Stück Raſen hinein. Dann erſt fing er an, plötzlich etwas höher aufzuwallen und ſtärker zu

brauſen. Jetzt war's Zeit. Wir ſtoben auseinander und gelangten richtig außer Schußweite, als der ganze Keſſel in einer gewaltigen Garbe, unter donnerndem Getöſe, wohl etwa 20 m emporſchoß, im Emporſchießen ſich theilte und mit mächtiger Gewalt, Dampfwolken aufwirbelnd, die Raſenſtücke empor und dann zur Seite ſchleuderte.

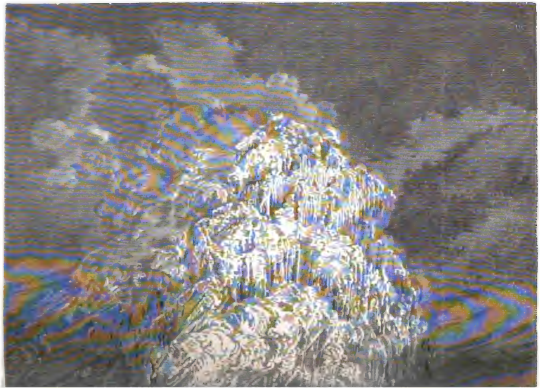
Alles ging ſo raſch, unerwartet und ſtürmiſch, daß es mir nicht gelang, gleich ein ſcharf beſtimmtes Bild aufzufaſſen, das ich hätte zeichnen können. Wenn ich mich nicht irre, ſchoß ein großer Hauptſtrahl in der Mitte bolzgerade empor und warf ein Stück Raſen wirbelnd mit auf. Dampf unterbrach aber für das Auge ſofort die vertikale Säule, während nach rechts und links Seitenbündel unter kleinem Winkel auseinanderziſchten, Rauchwolken bildeten, über dieſelben hinausfuhren und in praſſelnder Cascade zu Boden ſtürzten. Knallend trieben indes neue Waſſerſtöße andere Raſenſtücke in die Luft und durchſchnitten den Dampf zugleich und das fallende Waſſer. Das wiederholte ſich etwa zehnmal unter gewaltigem Knall und Rauſchen. Das Ganze kam ſehr der Vorſtellung nahe, welche ich mir nach Bildern von einem Geyſirausbruch gemacht hatte; nur war das Waſſer theilweiſe ſchmutzig. An ſtürmiſcher Wuth ließ der Ausbruch dagegen nichts zu wünſchen übrig. Er gab ein ſehr packendes Bild von der ungeheuren Spannkraft, die ſich in dieſen unterirdiſchen Röhren aufſpeichert, und von dem ſeltſamen Spiel, das ſie einſt von ſelbſt trieb, auch jetzt noch treibt, wenn eine längere Regenzeit die unterirdiſchen Kanäle ſtärker geſpeiſt hat.

Was die Urſache der Erſcheinung betrifft, ſo hat Mackenzie ſie früher durch unterirdiſche Hohlräume, eine Art Dampfkeſſel, zu erklären verſucht, welche, wie er meinte, fortwährend von unten mit Dampf, von oben mit Waſſer geſpeiſt würden, bis endlich der Dampf ſo viel Spannkraft erlangte, um das unter ihm liegende Waſſer durch eine mit dem Keſſel verbundene Röhre emporzutreiben. Seit den ſorgfältigen Unterſuchungen Bunſens im Jahre 1846 iſt jedoch dieſe Erklärungsweiſe aufgegeben. Nach ihm liegt die Urſache der ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Ausbrüche in den Temperaturverhältniſſen der Waſſerſäule ſelbſt, welche in der verticalen Hauptröhre der Geyſire durch fortwährenden Waſſerzufluß beſtändig erhalten wird. Die Temperatur dieſer Waſſerſäule nimmt nach oben ab, nach unten zu; in der Mitte ungefähr nähert ſich dieſelbe dem gewöhnlichen Siedepunkte. Sie iſt aber nicht conſtant, ſondern, von einer Eruption zur andern, in allen Schichten beſtändig am Wachſen, ſo daß z. B. eine Schichte, welche bei der Eruption 89° C. aufwieſe, zwei Stunden ſpäter auf 90° C. ſteigt. Unten in der Tiefe iſt das Waſſer weit über den gewöhnlichen Siedepunkt erhitzt, durch den Druck der auf ihm laſtenden Säule jedoch am Sieden verhindert. Indem aus dieſen überhitzten Schichten aber immer mehr Wärme nach den mittleren vordringt, wird hier der Druck endlich überwunden; eine Waſſerſchicht verwandelt ſich in Dampf und dieſer treibt die oberen Schichten

donnernd in die Höhe, die nächſte tiefere Schicht wird ebenfalls des Druckes Meiſter und treibt, in Dampf verwandelt, einen zweiten Waſſerſtrahl empor, und ſo folgt Stoß auf Stoß, bis endlich das in der Luft abgekühlte und zurückfallende Waſſer einen Ausgleich herbeiführt und die unteren Schichten nicht mehr im Stande ſind, den Druck der oberen Säule ſofort wieder zu überwinden. Nur nach längerer Zwiſchenzeit erlangen die mittleren Schichten der Röhre abermals die nöthige Temperatur, welche die Entwicklung neuen Dampfes und hiermit eine abermalige Eruption ermöglicht.

Den Ausbrüchen des Großen Geyſir pflegt wiederholtes Getöſe und mehrmaliges Steigen der ganzen Baſſinfläche voranzugehen. „Nach einiger Zeit“, ſo beſchreibt Sartorius von Waltershauſen den Vorgang, „vernimmt man unterirdiſches Donnern, das, wenn auch viel weniger laut, dem durchaus ähnlich iſt, welches die Vulkane während ihrer Ausbrüche von ſich geben. Die Oberfläche des Geyſirkegels wird dabei in eine zitternde Bewegung verſetzt. Während dieſe Erſcheinung einige Secunden fortdauert, dann zuweilen momentan nachläßt, um um ſo ſtärker zu beginnen, ſchwillt das Waſſer im Becken, es wird nach oben convex gewölbt und zu gleicher Zeit ſteigen große Dampfblaſen hervor, welche an der Oberfläche zerplatzen und das ſiedende Waſſer einige Meter emporſchleudern. Darauf wird es ſtill; dichter weißer Dampf, der ſchon von einem leichten Winde über die Ebene fortgetrieben wird, umhüllt für kurze Zeit das Baſſin. In ſehr regelmäßigen Zwiſchenräumen von einer Stunde und 20 bis 30 Minuten wiederholt ſich dieſelbe Erſcheinung einen Tag und auch wohl länger ohne Unterbrechung, bis ſie plötzlich einen etwas verſchiedenen Charakter annimmt. Dann wird ſtärkeres Donnern aus der Tiefe vernommen; das Waſſer ſchwillt im Baſſin, ſchlägt hohe Wellen und wirbelt umher; in der Mitte erheben ſich gewaltige Dampfblaſen, und nach wenigen Augenblicken ſchießt ein Waſſerſtrahl, in feinen, blendend weißen Staub gelöſt, in die Luft; er hat kaum eine Höhe von 80 bis 100 Fuß erreicht und ſeine einzelnen Perlen ſind noch nicht im Zurückfallen begriffen, ſo folgt ein zweiter und dritter höher emporſteigender dem erſten nach. Größere und kleinere Strahlen verbreiten ſich nun in allen Richtungen; einige ſprühen ſeitwärts, kürzeren Bogen folgend, andere ſchießen aber ſenkrecht empor mit ſauſendem Ziſchen, wie die Raketen bei einem Feuerwerk; ungeheure Dampfwolken wälzen ſich übereinander und verhüllen zum Theil die Waſſergarbe; nur noch ein Stoß, ein dumpfer Schlag aus der Tiefe, dem ein ſpitziger, alle anderen an Höhe überragender Strahl, auch wohl von Steinen begleitet, nachfolgt, und die ganze Erſcheinung ſtürzt, nachdem ſie nur wenige Minuten gedauert, in ſich zuſammen, ſo wie eine phantaſtiſche Traumgeſtalt beim Einbrechen des Morgens.“

Der Große Geyſir iſt jedoch nicht mehr jugendlich ſpieleriſch; er iſt ſchon ältlich geworden und hat ſeine Schrullen. Obwohl Chriſtian IX. von Dänemark ſein Landesherr und zudem der erſte König war, der ihn beſuchte,



Digitized by Google

Ausbruch des Großen Geyser.

Digitized by Google

ſo wollte er ihm zu Ehren anno 1874 nicht ſpringen. So hat er's ſchon manchen hohen Herren, Doctoren, Profeſſoren und Rentiers gemacht. Armen Hirtenjungen und Stülken aber gibt er ungeſucht die ſchönſten Gratis-Vorſtellungen.

Anſtatt mit einer ſolchen erfreut zu werden, wurden wir gegen Abend mit einem feinen Nebelregen bedacht, der bald in einen höchſt gemeinen Landregen überzugehen drohte. Erkältet wie ich war, ſo daß ich vor Heiſerkeit kaum mehr reden konnte, wagte ich nicht, die vorausſichtlich kalte Nacht im Zelt zu bivouakiren. Wir ritten alſo in ſtrömendem Regen nach Múli zurück, wo uns die gute Mama ſehr freundlich aufnahm und mit den Reſten des frühern Lammsbratens bewirthete.

7. Juli.

Mein Zweck wurde völlig erreicht. Mit etwas Thee, Wärme und gutem Schlaf wich meine Erkältung, und ich konnte nun allenfalls ein Bivouak aushalten, jedenfalls ohne Sorge weiterreiſen. Die Isländerin zeigte uns auf unſern Wunſch alle Räumlichkeiten ihres Gehöftes: die bei aller Einfachheit anſtändige Küche, eine ſaubere Speiſekammer und einen ebenſo anſtändigen Milchkeller, ja auch die Schlafkammer, in welcher zwei Männer noch zu Bette lagen und behaglich ſchnarchten.

Beim Abſchied ließ P. von Geyr die gute Frau ſich aus einigen Düſſeldorfer Bildchen eines zum Andenken wählen: es war ein Chriſtusbild, ein Bild des guten Hirten, eine Madonna mit dem Chriſtkind und ein Schutzengel. Die Frau ſah ſich alle genau an und wählte dann ſofort die Madonna. Wir waren erſtaunt. P. von Geyr fragte ſie, warum ſie denn dieſes wähle. Da erwiederte ſie: „Nun, da habe ich ja beide zuſammen.“ Als P. von Geyr nun weiter fragte, ob ſie denn auch Maria verehrte, da antwortete ſie ganz kindlich fromm: „Gewiß, ſie iſt ja die Mutter unſeres lieben Herrn!“ Das rührte mich ſehr und beſtärkte mich abermals in der Ueberzeugung, daß Hunderte und Tauſende braver Menſchen ſehr leicht wieder katholiſch werden könnten, wenn man die alten Märchen von Madonnen-Anbetung, Papſt-Tyrannei u. ſ. w. endlich einmal fallen ließe. Aber manche können es heute noch nicht begreifen, daß das Märchen ſind.

Etwas nach 10 Uhr waren wir wieder an dem Geyſir. Wir hatten nichts verloren. Der Große Geyſir hatte während der Nacht dreimal gebrummt und unſere Oeſterreicher aus dem Zelte aufgeſcheucht, doch nur um ſie zu täuſchen. Am Morgen hatte der Kleine Geyſir eine kleine Vorſtellung gegeben. Eine ſolche ſollte jedoch auch uns nicht entgehen. Während mir Herr Schiffslieutenant B. von Spanien, Irland, Norwegen, Lappland und Jan Mayen erzählte, fing der Kleine Geyſir plötzlich zu ſpringen an. Dreimal wiederholte ſich das artige Schauſpiel in ziemlich kurzen Zwiſchenpauſen. Der Waſſerſtrahl war etwa 8 m hoch, eine herrlich glitzernde Garbe, von qualmenden Dampfwirbeln umſtrömt, in perlendem Staub zurückrieſelnd,

wie Silber funkelnd und blitzend im hellen Sonnenlicht. Das anmuthige Spiel dauerte mehrere Minuten, so daß wir Zeit hatten, ganz in die Nähe zu laufen und da seine Wiederholung zu schauen.

Schon durch Herrn Geir Zoëga in Reykjavik hatten wir erfahren, daß ein bedeutender Wasserfall in der Nähe sei, der Gullfoß (Goldfall). Die beiden Officiere erinnerten uns wieder daran. Sie wollten denselben besuchen, auch auf die Gefahr hin, einer Eruption des Großen Geysir verlustig zu gehen. Wir folgten ihrem Beispiel und ließen nach einer halben Stunde ebenfalls satteln.

Der Ritt zu dem Wasserfall dauerte zwei Stunden. Er war sehr unangenehm, lohnte sich aber reichlich. Wir mußten über das weite Moor, welches der Tungufljót in acht Armen durchströmt. Dazu mußten wir vorher durch zwei andere Bäche reiten, welche dem Tungufljót zufließen. Einige der Wasser waren ziemlich breit und tief, die Strömung stark, der Boden wegen des Gerölles sehr uneben, so daß die Pferde keinen sichern Schritt mehr hatten. Ich dachte an den französischen Gesandten in Kopenhagen, der mir die Situation auf dem Kanapee vorgemacht hatte. Mitten im Fluß nahm sie sich doch anders aus. Alle Versuche, die Reitstiefel über Wasser zu halten, waren umsonst, wenn man in den Steigbügeln bleiben wollte. Denn selbst die Schafsfelle, die uns als Satteldecke dienten, geriethen theilweise ins Wasser. Die Pferde stolperten wiederholt, und man mußte fest in die Zügel greifen. Das war mir erst unbehaglich. Als die Geschichte sich jedoch das dritte und vierte Mal wiederholte, kam sie mir eher komisch als romantisch vor, und ich freute mich wie die Bauernjungen, wenn sie Pferde in die Schwemme reiten. Der eine der Herren Officiere wollte indes von dieser Komik nichts wissen. Sein Pferdchen war ihm mitten in starker Strömung in die Kniee gesunken, und nur mit Mühe gelang es ihm, es wieder aufzureißen. Er bekam dabei ein ziemlich kaltes Bad.

Viel unangenehmer war der Ritt über das weite Moor, in welchem die „lieben Thiere" bis fast an die Kniee einsanken, worüber sie recht mißmuthig waren, links und rechts andere Pfade versuchten, enttäuscht auf den alten zurücktrabten und schließlich vieler Hiebe bedurften, um voranzukommen. Dafür wurden wir zweimal durch eine wirklich großartige Sicht entschädigt, die sich längere Zeit uns darbot. Die erste genossen wir auf dem Hügelrücken, welcher sich zwischen dem Tungufljót und der Hvitá hinzieht. Ueber den Hügeln im Norden ward nämlich allmählich der Längjökull seiner ganzen Länge nach sichtbar, ein ununterbrochenes Gletscherfeld von vielen Stunden, fast horizontal, majestätisch in der Sonne schimmernd, einem riesigen Tempel gleich, auf den die nordischen Götter sich unnahbar zurückgezogen haben. Wir hatten da wirklich das Innere der Insel vor uns, die jahrtausendalten Firnen, die den Kern des Landes bilden, die furchtbare, großartige Einöde, die, obwohl gänzlich unfruchtbar und unbewohnbar, doch wegen ihrer impo-

samten Erhabenheit das Herz des isländischen Patrioten lebhafter schlagen läßt und im fernen, prächtigen Kopenhagen Heimweh einflößt.

Niemals wird die Sonne tagen,
Da ich nicht gedenke dein,
Hehre, schöne Asentochter,
Mit dem Brauthelm licht und rein,
Mit dem Schleier, zart gewoben
Aus Krystall und weißem Schnee,
Feuersglut im tiefen Busen,
Trotz der eisumwogten See!

Gigantischen Sphinxen und Pyramiden gleich ragten da und dort von dem unabsehbaren Eisfelde der Bláfell und andere gewaltige Felsberge auf, mit ihren blaugrauen, dunkeln Abhängen scharf sich abhebend von dem schimmernden Schnee — die finsteren, hünenartigen Burgwächter der Jungfrau Ísafold.

Nachdem wir einige Zeit von grünen Weiden aus diese Fels- und Schneeherrlichkeit betrachtet hatten, verlor sich unser Pfad wieder in einer hügeligen Steinregion, die sich bis an die Ufer der Hvitá hinzieht. Den Fluß selbst konnten wir nicht sehen, da er hier geraume Zeit zwischen hohen, langgestreckten Felsmauern aus Tuff dahinstürmt. Eyvindr führte uns an den Abhängen der einen so hinauf, daß der untere Lauf des Flusses uns verdeckt blieb, bis wir plötzlich wie auf einen Zauberschlag den Wasserfall und den obern Lauf des Flusses vor uns hatten. Es war ein prachtvoller Anblick!

Eine Wassermasse, wohl eben so ansehnlich wie diejenige des Rheines bei Laufen, vielleicht nicht so tief, aber eher breiter, wälzte sich mit starker Strömung von Nordosten daher. Der obere Flußlauf sah fast einem kleinen See gleich. Eingezwängt zwischen kahlen, steilen Felsufern, die in burgartigen Vorsprüngen wie Coulissen in das Flußbett hereinragen, drehte sich der breite Strom in weiter Krümmung erst etwas südwärts, warf sich, von wilden Riffen unterbrochen, seiner ganzen Breite nach über eine etwa 8 bis 10 m hohe Felsterrasse hinab, beschrieb tosend wieder eine kleine Curve nach Westen hin, schoß in verstärktem Lauf über eine schwach geneigte Felsplatte weg und stürzte sich dann schäumend und rauschend in einen senkrechten Abgrund hinunter, dessen Tiefe ich von meinem Standort aus nicht bemessen konnte. Riesige Wolken von Wasserstaub wirbelten beständig aus dem Abgrund empor und umschleierten den untern Theil des Falles, während ein glänzender Regenbogen völlig kreisrund mit seinem Farbenspiel das sonst trübe, farbenarme Bild verklärte. Schön grün war nur der alpenartige Hügelabhang, auf dem wir standen; an den ferneren Hügeln war das Grün schon matt, ins Gelbliche oder Bläuliche sich abstufend, die ferneren Flußufer waren dunkelbläulich, an den schroffen Uferwänden mischten sich graue und röthliche Töne, während die gewaltigen Riffe und Felsplatten

mitten im Strome ſich faſt ſchwarz gegen den weißen Schaum und die gelblichen Fluten desſelben abhoben. Durch hervorſpringende Riffe ſind die zwei Hauptabſätze des Falles wieder in mehrere kleine Cascaden getheilt, deren Strahlen bald auseinanderſtieben, bald ſtürmend aufeinanderplatzen, bald nebeneinander in glattem Bogen hinuntergleiten. Der Waſſerfall ſelbſt ſchien mir dem Rheinfall von Schaffhauſen an Größe und Schönheit wenig nachzuſtehen, die Zeichnung der Waſſermaſſen reicher, der Sturz gewaltiger. Die Umgebung des Gullfoß läßt ſich gar nicht damit vergleichen. Kein Wald, kein Buſch, kein Schloß, keine menſchlichen Wohnungen mildern die öde Felsſcenerie. Nur dann und wann erfreut ſich ein Hirt des großartigen Naturſchauſpiels; die meiſten Reiſenden ließen bis jetzt den Waſſerfall links oder rechts liegen, um nicht das traurige Moor durchkreuzen zu müſſen. Wir hielten uns indes für die kleine Strapaze reichlich belohnt, und die abenteuerliche Cavalcade durch Fluß und Moor fing an, mir wirklich Spaß zu machen.

Um 6 Uhr trafen wir wieder am Großen Geyſir ein und nahmen da unſer beſcheidenes Mittagsmahl. Dann ließen wir das Zelt aufſchlagen. Es war ein herrlicher Abend, und ein Bivouak konnte nicht ſchaden, ja ich freute mich faſt darauf, dieſen Zug des Zigeunerlebens auch einmal mitzumachen. Korkmatten hatten wir keine und wären deshalb bei Regen in ſchöne Verlegenheit gerathen; aber mit Reitzeug, Wolldecken und Ueberröcken konnte ſich doch jeder ein nothdürftiges Lager herrichten. Da es gar nicht dunkel werden wollte, ſo kam faſt Mitternacht heran, ehe jemand ſich zu legen dachte. Wir „reizten" den Strokkr noch einmal. Er ſprang wenigſtens ſo hoch wie geſtern, unter denſelben Detonationen. Dann ſtreiften wir in dem übrigen Revier herum. Während meine Freunde noch immer an den Quellen herum botaniſirten, ging ich endlich ins Zelt und wickelte mich ein. Aber o Schreck! Durch die dünne Zwiſchenwand des Zeltes ſtieß mein Kopf an etwas, das auch hart und rund wie ein Menſchenſchädel war, und dieſes Runde muſicirte ein wunderbares Baßgeigen-Solo. Es war Eyvindr. Halb ärgerlich ſtieß ich mit dem Kopf auf ihn los; aber das hatte nur ein plötzliches Staccato zur Folge; dann ſchnarchte er legato ruhig weiter. Unter zahlloſen Acten von Geduld und Ergebung ſuchte ich einzuſchlummern und war auch endlich vor Müdigkeit nahe daran; da kam P. von Geyr, legte ſich neben mir nieder, hörte Eyvindrs Schnarchen, ſeufzte, ſprang entſetzt wieder auf, bettete ſein ganzes Lager um und verſchaffte mir dabei ſo viele Anregung, daß an ein Schlafen nicht zu denken war. Als er endlich unter verzweifelten Klagen über Eyvindr ſich zur Ruhe gelegt hatte, ſtürmte auf einer andern Seite Graf Wolfegg in das Zelt hinein. Die Komödie fing von vorne an. Eyvindr erhielt zu den bürgerlichen und freiherrlichen auch noch gräfliche Püffe, die er aber mit eherner Geduld ertrug. Seine Baßgeige ſpielte ruhig weiter, während wir abwechſelnd ein verzweiflungs-

volles Adagio dazu knurrten. Eigentlich Nacht war es nicht, nicht einmal im Zelte, ſondern nur eine tiefe Dämmerung. Dazu kam es mir etwas kalt vor. Doch duſelte ich halbwach und ruhte wenigſtens, als plötzlich der Geyſir donnerte wie ein ferner Kanonenſchuß. Graf Wolfegg ſprang auf, zum Zelte hinaus, ich ihm nach. Das Getöſe wiederholte ſich ein paarmal. Auch die Oeſterreicher ſprangen aus ihrem Zelt heraus. Das Becken des Geyſir dampfte ſtärker als ſonſt, das Waſſer ſtieg auf dem ganzen Becken, wölbte ſich etwas und plätſcherte dann langſam durch ſeine gewohnten Rinnen herunter. Umſonſt warteten wir eine Viertelſtunde. Der Große Geyſir kam nach einigen Minuten wieder völlig zur Ruhe. Noch geſpenſtiſcher nahm ſich in dem dämmernden Halbdunkel die weithin dampfende Hügelfläche aus. In ihren Wirbeln und Wolken aber glaubte ich nur die mephiſtopheliſche Naſe Eyvindrs zu ſehen. Die furchtbaren Stabreime ſeiner Wagner'ſchen Muſik lullten mich indes, als wir ins Zelt zurückgekehrt waren, in eine Art Halbſchlummer. Ich werde dieſe Nacht am Großen Geyſir nicht vergeſſen!

7. Vom Großen Geyſir zur Hekla.

8. Juli.

Vom Geyſir zur Hekla kann ein guter Reiter bequem in einem Tage, d. h. in etwa 13 bis 14 Stunden reiten. Das iſt aber faſt das Doppelte eines „Thingmannaleid", eine regelrechte Strapaze. Nach der Attiſchen Nacht oder Götterdämmerung, die wir unter Eyvindrs muſikaliſcher Begleitung am Großen Geyſir zugebracht, waren wir alle noch etwas müde und verlangten vor allem ein vernünftiges Quartier auf den Abend, von dem wir dann des andern Tages die Hekla ohne große Anſtrengung erreichen könnten.

Schon vor 4 Uhr hatte uns der Große Geyſir durch eine kräftige Detonation aufgeſcheucht; er begnügte ſich aber, wie in der Nacht, etwa eine Spanne hoch zu ſteigen und das überſtrömende Waſſer friedlich den Kegel hinabfließen zu laſſen. Gegen 8 Uhr erfolgte eine ähnliche Entladung. Sigurdr hatte unterdeſſen die Pferde herbeigeholt, die bei Haukadalr weideten. Eines, das ſich verlaufen hatte, wurde von einem Mädchen nachgebracht, das mit fliegenden Haaren, rittlings, ohne Sattel auf dem Thiere ſaß, eine recht derbe kleine Amazone. Wir verabſchiedeten uns von den beiden Oeſterreichern, welche noch einen Tag am Geyſir warten wollten, und ritten hinab nach dem Tungufljót. Wir kreuzten denſelben an einer andern Furt. Von den acht Armen waren vier ſo tief, daß das Waſſer den Pferden bis über den Bauch hinaufging. Wir ritten dann am linken Ufer des Fluſſes hinab, ziemlich nahe an die Hvitá hinüber, die uns jedoch durch langgeſtreckte Felsbänke verdeckt blieb. Nach rückwärts zeigte ſich wieder die lange Schneemauer des Lángjökull. Sonſt war die Landſchaft recht proſaiſch — Moorgrund, dürftige Schafweide, Hraun, d. h. Stein- oder Sandfeld. Eine geraume Strecke galoppirte die ganze Karawane auf röthlichem Sande einher und wirbelte ungeheure Wolken auf. Schön iſt dieſe Flußlandſchaft nicht. Wir begegneten nur einigen wenigen Höfen. Um dieſe herum waren, wie überall, beſſere Wieſen mit Steinmauern eingedämmt. Unſere „lieben Thiere" durften aber nicht in dieſe hinein, ſondern mußten ſich mit dem Moorgras begnügen, das vor den Steinwällen wuchs.

Den Thieren zu lieb wurde faſt alle Stunde einmal ein kurzer Halt gemacht, den ich jeweilen benützte, um ein Stück Brevier zu beten. Der dritte Halt wurde bei Braedratunga gemacht, einem artigen Bauernhof, an deſſen Wieſen die beiden Flüſſe ſich ziemlich nahe kommen. Man kann indes

keinen sehen. Beide sind von langen, einförmigen Felsenmauern verdeckt. Eyvindr ritt nach dem Hofe und holte den Bauer herbei, der uns ziemlich lange warten ließ, dann endlich mit angeritten kam. Die echten Isländer tragen weder Reitstiefel, Sporen, Gerte noch Peitsche. Sie ziehen zum Reiten nur eine wasserdichte Hose über ihre warmen Wollkleider und die sandalenartigen Lederstrümpfe; dann schwingen sie sich hinauf und lassen nun beständig beide Beine gegen den Leib des Pferdes schlagen, je nach dem Tempo, das sie wünschen, rascher oder langsamer. Sie können dabei eine ungeheure Raschheit entwickeln, und die Pferde gehorchen darauf fast besser, als auf Sporen und Gerte. Der kurzgewachsene Bauer, der in gestrecktem Galopp auf uns zuritt, war wie ein kleiner Centaur. Pferd und Mann schienen eins zu sein, und alles zappelte an dem Doppelwesen. Der Bauer führte uns an dem Hügel links empor, und da sahen wir bald, was er eigentlich sollte und wollte.

Zu unseren Füßen lag die Hvitá, eine stattliche Wassermasse, durch gelbe Sandbänke in dreizehn Arme getheilt, von denen die tieferen sichtlich starke Strömung hatten. Der Fluß ist auch nicht an jeder Stelle zu passiren. Deshalb mußte der Bauer mit, der die richtige Furt ganz genau kennt. Es ging einen steilen Abhang hinunter; die Pferdchen waren kaum in Rand und Band zu halten. Indem ich an das unfreiwillige Bad dachte, das der österreichische Officier im Tungufljót bekommen, wurde mir im Anblick des mächtigen Stromes schon etwas romantisch unheimlich zu Muthe. Doch kam mir jetzt auch wieder ein Stück Komik zu Hilfe. Eyvindr und Sigurðr banden nämlich sämmtliche Pferde mit Ausnahme der freien Reservegäule aneinander, jedes an den Schwanz des vorausgehenden. Eyvindr stellte sich an die Spitze, Sigurðr an den Schluß, und so ging es in den ersten Flußarm hinein. Das sah nun so drollig aus, daß ich unwillkürlich laut auflachen mußte. Bald hatte ich nur die Köpfe und Rücken der Pferde vor mir, welche nach allen Seiten hin Wasser aufspritzten. Die Packkasten geriethen zum Theil ins Wasser, und die Reiter mochten turnen wie sie wollten, das Wasser stieg an den Stiefelrohren empor. Die Ponies mußten alle Kraft einsetzen, um der Strömung standzuhalten, und mir kam es vor, als ob der Strom uns mit sich risse. In einigen Minuten war indes glücklich die erste Sandbank erreicht, und Mensch und Thier konnten sich das Wasser abschütteln. Die freien Reservegäule, die zuerst nicht ins Wasser wollten, sondern nur unter langem Winken, Zuruf und Hieben des Bauern in den Fluß tappten, hatten sich von der Strömung bedeutend weiter hinabreißen lassen und kamen schwimmend bei einer andern Sandbank an. Da hatten sie nun nichts Eiligeres zu thun, als sich in dem gelben Sande zu wälzen. Es sah urkomisch aus, wie sie auf dem Rücken lagen und gen Himmel zappelten. Umsonst wurde ihnen zugewinkt und zugeschrieen. Der Bauer mußte zu ihnen hinab und sie über die Sandbank in den zweiten

Flußarm treiben. Dreizehnmal wiederholte ſich dieſe ſonderbare Komödie. Fünf Arme des Fluſſes waren ſo tief, daß man gerade durchkommen konnte. Hätte es geſtern geregnet, meinte Eyvindr, ſo hätten wir uns auf dem Boot überſetzen laſſen müſſen. Ein ſolches fand ſich in einer kleinen Bucht des jenſeitigen ſteilen Felsufers; der Bauer benützte es, um nach Hauſe zu fahren, nachdem er uns alle glücklich über den Fluß gebracht. Die anderen acht Flußarme waren ſeichter und hatten weniger raſchen Strom; doch war das Ganze immerhin ein Abenteuer, wie ich es noch nie erlebt hatte. Ein Fehltritt des Pferdes mitten im Fluß konnte, wenn nicht gefährlich, doch höchſt unangenehm werden. Man athmet doch fröhlich auf, wenn man wieder auf feſtem Grund und Boden iſt, und ich hätte faſt etwas triumphirendes Heldengefühl empfunden, wenn nicht eben mein Pferd vom Schwanze des vordern hätte losgebunden werden müſſen.

Wir hatten noch etwa ein Halbſtündchen die Hügel hinanzureiten, bis wir einen guten „Bóndabaer" d. h. Bauernhof trafen und unſer kleines Mittagsmahl halten konnten. Da wir alle etwas von der Hvitá mit in die Stiefel bekommen, waren wir ſchon zufrieden, uns zu wärmen und zu trocknen. Ein junger Mann empfing uns freundlich. „Seilir!" Seid geſegnet! ſo lautet der Gruß an Männer, „Seilar!" an Weiber. Wir wurden in ein enges, aber ganz behagliches Stübchen geführt. Leiſten, Lederrollen und Werkzeuge bedeuteten, daß es zugleich Wohn- und Arbeitszimmer eines Schuſters war. Ein Paar maſſiver, aber gut gearbeiteter Stiefel ſtand eben vollendet da, zum Preiſe von 26 Kroner zu haben. Sie ſchienen muſterhaft. Der Mann hatte übrigens eine Maſchine. Da ſtand ſie, ein Kind der modernen Zeit, ganz neu und ſchön polirt zwiſchen dem alten Hausrath. Kein Zweifel, der Schuſter war auch ein ſtudirter Mann. Er holte gleich einen Atlas herbei und ſuchte darin Köln, Württemberg und die Schweiz. Beſonders ſchien er ſich für letztere zu intereſſiren, der Berge wegen. In einer Ecke befand ſich zwiſchen dem Schuſtergeräth ein Büchergeſtell, mehrere Bretter dicht gefüllt. Es befanden ſich darunter die „Biskupa Sögur", das heißt zwei ſtarke Bände urkundlicher Quellengeſchichte der beiden Bisthümer Hólar und Skálholt, und Homers Odyſſee in der isländiſchen Ueberſetzung von Sveinbjörn Egilsſon und Benedikt Gröndal.

Dem Beiſpiel des wackern Helden folgend, der auch nicht in Eilmärſchen nach Ithaka fuhr, ließen wir es uns bei dem Schuſter gemüthlich ſein und ritten am Nachmittag bloß noch nach Hruni. Die Gegend gefiel mir hier beſſer. Sie hatte etwas Alpenartiges, ganz nette Wieſen zwiſchen dem Moorgrund im Thal und den mit Heidekraut bewachſenen Hügeln. Wäre etwas mehr Buſch da geweſen, ſo hätte man an einzelne Partien im ſchottiſchen Hochland denken mögen. Zwiſchen den Hügelkuppen und längergeſtreckten Hügelkämmen lagerten ſich kleine artige Thälchen. Flüſſe hatten wir keine mehr zu paſſiren, außer der „Minni Laxá" — dem kleinen Salm-Fluß, einem

Nebenfluß der Hvitá, nach dem Flußübergang vom Morgen ein bloßer Spaß. Schon gegen 5 Uhr trafen wir in Hruni ein, dem Mittelpunkt der gleichnamigen Pfarrgemeinde. Die schwarzgetheerte Kirche und ein großer Hof lagen nebeneinander auf einer Hügelterrasse, die nach dem Thal der Hvitá hin freie Aussicht bot und nach Norden hin von einer Reihe steiler Hügel geschützt war. Einer derselben bot das Profil eines bärtigen Männerkopfes. Die Kirche war wie gewöhnlich; alles schwarz angestrichen, nur Fenster- und Thüreinfassungen weiß, die Fenster niedrig und eng. In einer Höhe von 8 bis 10 Fuß fing das Dach an, von einem kleinen hölzernen Dachreiter überragt. Das Gehöft war unbedingt das größte und schönste, was wir bis dahin gesehen. Ein Complex von gut gehaltenen Hütten bildete Stallungen und Schober, ein anderer das Wohnhaus, ein dritter Scheune und Vorrathsräume. Vor dem Haus lag ein Garten mit Kartoffeln und einigen Küchengemüsen. Rundum waren große Wiesen gut eingefriedigt, die Einfriedigung sauber und wohl besorgt, die Wiesen fetter und besser, als wir sie noch gesehen.

Den Pfarrer Jakob Briem, dessen in mehreren isländischen Reisebeschreibungen sehr lobend und dankbar gedacht wird, trafen wir noch am Leben. Er war aber keine so „herkulische Erscheinung", wie ihn Preyer schildert; nach dem isländischen Durchschnittsmaß immerhin ein großer, stattlicher Greis, von seinen 70 Jahren noch kaum gebeugt, ein recht freundlicher und lieber Alter. Er hat den Titel Propst (prófastr), scheint aber in Ruhestand versetzt. „Prestr" oder Pfarrer von Hruni ist wenigstens jetzt sein Sohn, ein Herr von dreißig Jahren. Er empfing uns zuerst, ziemlich bäuerlich gekleidet und etwas scheu, da wir, wie immer, als „römische Priester" angemeldet waren. Wir wurden aber über alles Erwarten gut logirt und erhielten sogar zwei Zimmer. Das eine war ganz wie ein kleiner Salon möblirt. Da war ein Sopha und ein feiner Tisch; an den Wänden hingen Familienporträts und sogar Photographien der Almannagjá, der Brúará, des Gullfoß und des Skógafoß. Die Frau Pfarrerin, aus Reykjavík gebürtig, war die Freundlichkeit und Dienstfertigkeit selbst und brachte zum Thee wenigstens ein Dutzend verschiedene Sachen und Sächelchen, mehrere Fischsorten, Schinken, Wurst, verschiedene Arten Käse, Kuchen, Bonbons, alles fein und nett servirt, wie man es in einem Stadthotel nicht besser haben könnte. Man hätte gar nicht mehr gedacht, mitten in Island zu sein. Der Pfarrer, der uns Gesellschaft leistete, thaute allmählich ein wenig auf und verlor den ersten Schrecken über die römische Invasion. Sein Vater, der Propst, kam von der eigenen Wohnung herüber, die an jene seines Sohnes angebaut war, begrüßte uns sehr freundlich und zeigte uns die Kirche. Sie war gut im Stande, sauber gehalten. Ein Gemälde des letzten Abendmahles und ein schmaler Altar erinnerte daran, daß die Lutheraner von der eucharistischen Lehre sich doch etwas mehr bewahrt haben, als die Zwinglianer und Calviner. Vom Dach herab hingen zwei Kronleuchter mit

Flitterglas. Die Stelle der Orgel vertrat ein gutes, kleines Harmonium. Das Merkwürdigste in dem Kirchlein war ein metallenes Taufbecken, deutschen Ursprungs, sicher noch aus katholischer Zeit, mit einer Darstellung der „Verkündigung Mariä" geziert. Am äußern wie am innern Rande war eine Inschrift viermal wiederholt. Die äußere hieß:

ICH · BART · GELVK ALZEIT.

Die innere lautete:

RAHE · WISKNBI.

Der Herr Propst brachte einen Band der Antiquariske Tidskrift (1846—1848; S. 167) herbei, worin die beiden Inschriften besprochen wurden; ich habe mir jedoch die Erklärung leider nicht notirt. Die erste Inschrift heißt wohl: „Ich brachte Glück allzeit"; die zweite dürfte Name und Wohnort des Künstlers bezeichnen.

In einem der beiden Zimmer, die uns angewiesen waren, traf ich zu meiner Freude das Millenialbild, das 1874 zum Andenken an Islands tausendjährigen Bestand gedruckt wurde. Das Ganze ist von einem Steinbogen umrahmt, der auf zwei Säulen ruht. In der Mitte ist ein gewaltiger Jökull über dem Meer; aus dem dunkeln Himmel glänzen die beiden Zahlen 874 und 1874. Auf dem Gipfel des Bogens thront Island, als allegorische Heldenjungfrau aufgefaßt, ihr Haar umkränzt mit Feuerflammen und Eiskrystallen. Auf ihrer rechten Schulter sitzt Odins Rabe, über ihrem Haupt flammt der Stern der nordischen Göttersage. Ihre Rechte lehnt an einem gewaltigen Schlachtschwert, die Linke trägt eine Pergamentrolle mit Runen. Unten am Berge steht eine lateinische Inschrift, die auf deutsch etwa so lauten dürfte:

Zehn Jahrhunderte hast du, siegreiche Thule, bestanden;
Mutter! gewähre dir Gott noch ein Jahrtausend dazu.
Zum Allmächtigen fleh'n wir, er möge mit Freiheit dich krönen,
Dich von Uebeln befrei'n, enden auf immer dein Leid!

Unter dieser allegorischen Darstellung ist eine kleine Karte von Island angebracht, umgeben von den mythologischen Gestalten eines Drachen, eines Riesen, eines Vogels und eines Stieres, wie sie, alter Sage zufolge, einst die Seemacht des Königs Haraldr Hárfagr von der Insel abwehrten. Um die Karte steht die erste Strophe von Bjarni Thórarensens Nationallied:

Uraltes Isafold,
Heimat, so traut und hold,
Bergkönigin:
Solang die Sonne glüht,
Meer um die Länder zieht,
Liebe im Herzen blüht,
Denkt dein mein Sinn!

Als charakteristische Vignetten befinden sich unter der Karte die vier Hauptnaturwunder Islands angedeutet; ein Schneeberg, ein Wasserfall, ein

Geyſir und ein Vulkan — die beiden letzteren natürlich Geyſir und Hekla. Die zugehörige isländiſche Inſchrift ſagt:

Ewig, eisumhülltes Island,
Altes, liebes Heimatland,
Bleibe uns das Wunderſchauſpiel,
Das dein erſter Bürger fand.

Ein altes Vikingerſchiff mit dem Namen Ingólfr und Thorleifr erinnert an die erſten Anſiedler; gegenüber links iſt das Symbol des überwundenen Dämonenthums: eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. — Rechts oben iſt die Entdeckung Grönlands durch Eirikr hinn Raudi (982), links diejenige Amerika's (Vinlands, 1000) angedeutet, dazwiſchen Harfe, Buch und Waffen. Auf Spruchbändern rundum ſind 142 Namen der berühmteſten Isländer, darunter derjenige des Patrioten Jón Sigurdsſon und des Geographen Björn Gunnlaugsſon, verzeichnet, während über den Seitendecorationen je ein Adler ſchwebt, der Vogel, der nach den Sögur „viele Dinge weiß". Auch 34 Namen der erſten Koloniſten ſind auf der Tafel angebracht, ſo daß man darauf ziemlich den ganzen Ruhm Islands beiſammen hat. Nur die katholiſche Zeit, ihre großen Biſchöfe, Civiliſatoren, Geſchichtſchreiber, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, ihre Biſchofsſitze und Klöſter, kurz das beſte und ſchönſte Blatt isländiſcher Geſchichte iſt darauf vergeſſen. Man ſollte wirklich denken, Odins Rabe hätte das Feſtbild dictirt, und Fräulein Ísafold wäre heute noch ungetauft, was doch ſicher nicht der Fall iſt. Denn wir waren ja im Hauſe eines Propſtes.

Wie die Landbewohner im Innern überhaupt, ſo machte mir auch die Pfarrfamilie von Hruni einen ſehr vortheilhaften Eindruck. Es waren ſo ſchlichte, herzensgute Leute, an ein im Grunde entbehrungsreiches Leben gewöhnt, damit zufrieden, arbeitſam, ſtill, durch Familienüberlieferung in der Uebung chriſtlichen Glaubens erhalten. Wenn den jungen Theologen nicht in Reykjavik und Kopenhagen immer wieder von neuem eingetrichtert würde, daß Martin Luther das vergeſſene „Evangelium" unter der Bank hervorgezogen habe, ſo würde das wahre und volle Chriſtenthum, Islands alter Glaube, bei dieſem braven Volke unzweifelhaft ſehr leicht Eingang finden. Alte, katholiſche Erinnerungen, Gebete, Andachten, Gebräuche haben ſich, wenn auch nicht ungetrübt, vielerorts erhalten. So ſtehen z. B. im Kalender nebſt den Feſten des Herrn auch noch die alten Marien- und Heiligenfeſte: þrettándi (der dreizehnte, entſprechend dem engliſchen Twelfth Day = Epiphanie), Braedramessa (Feſt der hll. Fabian und Sebaſtian, 20 Jan.), Agnesarmessa (21. Jan.), Pálsmessa (25. Jan.), Kyndilmessa (Candlemass, Lichtmeß), Blasiusmessa (3. Febr.), Pjetrsmessa (22. Febr.), Jóns messa Hólabiskups (Feſt des hl. Biſchofs Johann von Hólar, 3. März), Boðunardagr Maríu (Mariä Verkündigung), Magnúsmessa (Feſt des hl. Magnus, Herzogs auf den Orkneys, 16. April), Krossmessa (Kreuz-

erfindung), Urbanusmessa (25. Mai), Jónsmessa (24. Juni), Pjetrsmessa ok Páls (29. Juni), þíngmaríumessa (2. Juli), Margrjetarmessa (13. Juli), Ólafsmessa (Fest des hl. Olaf mit Octav, 29. Juli), Maríumessa (15. Aug.), Bartholomaeusmessa (24. Aug.), Maríumessa (8. Sept.), Krossmessa (Kreuzerhöhung), Mikjálsmessa (29. Sept.), Kalixtusmessa (14. Oct.), Gallusmessa (16. Oct.), Lúkasmessa (18. Oct.), Allra heilagra messa (1. Nov.), Allra sálna messa (2. Nov.), Marteinsmessa (11. Nov.), Nikulásmessa (6. Dec.), Maríumessa (8. Dec.), Magnúsmessa (13. Dec.), Thómasmessa (21. Dec.), þorláksmessa (Fest des hl. Thorlák, Bischofs von Skálholt 23. Dec.), Barnadagr (Kindertag, 28. Dec.), nebst vielen anderen kleineren Festen. Fest und Messe sind unzertrennlich, gleichbedeutend. Einen Altar haben sie, wenn auch kein Opfer; an Heiligenbildern nehmen sie keinen Anstoß; alte Gebete und Lieder zur Mutter Gottes vererbten sich im Schoße zahlreicher Familien. Der Protestantismus lebt von dem Gnadenbrode der Staatsbesoldung, der Gymnasial- und Universitätsbildung, der Huld und Protection der Regierung. Er hat es als Staatsinstitut möglich gemacht, daß sich das Volk drei Jahrhunderte lang willenlos dem Regiment in Kopenhagen beugte. Im Herzen des isländischen Volkes wurzelt er noch insofern, als er noch Trümmer des katholischen Lehrgebäudes, Reste seines sacramentalen Gnadenlebens erhalten hat; nach seiner negativen Seite aber insofern, als ein isolirtes, dem steten harten Kampf mit der Natur preisgegebenes Volk nothwendig ein stärkeres Unabhängigkeitsgefühl und mächtige Freiheitsliebe entwickelt. Das Märchen von einem „Tyrannen in Rom" mußte bei einem solchen Volke leichter verfangen; aber seine Wirkung beruht auf Täuschung und Unwahrheit. Würden die Isländer eine genaue Parallele anstellen zwischen dem politischen Einfluß des Papstthums von 1250—1550 und demjenigen des dänischen Cäsareopapismus von 1550—1850 auf die Zustände ihrer Insel, so müßten sie sich bald klar werden, daß jenes Märchen eben ein Märchen war: kein harmloses, wie ihre vielen Volkssagen, Riesen-, Zwerge-, Elfen-, Räuber- und Gespenstergeschichten, sondern ein sehr verhängnißvolles, weil es unter dem glänzenden Scheine und Namen von Freiheit das eigentliche Palladium der Volksfreiheit an Fremde veräußerte.

Obwohl über meinem Gastzimmer sich die Kinderstube des Pfarrhauses befand und drei junge „Clerikale" abwechselnd verschiedene Schreiübungen abhielten, so schlief ich doch infolge starker Ermüdung sehr bald ein.

9. Juli.

Am Morgen war noch Zeit, den Hof von Hruni etwas anzusehen. Das übrige Haus stand, wie immer, in einigem Contrast zu der Gaststube. Während diese in modernem Stil gehalten war, hatte sich dort noch das alte, isländische Wesen erhalten. Alles eng, dunkel, winkelig, nicht sonderlich

ſauber, aber warm und behaglich. Es ſcheint den Isländern dabei am wohlſten zu ſein. Die Oekonomie war gut organiſirt. Da es an Stroh fehlt, ſo wird als Streu Torf gebraucht. Derſelbe war in großen, dünnen Quadratſtücken geſtochen, ungefähr ſo, wie man ihn den Packgäulen als Unterlage für die Kaſten auflegt. Dieſe Stücke wurden in einem beſondern Raume getrocknet, in einem andern getrocknet aufgeſchichtet, die gebrauchte Streu als Dünger verwandt. Es iſt kein Zweifel, daß der isländiſche Boden bei etwas mehr Sorge und Wirthſchaft viel mehr leiſten könnte, als er es jetzt thut, und daß durch Herſtellung von mehr und beſſeren Ställen ſowohl Viehzucht als Schafzucht ſich heben müßte. In dieſer Hinſicht gab der Pfarrer von Hruni ſeinen Pfarrangehörigen ſicherlich ein gutes Beiſpiel.

Als wir gegen halb 9 Uhr aufbrachen, kam die ganze Familie, der Herr Propſt, der Herr Pfarrer und ſeine Frau, die Kinder, ſelbſt Knechte und Mägde zum Haus heraus, um uns Lebewohl zu ſagen, ganz patriarchaliſch gemüthlich. Eyvindr hatte am Abend Regen prophezeit; aber zum Glück traf ſeine Vorausſage nicht ein. Die fernen Berge waren zwar etwas bewölkt, aber der Himmel ſonſt hell, die Luft friſch, und es ritt ſich ganz angenehm Hügel auf, Hügel ab, an langen Kämmen hin und dann wieder in ein Thälchen hinab, durch eine alpenartige Gegend. Die Laxá, welche wir paſſiren mußten, war tief und reißend, ein helles Bergwaſſer, doch bald durchritten. Von der Laxá ging es nach der kleineren Kálfá hinüber, die ſchon zum Flußgebiet der Thjórsá gehört, dem andern Hauptſtrom der ſüdlichen Inſel. In etwa fünf Stunden erreichten wir dieſen ſtattlichen Strom, der ziemlich in der Mitte von Island — zwiſchen dem Arnarfells-Jökull und dem Tungnafells-Jökull — entſpringt und, durch viele Nebenflüſſe aus dem Norden verſtärkt, hier wohl ſo breit iſt, wie der Rhein bei Mainz. Da er ſich nicht in Arme ſpaltet, wie die Hvitá, ſondern ſeine eiskalten Wogen in einem einzigen tiefen Bett dahinwälzt, ſo hatte das Reiten hier ein Ziel: wir mußten die Fähre von Thjórsárholt aufſuchen und uns in einem Boot hinüberrudern laſſen.

Time is money, dieſes Schibboleth unſerer gelddurſtigen Cultur, iſt den Isländern, wie allen gemüthlichen Naturkindern, noch ein unbekannter Grundſatz, und es hat etwas wahrhaft Beruhigendes und Heiteres, ſie in ihrem unzerſtörbaren Frieden zu beobachten. Als wir bei dem weitläufigen Hofe anlangten, der die Fähre beherrſcht, kamen erſt Männer, Weiber und Kinder heraus, um uns anzuſehen. Dann hatten unſere beiden Führer ihre Fraubaſereien mit ihnen, das einzige geſellige Vergnügen, das ihnen außer unſeren ermüdenden Fragen zu Gebote ſtand. Dann wurden Ruder und Stricke herbeigeholt, und endlich trollte man an die Fähre hinab. Dort mußten alle Pferde ausgeſchirrt, Kaſten und Pferdegeſchirr in das Boot geladen werden. All das geſchah in ungetrübter Behäbigkeit. Ich hatte bequeme Zeit, mir eine kleine Skizze der Flußlandſchaft zu entwerfen. Das

rechte Flußufer entlang liefen oben langgestreckte Trapphügel, steil nach dem Flusse abfallend, mächtigen Bastionen vergleichbar, nach unten verliefen sich die Hügel in Moorland. Gegenüber am linken Ufer lagen weite Sand- und Steinwüsten, mit ihrem gelben Rand scharf abstechend von den eisengrauen Wogen des mächtigen Flusses. Weiterhin erhoben sich kahle, graue Hügelrücken in langen Horizontallinien hintereinander. Ueber ihnen starrte gigantisch die ungeheure stumpfe Schneepyramide des Eyjafjalla-Jökull — alles Eis und Schnee, nur da und dort von schwarzen Felslinien durchzogen, viel breiter als der Snaefell, ein prächtiger Titane. Durch ihn erhält die Flußlandschaft eine anziehende, melancholische Erhabenheit.

Die Ueberfahrt hatte ein ganz anderes Gepräge, als die gestrige über die Hvitá. Die Thjórsá ist ein wirklich großer, gewaltiger Strom. Unsere Bootsleute mußten tüchtig arbeiten, um dem Andrang seiner Wellen zu widerstehen. Zwischen Kisten und Sattelzeug bildeten wir eine sehr drollige Gruppe. Das Lustigste an der Geschichte waren aber die „lieben Thiere", die sämmtlich hinüberschwimmen mußten. Erst unter ungeheurem Halloh und Gescheuche entschlossen sie sich endlich, ins Wasser zu gehen. Ein Theil kehrte wieder um, schüttelte und wälzte sich. Sie mußten schließlich förmlich hineingejagt werden. Der Strom trieb sie weit von unserm Boote hinab. In bedeutenden Entfernungen tauchten die vierzehn Köpfe nach dem andern Ufer hin. Dort ging nun die alte Komödie los; denn die Gelegenheit war günstig. Eine gute Weile zappelte die ganze Gesellschaft auf dem Rücken im gelben Ufersande und strolchte dann langsam zu uns herüber, unterwegs nach Futter suchend. Ueber eine Viertelstunde verging, bis wir wieder aufsitzen konnten. Die Thierchen waren abscheulich schmutzig; mein Schimmel war ganz gelb geworden. Doch Striegel und Bürste sind unbekannt; der nächste Bach mag sie waschen. Mittagsrast machten wir nach mehr als fünfstündigem Ritt in Fellsmúli am Skardsfjall. Durch einen stockdunkeln kleinen Gang führte uns der Bauer in die beste Stube, die er hatte, die zugleich Wohn-, Kinder- und Schlafstube war. Unter dem nach beiden Seiten sich abdachenden First waren vier Bettalkoven, zwei auf jeder Seite, so daß zwischen den beiden hinteren gerade noch ein kleiner Tisch Platz hatte, den wir, auf den Betten sitzend, zu unserer Mahlzeit benützen konnten. Ein kleines Giebelfenster erleuchtete den ärmlichen Raum. An dem dritten Bett saß, in Ermangelung der unnöthigen Stühle, die Hausfrau und ihre Schwester, ein erwachsenes Mädchen, und wiegten abwechselnd ein kleines Kind. An dem vierten Bett gegenüber stand ein Mädchen von 4 bis 5 Jahren und spielte mit zwei kleinen Kätzchen, welche die alte Katze, freundlich spinnend, behütete. Zwischen diesem und dem nächsten Bett war auf einem Holzgestell eine große Stockuhr angebracht, wie es schien ganz neu, mit wohllackirtem Gehäuse, das Prachtstück der Stube. Denn Alkoven, Tisch und alles war sonst von rohem Holz. Darunter lagen etliche alte Erbauungs- und Unter-

haltungsbücher, ganz abgebraucht und zerlesen. An der noch freien Hinterwand der Stube hingen Kleider und Hausrath in buntestem Wirrsal, wohl die halbe Garderobe der Familie. Wie mag es da während des langen Winters sein, wenn der Schnee vom Hekla und Eyjafjalla herniedersteigt bis an die Thjórsá, wenn die Tage kaum 4 bis 5 Stunden lang sind, und man vor Schnee kaum zur Kirche reiten kann, wenn die Stockfischbündel in den Vorrathskammern zu Ende gehen und es draußen noch immer nicht grün werden will? Der kälteste Monat ist in ganz Island der März; die Durchschnittstemperatur dieses Monats ist an der Westküste (Stykkishólmr) — 2,8 ° C.; hier im Thale der Thjórsá mag sie zwischen Null und — 3 ° liegen. Im Juli, dem wärmsten Monat, steigt sie zu + 9 bis 10 ° C. Die Durchschnittstemperatur des ganzen Jahres wird zwischen + 4 bis + 5 ° C. betragen. Darauf sind diese Häuschen eingerichtet. Brennholz und Kohlen hat man nicht; Torf und Reisig reichen knapp aus, um eine kümmerliche Heizung zu Stande zu bringen. Die Luft ist in diesen Stübchen dann nicht ambrosisch; die Reinlichkeit muß unter der Sorge für die Wärme leiden. Von dem civilisirten Firlefanz großstädtischer Arbeiterwohnungen ist da nichts zu finden. Aber die Leute sind unzweifelhaft viel glücklicher und zufriedener, schlichter und frömmer, als durchschnittlich die Arbeiterwelt der continentalen Fabrikstädte. Der Bauer ist sein eigener Herr; die Bäuerinnen sind zwar keine Putzmacherinnen, aber gewöhnt, ihre Kinder selbst in allem Nöthigen zu unterrichten. Die größeren Kinder sind die Stütze ihrer Eltern. Knechte und Mägde sind keine Heloten, sondern rechnen mit zur Familie. So herrscht in diesen einsamen Gehöften noch die Gemüthlichkeit der guten alten Zeit, freilich nicht ohne die Schattenseiten, welche ein so ungünstiges Klima, Armuth und Mangel an Verkehr nothwendig mit sich bringen.

Unsere Mahlzeit, etwas Suppe und Rindfleisch, lieferte der Inhalt einer Blechbüchse. Was davon übrig war, gaben wir den Leuten, welche die größte Freude darüber bezeigten. Der Vater gab gleich der Mutter davon und diese den Kindern und die Kinder den Katzen. Der Bauer führte uns darauf zu zwei merkwürdigen Höhlen, von welchen die eine als Milchkeller, die andere als Schafstall diente. Zu der ersteren mußte man durch ein enges Felsloch hineinkriechen, das sich ganz nahe am Gehöfte befand; dann öffnete sich eine weite Halle, von oben durch ein rundes natürliches Steinrohr erleuchtet, ganz von derselben Gestaltung wie der Strokkr. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß wir uns in dem unterirdischen Wasserreservoir einer frühern warmen Quelle befänden, die einst, ähnlich siedend und springend, wie der Strokkr, durch ein Erdbeben oder andere vulkanische Umwälzungen von seinen weiten Verzweigungen und Zuflüssen abgeschnitten wurde. Wir untersuchten den kleinen Krater auch oben; der wulstige Rand sah ganz wie der des Strokkr aus.

Den Nachmittag begnügten wir uns mit einem Ritt von guten drei Stunden. Wir hatten die Hekla jetzt ihrer ganzen Länge nach vor uns und nichts mehr dazwischen, als das breite Flachland, das sich von der Thjórsá zu der Vestri-Rángá hin ausdehnt und das mehr als einmal von dem Aschenregen des Vulkans überschüttet worden ist. Am Fuße des Skards-fjall liegen bis Skard noch gute Wiesen. Dann aber gelangten wir in eine förmliche Steppe, erst Steinfeld, dann Sandfeld, dann wieder Stein-feld, zum Theil mit Sand überschüttet. Wir kamen an mehrere halbzerstörte Höfe. Wie Eyvindr berichtete, hatten die Bewohner wegziehen müssen, weil die von Nordost daherstürmenden Sandwirbel ihnen die Wiesen ver-darben und die Wohnung unausstehlich machten. Die Ruinen starrten uns überaus traurig an. Wir waren nicht viel weiter gekommen, da erhielten wir selbst eine Probe des verheerenden Naturschauspieles, das die armen Leute aus ihrem Heim vertrieben hatte. Haushohe Staub- und Sandwolken, röthlich gelb, wie die Wolken eines ungeheuren Brandes, wirbelte der Wind langsam über die Flußebene dahin. Sie kamen auf uns zu und mischten sich bald mit den Staubwirbeln, die unsere Karawane aufwühlte. Man mußte den Mund schließen und die Kappe bestmöglichst über die Augen herabdrücken. Obwohl wir einen wackern Galopp anschlugen, dauerte der Steppenritt wohl eine halbe Stunde, und wir wurden ganz mit feinem Lavastaub überschüttet. Ich meinte, in der Tatarei zu sein, als wir so über die Ebene dahinsausten. Die sandige Tatarei verwandelte sich indes bald in die steinige Tatarei, auf welcher es sich nicht mehr so angenehm ritt. Man erhielt einen Puff um den andern. Schließlich fand aber auch das sein Ende. Wir erreichten die schönen Wiesen an der Vestri-Rángá, die durch die Vorberge der Hekla vor dem Sandsturm geschützt sind. Da lag ziemlich nahe am Fluß der Hof Galtalaekr, wo wir Rast halten sollten. Daß wir gerade hierher geführt wurden, war, wie sich nachher herausstellte, ein diplomatischer Streich Eyvindrs, der mit den Leuten sehr gut bekannt, wenn nicht verwandt war. Graf Wolfegg hatte ihm angedeutet, daß er wohl einen netten Pony zu kaufen und mitzunehmen gedächte, und da nun die Leute in Galtalaekr mit Pferden handelten, so wollte er hier den Handel einfädeln. Wir standen uns dabei besser, als wenn wir noch über den Fluß nach Naefrholt geritten wären, das hart unten an einer Berghalde der Hekla liegt. Ein rechtes Mausloch! In Galtalaekr dagegen hatten wir nicht bloß die Hekla und ihre Vorberge der ganzen Länge nach vor uns, sondern auch freie Aussicht über das weite Thal hin. Nach Nordosten, hart an der Thjórsá, steht der Burfell, eine schwerfällige, abgestumpfte Felspyramide; südlich davon zieht sich die Vestri-Rángá entlang eine zackige Kette niederer Lavahügel, hinter welchen die Hekla als breiter, langgestreckter Rücken empor-ragt, weit herab mit Schnee bedeckt, dessen kleinere und größere Felder durch schwarze Felslinien begrenzt werden. Gegenüber, nach Nordwesten, hat man

die Hügel bei Hruni, von denen wir herkamen, dazwischen die große Sandsteppe, nach beiden Seiten von Wiesenland begrenzt. Unfern von dem Gehöfte trafen wir ein allerliebstes Plätzchen. Zwischen gutbewachsenen Hügelvorsprüngen bildete die Vestri-Rángá einen kleinen Wasserfall. Eine kleine Insel im Fluß und das jenseitige Ufer war mit isländischem Wald bestanden, dahinter die Lavahügel und dann der Schnee der Hekla, über die ein großer Wolkenmantel herabwallte. Die untergehende Sonne brachte ein lange andauerndes, prächtiges Farbenspiel hervor. Das Grün des Ufers ward tief und kräftig, die wilden Hügelklippen erglänzten in röthlichem Licht; zarte Rosawölkchen schwebten um die Schneefelder des alten Vulkans, während mächtige weiße Wolkenballen sich langsam in der Abendröthe verklärten und lange Streifen, golden und röthlich angehaucht, in dem strahlenden Himmel verliefen. Dazu alles weihevoll still; nur der Wasserfall rauschte sein Abendlied, ein Bild des tiefsten Friedens.

Und doch, welche furchtbaren Erdrevolutionen haben sich innerhalb der letzten acht Jahrhunderte an dieser Stätte vollzogen! Nach Thorvaldr Thoroddsen sind seit 1104 nicht weniger als 18 Ausbrüche des Hekla geschichtlich bestätigt. Preyer und Zirckel, welche noch einige in der Nachbarschaft hinzurechnen, gelangen zu der Zahl 26. Keine achtzig, oft keine zwanzig Jahre vergingen, ohne daß die Kräfte der Tiefe die ganze Umgegend erschütterten und der Berg wochen- und monatelang riesige Feuersäulen gen Himmel und verheerende Lavaströme zu Thale sandte. Im Jahre 1300 schien der ganze Berg entzwei zu bersten, und die Asche drang über ganz Nordisland hin; 1510 wurden Lavastücke westlich bis zu dem Bischofsitze Skálholt geschleudert; 1597 öffneten sich auf einmal 18 Krater, und die halbe Insel ward mit dem Aschenregen bedeckt; 1766 wurden fünf weit auseinanderliegende Gehöfte zerstört; bei dem letzten Ausbruch im Jahre 1845 erreichte die Feuersäule nach der Berechnung des Geographen Gunlaugson eine Höhe von 1200 bis 2500 m, die Asche wurde vom Winde bis zu den Shetlands- und Orkney-Inseln getrieben. Daß das Innere des Berges noch nicht zu völliger Ruhe gelangt ist, beweisen die kleineren Ausbrüche, die 1878 nordöstlich vom Hekla, in einem öden und verlassenen Landstrich stattfanden.

Gewaltigen Schaden richtete der vorletzte Ausbruch, im Jahre 1766, an, nachdem Island schon zuvor durch andere Vulkanausbrüche, Krankheiten und Viehseuche furchtbar heimgesucht worden war. Die Eruption der Kötlugjá (Katla) 1755 wirkte unmittelbar und durch Ueberschwemmungen so verheerend, daß 50 Bauernhöfe aufgegeben werden mußten. Da, in der Nacht vom 2. auf den 3. April 1766, nach einem erträglich milden Winter, erschütterte plötzlich ein Erdbeben die ganze Umgegend. Gegen $3^1/_2$ Uhr morgens stieg unter ungeheurem Getöse eine gewaltige, schwarze Sandsäule am Gipfel des Berges auf und warf glühende Steine und Feuergarben in

die Lüfte. Bimssteine von 3 Ellen Umfang wurden 2 bis 3 Meilen weit geschleudert; magnetische Steine, von denen einer über 7 Pfund schwer, flogen 3 Meilen weit aus dem Krater und schlugen so tief in den gefrorenen Boden, daß man sie nur mit Hebestangen herausbrechen konnte. Noch im Laufe des Vormittags bedeckte der Aschenregen auf 30 Meilen nach Nordwesten hin alle Vegetation mit handhohem Sande. Zum Glück wandte sich der Wind am Mittag nach Nordosten hin; sonst würde die Thalfläche der Thjórsá und alles umliegende Land, gleich anderen einst fruchtbaren Theilen Islands, vielleicht in eine trostlose Wüste verwandelt worden sein.

Der breite Fluß wurde so von Bimssteinen überschüttet, daß man ihn an den Ufern kaum mehr zu unterscheiden vermochte, und selbst das Meer war auf eine Weite von 30 Meilen so davon bedeckt, daß die Fischernachen sich nur mit Mühe durchkämpfen konnten. Der kleinere Fluß Vestri-Rángá, an dessen Fall wir so gemüthlich saßen, wurde durch Steine und Asche völlig von seinem Laufe abgelenkt und ergoß sich als Ueberschwemmungsflut über die Wiesenflächen des Thales. Fünf Höfe wurden zerstört und weite Strecken von Wiesen und sogenanntem Wald verwüstet. Die unheimliche Finsterniß, welche der Ausbruch bewirkte, erstreckte sich nach Finnr Jónssons Bericht über das ganze Nordland. Bei Thingeyrar, dem einstigen Benediktinerstift, 31 Meilen von der Hekla, war bei Tage ein weißes Blatt Papier von einem schwarzen nicht zu unterscheiden. An dem vormaligen Bischofssitze Hólar, noch zwei Meilen weiter, wollten Leute zwischen dem Sandregen die Sterne flimmern gesehen haben. Im Bezirk Skagafjördr herrschte völlig nächtliches Dunkel. Am 9. April erfolgte ein neuer, gewaltiger Ausbruch: zwei mächtige Feuersäulen loderten gen Himmel, vier Krater öffneten sich, zwei davon wälzten Lavaströme den Berg hinunter, der dritte entlud siedend heißes Wasser, der vierte schleuderte Sand, Asche, Feuer und glühende Steine aus. Am 21. April wurde die Feuersäule auf 5000 m Höhe geschätzt. Dann ruhte das gewaltige Feuerwerk bis zum 18. Mai. Am 31. Mai öffnete sich ein fünfter Krater. Im ganzen fanden von Anfang April bis zum 5. Juli 24 größere Ausbrüche statt, immer unter furchtbarem Donner und Getöse. Eine Menge Schafe und Rindvieh starben Hungers, weil die Weiden weit um den Vulkan herum verschüttet waren. Die Fische, die bereits zum Laichen die Flüsse heraufgekommen waren, gingen meist zu Grunde. Zum allgemeinen Jammer gesellte sich noch eine Art Skorbut, der unter den Einwohnern große Sterblichkeit herbeiführte.

Im Herbst 1845 waren die Schafheerden, welche man bis in die verlassensten Bergesöden und an die Grenze des ewigen Schnees hinauf weiden läßt, noch nicht eingetrieben, als am 2. September morgens 9 Uhr ein gewaltiger Knall eine neue Eruptionsperiode der Hekla eröffnete. Dieselbe richtete nicht so viel Unheil an, wie jene von 1766, dauerte aber viel länger,

bis in die Mitte des folgenden Jahres hinein. Der Stein- und Aschenregen des ersten Ausbruches wandte sich diesmal der Südküste zu. Um 11 Uhr begann ein dichter Hagelschauer von gelbgrauen Lapilli von der Größe mittlerer Hagelkörner. Zugleich trat eine schreckenerregende Finsterniß ein. Gegen Mittag wurde es so finster wie in einer sternenlosen Winternacht. Man sah keinen Schritt weit vor sich. In den Hütten mußte man Licht anzünden, und die Leute, die auf dem Felde waren, konnten ihren Heimweg nicht mehr finden. Erst nach einer Stunde begann es wieder zu tagen. Weithin war die Erde einen halben Zoll hoch mit schwärzlichem Gries bedeckt; dann folgte ein Regen von schwarzem und stahlgrauem Sand, der fein, aber schwer war, und endlich eine ganz feine, schwarze Asche. Dieser Sandregen hielt bis zum folgenden Tage an. Am 3. September stand das neue Aschenlager meilenweit anderthalb Zoll hoch. Ein Lavastrom brach schon in den ersten Tagen der Eruption an dem südwestlichen Gehänge des Berges hervor, schritt aber langsam voran und erreichte erst Anfangs October die Nähe des Gehöftes Naefrholt. Schutt und Felstrümmer vor sich herschiebend, dehnte sich die dickflüssige Masse auf eine Breite von etwa zwei Meilen aus. Die Höhe des Stromes wurde oben am Berge auf 25 m, unten auf größere Entfernung noch auf 12—16 m geschätzt. Nach etwa einer Woche begann die Oberfläche zu erkalten und eine feste Kruste anzusetzen; doch schien überall noch das rothglühende Innere durch und brach wiederholt die noch schwache Rinde. Die Hitze war so groß, daß man dem Strom auf zehn bis zwölf Schritte nicht nahen konnte, ohne das Gesicht zu bedecken. Bei Tage sah die feuerflüssige Masse schwarzblau aus, bei Nacht leuchtete sie wie glühendes Metall. Eisenstangen, die man hineinsteckte, wurden in wenigen Minuten rothglühend, und dichte Dämpfe qualmten beständig in die kältere Luft empor. Heftigere und minder heftige Ausbrüche wiederholten sich in den folgenden Wochen. Am 19. October setzte sich zuerst wieder Schnee an der Spitze des Berges fest. Die Eruptionen dauerten indes bis in das folgende Jahr fort, im ganzen sieben Monate. Am 6. April erhob sich die Aschensäule zum letztenmal; einige Tage später begann das neue Steinfeld unten am Krater sich mit Schnee zu bedecken. Der Lavastrom ergoß sich diesmal nur über unfruchtbare Gebiete. Aschen- und Steinregen verheerten zwar ansehnliche Strecken rund um den Berg, so daß wegen Mangel an Futter viele Schafe umkamen; aber ganze Landestheile wurden von der Verwüstung nicht betroffen. Auf die Bevölkerung übte indes auch dieser Ausbruch eine schreckhafte, drückende Wirkung aus. Die spärlichen Weideplätze auszunützen, die zwischen den Sandsteppen, Steinfeldern, Lavaströmen und Felstrümmern sich kümmerlich erhalten haben, erfordert die naive Genügsamkeit und den standhaften Gleichmuth kräftiger Naturkinder, welche ihre Versicherung gegen Lebens- und Feuersgefahr dem lieben Gott anheimstellen.

10. Juli.

Wir waren in Galtalaekr ziemlich eng logirt. Neben einem wirklichen Bett, etlichen buntbemalten Familientruhen und unsern Pferdekasten blieb für zwei andere improvisirte Betten gerade nach Raum, aber dann war auch alles vollgepfropft. Graf Wolfegg und ich schliefen indes gut und konnten mit frischer Kraft zu unserer Bergtour ausrücken; P. von Geyr fühlte sich zwar sehr erschöpft und unwohl — er hatte während der Nacht kaum ein Auge zugethan —, aber aus freundschaftlicher Rücksicht für uns entschloß er sich, mitzukommen. Da ich nichts davon wußte, daß schon Madame Ida Pfeiffer und manch' andere Damen auf die Hekla geritten sind, so hatte die Bergtour noch immer den Reiz eines kleinen Abenteuers. Ich träumte von Feuer und Schnee, Abgründen und Kratern, und wenn auch der Berg offenbar viel niedriger war, als ich mir vorgestellt hatte, so hatte doch seine Einsamkeit eine eigenartige Größe. Ein junger Bursche des Gehöftes bot sich als Hekla-Führer an, und da Eyvindr den Berg nicht kannte, nahmen wir ihn an, und bald commandirte er uns auf einem prächtigen isabellenfarbigen Wallachen. Der Weg war allerliebst. Wiesen bis fast an den Fluß. Die Schafe waren noch in Hürden, als wir vorbeiritten. Die Vestri-Rángá, so oft von den Ausbrüchen des Vulkans verschüttet oder so erhitzt, daß die Fische darin zu Grunde gingen, war eiskalt. Tief, hell und wasserreich, bei starkem Gefäll, machte sie sich wie ein munterer Bergfluß. Das jenseitige Ufer war mit Wald bestanden; der Weg schlängelte sich zwischen mächtigen Felstrümmern hin, um welche sich eine ungewöhnlich kräftige Vegetation entwickelt hatte. Ueber Moor und Weiden gelangten wir zu dem Hofe Naefrholt, der im Jahre 1846 wegen der drohenden Nähe des Lavastroms verlassen worden war, jetzt jedoch längst wieder bewohnt ist. Der Führer sprengte zu dem Hofe, holte uns aber rasch wieder ein und wies uns einen breiten, steilen Hügel hinan, der fast wie ein Stück Alpe aussah. Es war etwa 8 Uhr, ein prächtiger Morgen. Die Aussicht nach dem Thale wurde uns bald durch jene lange Reihe von Hügelzacken versperrt, die sich vom Thale wie eine Art Vormauer des Berges ausnimmt. Hinter derselben, am Rinnsal eines kleinen Bergbaches, ritten wir über eine Stunde in sanfter Steigung die Hügelkette hinan, die dem Hauptberge parallel, von Südwest nach Nordost läuft. Einzelne Felspartien, besonders oben, waren ganz lieblich und malerisch, die Tour mehr Erholung als Anstrengung. An den Felsen walteten röthliche Töne vor; an ihrem Fuß und an den Klüften hinaus sproßten noch immer Gras und Gebüsch. Durch einen kleinen Engpaß gelangten wir in eine fast kreisrunde Thalmulde, die wohl 2 km Durchmesser haben mochte. Am Ende derselben wurde, der Pferde wegen, ein längerer Halt gemacht. Denn es wuchs hier noch schönes Gras zwischen Heidekraut, Rauschbeeren und Gebüsch, namentlich zwei Arten kleiner Weiden. Die eine war graugrün, die andere aber hatte

ein ſehr fettes, volles Grün und zierliche Blättchen, die ſich wie Myrtenſträußchen ausnahmen. Nachdem wir an dieſer freundlichen Oaſe geraſtet, änderte ſich nun aber die Scenerie. Nur vereinzelte Flecke von Zwerggebüſch, höchſtens ein paar Zoll hoch, zeigten ſich noch wie Teppichbeete in weiten, ſteilanſteigenden Sandflächen, während lange Felsmauern völlig ſchwarzer, knorriger Schlacken zeitweilig zu kleinen, engen Hohlwegen zuſammenrückten, dann wieder in weiteren Abſtänden phantaſtiſch das Sandfeld begrenzten. Eine kleine Weidenart (Salix herbacea) iſt die einzige Pflanze, welche zwiſchen dieſem Lavageröll noch Nahrung zu finden vermag. Sie war eben in der Blüte. Sonſt kein Menſch, kein Thier, keine Pflanze, kein fröhlicher Bach mehr. Kein Laut ſtört die feierliche Stille. So gelangt man zu dem erſten Hauptjoch des langgeſtreckten Berges, der ſich in plumpen Felsmaſſen immer höher aufthürmt, bis ſeine blendenden Schneelager endlich in den Wolken verſchwinden. Da lag denn die troſtloſeſte Wüſte vor uns, die ich noch je in meinem Leben geſehen. Ueber eine Stunde weit nichts als Sand und Trümmer. Alles grau in grau, eingerahmt von blendender Schneefläche und ſchwarzen Felslinien, dieſe in der Nähe wohl bizarr, geſpenſtiſch, auf einige Entfernung eintönig, ſtarr und todt. Auch die Sicht nach dem Thale hin iſt farblos und öde.

Anſtrengend war der Ritt nicht; die Steigung war eine mäßige, und die Pferdchen wußten ſich zwiſchen dem Geröll immer einen erträglichen Weg zu finden. Erſt an einer ſchneebedeckten Halde mußten wir abſitzen und die Thiere über den Schnee hinaufführen. Sie belohnten uns dieſe Artigkeit dadurch, daß ſie uns noch über einen breiten Sattel trugen, der ſchneefrei war, aber auf dem uns bereits kalte Schneeluft entgegenwehte. Hohe Schlackenmauern und Steinhaufen, meiſt völlig ſchwarz, ſetzten hier dem mehr als $3^1/_2$ſtündigen Ritt ein Ziel. Die Pferde wurden im Kreiſe aneinander gekoppelt, jedes an den Schwanz des andern, und da ſtanden ſie, ohne Futter, in der größten Gemüthsruhe ein paar Stunden lang.

Während wir uns an den ſeltſam geſtalteten Felſen einige Ruhe gönnten, Sigurðr ſich mit den Pferden beſchäftigte, verſchwand der „Hekla-Führer" plötzlich, ohne ein Wort zu ſagen. Graf Wolfegg hatte es bemerkt und war ihm gleich gefolgt. P. von Geyr fühlte ſich ſo unwohl, daß er den Aufſtieg nicht wagte. Während ich ihn zu bereden ſuchte, mitzukommen, verſtrich einige Zeit. Unterdeſſen war der Führer weg und wurde erſt nach zehn Minuten auf einem höher gelegenen Schneefeld wieder ſichtbar. Von da hinauf war nämlich ſo ziemlich der ganze Bergrücken mit Schnee bedeckt. Doch durchzogen am untern Theile ſchwarze Schlackenmauern das Feld in verſchiedenen Richtungen und theilten es in kleinere Felder der verſchiedenſten Geſtalt ein. Der blendende Schnee und die diaboliſch-ſchwarze Maſſe bildeten den ſchreiendſten Contraſt. Erſt weiter oben öffnete ſich ein großes, ununterbrochenes Schneefeld bis zum Gipfel hinauf. Ich wollte mit Sigurðr

nacheilen. Aber in den schweren Reitstiefeln war das keine leichte Sache. Jetzt mußten wir über die Schlackenhaufen klettern, die voller Löcher waren und bei festem Schritt nachgaben; jetzt kam wieder ein Stück Schnee, das zwar fest genug war, um einen nicht ganz einsinken zu lassen, aber doch noch so weich, daß das Gehen recht beschwerlich wurde. Von diesen Schlackenhügeln aus schien der Gipfel aus drei breiten Kuppen zu bestehen, deren Calotten oben schneefrei waren, während die Abhänge nach Norden hin ein weites Schneegefild überdeckte. Zu unserer großen Freude zertheilte sich der Wolkenmantel, von dem der Berg seinen Namen hat und der sich den ganzen Morgen darüber gelagert hatte. Ein kalter Wind strich über den Berg hin, und die Sonne, welche blendend auf dem Schnee glitzerte, vermochte nur wenig Wärme zu spenden. Als wir höher gestiegen waren, traten die beiden äußeren Kuppen zurück; über den Schneefeldern der mittleren aber zeichneten sich deutlich drei Spitzen ab, so gestellt, daß sie eine Vertiefung, einen Krater, zu umschließen schienen. Hiermit mögen vielleicht die drei Spitzen gemeint sein, die in mehreren Reisebeschreibungen erwähnt werden. Von dem Thale aus zeigten sich am folgenden Morgen deutlich acht verhältnißmäßig kleine, dunkle Spitzen über dem breiten, weißen Mantel.

Da der Führer aus Galtalaekr statt schwerer Reitstiefel nur leichte Lederstrümpfe anhatte, so gewann er uns bald einen weiten Vorsprung ab und tanzte die Schneefläche hinauf, als ob es ebener Boden wäre. Die Schildkröte ließ sich indes von dem Hasen nicht verblüffen, sondern kroch ihm geduldig nach. Der Weg hinauf nahm starke anderthalb Stunden in Anspruch, an sich eine Kleinigkeit, aber wegen des beständigen Nachsinkens und Zurückrutschens schließlich doch eine Strapaze.

Die Höhe der Hekla wird bekanntlich sehr verschieden angegeben, von einigen auf 1603 m, von Paykull auf 1559 m, von Thoroddsen auf 1556 m, von dem norwegischen Geologen Kjerulf auf 1432 m. Sie wird also jedenfalls 150 m, vielleicht 300 m niedriger sein als der Rigi, etwa 300 m höher als der Vesuv (1200), aber um die Hälfte niedriger als der Aetna (3313, n. a. 3369). In Island selbst übertreffen sie an Höhe der Öraefa-Jökull (1959 m), der Snaefells-Jökull (1823 m), der Eyafjalla-Jökull (1706 m) und der Herdubreid (1660 m). Wenn Captain Burton deshalb die Hekla einen Humbug, einen Schwindel nennt, so trifft dieser Vorwurf wohl ein wenig die jugendlichen Phantasien, welche sich mancher über den weitentlegenen, obligaten Schulvulkan zurechtträumen mag, oder auch die Beschreibungen einzelner Reisenden, welche von schauerlichen Abgründen und schwindelnden Klippen, qualmenden Spalten und anderen Schrecken erzählen. Mit den Schrecknissen und Herrlichkeiten der Schweizer und Tiroler Alpen lassen sich die Gletscherberge und Vulkane Islands schon ihrer geringen Höhe wegen kaum vergleichen. Auch unter ihnen böten die noch wenig bekannten Höhen des Vatna-Jökull weit mehr

Abenteuerliches als die Hekla dar. Aber ein Schwindel ist deshalb die Hekla nicht, so wenig als der Rigi. Vielmehr ist ein Hekla-Ausflug für Island ebenso charakteristisch und lohnend, wie eine Rigi-Tour für die Schweiz, und es ist wohl der Mühe werth, das eigenartige Naturschauspiel, das sich von seiner Höhe aus darbietet, einmal zu sehen.

Das Eruptionsgebiet des Vulkans erstreckt sich über einen Flächenraum von 680 qkm, ein Areal, das nahezu demjenigen des Schweizerkantons Glarus gleichkommt. Durch diese Wüste zieht sich südlich vom Flusse Thjórsá und ungefähr in dessen Richtung von Südwest nach Nordost ein Höhensystem von etwa 23 km Länge, das aus fünf parallel laufenden, da und dort unterbrochenen Berg- und Hügelketten besteht. Diese bauen sich zu drei bis vier Terrassen auf, über deren letzte der Hauptberg noch etwa 900 m emporragt.

Die niederste Mauer von Felshügeln, die sich längs der Vestri-Rángá dahinstreckt, heißt Marklidar; in geringer Entfernung folgt die etwas höhere Hügelreihe, der Bjólfell (167 m), der Laugafjall, der Melfell, dahinter (gegen Westen) der Tindafjöll und der Gráfjöll; die dritte Reihe beginnt weit mehr nach Westen mit dem Fálkhamar, an den sich der Selsundsfjall und nach langem Zwischenraum die Hekla selbst anschließt, und noch weiter nach Nordost der Raudaskál. Südlich von dem eigentlichen Hauptgrat aber ziehen sich, durch verschiedene Lavaströme getheilt, der Geldingafjöll, der Raudfossafjöll und der Vatnafjöll in derselben Richtung dahin.

Die meisten und stärksten Lavaströme haben sich ost- und südwärts gewandt und die Gebirgsabhänge und Terrassen sind deshalb nach dieser Seite hin bedeutend höher als nach Westen; das ganze Gebirge sieht eben deshalb von Westen her malerischer aus. Mit ihren gelbbraunen Tufflagern zeichnen sich die älteren Höhenzüge auch durch die Farbe meist ziemlich scharf von dem vulkanischen Sand und der mattgrauen Asche ab, welche sich in mächtigen Strömen dazwischen gelagert hat und von dunklen, knorrigen Schlackenhaufen in phantastischen Linien durchzogen wird. Nach Westen hin, von wo wir den Berg bestiegen, laufen die Lavaströme der verschiedenen Ausbrüche wirr durcheinander. Den Geologen ist es indes gelungen, einige derselben, wie den Selsundshraun, den Austurhvolshraun und den Paeluhraun, ziemlich genau zu bestimmen. An die zwei letzteren grenzt nordwärts der gewaltige neue Lavastrom, der sich 1845 von der Hauptspitze des Berges nach der Vestri-Rángá hin bis Naefrholt ergoß. Wir durchritten einen Theil desselben, unten bei Naefrholt, dann den Austurhvols- und Paeluhraun bis an den Fuß des Raudöldr, eines ältern Kraters, der durch seine feuerrothen Schlacken lebhaft von dem umliegenden Aschenfeld absticht. Zunächst um die Hekla herum zählte der norwegische Mineraloge Helland nicht weniger als 14 Krater, welchen ansehnlichere Lavaströme von etwa 30 m Mächtigkeit (Dicke) entquollen. Sie liegen sämmtlich in der Hauptlinie des Gebirges von Südwest nach Nordost. Fünf derselben, welche sich bei

dem Ausbruch von 1845 öffneten, nehmen den oberſten Rücken des Berges ein. Die vier erſten ſtoßen unmittelbar aneinander, der fünfte iſt etwas davon abgeſondert. Sie ſind ſämmtlich von ausgezeichneten Geologen, wie Sartorius von Waltershauſen und J. C. Schythe, kurze Zeit nach dem letzten Ausbruch, im Sommer 1846, ſorgfältig unterſucht und beſchrieben worden. Nach Descloizeaux ſoll der ganze Gipfel des Berges durch dieſen Ausbruch um 160 m Höhe abgenommen haben. Der Isländer Gunnlaugſon maß die erſten vier Krater am 17. Juli 1846 und dann alle fünf am 13. Auguſt desſelben Jahres. Aus dieſen Meſſungen ergab ſich, daß die Tiefe des erſten Kraters in dieſer kurzen Friſt von 11 m auf 3 zuſammengeſchmolzen war, diejenige des zweiten von 19 m auf 9, diejenige des dritten von 81 m auf 75, diejenige des vierten von 154 m auf 49; die Meſſung des fünften aber ergab 85 m Tiefe. Der erſte dieſer Krater war es, aus dem der große Lavaſtrom von 1845 hervorquoll. Schythe ſchätzt den Umfang dieſes Stromes auf etwa $^1/_4$ Quadratmiil däniſch, d. h. 13 qkm, die Mächtigkeit auf durchſchnittlich 100 Fuß oder 31,3 m, und rechnet aus, um eine annähernde Vorſtellung von der gewaltigen Lavamaſſe zu geben, daß eine ſolche das ganze damalige Kopenhagen bis zu einer Höhe von 103 m, weit über die höchſten Kirchthürme hinaus, in ihren Fluten hätte begraben können. Jetzt iſt der Schlund, dem dieſe ungeheure feuerflüſſige Maſſe entſtrömte, durch Senkung, Einſturz, Verwitterung faſt ganz ausgefüllt und nur noch an den hervorragenden Spitzen erkennbar, welche den einſtigen Kraterrand bezeichnen. Aehnlich iſt es mit dem zweiten Krater. Die anderen drei dagegen haben der unabläſſigen Zerſtörungsmacht der Naturkräfte noch einigermaßen Stand gehalten, doch entſprechen auch ſie nicht mehr völlig den Beſchreibungen, welche bald nach dem Ausbruch davon entworfen wurden. Anſehnliche Stücke des Randes haben ſich abgelöſt und ſind in den Krater gefallen, andere Theile haben ſich geſenkt, und Schnee, Wind und Regen haben nicht umſonſt faſt das ganze Jahr hindurch daran gewühlt. Jetzt im Juli, in der ſchönſten und wärmſten Zeit des Jahres, war der größere Theil der Krater noch mit Schnee bedeckt, wie der höher gelegene Theil des Lavaſtromes von 1845. Der ſüdöſtliche und der nordweſtliche Rand des jetzigen zweiten (früher vierten) Kraters bildet die zwei höchſten Spitzen des ganzen Berges.

Nur ein kleiner, ſchwach rauchender Spalt an einer ſchneefreien Stelle des zweiten Kraters deutet noch unmittelbar die furchtbaren Gewalten an, welche acht Jahrhunderte lang von dieſem Feuerherde aus halb Island in Angſt und Schrecken verſetzten. Viel deutlicher aber gemahnt an ſie das ungeheure Labyrinth von Kuppen, Höhen, Bergſätteln, Felsrücken, Hügelreihen, das in unregelmäßigen Stufen nach beiden Seiten von dem langgeſtreckten Hauptgrat des Vulkans zu Thale ſteigt, oben weithin mit dem Leichentuch eines faſt ewigen Schnees bedeckt, aus dem öde Hügel

von Sand und Grus, Schlacken und Auswürflingen aller Art gleich Hünengräbern melancholisch emporstarren, unten grau, schwarz, röthlich, gelblich, die rohe Töpferform einer erst werdenden Landschaft, die noch nicht Zeit gefunden hat, sich mit den Anfängen der Vegetation zu bekleiden. Erst im weiten Thale der Thjórsá begegnet das Auge gelbgrünlichen Farbtönen, die an die alpenartige Landschaft erinnern, welche wir die Tage zuvor durchwandert hatten. Ortschaften und Thürme gibt es jedoch nicht. Die grasbewachsenen Steinhütten der Gehöfte verschwinden wie Maulwurfshaufen in den sie umgebenden Wiesen, und diese selbst verschwimmen wiederum in den weiten Strecken von Hraun, Sand, Steinfeld, das sie von allen Seiten umgibt. Langgestreckte Hügelrücken schließen das Thal der Thjórsá von jenem der Hvitá ab. Dieses ist wieder von ähnlichen einförmigen Bergzügen begrenzt, alles auf die Ferne graublau, öde, traurig. Eine gewisse wilde Schönheit erlangt das Bild nur durch die unabsehbare, fast horizontale Schneemauer der Láng-Jökull, die sich schimmernd darüber hinreckt. Unter ihm breitet sich weiter nach Nordosten hin die furchtbarste, trostloseste Wüste aus, ohne Gras und Busch, ohne Hütte und Nest, nur nackter Stein, Lava und Asche, bis weit über die Mitte der Insel ins Nordland hinauf.

Zwei Jahre zuvor hatte ich auf dem Rigi gestanden. Welch ein Gegensatz! Wanderer aus allen Ländern Europa's, dicht gedrängt, um im buntesten Sprachenconcert ihr Erstaunen über den herrlichen Sonnenuntergang zu äußern. Der Comfort von London und Paris oben auf der Bergeshöhe, ein Schienenweg hinab zu Thale, Dampfer und Locomotiven an all den Seen in der Runde. Waldgründe und Alpen bis an die Zone des ewigen Schnees hin, Farbe, Leben, Freude bis in die unnahbaren Gletscher hinauf. Im Strahl der Abendsonne schienen selbst sie lebendig zu werden. Die ganze Landschaft jauchzte in wonniger Glut. Hier aber der Ernst und die Stille des Todes. Das eigene Wort wurde einem fast unheimlich in dieser Einsamkeit. Um uns der Frost des Winters, mitten in der schönen Julizeit, und fern am Horizont wieder riesige Massen von Schnee und Eis, dazwischen Wüste und Steppe. Keine Stadt, kein Dorf, kein Kirchlein, keine Erinnerung menschlichen Lebens und Treibens. Kein Vogel nistet da, kein Moos bekleidet die schwarzen Trümmer. Das Freundlichste ist noch der reine, weiße Schnee. Aber auch er kann sich nicht zur gemüthlichen Winterlandschaft entfalten. Feuersgewalt hat sie nach allen Seiten in ein wirres Labyrinth zerrissen, besonders nach dem Süden hin. Da thürmen sich, von todten Felsabhängen und Lavamauern abgegrenzt, nebeneinander die Schneekolosse auf, die wir früher vom Meere aus angestaunt, der Torfa-, der Tindafjalla-, der Godalands-Jökull, die Katla, der Eyjafjalla-Jökull. Wolken senkten sich von diesen nach dem südlichen Meere hin, so daß die Westmänner-Inseln nicht deutlich sichtbar waren. Dagegen that sich neben

der Eis- und Schneewüſte im Süden eine düſtere Steppe nach Weſten hin auf, die kahlen Berge am Thingvallavatn, die hügelige Steinöde nach Cap Reykjanes hin. Keiner der Berge hat ſo ſchöne charakteriſtiſche Zeichnung, wie etwa das Wetterhorn, die Jungfrau, der Tödi, der Glärniſch oder andere Schweizerberge. Doch alle zuſammen bilden ein Panorama, das ſich wie ein ſeltſamer Traum dem Gedächtniß einprägt. Man glaubt in eine ganz fremde Welt geblickt zu haben, in welcher der arktiſche Norden ſchon alles Leben zu ertödten droht, während die vulkaniſchen Kräfte des Erdinnern unaufhörlich gegen ſeine Herrſchaft ſich auflehnen. Zwiſchen Feuer und Eis, von beiden verwüſtet und heimgeſucht, grünt in den Thälern der Gletſcherabflüſſe bis zum Meere hin eine kärgliche Pflanzenwelt, und weit zerſtreut auf entlegenen Gehöften pflanzt eine kleine Schaar muthiger Anſiedler die Kunde fort, daß freie Männer aus Norwegen einſt dieſe Wüſte zur Heimat auserkoren, um keinem königlichen Machtgebote ihr Haupt beugen zu müſſen. In dieſer Bergeseinſamkeit muß ſich indes auch jener ernſt männliche Trutz der Freiheit einem Höhern beugen. Was iſt ein Menſch, was iſt ein ganzes Volk gegen die Urgewalten der Natur, wie der Schöpfer ſie hier rieſengroß allem menſchlichen Treiben und Sinnen entgegenſtarren läßt: Feuer, Fels, Eis und Meer? Man würde ſich nicht wundern, Prometheus da oben an Felſen geſchmiedet zu treffen, oder durch die Klüfte herauf den Ruf der Verdammten zu hören, der Dante einſt durch Mark und Bein fuhr. Den Kämpen der Freiheit aber ruft der gewaltige Berg zu:

Königen mögt ihr entrinnen,
Euer Knie vor keinem krümmen,
Throne zertrümmern,
Burgen brechen,
Meere durchmeſſen
Auf morſchem Kiel,
Selbſt richten und rechten
Im Lande der Freiheit!
Aber auch im Lande der Freiheit
Thront ein König euch.
Silbern wallt ſeines Mantels Saum
Ueber Hekla's Höhen,
Und wenn er ſich regt,
Raſt Feuersglut
Aus tobenden Tiefen
Zum Himmel empor.
Wer hilft euch,
Haus und Heerden,
Wenn ſein Donner dröhnt
Im Bergesinnern,
Hoch die Lohe lodert
Ueber Land und Meer,
Aſchenregen weht

Die Hekla von Galtalaekr aus.

Ueber Weg und Wogen,
Wenn der Fels fließt
Wie Meeresfluten
Den Berg hernieder?
Was ist Freiheit?
Fleht um Frieden
Beim höchsten Herrn!
Betet am Bergeshang,
Daß er euch berge,
Staue den Glutenstrom,
Hemme die Wuth
Der offenen Hölle!

Unsere frommen und biederen deutschen Altvordern hielten den „Heckelberg", wie sie die Hekla nannten, für ein Thor der Hölle, und die vulkanischen Erscheinungen der letzten Jahrhunderte zeigen zum wenigsten, daß es dem Schöpfer weder an Erfindungsgeist noch an Macht gebricht, eine Hölle anzuzünden.

Ernst stiegen wir den weiten Schneeabhang wieder hinunter. Die bunten Steine, die ich mir unten sammelte, waren alle Brennproducte der furchtbaren Glut, die nur vor einigen Jahrzehnten hier getobt hatte. Obwohl wir nicht eilten, sondern den Pferdchen und uns wiederholt Rast gewährten, waren wir um 5 Uhr nachmittags wieder in Galtalaekr und hatten Gelegenheit, den Berg von unten und seine Nachbarschaft noch einmal mit Muße zu betrachten.

Die verbreitetsten Ansichten der Hekla sind von dem Thale von Selsund aufgenommen und geben im Grunde eine falsche Vorstellung. Denn der Berg thront hier in Kegelgestalt über einem Gewirre von kleineren Vorbergen, die sich vom Thale aus terrassenförmig aufthürmen. Man erhält dadurch die Vorstellung eines Kegelvulkans, der dem Vesuv oder Aetna gleicht. Von Galtalaekr aus ist eine solche Täuschung nicht möglich. Man hat den Berg klar und deutlich als Längsvulkan vor sich und die von Selsund aus kegelartigen Vorberge dehnen sich förmlich zu parallelen Felsrücken aus. Wenn sich einmal die Kapuze völlig lüftet, wie es an dem herrlichen Sommerabend der Fall war, so lassen sich oben an dem weitgedehnten Kamm deutlich acht dunkle Felsspitzen unterscheiden, welche zwar nur wenig die umliegenden Schneefelder und Schneeflecken überragen, aber die Reihe der fünf Krater sehr kenntlich bezeichnen. Wenn einzelne Islandfahrer behaupten, daß der Berg nur wenig darbiete, was die Aufmerksamkeit der Reisenden zu fesseln vermöge, so sind wohl die meisten Reisenden, die ihn wirklich bestiegen haben, anderer Ansicht. Den Isländern selbst hat er allzeit als der merkwürdigste ihrer Vulkane gegolten: über keinen besteht eine so ausgedehnte Literatur, vom Mittelalter her bis auf unsere Tage. So schön wie der Cotopaxi, Iliniza, Corazón und andere südamerikanische Vulkane ist er gewiß

nicht, nicht einmal wie der vielgipfelige Pichincha. Den Haupthöhenzug bildet eine mehr oder weniger plumpe Masse, und wenn auf derselben der schwere Wolkenmantel ruht, wie das fast das ganze Jahr hindurch der Fall ist, so mag er wohl den Eindruck eines ungestalten Kolosses machen. Eine gewisse Gliederung gewinnt er erst, wenn der Kamm frei wird. Dann treten aus den weiten Schneegefilden des gewaltigen Bergrückens nicht nur die Zacken der obersten Kraterreihe deutlich hervor, zahlreiche andere Spitzen, Abhänge und Lavamauern theilen das Schneegebiet in malerische Felder, welche im Schimmer der Sonne sich glänzend von dem weiten grauen und gelblichen Unterbau des Bergstockes abheben. Unten schieben sich vielfach zerklüftet die Schlackenhügel des Markliðar vor, und von den grünen Weiden bei Galtalaekr aus entbehrt das ganze Bild nicht einiger Schönheit und Großartigkeit.

Es ist indes vollkommen richtig, daß die Hekla nur ein Glied in dem ausgedehnten Vulkansystem der Insel darstellt, über dessen Thätigkeit seit ungefähr einem Jahrtausend geschichtliche Zeugnisse vorliegen. Schon gleich der Hekla gegenüber am rechten Ufer der Thjórsá erhebt sich ein anderer Vulkan, Raudukambar, der um das Jahr 1343 ein blühendes Thal mit Steinen und Asche verschüttete.

Den Mittelpunkt einer zweiten vulkanischen Gruppe bildet der Vulkan Trölladýngja auf der Halbinsel Reykjanes, der südwestlichen Spitze des gesammten Eilandes. Von den sechs Ausbrüchen desselben fand der erste im Jahre 1151 statt. Fast die ganze Halbinsel ist heute ein trostloses Lavafeld, das mit spärlichen Unterbrechungen von der Südküste bis hinüber nach Reykjavik sich erstreckt. Schon um das Jahr 1000 aber entstand der Thurrárhraun, der in ununterbrochenen Lavafeldern die Südküste bei Krisuvik und Selvogr mit dem Thingvalla-See verbindet und an dessen Ufern sich noch weiter nordwärts zieht. Südlich reicht diese Gruppe bis ins Meer hinein, in dessen Fluten selbst wiederholte Ausbrüche sich ereigneten. Eine Bildung neuer Inseln wird schon aus dem Jahre 1211 gemeldet, andere Ausbrüche im Meere 1226, 1231, 1238, 1240, 1422, 1583. Im Jahre 1783 entstand wieder eine neue Insel, welche aber fast ebensobald wieder versank. Während des unruhigen Jahres 1830 fanden an der Spitze von Reykjanes fast zwei Monate lang Ausbrüche statt und am 30. und 31. Mai 1879 erfolgten solche zum letztenmal im Meere.

Eine dritte Vulkangruppe, südöstlich von der Hekla, bilden die schon mehr erwähnten Berge Eyjafjalla-Jökull und Katla. Ihr Centrum ist ein Gletscher von 1320 qkm Umfang, den ein fast ebenso großes Gebiet von Lavasteppe umgibt. Der Eyjafjalla ist ein abgestumpfter Kegel, weit hinab mit Schnee bedeckt. Der Hauptkrater ist längst eingestürzt und vereist. Vom Eyjafjalla nach dem Mýrdalsjökull hinüber liegt die Katla (der Name bedeutet eine sagenhafte Hexe), deren Krater, ebenfalls mit Schnee und Eis

bedeckt, bis jetzt jede näheren Unterſuchungen vereitelt hat. Nächſt der Hekla hat kein anderer Vulkan auf Island eine ſo lebhafte Thätigkeit entwickelt, wie die Katla; ſie begann dieſelbe um das Jahr 900 und hat ſeitdem noch zwölfmal Feuer geſpieen, das letzte Mal im Jahre 1860. Vom Eyjafjalla ſind dagegen nur zwei Ausbrüche (1612, 1821) bekannt. Der Engländer Watts bot im Auguſt 1874 die größte Mühe auf, dieſes bis jetzt noch ſo gut wie unbekannte vulkaniſche Gletſchergebiet zu erforſchen, aber ſeine Mühen ſind nahezu fruchtlos geblieben.

Noch ſchwieriger zugänglich und deshalb noch unbekannter iſt das größte Vulkan- und Gletſchergebiet der Inſel, der ſog. Vatnajökull. Zwiſchen dem Skeidarár-Gletſcher und dem Siðu-Gletſcher ragt hier aus einer Eiswüſte von 8300 qkm der höchſte Berg der Inſel auf, der Öraefajökull (1960 m hoch). Es umgaben ihn einſt bebaute und bevölkerte Landſtriche; doch die ſchreckliche Eruption des Jahres 1349 hat dieſelben völlig verheert, zwei Kirchen und 40 Höfe ins Meer hinausgeriſſen. Ein früherer Ausbruch wird vom Jahre 1341 vermeldet, ein dritter von 1598; der letzte dauerte vom 3. Auguſt 1727 bis zum 25. Mai 1728, tödtete eine Menge von Pferden und Vieh und richtete große Zerſtörungen an.

An die ſchauerliche Eiswüſte des Vatnajökull grenzt nördlich das ſchrecklichſte Lavafeld von Island, der ſog. Ódádahraun, der ungefähr 3400 qkm — einen Raum wie etwa das Großherzogthum Sachſen-Weimar — bedeckt. Dieſe Lavawüſte liegt an der Grenze des Vatnajökull etwa 940 m über dem Meere, ſenkt ſich aber nach Norden zu 470 m hinab. Die Hauptvulkane dieſes Gebietes ſind der Kverkfjöll, der Dýngjufjöll und die Askja, deren Krater noch 1875 in Thätigkeit waren. Im ſüdlichen Theil der Askja hat ſich zwiſchen den Kratern ein See gebildet.

Zwiſchen der Katla und dem Vatnajökull im Süden der Inſel liegt eine Gruppe von Kratern, welche gewöhnlich unter dem Namen Skaptárjökull genannt werden, in Island ſelbſt aber den Namen der Landſchaft Varmárdalr tragen. Noch wenig erforſcht, ſind ſie hauptſächlich durch eine Eruption im Jahre 1783 berühmt geworden, welche für die ſchrecklichſte der ganzen hiſtoriſchen Zeit gilt. Die Länge des Lavaſtromes an den Ufern der Skaptá betrug gegen 80 km, die größte Breite unten nach dem Meer hin 21 km. Durch die Zerſtörung von 37 Bauernhöfen wurden 400 Menſchen obdachlos. Die Folgen des Ausbruchs, Hungersnoth und Elend in der ganzen Nachbarſchaft, waren ſo entſetzlich, daß im Lauf von zwei Jahren gegen 10 000 Menſchen denſelben erlegen ſein ſollen.

Erſt in neuerer Zeit zu Berühmtheit gelangt ſind die Vulkane, welche ſich im nordöſtlichen Theil der Inſel um den Mückenſee (Mývatn) gruppiren. Es ſind der Leirhnúkr, die Krafla, der Hroſſadalr, Bjarmarflag und Dalfjall. Durch die Sveinagjá ſteht dieſe Gruppe mit dem Ódádahraun in Verbindung. Im Februar 1875 haben ſich hier noch neue Krater gebildet.

Von dem Snaefell im Weſten der Inſel iſt kein Ausbruch in hiſtoriſcher Zeit bekannt; auch der Vulkan Eldborg im Innern der Snaefells-Halbinſel hat ſeit der Mitte des 10. Jahrhunderts keine vulkaniſche Thätigkeit mehr entwickelt.

Von den verſchiedenen Vulkangruppen haben in neuerer Zeit beſonders jene im Ódádahraun und am Mývatn die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich gezogen. Es bleibt der Forſchung aber namentlich im ſüdlichen Theil der Inſel noch ein weites Gebiet der Thätigkeit übrig. Was dieſelbe bis jetzt erſchwerte, ſind die großen Strecken gänzlich unbewohnten und unbewohnbaren Landes. Von dem Geſammtflächeninhalt der Inſel (104 785 qkm) ſind nämlich nur 42 068 bewohnbar, 7400 mit Lavaſtrömen, 14 000 mit Gletſchern bedeckt. Um in den Wüſteneien des Vatnajökull Unterſuchungen anzuſtellen, iſt man nicht nur an wochenlanges Zeltleben und an die größten Beſchwerniſſe gewieſen, ſondern man muß auch für Tage und Wochen alles nöthige Pferdefutter mit ſich führen. Zudem ſind die Isländer durchſchnittlich ſehr ſchwer zu bewegen, ſolche abenteuerliche und gefahrvolle Ritte in gänzlich unbekannte Landſtrecken mitzumachen. Die Aufforderung des Engländers William Lord Watts (1875) zur Exploration des Vatnajökull hat deßhalb bis jetzt keinen Anklang gefunden. Dagegen hat der ſchon genannte isländiſche Geologe Th. Thoroddſen in den letzten Jahren einen großen Theil der weſtlichen und öſtlichen Inſel wiſſenſchaftlich erforſcht und beſchrieben.

8. Ólafsvellir, Laugardaelir und Reykir.

11. Juli.

Der Burſche von Galtalaekr hatte den Berg hinunter ſein Pferdchen nicht umſonſt alle Arten von Capriolen machen laſſen. Es trabte fein, es galoppirte an den ſteilſten Abhängen dahin mit einer Grazie, als ob es in der Reitſchule dreſſirt worden wäre. Anſtatt der philoſophiſchen Reſignation meines zahmen Füchsleins beſaß es das Feuer und die Unruhe der Jugend und ſah auch nach ſcharfem Galopp noch muthig, feurig, ſtolz drein. Graf Wolfegg konnte nicht umhin, nach dem etwaigen Preiſe zu fragen. Es hieß, daß das Thierchen den Leuten nicht feil ſei, daß ſie aber noch etliche zwanzig andere hätten, darunter recht ſchöne und junge, und daß ſie von dieſen wohl eines verkaufen würden. Eyvindr, der das alles eingefädelt hatte, ſah die Früchte ſeiner Unterhandlung mit meiſterhafter diplomatiſcher Ruhe heranreifen. Einige der ſchönſten Thiere wurden vorgeführt. „Gráſkjóna", d. h. Grauſchecke, wurde die kleine Stute genannt, die am beſten gefiel. Sie war vier Jahre alt, ſo nett und anmuthig, als ein isländiſcher Pony mit dem immerhin großen Kopfe ſein kann. Die Hinterbeine ſtanden etwas weit voneinander ab, ſonſt wurde alles tadellos befunden. Bewegung und Kraft ſollten ſich unterwegs erproben; denn Gráſkjóna ſollte die Karawane probeweiſe bis Reykjavík begleiten, und dort erſt der Handel geſchloſſen werden.

Da der Isländer, wie der Araber, ein wahrer Centaur iſt, alle Reiſen, Beſuche und Geſchäfte zu Pferde macht, ſo iſt Pferdezucht und Pferdehandel eine der Hauptangelegenheiten des Landes. Nach genauen ſtatiſtiſchen Angaben (Skýrslur um landshagi, 1865 und 1868) betrug die Zahl der Pferde auf der ganzen Inſel im Jahre 1863: 37 327, im Jahre 1866: 35 241. Seither ſcheint ſie beſtändig im Abnehmen; nach Burton:

1867	.	.	33 768
1868	.	.	31 796
1869	.	.	30 835
1870	.	.	30 078
1871	.	.	29 688.

Nach anderen Angaben hätte ſie ſich noch 1876 auf mehr als 31 000 belaufen und ſeither ungefähr auf dieſer Höhe gehalten. Im Jahre 1855 wurden 244 Ponies ins Ausland verkauft, 1862 aber 828, 1863 nur 363, 1865 zwei mehr (365), 1866 aber 628 (davon 132 nach Dänemark, 496 in andere Länder, beſonders England). Seither ſoll die Zahl der jährlich

ausgeführten Pferde etwa 1000 betragen; sie ist durch englische Händler förmlich organisirt, und dürfte auf die Dauer wohl diesen gewinnreicher werden als dem Lande selbst. Die Preise in Island sind noch sehr niedrig; in England aber werden die Pferde mit außerordentlichem Gewinn, hauptsächlich in Bergwerke, verkauft, wo sie bei ihrer kleinen Statur, Genügsamkeit und Ausdauer die besten Dienste leisten.

Das Treiben und die Schliche der isländischen Bauern beim Pferdehandel fand ich in einem neu-isländischen Gedicht beschrieben, das zwar weder sehr idyllisch noch sehr romantisch ist, aber eine ziemlich treue Localfärbung besitzt:

Wenn sich unsre Nachbarn treffen,
Kömmt bei Jón und Thórr und Steffen
Gleich der Pferdekauf in Schuß:
Alte Hengste, Füllen, Stuten.
Und es tauschen sich die Guten
Manchen Gruß und manchen Kuß.

„Sei gegrüßt!" — „Heil dir und Frieden!" —
„Ist was Neues dir beschieden?" —
„Neues nicht, mein wack'rer Mann;
Aber schau zur rechten Seite:
Dieses Pferd biet' ich dir heute —
Prächtig ist's — zum Kaufe an." —

„Ist es alt?" — „Gerad' acht Winter,
Und es steckt kein Fehl dahinter;
Wer es zügelt, ist ein Held.
Hier die Peitsche, hier der Zügel;
Freund, steig' gleich nur in den Bügel
Und versuch's auf ebnem Feld." —

„Schau, der Racker will nicht springen,
Kaum ist er voranzubringen,
Kneift man nicht gehörig ein." —
„Langsam! O du meine Güte!
Noch von gestern ist er müde.
Komm herunter! Laß es sein!

„Lieber Freund, du mußt ihm schmeicheln,
Mit ihm reden und ihn streicheln,
Nur nicht hetzen! Sonst geht's schief. —
Jetzt wird's besser, ohne Zweifel!
Schlag' ihn nicht; das ist der Teufel.
Schau, wie herrlich jetzt er lief.

„Laß die Kraft sich nur vertoben;
Dann wirst du das Rößlein loben." —
„Bruder, dir sei Ruhm und Heil!" —
„Schau, der ist mir gleichfalls käuflich.
Wie gefällt er dir? Begreiflich
Ist er nur für Freunde feil." —

„Himmliſch, Freund, biſt du geartet!
So viel hätt' ich kaum erwartet.
Solch ein Pferd hab' ich geſucht.“ —
„Jung iſt es und fett und munter,
Kräftig, ſchön, ein wahres Wunder,
Gut gebaut, von beſter Zucht.

„Es iſt nicht bei mir gezogen;
Hinkte etwas, weil verbogen
Sich ein Nagel — kurze Zeit.
Doch das hat ſich längſt verloren.
Jetzt iſt es wie neugeboren;
Nimm, das Thier ſteht dir bereit.

„Nimm das Pferd, dein iſt es würdig,
Ganz dem andern ebenbürtig;
Für dich iſt's ein Kapital.
Unter meinem ſchweren Rücken
Würde ſeiner bald ſich bücken;
Doch du biſt ja ſchlank und ſchmal.“

Topp! Der Handel wird geſchloſſen,
Und es knallt, als würd' geſchoſſen:
Abſchiedsküſſe ſind es nur.
Und die zwei gekauften Renner
Traben mit dem Pferdekenner
Fröhlich auf die weite Flur.

„Weh! Wenn ich betrogen wäre!
Iſt das eine Schindermähre!
Odin hol' das mag're Vieh!
Auch der andre iſt nicht beſſer,
Spitz der Rücken wie ein Meſſer:
Solchen Klepper ſah ich nie.

„Faul der eine, ſiech und häßlich,
Widerſpenſtig, ſteif und gräßlich,
Auf dem Rücken kahl und wund.
Lahm und mitten halb gebrochen,
Schleppt der andre ſeine Knochen,
Nichts iſt an dem Thier geſund.“

Brummend ſchleift er nun ſein Meſſer,
Zwackt am Huf — es wird nicht beſſer —
Bohrt, bis daß ein Loch entſteht,
Sattelt wieder, reitet weiter;
Elend humpeln Roß und Reiter,
Und ein ſcharfer Nordwind weht.

Endlich eines Hofes Mauer!
Er pocht an. Es guckt der Bauer
Zu der kleinen Thür' heraus:
„Heil ſei dir und Glück verliehen!“
Spricht er, „ich laſſ' dich nicht ziehen;
Bleib' die Nacht in meinem Haus.“ —

„Dank dir, Schatz! ich kann nicht bleiben.
Hundert ſchwere Nöthen treiben
Mich um jeden Preis voran.
Doch ich muß mein Leid dir klagen:
Hab' mein Pferd zu ſtark beſchlagen,
Schau einmal das Loch dir an.

„Da dies Unheil nun geſchehen,
Möcht' ich's laſſen bei dir ſtehen;
Denn den Pferden geht's hier gut.
Wirſt wohl kaum ein ſolches haben
Von ſo vielgeſuchten Gaben,
Wuchs und Schönheit, Kraft und Muth." —

„Iſt dies Thier nicht zum Entzücken?
Schau, wie rund und glatt der Rücken,
Und die Mähne voll und lind.
Glaube mir, daß oft ich ſtaune:
Ueber Moor und Sumpf und Fraune
Fliegt es hin als wie der Wind." —

„Freund, es iſt nicht wie die meinen:
Krumm ſcheint es mir an den Beinen." —
„Beſtes Herz! das muß ſo ſein.
Sollſt mir jammern nicht, noch ſchreien,
Will dir meinen Grauen leihen;
Der iſt wohl ſo ſtark und fein."

Nacht iſt's ſchon. Er dankt und ſcheidet,
Sprengt, ſo gut's das Dunkel leidet,
Fröhlich in die weite Welt;
„Traun, es iſt ein wahr' Vergnügen,
Sich auf dieſem Pferd zu wiegen;
Hurtig fliegt es über Feld."

Doch der Weg beginnt zu holpern,
Und das Roß beginnt zu ſtolpern
Faſt an jedem Buſch und Stein.
„Vorwärts, Gaul!" Die Mähre wackelt,
Abgehetzt und abgetakelt,
In das tiefſte Loch hinein.

„Himmel! Keine Menſchen taugen!
Herr! der Gaul hat keine Augen,
Stockblind iſt das Büttelsthier.
Kein Paar Schuh' ſind drum zu haben.
Kerl! ſie ſollen mich begraben,
Spiel' ich keinen Poſſen dir!"

Mit der jungen Gráſkjóna ſtanden ſolche Bosheiten nicht zu befürchten. Den Leuten war es nur darum zu thun, für das wirklich nette Thier einen guten Preis zu bekommen. Sie erwieſen ſich darum überaus dienſteifrig, und da kein Hammelfleiſch zu haben war, ſo erhielten wir zum Abſchieds-

called tentacles or arms, which differ very much from those of the Star-fish, in being hollow, and in having the mouth at the end of them instead of in the middle of the body.

Sea Anemone.

When at rest, the Sea Anemone looks like a lump of jelly, but when it is in search of food it stretches out its arms, and waves them about in the water. When a small fish comes near, it seizes it with its arms, and pushes it into its mouth. The mouth is a large hole in the middle of the body, and leads into a bag which is the stomach. The Sea Anemone has no head, and no eyes, but it has a nervous system, and can feel. It can also move from place to place, though very slowly. Sometimes it fixes itself to the rock by the lower part of its body, and sometimes it lies loose on the sand. It is very fond of living in the clefts of rocks, and in the pools left by the tide.

The Sea Anemone is a very beautiful creature. Its body is often striped with bright colours, and its arms are generally of a pale green, with purple tips. Sometimes it is of a bright red colour, and sometimes it is quite white. It is very easily injured, and will not live long out of the water.

Frauen-, man könnte fast sagen Damensattel, contrastirte durch seine Feinheit und Eleganz zu der ländlichen, nach Klippfisch duftenden Hütte. Man hätte ihn bei einem historischen Festzug für eine skandinavische Fürstin brauchen können. Es war Silber und Sammet daran, die bequeme Lehne reich ornamentirt, der Sitz von feinem Leder. Außer dem Brautschmuck ist der Frauensattel das einzige, worin die Isländer etwas Pracht entwickeln, und sie thun es mit Geschmack. Die Männer waren nicht zu Hause. Eine noch ziemlich junge Frau kochte uns erst etwas Fleischsuppe und nachher Kaffee. Als letzterer an die Reihe kam, bat sie uns, von den Kisten aufzustehen, von welchen sich die eine nunmehr als Schmuck-, Porzellan-, Linnen- und Silberschrank entpuppte. Sie holte einige ganz nette, goldberänderte Täßchen hervor, silberne Löffelchen und ein ansehnliches Stück Zucker, das in ein Leinentuch eingewickelt war. Ein paar blondhaarige Kinderchen liefen beständig vor der kleinen Thüre hin und her, guckten neugierig herein, rannten wie erschrocken davon, kamen aber gleich wieder und wiederholten dieses Spiel, bis wir ihnen von unserem Mittagsmahl auch etwas mitgaben. Von Zeit zu Zeit erschien auch die alte Großmutter an der Thüre, die ihrer Figur nach für eine Wale oder Norne gelten mochte, aber offenbar weniger Neugier für die Zukunft hatte, als für die gegenwärtigen fremden Gäste.

Ich hatte eigentlich halb und halb im Sinne gehabt, von der Thjórsá aus Skálholt zu besuchen, den alten Bischofssitz, einen der wichtigsten historischen Plätze von Island. Eyvindr sagte indes, daß man der Flüsse Laxá und Hvitá wegen nur auf weitem Umweg dahin gelangen könne. Da ich mich nun schon vorher vergewissert hatte, daß sich in Skálholt gar nichts aus katholischer Zeit erhalten hat, aus protestantischer nur die Grabmäler einiger Bischöfe und ihrer Frauen, so gab ich den Plan auf, und wir ritten der Thjórsá entlang nach Ólafsvellir. Statt eines langen, beschwerlichen hatten wir einen kurzen, recht angenehmen Ritt über die weite Thalebene. Gráskjóna gab die ersten Proben ihrer Tragkraft, ihres Ganges, ihrer Schnelligkeit und weckte allgemeine Befriedigung. Sie machte keine Streiche, wie die immer übermüthigen Packgäule, die sich bald am Kopf, bald am Schwanz bissen, bald ihre Kasten aneinander schlugen, daß dieselben in Stücke zu gehen drohten, bald wieder auf die Seite rannten, um etwas saures Gras abzufressen. Sie trabte ebenso gesittet als munter, ohne neckischen Muthwillen, hinter dem proletarischen Gesindel drein, als ob sie eine Ahnung der ihrer harrenden Lebens- und Standeserhöhung hätte.

Gegen 5 Uhr schon erreichten wir Ólafsvellir — Feld des Ólaf, nicht nach dem hl. Ólafur so genannt, wie ich erst meinte, sondern nach einem andern Ólafur, der dem Landnámabók zufolge „ein gewaltiger Zauberer" (Hamramr mjök) war und diese Ortschaft begründete. Sie zählt heute etwa 500 Einwohner. Da sie flach liegt, die Kirche aber auf einer kleinen Anhöhe, so ließ sie sich zum Theil wenigstens überschauen. Zum Theil;

denn die entlegenen Höfe ſehen mit ihren Grasdächern ſchon wie Erdhügel aus. Den eigentlichen Eindruck eines Dorfes bekommt man nie.

Die Wieſen des Pfarrhofes, zu welchen wir hinritten, waren gut bewirthſchaftet, theils mit Erddämmen, theils mit Steinmauern umfriedigt, mit Abzugsgräben verſehen und wohl geebnet. Die Kirche ſah ärmlich und verwettert drein, eine kleine ſchwarz angeſtrichene Holzbude an einem Ende des Hügels, auf welchem ſich der Pfarrhof befand. Der letztere aber war ein ſehr umfangreiches Gehöfte, die Front von ſechs oder ſieben Giebeln, dahinter noch Dach an Dach, von Ställen und Oekonomieräumen, alles wabenartig mit Lehm und Raſen aneinander gepicht, nur in der Front einer Reihe kleiner Häuschen gleich, ſonſt ein Gewirre von Erdhütten und Raſematten. Die Gaſtſtube allein war, wie gewöhnlich, ganz von Holz und innen getäfelt, aber ſo eng, daß wir eben mit dem Paſtor Platz darin fanden. Der Paſtor (isländiſch Preſtr) war wie ein beliebiger anderer Bauer gekleidet. Nichts im Aeußern verrieth eine höhere, geiſtliche Miſſion. Er war zuerſt kurz angebunden, grüßte in ein paar trockenen, abgeriſſenen Phraſen, muſterte uns mit einem gewiſſen Verdacht vom Kopf bis zum Fuß, lief weg, kam wieder, ſprach ein paar Worte, führte uns in die Gaſtſtube, muſterte uns abermal und lief von neuem weg, holte ſeine Tochter herbei und ließ uns Waſſer zum Waſchen bringen. Nach ſo einem Ritt iſt eine tüchtige Waſchung ganz unerläßlich. Weil nämlich Pferde und Reitzeug nicht geputzt werden, ſo bekommt der Reiter die ganze Beſcherung, und dazu ſonſt noch Staub und Sand in Hülle und Fülle. Da nur ein Waſchbecken zu haben war, ſo mußte einer auf den andern warten und ging alles ſehr langſam vor ſich. Der Herr Paſtor war indes in lebhafteſter Bewegung bald am Fenſter, bald an der Thür, bald drinnen, bald draußen, jetzt Befehle ertheilend, jetzt etwas vor ſich hermurmelnd.

Nachdem wir uns von dem Staub und Sand unſeres Steppenrittes geſäubert hatten, entſpann ſich bald eine gemüthliche Unterhaltung. Der Herr war nie über Island hinausgekommen, hatte aber doch ſein Däniſch gelernt. Seine Studien hatte er in Reykjavik gemacht und war dann Preſtr geworden. Er war 52 Jahre alt, hatte ſchon erwachſene Kinder. Seine Tochter Thóra, ein ebenſo artiges als beſcheidenes Mädchen von etwa 18 Jahren, bediente uns mit der Sorglichkeit eines braven Hausmütterchens.

In Thingvellir wie in Hruni hatten wir wie in einem Gaſthof uns zu eſſen beſtellt und dann unſere Zeche bezahlt. Der Preſtr hatte ſich dann auch wohl zu uns geſetzt und mit uns geplaudert, aber ohne an unſerer Mahlzeit theilzunehmen. In Ólafsvellir machten wir's ebenſo und beſtellten, wie man's auf dem Lande zu machen pflegt: „Geben Sie uns, was Sie eben haben, und einen Kaffee dazu.“ Auf weitere Erklärungen, was zu haben ſei, ließ ſich aber der Pfarrer nicht ein, ſondern nach etwa einer guten Stunde deckte Thóra den Tiſch nicht für drei, ſondern für vier. Es war

ein kleiner, tannener Tiſch, auf dem neben den vier Gedecken nicht viel Platz übrig war. Alles, Tiſchtuch, Teller, Beſteck, war aber muſterhaft reinlich. Dem Paſtor ſchien es ſehr zu gefallen, daß wir vor Tiſch beteten. Ich glaube bemerkt zu haben, daß er, unſerm Beiſpiel folgend, etwas wie ein Kreuz ſchlug. Dann ſetzte er ſich zu uns und ſpeiste mit. Wir wurden aber wirklich ganz vorzüglich tractirt. Zum erſtenmal nach fünf Tagen erſchien zu Butter, Käſe, Brodkuchen und Brod wieder einmal friſches Fleiſch vor uns, ein trefflich ſchmackhaft zubereiteter Lammsbraten. Der Paſtor ſchnitt vor, nicht idealiſtiſche Beſcheidenheitsſchnitzelchen, ſondern dicke realiſtiſche Geſundheitsbrocken, an denen etwas zu beißen war. Er ging ſelbſt mit gutem Beiſpiel voran und ermunterte, wenn der Kampf ums Daſein erlahmen wollte. Es mußte blank gegeſſen und aufgeräumt werden. Auf den erſten Act, welcher nach unſerer außerordentlichen Faſtenwoche ein wahres Labſal war, folgte ein zweiter Act von Pfannenkuchen, die ganz gut gebacken waren und in meinen Augen nur einen Fehler hatten: daß ſie zu ſtark oder überhaupt mit Zucker beſtreut waren. Auch eine gute Mehlſpeiſe hatten wir übrigens ſeit mehreren Tagen entbehrt und die an ſich einfache Mahlzeit kam uns deshalb ganz luculliſch vor.

Nach vollendeter Mahlzeit ſahen wir uns Kirche und Gehöfte an, alles in der ſchon beſchriebenen Art. Die Ausſicht aber bezauberte uns. Es war etwas kalt geworden, etwa 3° Réaumur. Ueber dem ganzen Thal der Thjórsá lagerte ein dichter weißer Nebel, kaum bewegt. Aus dieſem Meere ragten Hekla und Eyjafjalla wahrhaft majeſtätiſch in die völlig klare Luft empor: ein Bild, wie man es ſonſt nur im Hochgebirge zu Geſicht bekommt.

Der Herr Paſtor war überaus gemüthlich geworden. Er beſchrieb uns ganz zutraulich ſein Leben und Treiben, ſeine Sorgen und Freuden, ſeine Anſichten und Wünſche. Aus allem ging unzweideutig hervor, daß ein isländiſcher Paſtor, trotz allen vorausgegangenen Studien und bei nicht ſelten ſehr tüchtiger Bildung, doch ſchließlich im Grunde ein Landwirth iſt, der ſechs Tage lang für Haus und Hof, Weib und Kind, Knechte und Mägde, Kühe und Schafe, Wieſen und Weiden zu ſorgen hat, am ſiebenten aber die Alltagskleidung mit der feierlichen alten Amtstracht vertauſcht, eine kleine Predigt hält, die verkürzte Meßliturgie ſingt, Kinder tauft und etwa ein Ehepaar zuſammengibt.

In der alten Liturgie iſt noch vieles, was an den katholiſchen Cultus erinnert: Altar, Crucifix, Kerzen, Buch. Der Preſtr erſcheint in einer Albe und einem Meßgewand. Es wird das Kyrie und Gloria geſungen, darauf das Dominus Vobiscum:

V. Drottinn ſje með ydr. (Der Herr ſei mit euch.)

R. Og með þínum Anda. (Und mit deinem Geiſte.)

Jeder Sonntag hat ſein eigenes Kirchengebet; dann folgt Epiſtel, Evangelium, Credo. Hier wird die Liturgie durch die Predigt unterbrochen, an

Elevation of Front Building
Elevation of Rear Building

die sich eine specielle Ermahnung an jene anschließt, welche zum Abendmahl gehen wollen. Dann singt der Prestr das Vaterunser und unmittelbar darauf die Consecrationsworte, aus Matth. 26, Marc. 14, Luc. 22 und 1 Kor. 11 zusammengestellt. Sie lauten in wörtlicher Uebertragung:

„Unser Herr Jesus Christus, in jener Nacht, da er verrathen wurde, nahm er Brod, sagte [machte] Dank und brach es, und gab seinen Jüngern und sagte: Nehmet und esset, das ist mein Leib, der für euch wird gegeben.

„Gleicherweise nach dem Abendmahle nahm er den Kelch, sagte Dank, gab ihnen und sagte: Trinket alle hieraus; das ist der Kelch des Neuen Testamentes in meinem Blute, welches für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Thut dies, so oft ihr das trinket, zu meinem Andenken."

Hierauf wird das Abendmahl ausgetheilt und nach einigen Dankgebeten und abermaligem Dominus vobiscum folgt der alttestamentliche Segen:

„Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse walten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig; der Herr öffne seine Augenlider über dir und gebe dir Frieden."

Das ist die verkürzte Gedächtnißfeier an das letzte Abendmahl, an das Opfer auf Golgatha und an die unblutige Erneuerung desselben in der katholischen Kirche. Es ist noch eine Erinnerung. Das Kyrie, Gloria, Credo, Pater Noster hat nach den Tagen der Glaubenstrennung noch fortgetönt bis in die Gegenwart. Collecten, Epistel und Evangelium rufen noch den einstigen innigen Verband zwischen Lehre und Cultus, Dogma und Leben, Bibel und Ueberlieferung ins Gedächtniß zurück. Aber alles ist bloße Erinnerung. Die Consecrationsworte verhallen wirkungslos.

Nach diesem bloß erinnernden Gottesdienst tritt der Prestr vollständig in die Schaar der anderen Laien zurück. Wohl mag ihn da zeitweilig die idyllische Gemüthlichkeit des Landlebens umgeben. Der Bauernstand ist der älteste, ehrwürdigste und im allgemeinen auch glücklichste der rein weltlichen Stände, und nicht umsonst haben die Dichter aller Jahrhunderte sein Glück besungen:

O fortunatos nimium sua si bona norint
Agricolas!

Aber jeder weiß, daß diesem Glück die harte Prosa der gewöhnlichsten Sorgen anklebt, ein Bleigewicht, das Geist und Leib zugleich an die Scholle bannt. Weib und Kind wollen gegessen haben. Der Staat betrachtet den Geistlichen als seinen Diener, als einen Diener, der von seiner Gnade lebt und ihm nicht entschlüpfen kann. Er hält ihn karg. Der Prestr ist gezwungen, seine ganze Sorge der Landwirthschaft zuzuwenden, wenn er aus den Grundstücken des Pfarrguts so viel herausschlagen will, um sich und die meist zahlreiche Familie anständig erhalten zu können, d. h. sich wenigstens so gut kleiden und einrichten, wie die anderen begüterten Bauern. Der Pfarrer von Ólafsvellir schlug den jährlichen Ertrag seiner sämmtlichen

Liegenschaften auf 600 Kroner (750 M.) an, kein glänzendes Budget für eine zahlreiche Familie. Und das setzte noch sorgfältige Bewirthschaftung und genaue Aufsicht des Hausvaters voraus. Daneben muß er im Auftrag der Regierung jährlich einmal alle Familien resp. Höfe visitiren, um zu sehen, wie es mit dem „Christenthum", d. h. mit dem Religionsunterricht steht, für welchen die isländische Jugend ausschließlich an die Eltern gewiesen ist — bis jetzt durchschnittlich nicht zu deren Schaden, da die Leute auf dem Lande gewöhnlich noch gläubig, religiös und in ihrem lutherischen Katechismus wohl unterrichtet sind.

Im Winter, wo die Landarbeiten ruhen, nimmt der Prestr einige Kinder — in Olafsvellir neun bis zehn — zu sich ins Haus und gibt ihnen Unterricht. Das ist die einzige Art von Volksschule, welche sich trotz vielem Drängen von Kopenhagen her bis dahin in Island eingebürgert hat, aber durchaus noch nicht allgemein geworden ist. Die Eltern müssen natürlich den Prestr für diese pädagogische Wintersaison ihrer Kinder schadlos halten.

Während wir mit dem Pastor herumspazierten, wurde die Gaststube in ein Schlafzimmer verwandelt. Es hatten aber nur zwei Betten darin Platz, das eine fast einen Meter hoch, das andere dicht daneben auf dem Boden. Das gab natürlich wieder eine humoristische Scene, und wir konnten vor Lachen kaum einschlafen.

12. Juli.

Meine Freunde behaupteten, ich hätte im Traume laut gesagt: Veni, vidi, vici. Ich konnte mich aber an gar nichts erinnern, als daß ich auf dem Boden ganz vorzüglich geschlafen hatte. Das schien mir ein um so glücklicheres Ereigniß, als während der Vorbereitungen am Abend eine der kleinen Fensterscheiben zerschlagen worden war und über meinem Kopfe eine Luft fächelte, die sich stark nach dem Nullpunkt herabneigte. Aber in den isländischen Eiderdunen liegt man wie in einem patriarchalischen Schwabenbett und braucht sich vor Erkältung nicht zu fürchten.

Der Herr Pastor ließ uns ein so glänzendes Frühstück auftragen, wie wir es auf dem ganzen Ausflug noch nicht bekommen hatten, setzte sich zu uns, war sehr gesprächig, und als wir uns nach der Rechnung erkundigten, sagte er: „Nein, nein! Die isländische Gastfreundschaft ist noch nicht erloschen. Sie sind meine Gäste gewesen, und Ihr Besuch hat mir große Freude gemacht!"

Die unverkennbare Güte und Treuherzigkeit, mit der er das sagte, rührte mich wirklich. So war es früher in ganz Island. Die Gastfreundschaft zählte zu den Pflichten der Gewohnheit, ja bei vielen war sie entschieden mehr, eine wirkliche Volkstugend. In den letzten Jahrzehnten kamen indes schon zu viele Touristen, als daß die Isländer, ohne wirklichen Nachtheil, die alte Väterſitte hätten aufrecht halten können. Fast überall wird jetzt Bezahlung angenommen, und mancherorts sind die Leute schon darauf

aus, an den Reisenden einen guten Schnitt zu machen. Um so mehr freute es uns, bei dem Pfarrer von Ólafsvellir noch die schöne Sitte der guten alten Zeit vorzufinden. Wir konnten ihm leider nichts dagegen bieten, als ein paar fromme Gedenkzeichen, ein kleines Crucifix und einige Bilder. Dieses wenige wurde aber sehr freundlich aufgenommen. Als wir aufbrachen, kam die ganze Familie, um von uns Abschied zu nehmen, und so scheu sie vorher gewesen, so zutraulich waren sie geworden. Sie hatten sich unter katholischen Geistlichen offenbar eine Art von gefährlichen Ungethümen gedacht, die sich durch boshafte Künste ihrer lutherischen Seelen bemächtigen wollten, um ihnen theologisch den Hals umzudrehen. Es fanden sich jedoch weder Bannbullen, noch Handschellen, noch inquisitorische Kneipzangen. Die gefährlichen Römlinge erwiesen sich als ganz harmlose Deutsche, so fröhlich wie ein Isländer höchstens an einem Hochzeitsschmaus zu sein wagt. Damit war der Schrecken weg.

Am Vormittag ritten wir über die Niederung, welche die Flüsse Thjórsá und Hvitá trennt und gegen die Mitte hin nur unbedeutend ansteigt. Bis Hraungerðr waltete steiniges Terrain vor. In Hraungerðr trafen wir ein paar recht nette Höfe und zu unserem Erstaunen Anfänge von Straßenbau. Sie reichten indes noch nicht weit, und wir hatten eine weite Strecke von morastigen Wiesen zu passiren, bis wir endlich um Mittagszeit in Laugardaelir das Ufer der Hvitá erreichten. Unfern des Flusses lag ein großer Hof. Eyvindur versicherte, wir würden gutes Quartier finden: die Leute könnten sogar dänisch und englisch. Ein großer Unterschied von anderen Höfen war indes nicht wahrzunehmen. Die Giebel waren niedrig, und derjenige der Gaststube zeichnete sich nicht vor den anderen aus. Die enge, niedrige Thür führte wie immer in einen kleinen dunkeln Gang. Wie waren wir aber erstaunt, als die Thüre aufging und wir das eleganteste moderne Zimmerchen vor uns hatten: nicht etwa eine Bauernstube, mit etwas Firlefanz aufgeputzt, sondern ein im besten Geschmack eingerichtetes drawing-room! Eine junge Dame in isländischem Costüm, aber sehr fein gekleidet, empfing uns hier und erklärte auf unsere Anfrage, daß wir hier etwas zu Mittag bekommen könnten. Mein Freund, der Baron, wollte die Bestellung genauer specificiren; aber das Fräulein ging nicht darauf ein, sondern huschte gleich hinaus, um Anordnungen zu treffen. Mir kam sie wie eine Fee oder eine verzauberte Prinzessin vor. Denn mitten zwischen den Rasenmauern und Grasdächern, den rauchigen Höhlen und Klippfischbuden eines echt isländischen Gehöftes war ein so feines Stübchen eine wahre Ueberraschung. An den Wänden hingen Ansichten von Edinburgh, ein paar Landschaftsbilder in Oel, ein Frauenkopf von Tizian; ein feines Büchergestell trug lauter englische Einbände, da stand Shakespeare, Milton, The Swiss Robinson, Marvels of Creation. Die Fenster waren mit eleganten Gardinen versehen, der ganze Boden mit Teppich belegt, und unter dem Mahagoni-Tisch

und vor dem Sopha lagen noch schönere Teppiche. Andere Möbel waren mit Nippsächelchen geschmückt. Das ganze Ameublement war neu, hochelegant, stimmte in Stil und Farbe. Nirgends war ein Uebergangsphänomen von der urgermanischen Cultur des 10. Jahrhunderts, die vor Fenster und Thüre lag, zu der Verfeinerung des 19. Jahrhunderts, welche in diesem kleinen Eldorado waltete.

Der wunderlich räthselhafte Gegensatz löste sich durch eine Photographie, welche drei junge Herren darstellte; in dem einen erkannte P. von Geyr einen Arzt, der vor zwei Jahren mit ihm von Edinburgh nach den Faröern gereist war. Die Isländerin, welche bald wieder erschien und mit dem Anstand einer feinen Weltdame die Honneurs machte, bestätigte die Erkennung. Sie war die Schwägerin des „Laeknir" oder Arztes. Obwohl sie nie aus Island herausgekommen war, sprach sie recht ordentlich dänisch und englisch. Sie hatte das in Reykjavik gelernt. Ihre Schwester, die Frau Doctor, welche bald auch erschien, war dagegen noch vollständig Isländerin und hatte Mühe, das Dänische zu verstehen. Sie schien kränklich, und der leidensvolle Ausdruck ihres Gesichts umdüsterte ein wenig die Gemüthlichkeit, welche das junge Ehepaar sich offenbar erst vor kurzem in das alte Gehöft hineingezaubert hatte. Ihre Schwägerin war indes munter und wußte auch sie in die Conversation hineinzuziehen, bis die Magd, eine urwüchsige Isländerin, den Bericht brachte, daß gekocht sei.

Die Bewirthung entsprach der Wohnung — alles ganz elegant: Teller und Tellerchen, Bestecke und alles erdenkliche Tischgeräth wie für eine Table d'hôte. Als ersten Gang erhielten wir Lachsköpfe, die hier für eine ganz vorzügliche Delicatesse gelten, als zweiten eine überaus schmackhaft zubereitete Crême. Ich war durch das mehr als ländliche Nomadenleben der vorigen Tage so verbauert, daß mir der Gegensatz unwillkürlich einen komischen Eindruck machte und das einfachste Gericht mir lieber gewesen wäre. Wenn ich über die Fischköpfe lachen mußte, die mir ganz ungewohnt vorkamen, so traf die Komik übrigens lediglich mich selbst. Die freundlichen Damen boten uns das Beste und Ausgesuchteste, was sie hier in ihrer Einsamkeit, zwischen weiten Lavafeldern, nur auftreiben konnten, entschuldigten sich noch, daß sie uns nicht mehr und Besseres auftischen könnten, und würzten uns das Mahl durch so angenehme, liebenswürdige Unterhaltung, als ob wir alte Bekannte und Freunde der Familie gewesen wären. Wir hätten eine zuvorkommendere Aufnahme nicht finden können, und ich kann nicht ohne Dank auch noch heute derselben gedenken.

Zum schwarzen Kaffee kam der Arzt angeritten, der uns sehr freundlich willkommen hieß und uns noch länger da behalten wollte. Er war ein feingebildeter Mann, der längere Zeit in Edinburgh studirt und etwas vom englischen Wesen angenommen hatte. Den P. von Geyr erkannte er gleich wieder. Er kam von einem Krankenbesuche.

Der Arzt hat auf Island ein sehr hartes Leben. Er muß wie ein Beduine fast Tag für Tag und oft auch Nachts zu Pferde sein, oft Stunden weit, bei Sturm und Unwetter, eisigem Frost und Schneewehen, zu seinen Patienten reiten. Erholung und Unterhaltung hat er keine, als diejenige im Kreise seiner Familie. Ihm gleichgestellt an Bildung und socialem Einfluß ist höchstens etwa der Sýslumaðr — der oberste Verwaltungsbeamte des Kreises und allenfalls der Prestr. Sonst besteht seine ganze Gesellschaft aus Bauern, Hirten und Fischern. Für einen Mann, der in England gelebt und europäischen Comfort kennen gelernt, muß es keine geringe Entbehrung sein, das halbe oder fast das ganze Leben auf einem solchen einsamen Gehöft zuzubringen, keinen Augenblick sicher, in den wüthendsten Regensturm hinausgerufen zu werden, um über Steinfeld und Sandsteppen, Hraun und Flüsse zu irgend einem verlassenen Hof zu sprengen und oft hilflos der klar erkannten Krankheit gegenüber zu stehen, weil die gewöhnlichsten Mittel fehlen, nicht ordentlich gelüftet, nicht geheizt werden kann, kein Wein oder sonst etwas Stärkendes da ist, gesunde Nahrung mangelt und alle Kunst an hellem Elend versiegt. Als ich das erwog, da freute ich mich wirklich, daß der wackere Doctor in Laugardaelir sich wenigstens für die kurze Rast, die sein Amt ihm verstattet, ein so freundliches Heim einzurichten gewußt hatte. Das ist ihm wohl zu gönnen und zugleich ein Beispiel für die Leute, wie sie sich ihre Wohnungen etwas besser und gesünder einrichten könnten. Alles muß freilich von Schottland, Norwegen oder Dänemark hergebracht werden; allein bei dem zunehmenden Verkehr wird man allmählich wenigstens das Nothwendigste, wie Holz, Möbel u. dgl., doch immer leichter zugänglich machen können.

Die Hvitá ist bei Laugardaelir so breit und tief, daß man nicht hindurchwaten kann. Es ist deshalb eine Fähre eingerichtet. Ein alter Fährmann, ruppig und struppig wie Vater Charon, besorgte sie, ein junger Bursch half ihm dabei. In der Zwischenzeit treiben die beiden das altehrwürdige Geschäft des hl. Petrus. Sie hatten eben ein paar mächtige Lachse gefangen, 3 bis 4 Fuß lang. An das rechte Flußufer reichen die Vorhügel des Ingólfsfjall hin und bilden breite, abschüssige Felsbasteien den Fluß entlang. Wie bei der Thjórsá wurden wir nebst Reitzeug und Gepäck in ein Boot geladen; die Ponies mußten hinüberschwimmen. Der weitere Weg führte uns an den Abhängen der Ingólfsfjall hin, die bedeutend höher und steiler waren als am Flusse. Oben zackige Felszinnen, dazwischen knorrige und knollige Massen, ganz hellgrau, wie mit Riesenfaust seltsam geballt und zerknetet. Von der Felsmauer senkten sich steile Mulden und Abhänge mit Geröll und Schutt zu Thale. Nur kümmerliche Vegetation. Während wir über die Schuttmassen hinritten, welche Trümmer früherer Bergstürze sind, trafen wir eine lange Karawane, welche Klippfische und Stockfische nach dem Innern des Landes brachte. Gráskjóna bekam Heimweh und versuchte

mit dieſem Zug umzukehren. Als man ſie zurücktreiben wollte, lief ſie nach dem Berg hinauf und mußte polizeilich wieder eingefangen werden.

Auf ganz maleriſchen Bergpfaden langten wir ziemlich früh in Reykir an, deſſen Höfe, in einem grünen Thal beiſammenliegend, freundlicher ausſahen, als ſonſt noch eine Ortſchaft. Das war jedoch Frescomalerei. Denn in der Nähe waren die Höfe ſehr ärmlich und ſchlecht ausgeſtattet. In dem „beſten", zu dem uns Eyvindr führte, war die Gaſtſtube eben friſch mit Brettern getäfelt worden, aber die Thüre noch nicht gemacht; am Fenſter waren mehrere Scheiben zerſchlagen; von der nahen Küche drang ein rauchiger Dunſt herüber und ſuchte ſich ſeinen Ausweg durch das offenherzige Fenſter. Von Möbeln fand ſich nur ein Tiſch und ein alter Stuhl vor; die fehlenden Stühle ſollten die Pferdekaſten erſetzen. Alles war höchſt unſäuberlich, und die Kinder, die vor der Thüre herumkrabbelten, gar ſchmutzige Engelchen. Sonſt ſah der Hof von außen gut aus; die Raſenmauern waren wohl im Stand, die Wieſen ſorgfältig eingefriedigt, das Gras ſchön, obwohl nur etwa zwei Spannen hoch; um den Hofraum ſtanden große Heuſchober, wie Wigwams mit viel Kunſt und Sorgfalt aufgebaut. Aber was konnte uns das helfen? Wir beklagten uns ernſtlich bei Eyvindr, daß er uns in ein ſo abſcheuliches Quartier geführt: hier ſei nicht zu übernachten. Da er aber verſicherte, daß wir heute kein beſſeres mehr erreichen könnten, und daß die Pferde der Raſt bedürften, ergaben wir uns in unſer Schickſal. In früheren Zeiten war es ſehr gebräuchlich, daß die Reiſenden in den Kirchen logirten. Da ſich viele nicht zum Beſten darin aufgeführt zu haben ſcheinen, wurde das von den Behörden verboten. Um nun nicht im Zelt übernachten zu müſſen, ließen wir doch um die Erlaubniß fragen, die Nacht in der Kirche zubringen zu dürfen. Ein Preſtr war nicht da, indem der Gottesdienſt von einem benachbarten gehalten wird. Der Bauer, der die Aufſicht führte, nahm es nicht ſo genau, und da der Bau eben in Reparatur war, erhörte er unſer Geſuch, und ſo konnten wir uns denn unſer Lager in der Kirche herrichten laſſen.

Reykir erinnert entſchieden an die Geyſir von Haukadalr. An verſchiedenen Punkten raucht und dampft es den ganzen Tag, und davon hat der Platz auch ſeinen Namen. Bei dem Erdbeben von 1829 ſprang eine der Quellen, der ſogenannte Litli-Geyſir, über 30 m hoch, noch in den ſiebenziger Jahren bis zu einer Höhe von 6 oder 7 m. Seither wurden aber, wie es ſcheint, die unterirdiſchen Dampf- und Waſſerkeſſel zum Theil verſchüttet. Der Dampf hat nicht mehr Raum genug, um die nöthige Spannkraft zu entwickeln, und aus den wunderſamen Waſſerkünſten ſind friedliche warme Quellen geworden. Zwei der bedeutenderen liegen an einem Abhang über der Kirche am Fuße einer Mauer von zackigen, rothgrauen Klippen, von denen ſteile Sandbäche nach dem Thale abfallen. Die eine war wulſtig eingefaßt, wie der Strokkr, hatte aber ganz helles Waſſer, deſſen Ueberſchuß ſanft von den

niedrigeren Theilen des Randes abfloß und sich unten mit anderen kleinen Wassern zu einem Bächlein vereinigte, unterwegs Sinter absetzend und allerlei phantastische Figuren daraus bildend. Die andere Quelle daneben war beständig am Sprudeln, der Wasserstrahl nur sehr niedrig, aber ganz hell. Weiter unten am Berg stieß eine andere Quelle ächzend und stöhnend beständig einen grauen, schweren Lehmteig auf; eine vierte, noch weiter unten an dem Flüßchen Varmá, warf intermittirend unter schnalzendem Geräusch von Zeit zu Zeit einen Wasserstrahl fast horizontal aus. Ueber dem Fluß dampften weithin noch mehrere solcher Kochherde. Während die Hitze derselben die nächste Umgebung behaglich erwärmte, war die Luft ziemlich kalt geworden, und wir waren recht froh, daß wir nicht im Zelte zu übernachten brauchten.

Und nun müssen wir uns doch einmal ein paar isländische Geschichten erzählen! Es sind zwar all' diese Märchen und Gespenstergeschichten längst von emsigen Gelehrten gesammelt worden, so daß kaum mehr eine Nachlese möglich ist. Doch wie sie im Volk noch lebendig sich weiterpflanzen, so mag auch der Reisende sich noch an ihnen erfreuen. Und wo gäbe es einen günstigeren Platz, als einen solchen, wo der ganze Boden rundum wie eine Hexenküche brodelt, wildzerklüftete Felsen wie Spukgestalten auf uns herniederblicken, der Dampf heißer Quellen gespenstisch zum engen Thale hinauswallt und sich mit dem Nebelflor vereint, der von den Bergen niedersteigt! Die alten Götter der Edda haben da wenig Erinnerungen an sich zurückgelassen, aber in den Klippen droben wimmelt es von Elben und Wichten, Männlein wie Fräulein, aus dem Bach tauchen Wasserpferdchen und Nixen empor, in den düsteren Schluchten hausen Unholde oder Trollen. In zahllosen Ortsnamen kehrt die Erinnerung an sie wieder: Tröllagata, Tröllaskeid, Tröllatunga, Tröllaskógr, Tröllaháls, Trölladyngja . . . Hexenstraße, Hexenweg, Hexenzunge, Hexenwald, Hexenberg, Hexenkammer, wie wir sagen würden. Widergänger, Folgegeister, Gespenster aller Art machen Haus, Hof und Stall unsicher. In Feld und Wald, Pflanzen und Thieren steckt gar mannigfacher Zauber verborgen, und in einsamen Gegenden ist man gar nicht sicher, noch Útilegumenn, d. h. landflüchtigen Geächteten zu begegnen, die in unnahbaren Klüften wundersam leben und sterben, ohne daß man mehr ein Näheres von ihnen erfahren kann. Es gibt einen Wunschstein und einen Lösestein und einen Stein, der die Zauberkraft einer Tarnkappe hat. Von Bären, Füchsen und Mäusen wird das Wunderbarste vermeldet, und die gar seltene Vogelkirsche hat man in der Weihnachtszeit schon mit hundert Lichtlein geschmückt gesehen, die kein Wind auszublasen im Stande war. Für die Kenntniß des Volksgeistes und Volkscharakters sind all' diese Sagen und Geschichten von großer Bedeutung, und deshalb wenigstens einige Blätter aus diesem reichen, köstlichen Sagenschatz!

Vom Troll Bergthórr. In den Heidenzeiten lebte ein Mann, der hieß Bergthórr, und er nahm ein Weib und sie wohnten in einer Höhle,

genannt Hundahellir, d. i. Hundshöhle, am Bláfell. Er war wohlerfahren in der ſchwarzen Kunſt, aber ein ſanfter und gutmüthiger Troll, außer wenn er gereizt wurde. Neben dem Berge ſtand ein Bauernhof, der hieß Haukadalr, da lebte ein alter Mann. Eines Tages kam der Troll zu ihm und ſagte: „Wenn ich geſtorben bin, ſo wünſche ich da begraben zu werden, wo ich den Klang der Glocken und das Rauſchen des Waſſers hören kann. Verſprich mir deshalb, mich auf den Kirchhof von Haukadalr zu legen. Als Zeichen meines Todes ſoll ein großer Stock vor deiner Hüttenthüre ſtehen, und als Lohn für mein Begräbniß magſt du alles nehmen, was in dem Keſſel neben meiner Leiche liegt.“ Der Bauer verſprach, das zu thun, und Bergthórr ging. Als einige Zeit darauf die Knechte früh morgens den Hof von Haukadalr verlaſſen wollten, da ſahen ſie an der Thüre einen großen hölzernen Stock ſtehen und ſagten es dem Bauer. Sobald er ihn ſah, erkannte er gleich den Stock Bergthórs, ließ einen Sarg machen und ritt mit einigen ſeiner Leute nach dem Bláfell. Als ſie in die Höhle traten, fanden ſie Bergthórr todt und legten ihn in den Sarg. Sie wunderten ſich ſehr, daß ihnen ein ſo großer Leichnam ſo leicht zu tragen war. An der Seite des Bettes fand der Bauer einen großen Keſſel und hoffte, ihn voll Geld zu finden. Als er aber ſah, daß nichts als dürre Blätter darin lagen, da glaubte er, daß ihm der Troll einen Streich geſpielt, und war ſehr bös. Einer ſeiner Leute füllte indes ſeine zwei Handſchuhe mit den Blättern und nahm ſie mit. Dann trugen ſie den Sarg mit Bergthórr hinab in die Ebene. Am Fuße der Hügel betteten ſie ihn zur Ruhe, und der Mann, der die Blätter genommen, öffnete die Handſchuhe und fand ſie voll Geld. Da der Bauer das ſah, war er vor Erſtaunen außer ſich und kehrte mit einigen ſeiner Leute zurück, um das übrige zu holen. Aber als ſie ſuchen wollten, da fanden ſie weder einen Keſſel noch eine Höhle mehr und mußten enttäuſcht zurückkehren, wie ein jeder, der ſeither danach geforſcht hat. Sie begruben den Leichnam des Trollen, und der Steinhügel, der die Stelle bezeichnet, heißt noch heute Bergthórsleid, d. h. Bergthórsgrab.

Der Schäfer von Silfrúnastadir. Zu Silfrúnaſtadir im Skagafjördr, da war ein Mann, der hieß Guðmundr. Dem kam auf Weihnachten ſein Schäfer abhanden. Da nahm er einen zweiten, und der hieß Grímr. Und der hütete Guðmunds Schafe bis zur nächſten Weihnachten, und da verſchwand auch er und ward nimmer geſehen. Es lebte aber zu Sjávarborg eine arme Wittib und die hatte einen Knaben, ſo Sigurðr hieß. Dieſen nahm Guðmundr nun zum Schäfer, um der armen Frau zu helfen. Nach einiger Zeit gab er ihm einen Widder, ein Mutterſchaf und ein Lamm. An Weihnachten aber, da er ſeine Schafe hütete, da kam eine furchtbare Hexe und ſchrie ihm zu: „Komm! Ich will dich in dieſen Sack ſtecken.“ — „Nimm lieber das Schaf und das Lamm,“ erwiederte Sigurðr. Da nahm ſie das Schaf und das Lamm. Sigurðr aber ging fröhlich heim und

auch Gudmundr war froh, ihn wieder zu ſehen, und fragte ihn, wie es ihm gegangen ſei. „Mir iſt nichts Beſonderes begegnet," ſagte Sigurdr. An der nächſten Weihnachten kam die böſe Hexe wieder und ſagte: „Komm! Ich will dich in dieſen Sack ſtecken!" — „Nimm lieber den Widder," ſagte Sigurdr. Der Bauer war ſehr froh, daß Sigurdr wieder lebendig nach Hauſe kam, und gab ihm zum Geſchenk vier Widder. Nun kam die dritte Weihnacht heran, und wieder erſchien die böſe Hexe, und diesmal brachte ſie ein Beil mit und ſprach: „Wetze mir dieſes Beil und dann nimm dein Halstuch ab; denn ich will dich köpfen." — „Nimm lieber dieſe drei Widder," ſagte Sigurdr. Da warf die Hexe ihr Beil weg, ward ganz freundlich und gab Sigurdr guten Rath. „Geh", ſprach ſie, „zum Silberſchmied und lerne ſein Gewerbe, und wenn du es gelernt haſt, dann gehe zum Propſt. Der hat drei Töchter, und die jüngſte iſt das ſchönſte Kind im ganzen Land. Die zwei anderen kümmern ſich nur um ihren Putz, die dritte aber iſt fromm und beſcheiden. Bitte ſie, daß ſie zuerſt mit dir bis zur Thüre geht und dann bis zum Ende des Feldes. Dort gib ihr dieſes Halstuch, dieſen Gürtel und dieſen Ring, und dann wird ſie dich lieben."

Alles geſchah, wie es die Hexe geſagt hatte. Sigurdr lernte ſo gut, daß er in zwei Jahren Meiſter ward. Da ging er nach Hofsós und kaufte einen Silberſchmuck. Dann ging er weiter nach Miklibaer zum Propſt, und auch da ereignete ſich alles, wie es die Hexe vorausgeſagt. Als er aber Margrjet das Halstuch und den Gürtel und den Ring gegeben hatte, da ſprach ſie: „Ich wollte, ich hätte nie dieſe Geſchenke angenommen; aber ich kann ſie dir jetzt nicht mehr zurückgeben." Ob ſie aber wollte oder nicht, ſie mußte Sigurdr lieben, und der Propſt, der nichts von einer Heirat wiſſen wollte, gab endlich nach, da er ſah, wie ſehr ſie ſich lieb hatten. Und ſie wurden verlobt. Da träumte Sigurdr von der Hexe und er ging mit dem Propſt nach Silfrúnaſtadir. Da fanden ſie die arme Hexe todt und begruben ſie. Sie hatte aber ſo viel Koſtbarkeiten hinterlaſſen, daß es zehn Pferde brauchte, um ſie nach Miklibaer zu bringen. Und nun hielt Sigurdr Hochzeit und lebte glücklich mit Margrjet bis an ihr ſeliges Ende.

Die Grýla. Die Grýla hat hundert Köpfe und ſechs Augen an jedem Kopf, dazu zwei matt und geiſterhaft blaue Augen an jedem Nacken. Sie hat Ziegenhörner, und ihre Ohren ſind ſo lang, daß ſie am einen Ende bis auf die Schulter herabhängen, am andern die Spitze ihrer dreihundert Naſen berühren. An jeder Stirn iſt ein Haarbüſchel und an jedem Kinn ein verknoteter und ſchmutziger Bart. Ihre Zähne ſind wie ausgebrannte Lava. An jedes Bein hat ſie einen Sack gebunden, in welchem ſie unartige Kinder fortzutragen pflegt, und weiter unten hat ſie Hufe wie ein Pferd. Außerdem hat ſie fünfzehn Schwänze und an jedem Schwanz hundert Säcke aus Fell, von denen jeder Sack zwanzig unartige Kinder faſſen kann.

Grýla hat einen Mann, Leppa-luði, einen Unhold, und sie haben zwanzig Kinder. Vor ihrer Ehe mit Leppa-luði hatte aber Grýla schon dreizehn andere Kinder und diese nennt man Weihnachtsmännchen, weil man glaubt, daß sie an Weihnachten kommen und unartige Kinder fortholen.

Ursprung der Elfen. Eines Tages besuchte der liebe Gott Adam und Eva und verlangte ihr ganzes Haus zu sehen. Und sie zeigten ihm ihre Kinder. Und er fragte: „Habt ihr sonst keine Kinder als diese?" Und sie sagten: „Nein." Es waren aber, als Gott kam, nicht alle Kinder gewaschen, und deshalb hatten sie die nicht gewaschenen versteckt. Da sprach Gott: „Was der Mensch vor Gott versteckt, das wird auch Gott vor dem Menschen verstecken!" Und die ungewaschenen Kinder wurden alsbald unsichtbar und nahmen ihre Wohnung auf Bergen, Hügeln und Felsen. Das sind die Elfen. Nur wenn sie wollen, können wir sie sehen.

Wie aus diesen wenigen Proben erhellt, steckt in den Isländern die ganze Gemüthlichkeit des germanischen Wesens. Wenn ihre Phantasie aber mitunter, wie in der Beschreibung der Grýla, ins Wüste und Ungeheuerliche ausschweift, so muß man an die öde, wilde, einsame, grauenerregende Naturscenerie denken, welche sie umgibt. „Grýla" heißt gerade eine der rauchenden Quellen von Reykir, diejenige, welche zunächst am Flüßchen Varmá liegt. Wer sich da in die Nähe setzt und sie plötzlich unter unheimlichem Geräusch ihren fast horizontalen Strahl ausspeien sieht, während es rundum qualmt und kocht, der wird sich über die fünfzehn Schwänze und über die dreihundert Nasen kaum mehr wundern.

13. Juli.

Die Kälte, welche während der Nacht noch bedeutend zugenommen hatte, weckte uns sehr früh. Das Thermometer stand unter Null mitten im Juli. Zum Frühstück war in dem Gehöfte nichts Anständiges aufzutreiben, als Kaffee. Im übrigen mußten wir uns mit den Resten unserer Vorräthe begnügen, die trotz aller Sparsamkeit nahezu erschöpft waren. Am Fenster spielte ein junger Hund mit einer jungen Katze. Dicht vor der Thüröffnung wurde ein Butterfaß gestoßen, und von der dunklen Küche qualmte nebst dem Kaffeeduft auch der Dunst des Herdfeuers in die kleine leere Bude hinein, wo wir auf den Packkisten saßen. Den Kaffee durfte man nicht näher untersuchen. Er wärmte uns wenigstens.

Gegen 8 Uhr standen die Pferde bereit. Den Leuten war es seit Jahrhunderten nicht eingefallen, sich einen guten Weg nach dem Fluß hin zu machen. Ueber die steilste Böschung hinab mußten die Pferde an das Ufer klimmen, so daß dem Reiter das Balanciren schwierig wurde. Da tranken sich die Ponies einen Schluck und wateten dann hindurch. Nachdem wir das schmale Thal passirt, ging es einen steilen Felspaß hinauf. Es war da keine eigentliche Straße, aber von dem häufigen Reiten eine Art von Saumweg. Während wir die vorigen Tage fast niemanden getroffen hatten,

begegneten uns schon in der ersten Stunde drei bis vier Karawanen, meist mit Klippfischbündeln, die von ferne wie Reisigbündel aussahen. Während alle Bergbewohner sonst zur Schonung von Mensch und Thier Zickzackwege einzuschlagen pflegen, ist das den Isländern schon zu umständlich. Sie reiten gradaus, es mag so steil hinauf- oder hinabgehen, als es will. Hier wenigstens war es auffällig, und die armen Thiere hatten ihre liebe Noth auf dem rauhen, steinigen Weg. Wir mußten öfters innehalten, und das war kein Verlust. Denn die Aussicht nach Westen und Südwesten hin ward immer schöner, je weiter wir an der kahlen Felshöhe emporkamen. Unten zunächst das anmuthige Thälchen von Reykir mit seinen grünen Wiesen, röthlichem Felsensaum und dampfenden Quellen, dahinter der Ingólfsfjall mit seinen schweren, dunkeln Felsmassen, die nach der Hvitá hin sich in scharfen Umrissen abgrenzen; südlich von dieser Felscoulisse öffnet sich das Thal der Hvitá, die hier, von keinen Basteien mehr eingezwängt, sich rasch zu einem breiten Strom erweitert und den Namen Ölfusá führt; weiterhin der flache Küstengürtel, wo die Flüsse Thjórsá und Markarfljót sich in ihren weiten Mündungen begegnen, und endlich tauchen in der Ferne die Westmännerinseln aus dem tiefblauen Meer auf. Die Luft war außerordentlich rein und klar. Das Oede der ganzen Landschaft trat deshalb sehr scharf hervor. Außer dem nahen Reykir war nirgends ein Dorf deutlich zu erkennen, kein Kirchthurm, keine Kirche. Dennoch vereinten sich die verschiedenen Farbentöne, der sonnighelle Himmel, der dunkle Ocean, die gelbgrüne Niederung, die röthlichen und graublauen Felspartien mit ihren phantastischen Schattenzügen zu einem höchst anziehenden Bilde. Je länger ich es ansah, desto mehr Reiz übte es auf mich aus. Scharf in ihren Umrissen, groß in ihren Verhältnissen, traumhaft verschwommen in ihren Farben, hat diese leblose Landschaft etwas Verwandtes mit den Stimmungsbildern der nordischen Volkspoesie. Die Einsamkeit selbst ruft die Phantasie auf, sie mit Riesen, Zwergen, Tag- und Nachtgespenstern zu bevölkern, und ihre wunderlichen Gestalten in jene Dämmerfarben zu kleiden, in welchen Meer und Land, Gletscher und Fels, das letzte Grün und die Asche der Vulkane zusammenfließen.

Das seltsam schöne Bild erhielt auf der Paßhöhe seine Vollendung dadurch, daß noch ein viel größerer Theil der Küste und des Meeres in Sicht kam; dann wurde es uns aber durch die unregelmäßigen Felszacken der Höhe selbst auf einmal entzogen. Wir befanden uns auf einem lang und breit gestreckten Bergsattel, der nach beiden Seiten von geringen Erhöhungen eingefangen war. Schnee und Wind hatten fast den ganzen Boden blank gefegt. Wir ritten wohl über eine Stunde über den nackten Felsengrund, so glatt, daß die Thiere oft beinahe ausglitten. Doch kam keines zu Falle. Mit unzerstörbarer Ruhe und Sicherheit trotteten sie voran, jede Kerbe und Spalte benützend, welche Regen und Feuchtigkeit in den Felsen gegraben

hatte. Das weite Plateau, Hellisheiði, die Heide der Höhlen genannt, endigte an einer steilen Schlucht, so steil, daß wir absitzen und die Pferde am Zügel hinunterführen mußten. Unten in einem nicht weniger trostlosen Thale lag ein Gehöft, das Eyvindr uns als gutes Quartier, ja als Hotel ankündigte.

Es war kalt; den ganzen Vormittag blieb die Temperatur unter Null; wir alle hatten unsere Ueberzieher angezogen, die Kragen aufgestülpt und uns so gut wie möglich eingemummt. Eine anständige, warme Herberge wurde darum mit Freuden begrüßt. Von außen sah der Hof auch erträglich aus. Aber drinnen — ein gutes Quartier, ein Hotel! Es war die traurigste Behausung, in die wir noch gerathen waren, und Touristen, welche Island nach diesem beurtheilen wollten, hätten allerdings Recht, wenn sie über Unreinlichkeit in den schärfsten Ausdrücken klagten. P. von Geyr stürzte gleich wieder heraus, nachdem er kaum einen Blick hineingeworfen. Er wollte weiter. Aber zwei Stunden weit war kein besseres Unterkommen zu treffen. Ich guckte nun auch hinein. Der erste Raum nächst der engen Hausflur war eine ungetünchte Mauerhöhle. Durch die Löcher eines halbzertrümmerten Fensters blies derselbe arktische Nord, der uns morgens so früh aufgescheucht hatte. Durch die schmutzigen übrigen Scheiben und aufgeklebten Papierfetzen drang ein düsteres Licht in den armseligen Raum. In der Ecke stand ein unreinliches Bett, mit einer zerrissenen Steppdecke halb zugedeckt, am Fenster ein nie angestrichener und nie gewaschener Tisch, rechts und links ein paar Bänke von entsprechender Einfachheit. Ein verrosteter Ofen von Eisen war mit ungebürsteten Kleidern behangen. Alter Hausrath und Gerümpel, Spinnengewebe und Staub füllten alle Ecken und Kanten. Eine ungekämmte Alte, die fast an eine Hexe erinnerte, brachte uns drei Krüglein Bier. Bier bei dieser Kälte! Wir dankten und bestellten uns Kaffee. Die Alte öffnete uns das anstoßende Zimmer, in dem zwischen zwei etwas besseren Betten ein kleines Tischchen stand. Ich wollte hinein; aber meine Freunde hegten Reinlichkeitsbedenken, die vielleicht nicht ganz unbegründet waren. Während wir in dem äußeren Raume blieben, kam ein Isländer, ein Bruder des Pfarrers von Ólafsvellir, mit zwei ganz fein gekleideten Isländerinnen in Reitcostüm. Sie waren sichtlich froh, daß wir ihnen das andere Gemach überließen. Wir hatten zum Glück noch einige Reste von Käse und Zwieback; sonst hätten wir vor Ekel Hunger leiden müssen. Obwohl müde, waren wir froh, wieder aufzusitzen, nur um aus diesem Hotel fortzukommen. Der Paß selbst heißt Hellisskarð.

Wir hatten bis Reykjavík noch 4 bis 5 Stunden zu reiten. Es ging über lauter Hraun, am südlichen Ende der Mosfellsheidi. Wir stießen hier auf ein Stück der Straße, die von der Regierung zwischen der Hauptstadt und Eyrarbakki angelegt wird, und hatten auch die Ehre, den Inspector zu treffen, der diesen Bau leitet; er war ein unendlich redseliger

Mann. Der Unterbau der Straße, aus lauter großen Lavastücken, war noch schlechterdings unpassirbar, und so mußten wir denn am Abhang derselben hinreiten, bis das Stück Straße aufhörte und wir wieder bloßes Steinfeld vor uns hatten. Keine Strecke ist mir auf unserem mehrtägigen Ritt trostloser und langweiliger vorgekommen als diese. Der ganze Landstrich bis dicht an die Stadt ist eine völlige Wüste. Ich athmete deshalb fröhlich auf, als wir endlich die Esja und die Bucht von Reykjavik in Sicht bekamen. Etwas nach 5 Uhr trafen wir wieder in unserem Missionshaus Landakoti ein.

Wir fanden alle, daß es doch etwas Wohlthuendes um etwas höhere materielle Cultur ist. Straßen sind sicher keine üble Erfindung. Brücken erweisen sich im ganzen viel bequemer als Fähren. Zur Abwechslung einmal durch einen Fluß zu waten, ist ein interessantes Abenteuer; aber auf die Dauer möchte das seinen Reiz verlieren. Eine anständige Herberge und ein gutes Bett sind nicht zu verachtende Dinge, und ein schönes Bretterhäuschen ist diesen rauchigen Erdhütten entschieden vorzuziehen. Wir freuten uns aber doch andererseits auch unseres Ausflugs. Es lohnt sich wirklich der Mühe, einmal diese primitiven Zustände eines zigeunerhaften Daseins und bäuerlicher Einfachheit selbst zu erfahren. Es ist lustiger und wohlthuender, als man sich vorstellt. Ich habe mich kaum je so wohl gefühlt, als bei diesen kleinen Strapazen. Im allgemeinen habe ich auch den Eindruck bekommen, daß die Isländer sich in ihren beschränkten Verhältnissen recht erträglich befinden, vielfach glücklicher als die ärmere Bevölkerung unserer großen Städte, welche stets die Schaustellung des übertriebensten Luxus, des glänzendsten Reichthums und der verfeinertsten Genußsucht vor Augen hat, ohne die Mittel, dieses irdische Paradies an sich zu reißen. Sie sind an Entbehrung gewöhnt, mit wenigem zufrieden. Statt einer ungesunden Ueberbildung nähren sie neben ihrem harten Tagewerk ein nicht zu unterschätzendes geistiges Leben, das sich hauptsächlich um die eigene Volksüberlieferung bewegt und die Einsamkeit des langen nordischen Winters freundlich verklärt. Etwas mehr Volksbildung, mehr Gesundheitspflege und Reinlichkeit, bessere Bewirthschaftung des Bodens, Hebung der Viehzucht und des Gartenbaus wird den Isländern allerdings selbst von ihren eigenen wärmsten Patrioten empfohlen. Würden dazu die alten katholischen Familienandachten wieder aufleben, Sonn- und Festtag die zerstreut wohnenden Bauern zu einem wahrhaft herzerhebenden Gottesdienst vereinigen, der Cultus der Kirche wie früher den Kunstsinn anregen und heiligen, opfermuthige Priester die Verlassenen besuchen und trösten, so würde das ernste, geweckte, poetisch begabte Volk, trotz aller Entbehrungen, gewiß sehr glücklich sein.

The Gathering Call

9. Zweiter Aufenthalt in Reykjavik.

16. Juli.

Nachdem wir wieder in Reykjavik angelangt, waren wir für einige Zeit auf Island gefangen. Die dänische „Vereinigte" Dampfschiffahrtsgesellschaft entsendet jährlich zwölf Schiffe dahin, von denen einige nur auf den Faröern und in Reykjavik halten, andere dagegen um die ganze Insel fahren und die vorzüglichsten Buchten besuchen, soweit die Küste vom Eise frei und eine solche Umfahrt möglich ist. Der Fahrplan für diese officiellen Postcurse wird alle zwei Jahre dem isländischen Parlament vorgelegt und bedarf dessen Genehmigung. Das nächste Schiff um die Insel fuhr am 1. August, das nächste direct nach Kopenhagen erst eine Woche später. Außer dieser dänischen Linie gibt es noch eine Verbindung durch Privatdampfer. Ein englischer Unternehmer, Mr. Slimon in Leith, hat nämlich die Ausfuhr isländischer Ponies nach Schottland und England förmlich organisirt und zu diesem Zwecke zwei Dampfer eingerichtet, die im Laufe des Sommers bestimmte Fahrten nach Island unternehmen. Sein Schiff „Camoens" war es, das um die Zeit unserer Ankunft an der Westküste aufgefahren war und nach Schottland zurück mußte, um daselbst ausgebessert zu werden, während in Island eine große Menge Leute darauf warteten, um über Leith (Edinburgh) und Glasgow nach Canada auszuwandern.

Die Kriegsschiffe auf der Rhede konnten uns natürlich nichts helfen, als daß sie die stille Landschaft etwas belebten. Passagiere nehmen sie keine mit, außer in wichtigen Ausnahmsfällen. Da war die „Diana", ein dänisches Kanonenboot, der schon erwähnte französische „Dupleix", der ebenfalls französische „Allier" und endlich das österreichische Transportschiff „Pola", das aber völlig militärisch bemannt war.

Freitag den 13. Abends waren wir von unserm Ausflug wieder in Reykjavik angekommen. Ich benützte den folgenden Tag, um erstlich von den Strapazen etwas auszuruhen und dann mir etliche Notizen aufzuschreiben, wozu bei dem Ausflug selbst nicht immer die erwünschte Gelegenheit war. Meine Reisegefährten waren aber gleich wieder auf den Beinen und brachten mir am Nachmittag die Botschaft, daß sie auf der „Pola" gewesen wären: die Mannschaft würde Sonntag morgens zum Gottesdienst kommen; man wünschte aber eine italienische Predigt, weil nur die Officiere zum Theil

Deutſche wären, die Matroſen ſämmtlich aus Trieſt und Iſtrien. Es ſei bereits zugeſagt.

In Island meine erſte italieniſche Predigt zu halten: das hätte ich nicht erwartet! Ich hatte wohl früher mit Italienern zuſammengelebt und etwas in ihrer Sprache reden gelernt; aber das war ſchon über zehn Jahre her und die Gewohnheit längſt verloren. Es galt indes jetzt, aus der Noth eine Tugend zu machen, und ſo ſpazierte ich denn auf dem Hügel von Landakoti auf und ab und raffte im Angeſicht des eiſigen Snaefells-Jökull und der übrigen nordiſchen Landſchaft meine italieniſchen Erinnerungen zuſammen, während meine Genoſſen ſich Mühe gaben, die kleine Miſſionskapelle ſo ſchön als möglich zu zieren. Zum Unglück wurde ich noch durch einen Herrn J. geſtört, der ſich mir als isländiſcher Sprachmeiſter anbot und ſchließlich aufdrängen wollte, obwohl ich ihm verſicherte, daß ich an einem Namensvetter von ihm, einem Candidatus der lutheriſchen Gottesgelehrtheit, ſchon einen Lehrer gefunden und dieſen nicht wieder abweiſen könne.

Am andern Morgen 10 Uhr kam die Schiffsmannſchaft der „Pola“ in Uniform, zwei und zwei, von der Stadt her den Hügel heraufmarſchirt, ſtramme kräftige Geſtalten mit martialiſchen Zügen, mit ihren ſchwarzen Haaren und den dunkeln, feurigen Augen ein rechtes Gegenſtück zu den meiſt blonden und rothbärtigen Inſulanern des Nordens. Ihr Marſch durch die Stadt machte Aufſehen — es war ſeit vielen Jahren das erſte öffentliche Lebenszeichen des Katholicismus. Ob das dem Poliziſten von Reykjavik gefährlich erſchien, oder ob er höhern Orts Ordre erhalten hatte, genug: dieſes in ſeiner Art einzige und claſſiſche Weſen — die ärgſte Schwätzbaſe der ganzen Stadt — kam mit einigen Isländern auch hinterher und wohnte dem Gottesdienſt bei. Erſt während meiner Anrede bemerkte ich ihn. Weil er von allem kein Sterbenswort verſtand, machte er ein ſo naives Geſicht, daß er mich beinahe aus dem Context gebracht hätte. Wie ich nachher hörte, war auch der obenerwähnte Herr anweſend, der ein paar Brocken italieniſch wußte, ſo daß wir offenbar unter einer Art von Aufſicht ſtanden.

Nach dem Gottesdienſt beſuchten uns die Herren Officiere, deren liebenswürdige Gemüthlichkeit meiner alten Vorliebe für Oeſterreich neue Nahrung gab. Der Commandant und der erſte Schiffslieutenant waren Wiener, der Schiffsfähndrich ein Pole, der zweite Schiffslieutenant ein Tiroler, der Schiffsarzt ein Oberöſterreicher, der Schiffskaſſier und die Maſchiniſten wieder aus anderen Theilen der Monarchie — wackere Seeleute, faſt mit allen Meeren bekannt und dabei die Herzlichkeit ſelber. Beſonders war es Herr Schiffslieutenant B., der neben dem vielſeitigſten Wiſſen einen unerſchöpflichen Schatz des köſtlichſten Humors entwickelte.

Die „Pola“ war ein ſtattlicher Dampfer, 51 m lang, 9 m breit, Schraubenmaſchine von 780 Pferdekraft. Sie hatte einige Monate früher eine naturwiſſenſchaftliche Expedition nach der im Eismeere gelegenen Inſel

Jan Mayen gebracht und war nun unterwegs, dieſelbe wieder abzuholen. Ausgerüſtet war die Expedition auf Koſten des öſterreichiſchen Grafen Wilczek, eines freigebigen Gönners und Beförderers naturwiſſenſchaftlicher Forſchung. Sie ſtand in Verbindung mit anderen gleichzeitigen Forſchungsreiſen, welche in dieſem Sommer ſowohl in den Nordpolarländern als nach dem Südpol hin angeſtellt werden ſollten. Das Hauptaugenmerk war dabei auf Phyſik, namentlich magnetiſche Beobachtungen gerichtet; nebenher ſollten auch Zoologie, Botanik und Geologie, endlich dann die geographiſche Einzelforſchung Berückſichtigung finden. Nur zwei dieſer Expeditionen waren von Privatleuten ausgerüſtet: die erwähnte auf Jan Mayen durch Graf Wilczek, und eine andere an der Moſſelbay auf Spitzbergen durch einen Kaufmann P. Smith. Die anderen elf Stationen wurden auf Staatskoſten unterhalten. Die Nordamerikaner wollten an zwei Punkten: Point Barrow und Lady Franklin Bay, Beobachtungen anſtellen, die Dänen zu Godhaab in Weſtgrönland, die Norweger zu Boſſekop bei Alten, die Ruſſen an der Lenamündung und an der Möller-Bay auf Nowaja Semlja, die Holländer in Dickſonhafen, die Engländer zu Fort Simpſon in Canada, deutſche Forſcher an der Oſtküſte von Grönland und in dem antarktiſchen Südgeorgien, franzöſiſche endlich am Cap Hoorn. Eine Broſchüre, welche mir Schiffslieutenant B. mittheilte, entwickelte ſowohl den Plan des ganzen Unternehmens als auch die Organiſation der öſterreichiſchen Expedition bis in die kleinſten Einzelheiten hinein. Selbſt der Küchenzettel war für jeden Tag der Woche bis auf das letzte Zugemüſe gedruckt, die eiſernen Hütten der Forſcher in Jan Mayen genau beſchrieben und ſanitäriſche Maßregeln für den Aufenthalt daſelbſt ſorgfältig entwickelt. Sollte es der „Pola“ nicht gelingen, bis zur feſtgeſetzten Zeit nach Jan Mayen vorzudringen, ſo ſollten die Mitglieder der Expedition verſuchen, ſich auf ihren Booten an das nächſte europäiſche Geſtade durchzuſchlagen. Was ein Winter auf Jan Mayen zu bedeuten haben möchte, das war aus einem Anhang der Broſchüre zu erſehen, in welchem das Tagebuch von ſieben holländiſchen Seeleuten mitgetheilt wurde, welche im Winter von 1633 auf 1634 daſelbſt ihren Tod fanden.

Der Commandant war Outgert Jacobsſon von Grootenbroek, Schiffsſchreiber Adrian Martin Carman von Schiedam, Schiffskoch Thauniß Thaunißſon von Schermerhem, die übrigen Dirk Peterſsſon von Veenhuyſen, Peter Peterſsſon von Haarlem, Sebaſtian Gyſe aus Delftshaven und Gerrit Beautin aus Brügge. Das Tagebuch, gar verſtändig, ſchlicht und fromm geſchrieben, reichte vom 26. Auguſt 1633 bis zum 30. April 1634, an welchem der letzte der ſieben Mann ſtarb. Das ganze Tagebuch, namentlich aber der Schluß, rührte mich ſehr, und ich konnte nicht umhin, mir den letztern zu notiren.

„Am 23. (April) blies derſelbe Wind mit leichtem Regen. Wir waren um dieſe Zeit zu einem bejammernswerthen Zuſtand herabgekommen, da außer mir keiner von uns allen ſich ſelbſt, geſchweige denn einem andern

helfen konnte, so daß die ganze Bürde auf meinen Schultern lag; ich erfülle meine Pflicht, so gut ich kann und so lange es Gott gefällt, mir Kraft zu verleihen. Ich gehe jetzt, unserm Commandanten auf seine Bitte aus der Koje zu helfen, weil er, eben mit dem Tode ringend, durch diesen Wechsel seine Pein zu erleichtern hofft. Die Nacht war dunkel und der Wind wie zuvor. — Am 24. waren Tag und Nacht bewölkt, der Wind aus Süd, der auch am 25. mit etwas Sonnenschein anhielt. An der Nordseite erstreckte sich das Eis vom Strande beiläufig eine halbe Meile seewärts, an der Südseite derselben Bucht war jedoch kein Eis zu sehen. Wir sahen viele Walfische. Die Nacht war dunkel und mit steifem Nordwest. Das Eis drängte näher zum Ufer, doch blieb noch immer ein guter Streifen Wasser zwischen Land und Eis. Wind und Wetter wie zuvor. — Der 26. war ein ruhiger, aber bewölkter Tag, die Nacht schön, der Wind aus West. — Am 27. war Thauwetter; an diesem Tage tödteten wir unsern Hund aus Mangel an frischen Lebensmitteln. Die Nacht war bewölkt, doch ohne Regen, der Wind aus Ost, der auch am 28. mit bewölktem Himmel anhielt. Das Eis wurde während dieses Tages nach See außer Sicht getragen. Die Nacht war bewölkt, mit steifem Nordwind. — Am 29. Wind und Wetter wie zuvor, doch setzte der Wind nachts steif aus Nordost ein. — Der 30. war ein klarer, sonniger Tag mit demselben Wind."

So notirte der wackere Seemann Wind und Wetter, bis der Tod ihm seinen Stift aus den Händen riß — und die einsame Insel nur mehr Leichen beherbergte. Walfischfänger aus Zeeland fanden am 4. Juni 1634 die sieben Leichen und begruben sie. Der eine hatte etwas Käs und Brod neben sich, ein anderer eine Salbbüchse, der dritte sein Gebetbuch.

Die „Pola" war von der irischen Küste (Galway) aus Ende Juni bereits ziemlich nahe an die Insel Jan Mayen gekommen, konnte aber des Eises wegen nicht weiter dringen und hatte sich deshalb auf die Rhede von Reykjavik zurückgezogen, um eine günstigere Zeit abzuwarten.

Obwohl es unter der dänisch-isländischen Bevölkerung von Reykjavik keine Katholiken gab, so hatte P. von Geyr doch beschlossen, einen dänischen Nachmittagsgottesdienst, d. h. eine Predigt nebst Gebet zu halten, und einigen Bekannten das mitgetheilt. Wie ein Lauffeuer muß die Nachricht davon in dem ganzen Kleinstädtchen herumgegangen sein. Denn gegen 5 Uhr kam eine ganze Menge Leute den Hügel hinauf, Männer, Weiber und Kinder, als ob bei uns droben eine richtige Stadtpfarrkirche wäre. Das kleine Kapellchen war bald gefüllt. An der Thüre drängten sich die Leute, und als hinterher auch viele vornehmere und angesehenere Herren und Damen, theils von unserer Reisegesellschaft, theils sonst mit uns bekannt geworden, sich einfanden, da blieb nichts übrig, als sie durchs Haus in das Chor der kleinen Kapelle zu führen, bis der letzte Platz besetzt war. Endlich wurden noch die Fensterchen ausgehoben, damit auch die Außenstehenden hören könnten.

Mir kam die Sache etwas wunderbar vor — ein katholischer Gottesdienst für lauter Protestanten! Es war indes alles in bester Ordnung. Der katholische Priester kann über seine Sendung nicht im Zweifel sein, in Island ist Glaubensfreiheit — und die vielen Leute kamen alle von selbst, sei es nun, daß manche bloße Neugier herbeigelockt, sei es, daß viele in wirklich religiöser Absicht Gott zu verehren und sich an einem frommen Vortrag zu erbauen wünschten. Daß letztere Stimmung vorherrschte, war kaum zu bezweifeln. Ueber eine Stunde lang wurde der katholische „Pastor" in ehrerbietiger Stille, würdiger Haltung und mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört. Er predigte von der Liebe Gottes, und zwar durchaus nicht in jenem süßelnden Gefühlston, durch welchen manchmal Toleranzapostel alle Kirchen in einen Schafstall zu verwandeln suchen, sondern ganz correct und gründlich katholisch, wie es beim hl. Thomas zu lesen ist. Das gerade aber scheint den Leuten sehr gefallen zu haben. Mehrere, sowohl von den einfachen und ärmeren, als auch von den augenscheinlich angesehneren, kamen nach vollendetem Gottesdienst, um uns zu grüßen, drückten uns die Hand und sprachen in ungesucht herzlicher Weise ihren Dank aus. Einige ließen sich die Bedeutung des Altars, des Altarschmuckes, der Heiligenbilder erklären; andere sprachen später sowohl vor uns als auch vor anderen ganz offen aus, sie hätten schon lang keine so schöne und anziehende Predigt zu hören bekommen.

Störung fiel nicht die mindeste vor. Häufig zu husten, zu räuspern und auf den Boden zu spucken, ist eine üble Angewöhnung, welche sich die Isländer auch in ihren eigenen Kirchen zu Schulden kommen lassen, und wozu das Klima sowie auch die vielverbreitete Sitte des Tabakkauens und Schnupfens beitragen mag.

Als sich die Menge verlaufen hatte und wir gemüthlich in unserm Stübchen beisammen saßen, zeigte sich wiederholt ein älterer Mann am Fenster, schaute herein und ging dann wieder ums Haus herum. Er hatte die kräftigen Züge eines Bauern, war aber gut gekleidet, fast wie ein Herr. Ich ging zu ihm hinaus und fragte ihn, was er wünschte. Er sagte, er sei früher oft in diesem Hause gewesen und habe den Missionär, Herrn Baudoin, wohl gekannt, der sei ein tüchtiger Mann gewesen; deshalb möchte er uns auch gerne besuchen und kennen lernen. Ich lud ihn ein, einzutreten, und obwohl er nicht viel Dänisch und wir nicht viel Isländisch wußten, kam doch noch eine erträgliche Conversation zu Stande, und wir wurden bald gute Freunde. Der Mann war wirklich ein reicher Bauer aus dem Nordlande und hieß Ásgeir Einarsson, war aber zugleich einer der einflußreichsten Patrioten, þingmaður Strandasýslu, Abgeordneter des Strandasyssel und eines der sechs Senatsmitglieder, welche das Volk zu wählen hat. Seine kräftigen, schwieligen Hände bekundeten, daß er aus eigener Erfahrung über die Grundlagen aller Nationalökonomie zu reden wußte; seine Reden aber

verriethen einen sehr klugen, praktischen Sinn und kernig-wackere Gesinnung und politisches Verständniß genug, um gegen die Theoretiker und Projectschmiede am Thing die wirklichen Volksinteressen geltend zu machen. Er erinnerte mich in allem an die schweizerischen Volksabgeordneten, wie ich sie in meiner Jugend gesehen, als noch nicht so stark in Actien gehandelt wurde und so ein wackerer Bauer in der Wagschale der Politik und Gerechtigkeit die papierenen Stadtherren nicht selten überwog. Nur hatte der Mann das stramme Wesen der Skandinavier.

Volk! Volk! Was ist eigentlich das Volk, seitdem die Nation, d. h. die sogen. „Gebildeten" oder das Kapital den ganzen Nähr- und Arbeiterstand sich botmäßig und unterthänig gemacht haben?

Genug, das war jedenfalls einmal ein Mann aus dem Volke. Er hatte noch ganz das Gepräge der guten, alten Zeit. Die Lieblingsidee und das Hauptwerk seines Lebens war ein Kirchenbau — und zwar zum größten Theil auf seine Kosten. Er fing gleich davon zu reden an. Als er im Jahre 1860 sich zu Thingeyrar am Húnaflói (im Nordlande) niederließ, fand er dort nur eine elende torfkirkja, d. h. eine gleich den gewöhnlichen Häuschen aus Stein und Rasen aufgeschichtete Kirche, im jämmerlichsten Zustande, dem Verfalle nahe. Anstatt sie durch eine getheerte Holzkirche zu ersetzen, wie sie jetzt in Island allgemein sind, faßte er den kühnen Plan, oben auf einem Hügel, sichtbar für sieben Gemeinden, eine regelrecht mit Mörtel gemauerte Steinkirche zu bauen, die eine Zierde für das ganze Nordland sein sollte. 1864 wurde der Bau begonnen. Unter nicht geringen Schwierigkeiten brachte er ihn nach 13 Jahren endlich zur Vollendung, und am 15. sunnudag eptir Trinitatis, am 9. September 1877, wurde das Kirchlein eingeweiht. Es ist etwa 12,5 m lang, 6,2 m breit und mit dem Thurm etwa 9 m hoch, außen und innen wohl verputzt, innen sogar ausgemalt und das Gewölbe mit 1500 goldenen Sternen geziert; auch Altar, Chorgitter und Kanzel wurden fein ausgemalt.

Der ganze Bau kam auf 16000 Kroner (20000 Mark), wovon der Erbauer 10000 Kroner (11250 Mark) beitrug, für das arme Land eine außerordentlich große Summe. Der Mann hatte für alles, was die Kirche und den Gottesdienst betraf, einen wahrhaft bewundernswerthen Eifer. Für alle einzelnen Theile des Baues bot er die besten Werkmeister auf, die zu haben waren, auch wenn er sie weither kommen lassen mußte. Alles beschrieb er mir und brachte mir hernach sogar eine gedruckte Beschreibung, an welche sich die Kirchweihpredigt des Propstes Jakob Briem (von Hruni) anreihte, und eine religiöse Rede, welche Ásgeir Einarsson selbst im Anschluß an dieselbe gehalten hatte. Es war durchaus nicht, wie ich erwartet hätte, eine profane Rede, welche das Kirchweihfest etwa nach seinen weltlichen Beziehungen hin besprach, sondern eine vollständige zweite Predigt, welche, mit dem Sündenfall anhebend, in einigen schlichten Zügen den Heilsplan Gottes

bis auf Christus auseinandersetzte und mit der Würde und Erhabenheit der christlichen Gottesverehrung in Verbindung brachte. Viele der schönsten Mahnworte Christi zum Gebet, zur Wachsamkeit, zum Dienste Gottes waren nicht nur mit bibelfester Richtigkeit angeführt, sondern auch auf das Ganze sehr schön und passend bezogen. Zum Schlusse sagte er:

„Ist das alles nicht hocherfreulich für einen Christen im Hause Gottes? Ist es bedeutungslos, wenn der Lehrer des Gotteswortes die christliche Gemeinde segnet und den Herrn bittet, mit ihr zu sein, und wenn der Diener im Namen der Gemeinde antwortet: ‚Und mit deinem Geiste'? Ist es nicht würdig, daß das Haus, worin solche Dinge sich vollziehen, schöner sei als unsere armen werktäglichen Wohnungen? Sollten Christenleute hinter den Heiden zurückstehen, welche ihre Tempel schmückten und darin todte, machtlose Wesen anbeteten und verehrten? Aber die Christen kennen und beten den einzigen, wahren, lebendigen Gott an. Wer wäre mehr verpflichtet, dem Vater der Barmherzigkeit ein Zeichen des Dankes zu geben dafür, daß wir in sein heiliges Haus kommen dürfen, als wir Isländer, die wir mit dankbarem Herzen singen können: ‚Hier zu Christi Heiligthum können frei wir wallen', wenn wir hören, daß andere christliche Kirchen Verfolgungen und den grausamsten Tod leiden müssen, weil sie an denselben einigen und wahren Gott glauben und ihn anbeten, den wir anbeten?"

Wohl das meiste hätte auch ein katholischer Festredner in eine Kirchweihpredigt aufnehmen können. Es war wie ein Nachhall aus einer bessern Zeit, und an der Redlichkeit und Aufrichtigkeit des schlichten, einfachen Mannes war kein Zweifel möglich.

Mit der lutherischen Geistlichkeit schien Ásgeir im allgemeinen nicht sehr zufrieden. Er erzählte, daß vom Volk aus eine Gesetzesvorlage gemacht worden sei, nach welcher fürder die Gemeinden ihre Seelsorger selbst erwählen könnten, die Regierung sei aber dagegen; Bischof Pjetursson wäre in seiner Eigenschaft als Bischof wohl für die Vorlage, werde aber als Regierungsmann sich dagegen stellen müssen; die Vorlage sei jetzt zur dritten Lesung im Oberhaus (efri deild) und werde dann erst zur Berathung ans Unterhaus gelangen. Die Veranlassung zu dem Gesetzesvorschlag boten verschiedene Ausschreitungen, welche Einarsson mit einem zwar sehr kräftigen, aber nicht eben parlamentarischen Ausdruck bezeichnete. Was das Project einer Creditbank betraf, das beim Althing berathen wurde, wußte er noch nichts Bestimmtes; er erklärte nur, die Ansichten darüber seien sehr getheilt.

20. Juli.

Nach dem gemüthlichen Sonntag fühlte ich mich in Reykjavík ganz wie zu Hause. An der Kapelle waren die nöthigsten Reparaturen gleich vorgenommen worden. Durch wiederholtes Scheuern und Benützung des vorhandenen Schmuckes gewann sie ein ganz freundliches Ansehen. Wir konnten

jetzt das Sanctissimum darin aufbewahren, hatten unsere zwei täglichen Messen und beobachteten annähernd unsere gewohnte Tagesordnung. Dreimal in der Woche war die Bibliothek im Althingshause zugänglich, welche für das Studium der Insel reiches Material bot. Meine beiden Freunde warfen sich auf naturhistorisches Sammeln, durchstreiften die ganze Umgegend zu Land und Wasser, während ich still für mich Isländisch studirte. Daneben entspann sich ein freundlicher Verkehr sowohl mit verschiedenen Isländern, als auch fremden Kaufleuten und den Officieren der „Pola", welche sogar die Artigkeit hatten, uns ganz officiell zu einem Besuche auf ihrem Schiffe einzuladen. Ein Soldat brachte unter militärischem Gruße die Einladungskarte. Auf die bestimmte Stunde lag am Strand ein wohlbemanntes Boot bereit. Auf Commando und im schönsten Tacte wurden wir an Bord des Dampfers gebracht, der ziemlich weit auf der Rhede draußen ankerte. Wir wurden aufgenommen wie liebe alte Bekannte, und da die Herren sämmtlich ein gutes Stück der bewohnten Erde gesehen hatten, so war die Unterhaltung überaus interessant.

An einem der nächsten Tage mietheten sich meine zwei Genossen ein Boot, um in der Bucht von Reykjavik Meerpflanzen und Seethiere zu sammeln. Sie kamen nach etlichen Stunden unwohl und halb erfroren nach Hause. Die Temperatur war seit unserer Rückkehr fast etwas winterlich und ließ es sehr begreiflich erscheinen, daß die Nordküste nach Grönland hinüber noch voll Eis war. Die Bucht von Reykjavik aber liegt sehr offen und macht die meisten Wogentänze der hohen See mit. Mit ihrer Ausbeute waren meine Freunde indes zufrieden. Sie brachten zwei große Blechkübel voll unterseeischer Wesen mit: Tange, Seealgen, Muscheln, Krebse, Seesterne und Seeigel. Noch lebendig und in ihren ursprünglichen Farben machte das bunte Gewimmel einen recht phantastischen Eindruck. P. von Geyr belobte besonders einen kleinen Fadenkrebs, den er bisher noch nicht in seiner Sammlung hatte. Mir aber gefielen am besten die blumenartigen, schön gezeichneten Seeigel, von denen einer röthlich-violett, die anderen prächtig grün waren. Es war wunderlich zu denken, wie der Meeresgrund bis in die Regionen des ewigen Eises hinein einen farbenschönen Zaubergarten darstellt und die seltsamsten Geschöpfe in unabsehbaren Mengen und unerschöpflicher Fruchtbarkeit durcheinander wimmeln.

Während meine Freunde sich an den Schätzen der Meereswelt erfreuten, war mir die „Lilja", das mittelalterliche Madonnenlied des isländischen Augustiners Eystein Ásgrímsson, in die Hände gefallen und bereitete mir nicht geringeres Vergnügen. Sie war mir früher einmal von einem Freunde zugestellt worden mit der Aufforderung, sie metrisch zu übersetzen. Damals kam mir aber das Isländische so wildfremd und schwierig vor, daß ich nichts davon wissen wollte. Jetzt freute ich mich doch, in dem fernen Eiland etwas Katholisches zu finden, und ich ließ es mich nicht verdrießen, durch die

harte Schale linguistischer Schwierigkeiten in den Kern dieser merkwürdigen Dichtung einzudringen.

Von den handschriftlichen Reichthümern des Mittelalters besitzt Reykjavík und Island selbst nur noch einige wenige Reste. Nachdem nämlich schon der Isländer Thormódr Torfason (Torfaeus genannt) um das Jahr 1660 durch verschiedene Uebersetzungen das Interesse der Dänen für die alt-isländische Literatur geweckt hatte, wurde er selbst nach Island gesandt, um dort historische Forschungen anzustellen, und brachte denn auch eine Anzahl Handschriften mit nach Kopenhagen. Doch das war nur, um den Appetit zu reizen. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde nämlich ein anderer Isländer, Árni Magnússon, von Kopenhagen aus in Matricularangelegenheiten nach seiner Heimat gesandt und benützte einen fast zehnjährigen Aufenthalt daselbst zu dem Zwecke, einfach ganz Island antiquarisch auszuplündern. Eine königliche Vollmacht beauftragte ihn, alles einzusammeln, was die Isländer von alten Handschriften besäßen. Er ließ es aber nicht dabei bewenden, etwa einen Aufruf in diesem Sinne zu erlassen, sondern durchwanderte die ganze Insel von Gehöft zu Gehöft und sackte alles ein, was er nur eben auftreiben konnte. So brachte er die merkwürdigste und kostbarste Sammlung zusammen, welche Skandinavien je besessen hat. Mit ihr zog gleichsam das letzte Erbgut Islands nach Kopenhagen: die herrlichen Documente seiner katholischen Vorzeit. Eine Feuersbrunst verzehrte schon 1728 über zwei Drittel dieser in ihrer Art einzigen Bibliothek. Was davon gerettet wurde, bildet jetzt als die sogen. „Arnamagnäische Sammlung" den werthvollsten Schatz der Universitätsbibliothek in Kopenhagen. Nur zerstreute Reste, die denselben ergänzen, finden sich in Upsala, Stockholm, Christiania und auf Island selbst. So sah ich in der Antiquitätensammlung zu Reykjavík noch z. B. ein vereinzeltes schönes Blatt aus einer Handschrift der Niálssaga, ein anderes aus dem sogen. Hauksbók und eine Urkunde des letzten katholischen Bischofs von Hólar, Jón Arason — stille, aber beredte Zeugen, wie unverantwortlich das arme Land von den Dänen nach jeder Richtung hin ausgeplündert worden ist.

Dieses kleine Museum (Forngripasafn), welches sich im obern Stock des neuen Althingshauses befindet, ist überhaupt das Interessanteste, was es für einen Katholiken in Reykjavík gibt, das einzige, was noch an die alte, katholische Zeit erinnert. Es ist von einem Herrn Vigfússon, einem Bruder des ausgezeichneten, leider allzufrüh verstorbenen Philologen und Literaturhistorikers Guðbrandr Vigfússon in Oxford, recht gut geordnet und in Stand gehalten. Die ausgestellten Gegenstände zerfallen in drei Hauptgruppen: 1. Alterthümer aus vorchristlicher Zeit, 2. Paramente und Schmucksachen aus dem Mittelalter, 3. Kleidertrachten und Hausrath aus der neuern Zeit. Das Augenfälligste der ersten Gruppe war eigentlich kein Alterthum, sondern bloß ein ganz neues Modell eines Alterthums, das nicht einmal nach Island

gehörte. Denn es stellte ein Vikingerschiff dar, das 1880 im Sandefjord in Norwegen ausgegraben wurde und sich nunmehr im Ethnographischen Museum zu Christiania befindet. Das Original wird dem 9. Jahrhundert zugeschrieben, was indes keineswegs feststeht. Die artige kleine Nachbildung soll 500 Kr. (612 Mark) gekostet haben. Neben diesem Vikingerschiff von noch fraglichem Datum ist aus vorchristlicher Zeit nichts zu sehen, als einige rohe Waffen, Menschen- und Pferdeknochen. Alles Suchen und Graben nach urskandinavischer und urgermanischer Civilisation scheint nahezu erfolglos geblieben zu sein. Kunst und höhere Bildung ist in Island erst mit dem Christenthum eingezogen.

Im Vergleich zu unseren continentalen Museen würde auch die zweite, kirchliche Gruppe der Sammlung sehr arm zu nennen sein; allein wenn man aus dem Innern des Landes, seinen rauchigen Gehöften, seinen getheerten und schmucklosen Holzkirchen und seinen öden Lavafeldern daherkommt, so wird man sich billig wundern, so viel religiöse Kunstsachen beisammen zu finden. Es ist kein Zweifel — es hat in Island früher ganz anders ausgesehen. Da war ein großes geschnitztes Crucifix, das zur Zeit der Glaubenstrennung in einer Höhle versteckt, später von einem Kinde aufgefunden wurde; da waren Altartafeln mit gut gemalten Passionsbildern und der Inschrift: Sic Christus captus est, aus dem Kloster von Reynisstadir; da waren Altarantipendien mit prachtvollen Arabesken in Gold auf grünem Grunde aus der Kathedrale von Skálholt; da waren zahlreiche geschnitzte Crucifixe und Heiligenstatuen aus den verschiedensten Landestheilen. Auf einem Priesterornat von 1500 hoben sich die Gottesmutter, der hl. Petrus und Andreas fein auf blauem Grunde gestickt hervor; ein altes Triptychon byzantinischen Ursprungs, Christus, Maria und St. Johannes darstellend, trug die Namen in griechischen Buchstaben daneben; ein liebliches Bild der Verkündigung war fein in Gold und Perlen ausgeführt, ein anderes Madonnenbild hatte die Inschrift: Ave sanctissima Maria, mater Dei et regina coeli, libera me ab omnibus malis. Da waren ferner zwei artige Elfenbeinsculpturen, Maria mit dem Gotteskinde, aus dem 10. oder 11. Jahrhundert; da war ein Christusbild aus dem 14. Jahrhundert; da war das liebe, gemüthliche Bild der heiligen Mutter Anna mit Maria und dem Jesukind, aus einer Ortschaft der Westküste. Meßgewänder in allen Farben: schwarze, rothe, grüne, auch mehrfarbige, erinnerten an das heilige Opfer; ein Triptychon, das die heiligste Dreifaltigkeit vorstellte mit zwei Engeln, welche anbetend davor knieten, versinnbildete das höchste Geheimniß des Glaubens; eine Kanzel, an der Petrus die Schlüssel führte und Maria der Schlange den Kopf zertrat, bezeichnete den Gegensatz der früheren zu der jetzigen Predigt. Als Andenken an die einstige Hierarchie und Liturgie prangten da endlich drei bischöfliche Kreuze an kostbaren Ketten, fein gewirkte Kirchenteppiche in bunten Farben und mit geschmackvoller

Zeichnung, Taufbecken, Weihwasserkessel, Lavabo-Gefäße in der Form von Löwen, Blätter aus alten Gradualen und Missalen. Kurz und gut: Island war vor vier Jahrhunderten nicht das traurige, melancholische, farb- und formlose Land, das es heute ist. Es beherbergte in seinen Kirchen die lebensfrohe Kunstfülle des katholischen Cultus. Mit dem sacramentalen Christus war die liebe Mutter Gottes und die ganze Schaar der Heiligen bei ihm eingezogen, und der Aermste konnte sich des Sonntags an dem herrlichen Schmucke freuen, der die höchsten und fruchtbarsten Ideen der Religion zur Darstellung brachte.

Island hatte Kirchen, Klöster, Altäre, Bischöfe, Aebte, katholischen Cultus, katholische Kunst. Den bösen Römlingen fiel es nicht ein, den Insulanern etwas von dem wegzunehmen, was sie in ihrer nordischen Einsamkeit dem harten Boden oder dem noch härtern Klima abgetrotzt. Kostbare Gefäße, prachtvolle Gewänder, Wein und Weizen brachte schon das Bedürfniß der heiligen Messe zu ihnen hinüber. Der Kunstfleiß in Deutschland, Frankreich und Skandinavien regte auch sie zur Kunstthätigkeit und zur Kunstliebe an. Welche Wohlthat für ein Volk, das oft das halbe Jahr durch Eis und Sturm von den anderen Völkern der Erde abgeschnitten war! Kam es doch vor, daß die heilige Messe zeitweilig nicht gefeiert werden konnte, weil der nöthige Wein infolge von Sturm und Unwetter nicht von Norwegen nach Island gelangen konnte. Das war indes ein Ausnahmsfall. In gewöhnlichen Jahresläuften herrschte der regste Verkehr zwischen dem Clerus von Norwegen mit jenem von Island, und auf diesem Wege war die Insel stets in lebensvoller Einigung mit der katholischen Kirche. Finnr Jónsson theilt in seiner Kirchengeschichte (Per. 3. Sect. 3. cap. 3.) einen Brief des Bischofs Hákon von Bergen, eines Dominicaners, an den Bischof Jón Hallthórsson in Skálholt vom Jahre 1338 mit, der diesen Verkehr aufs gemüthlichste zeichnet. Hákon entschuldigt sich, daß er diesmal keinen guten Wein schicken könne, weil von Flandern und England keiner eingetroffen sei; in Ermangelung eines bessern schicke er ihm wenigstens Rheinwein, vinum de Rheno, ok þó þöyghi gott, nicht besonders gut. Dazu schickte er ihm kostbare Seidenstoffe und eine Büchse Ingwerbrod, besorgte verschiedene Aufträge, richtete Grüße aus, gab die neuesten Nachrichten aus Italien und verhandelte endlich wegen Jurisdictions-Angelegenheiten, in welchen er dem isländischen Prälaten die größte Aufmerksamkeit zollte. Dieser Brief steht nicht vereinzelt da. Durch die katholische Kirche war Island in einen Lebensverband mit dem übrigen Europa gesetzt, den keine Staatsgewalt und keine Handelsgesellschaft später ersetzen konnte. Von ihm abgeschnitten, fiel es dem Eigennutz weltlicher Machthaber anheim.

Daß die Profankunst von der religiösen ihre mächtigste Anregung erhielt, liegt in der Natur der Sache. Auch daran erinnerte das kleine Museum von Reykjavik, das man als einen unbedeutenden Ueberrest der Kunstschätze

betrachten kann, welche die sogen. „Reformation" in Island zerstört hat. Das Prachtstück dieser Art war der Thron eines isländischen Höfdingi, d. h. eines mächtigen und angesehenen Grundbesitzers aus dem 12. Jahrhundert. Er war aus Holz geschnitzt. Die Schnitzereien bestanden zum Theil aus den in ganz Skandinavien beliebten Schlinggewinden, die oft mit Drachenfiguren verbunden sind, zum Theil aber aus Menschen- und Thierfiguren, welche ein Vorkommniß aus irgend einer Sage bedeuten mochten. Echt isländisch waren jedenfalls die Reiterfiguren mit den kleinen Ponies, welche die Tragsäulen des Thrones schmückten; die Herrschaft des katholischen Glaubens aber verrieth sich in dem Namen Jesu, der in der Mitte den Rand des Thrones schmückte. Als Devise der christlich-germanischen Kunst stand er triumphirend zwischen einer phantastischen Drachenfigur, dem Symbol des alten Heidenthums, und einer sagenhaften Kampfscene, dem Symbol des Profanlebens, jenes besiegend, dieses heiligend. Ein anderes Prachtstück der Sammlung war ein feingeschnitztes Trinkhorn, das zwischen ornamentalen Thierfiguren religiöse Darstellungen aufwies: Adam und Eva, das Lamm Gottes und Christus am Kreuze. Unter den zierlichen Schmucksachen, Frauengürteln, Halsketten, Halsgehängen entbehrten gerade die schönsten und kunstvollsten der religiösen Weihe nicht: am Schloß des Gürtels oder auf der Medaille zeigte sich am häufigsten ein Kreuzbild.

Abgerissen von ihrer religiösen Weihe, sank die Kleinkunst zum bloßen Dienst der Eitelkeit herab. Die Technik der Filigranarbeit und die Teppichweberei, in welcher die Isländerinnen es zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatten, ging zwar nicht verloren, hatte aber nichts Ideales mehr, an die sie sich anklammern konnte. Aehnlich war es mit der Holzschnitzerei, in welcher die Isländer recht Gutes leisteten. Der Name Jesu oder ein Bibelspruch erscheint noch da und dort auf einem Schrank (so auf einem von 1672); doch die Kunst strebt weiter nichts mehr an, als gefällige Zier des häuslichen Lebens. So ist denn die letzte Gruppe der Sammlung ein buntes Durcheinander von Hausrath und Kleidern; geschnitzte Bettstellen, Schränke, Schachteln, Dosen; gestickte Frauenkleider, Schleier, Decken, Teppiche, Gürtel, Halsgehänge; Sättel, Pferdegeschirre u. s. w.

Wie die Isländer überhaupt ein reiches Gemüth und viel Phantasie haben, meist geborene Poeten sind, so zeigt sich in diesen kleinen Kunstgebilden nicht selten ein schöpferischer Kunstsinn und guter Geschmack. Das Originellste, was sie aber aus der alten Zeit zu sich herübergerettet haben, das ist der Brautschmuck ihrer Frauen. Das Museum gibt mehrere vollständige Proben davon aus dem vorigen Jahrhundert. Einer unserer früheren Reisegefährten, Herr Eiríkur Briem, Mitglied des Althing, hatte später die Güte, uns zwei seiner Verwandten in der höchst kleidsamen, geschmackvollen und bescheidenen Tracht vorzustellen.

Fig. 1.—Mrs. Mary Ann Bickerdyke (Mother Bickerdyke) and Miss Hannah Ropes, Nurses in the Army of the Tennessee, 1863. From a photograph in the possession of Mrs. Bickerdyke.

Eichenlaub oder phantastische Kranzgewinde, in grüner Farbe. Der Gürtel, etwa zwei Finger breit, ist bei reicheren Leuten von echtem Silber, mit geschmackvoller, leichter Ornamentation; das Schloß vorn in der Mitte war früher meist mit einem Kreuzbilde geschmückt. Die Kopfbedeckung bildet ein aus sehr leichtem, aber steifem Stoff gefertigter Helm, der mit Nadeln im Haar befestigt wird; unten rund um die Stirn läuft ein schmales schwarzes Band, jetzt gewöhnlich aus Sammet, mit zwölf Silbersternen geziert. Auf dem Helm ist der feine, weiße Brautschleier so befestigt, daß er nur die Umrisse des Helmes durchschimmern läßt, und an demselben, vorn sich theilend, über die Schultern bis über den Gürtel niederwallt. Das einfach schwarze Kleid, der schöne Schleier, der reiche, solide Silberschmuck, das blitzende Sterndiadem, der ätherische Helm und die reichen Gold- und Silbergeschmeide um den Hals vereinigen sich zu einem wahrhaft fürstlichen Schmucke. Die isländische Braut sieht darin wirklich wie eine kleine Königin aus. Gürtel und Geschmeide sind gewöhnlich Familienerbstücke, die durch eine lange Reihe von Geschlechtern sich fortgeerbt haben und zugleich an die religiöse Weihe der Ehe und den geistigen Schatz der Familienüberlieferung gemahnen. Und so ist denn dieses Hochzeitsgewand ein gar schöner Ueberrest einer bessern, ruhmreichen und poesievollen Vergangenheit. Es ist fast das einzige, was das Volksleben noch aus der lebendigen Formen- und Farbenfülle des Mittelalters gerettet hat, und man begreift leicht, wie den isländischen Patrioten und Dichtern nicht selten das freundliche, majestätische Bild der isländischen Braut mit der allegorischen Heldenfigur ihrer Isafold zusammenfließt, und Heimatlied und Minnesang, wie einst im Mittelalter, sich gemüthlich durchdringen. Einen Ersatz für das frühere religiöse Leben vermag eine solche Reminiscenz freilich nicht zu bieten. Ist der Brauttag vorüber, so verschwindet gar oft Helm und Stern, Schleier und Silbergürtel in einer armseligen Truhe, und zwischen Stockfischbündeln, Butterfaß und rußigem Kochgeschirr lebt die romantische Königin des Brauttages als Magd und Bäuerin, vielgeplagt und reich an Mühen und Entsagungen, besonders wenn der Mann, wie es in Island oft der Fall ist, sich dem Schnapstrinken ergibt.

23. Juli.

Den Sonntag (22. Juli) feierten wir wieder ganz wie den Sonntag zuvor. Um 9 Uhr erschien die Mannschaft der „Pola" in Reih und Glied, von sämmtlichen Officieren begleitet, mit Ausnahme desjenigen, der das Commando an Bord hatte. Ich las ihnen die heilige Messe und hielt nach dem Evangelium wieder eine kleine italienische Anrede über die Nothwendigkeit der hauptsächlichsten religiösen Pflichten, besonders des Gebetes, für einen Seemann, der so viel Strapazen durchzumachen und so manchen Gefahren die Stirn zu bieten hat. Ich erwähnte dabei der sieben Holländer, die in Jan Mayen ihren Tod gefunden hatten, und wie derjenige, der beim

Sterben das Gebetbuch neben sich liegen hatte, es jetzt gewiß nicht bereuen werde. Die wackeren Matrosen hörten mir aufmerksam zu und wohnten, wie mir P. von Geyr sagte, recht andächtig der heiligen Messe bei. Nachmittags 5 Uhr hielt mein Confrater wieder eine dänische Predigt, zu der sich diesmal noch mehr Leute einfanden, darunter mehrere der angesehensten Herren und Frauen von Reykjavík und einige Mitglieder des Althing. Der Polizist kam diesmal nicht mehr; dagegen sagte man uns, Bischof Pjetursson sei selbst unterwegs gewesen, wahrscheinlich nicht, um der Predigt beizuwohnen, sondern um ein wenig zuzusehen, wer von seinen Schäfchen sich in die augenscheinliche Gefahr der römischen Knechtschaft begebe. Die Predigt, welche eine gute Stunde dauerte, wurde abermals mit sichtlicher Befriedigung und Andacht angehört. Nachher erfolgten wieder die herzlichsten Danksagungen und offene Aufforderungen, mit den Predigten ja fortzufahren: ein Zeichen, daß es an religiösem Interesse nicht fehlt, und daß eine geregelte Missionsthätigkeit wohl einigen Erfolg versprechen dürfte.

Ueber den ersten Missionsversuch hier gelang es mir nur, einige abgerissene Notizen zusammenzuraffen, theils aus zerstreuten Papieren, welche sich in dem Missionshaus fanden, theils aus Angaben von Isländern, mit welchen ich nach und nach bekannt ward.

Der erste katholische Priester, welcher, nach dem Sieg der neuen Lehre, d. h. seit 1550, sich wieder in Island niederließ, war, wie ich früher erwähnte, Abbé Baudoin, ein Franzose, aus Rheims oder Umgegend gebürtig. Wo er studirt, konnte ich nicht herausbringen; aber ein Heftchen von Lesefrüchten, welches er sich schon als Seminarist 1853 angelegt hatte, zeigte, daß er schon früh daran dachte, sich den Missionen zu widmen, und daß er sich über die Erfordernisse des apostolischen Wirkens — wahren Beruf, Lebensernst, gründliche Tugend, echte theologische Bildung, solides und vielseitiges Wissen — vollkommen klar war. Ein sorgfältig geführtes Verzeichniß seiner Meßintentionen von 1856 bis 1861 gab wenigstens einige Data seines Lebens. Er wurde am 17. Mai 1856 zum Priester geweiht und las am folgenden Tage die erste heilige Messe (pour moi et mes chers parents). Am 11. bis 13. April 1858 celebrirte er in Paris, vom 18. bis 23. April in Dünkirchen; am 23. April notirt er zu der Messe: C'est la dernière que je dis en France. Am 13. Mai scheint er in Island angelangt zu sein; wenigstens ist eine Messe zur Danksagung und für Island angemerkt. Am 31. Mai heißt es: „Herr Bernard geht auf Reisen." Dann kommt eine Lücke. Erst vom 10. Juni an folgen wieder tägliche Notizen mit der Bemerkung: „Von jetzt an werde ich jeweilen die Messe am ersten Freitag des Monats für die Mission aufopfern." Das Werk war also unter den besondern Schutz des göttlichen Herzens Jesu gestellt.

Herr Bernard, später bis 1888 Apostolischer Präfect der norwegischen Mission in Christiania, folgte ihm (nach einem Brief vom 8. October 1859)

erst im darauffolgenden Jahre. Er reiste zwar schon in der Woche nach Ostern mit dem französischen Schiff Regina coeli nach Dünkirchen ab, fand aber Island rundum von Eis blokirt, mußte zurück nach Bordeaux und kam erst am 1. August endlich glücklich in Reykjavik an. Er fand mit Herrn Baudoin vorläufig Aufnahme bei einem Franzosen, Herrn Allenou, welcher in Grundar-Fjord den Fischhandel betrieb, und das Kapellchen, das sie sich daselbst einrichteten, erregte allgemeine Bewunderung. Die beiden Missionäre richteten jedoch alsbald ihren Blick auf Reykjavik und planten eine Niederlassung in der Hauptstadt selbst. Noch im Herbst wurde ihnen unter der Hand ein Haus zum Kaufe angeboten, sowie eine daranliegende Wiese, welche für den Unterhalt von zwei Pferden und zwei Kühen hinreichte. Es war dasselbe Haus, in dem wir jetzt wohnten. Herr Bernard, der nach Reykjavik ging, um das Haus zu besichtigen, fand die freundlichste Aufnahme. Wie in Stykkishólmr, so bat ihn auch hier eine Familie, den Winter über dazubleiben, um Unterricht im Französischen zu ertheilen. Er wurde zu einem Feste der Lateinschule eingeladen, und der Bischof, neben welchem er den Ehrenplatz erhielt, übersetzte ihm selbst die Texte der isländischen Lieder, welche dabei gesungen wurden.

Das Haus, das man Herrn Bernard angeboten hatte, war von dem Bischof selbst 26 Jahre früher gebaut worden, als er noch Pfarrer an der Kathedrale war. Sein Nachfolger bot es zum Kauf aus. Unter Vermittlung des dänischen Apothekers Randrup kam der Kauf noch im September 1859 zu Stande. Mit Hilfe von reichen Almosen aus Belgien konnte die Hälfte der Kaufsumme (7000 Francs) gleich erlegt werden; die andere Hälfte brauchte erst später abgetragen zu werden. Nun gab es Lärm. Der Bischof erklärte in der Zeitung, er habe von den wirklichen Käufern nichts gewußt, nur von ihrem Unterhändler. Doch umsonst. Alle Formen waren beobachtet, der Staat bekam seine Taxe und der Kauf wurde registrirt. Es blieb den Protestanten nunmehr nichts übrig, als den gewöhnlichen Lärm zu schlagen, die beiden Weltgeistlichen als „Jesuiten" zu denunciren und die Polizei gegen diese „Störer des bürgerlichen Friedens" anzurufen. Es erschien erst eine Broschüre gegen sie, „Páfatrú", d. h. Papistenglauben überschrieben; dann ein kleines Buch; endlich erhob sich die Zeitung „Íslendigur" zu regelmäßig organisirtem Kampfe und stellte einfach folgendes Ultimatum: „Es folgt aus dem Gesetze, daß, wer in Island den lutherischen Glauben abschwört, um den Papistenglauben anzunehmen, zur Verbannung verurtheilt und jedes Erbrechtes verlustig erklärt werden muß; der Priester aber, der an der Bekehrung eines Lutheraners gearbeitet hat, muß von der Insel vertrieben werden, wenn er nicht Domicil daselbst erlangt hat; hat er aber das Domicil erworben, so ist er zu Gefängniß bei Brod und Wasser zu verurtheilen, nachdem er sechs Stockschläge erhalten."

Als Gründer unserer Universität gilt Rudolf I. von Habsburg. Er verlieh ihr die Rechte und Freiheiten, die sie bis zum Ende der Monarchie besaß. Rudolf I. von Habsburg wurde 1218 auf der Habsburg im Aargau geboren. Er war der Sohn des Grafen Albrecht IV. von Habsburg und der Heilwig von Kyburg. Nach dem Tode seiner Eltern wurde er Vormund seiner Brüder. Er übernahm schon früh die Verwaltung der Habsburger Besitzungen im Elsaß und im Breisgau. Nach dem Tode seines Onkels Rudolf von Habsburg-Laufenburg wurde er Vormund seiner Vettern.

Rudolf I. von Habsburg

Nach dem Aussterben der Grafen von Kyburg (1264) erbte er deren Besitzungen in der Nordschweiz. Er war ein tapferer Ritter und ein kluger Politiker. Er wurde 1273 zum König gewählt und regierte bis zu seinem Tode 1291. Er war ein guter Herrscher und ein Freund der Wissenschaften. Er gründete viele Klöster und Schulen. Er starb am 15. Juli 1291 in Speyer und wurde im Dom zu Speyer beigesetzt.

Während die Frage noch schwebte, wurde Herr Bernard nach den Faröer und Shetlandsinseln berufen, woselbst ebenfalls katholische Missionsstationen errichtet werden sollten.

Wie die Verfolgung sich dann weiter spann, konnte ich nicht genau erfahren. Es scheint, daß Herr Baudoin zeitweilig sogar Reykjavík verließ und im Nordland Wohnung nahm. Wenigstens erzählte mir Herr Einar Ásmundsson, Gutsbesitzer zu Nesi am Eyjafjördr, gegenwärtig eines der sechs vom Volk gewählten Mitglieder des Senats, Herr Baudoin habe zwei Monate bei ihm im Hause gewohnt. Doch nicht ungestraft. Obwohl sehr angesehen und einflußreich, wurde der isländische Gastfreund dafür gerichtlich belangt. Dieser Proceß gestaltete sich indes zu einem Siege der Religionsfreiheit. Freisprechung erfolgte, und zwar auf Geltendmachung des Grundsatzes, daß die angerufenen Strafgesetze gegen den Katholicismus nicht mehr rechtskräftig seien. Abbé Baudoin kehrte nach Reykjavík zurück und widmete sich nunmehr mit bewundernswerther Ausdauer dem Studium der isländischen Sprache, Literatur und Geschichte. Predigt und öffentlicher Gottesdienst scheint ihm bis zum Jahre 1874, wo die neue Constitution ins Leben trat, verwehrt geblieben zu sein. Aber er ließ sich nicht entmuthigen; er trug die auf die Dauer trübselige Einsamkeit des nordischen Lebens, besonders des nordischen Winters, mit standhafter Geduld, beseitigte durch seinen persönlichen Verkehr eine Menge Vorurtheile und rüstete sich durch das gründlichste Studium Islands, seiner Vergangenheit und Gegenwart, auf die Stunde der Freiheit. Die tüchtigsten und gebildetsten Männer von Reykjavík gestanden, daß er Island so gut kannte, wie es selten ein Ausländer zu Stande bringt. Als indes nach der langen, entbehrungsreichen Zeit der Aussaat die der Ernte gekommen schien, rief der liebe Gott selbst den wackern Arbeiter von seinem Posten ab. Er starb 1876 nach längerem Leiden in Frankreich.

Fruchtlos ist indes seine Thätigkeit keineswegs geblieben. Sie hat das Eis gebrochen. Sein apologetisches Handbuch (Útskýring um trú katólsku kirkjunnar í þeim trúaratridum, þar sem ágreiningr er milli hennar og mótmaelanda. Erklärung über den Glauben der katholischen Kirche in jenen Glaubensartikeln, worin Verschiedenheit zwischen ihr und den „Gegensprechenden" d. h. Protestanten besteht. Reykjavík 1865) behandelt 1. die Lehre von der Glaubensregel und der Kirche, 2. von der Rechtfertigung und den Sacramenten, 3. von dem Gottesdienst, der Heiligen- und Reliquienverehrung. Stilistisch und sachlich eine treffliche Leistung, ist es zugleich das erste katholische Buch, das seit der „Reformation" in Island erschien. In der Polemik, welche sich daran knüpfte und an welcher sich außer isländischen Prädicanten auch Eirikur Magnússon von England aus betheiligte, zog der Lutheranismus entschieden den kürzern, und die schlagfertigen Flugblätter Abbé Baudoins erschütterten mächtig die alte Orthodoxie. Auch der frei-

denkerische Captain Burton erkennt die Ueberlegenheit des katholischen Apologeten ganz rückhaltslos an. Conversionen erfolgten unmittelbar keine, und die lutherischen Gottesmänner waren hierauf nicht wenig stolz. Nichtsdestoweniger zeitigten die Saatkörner des ersten Missionsversuchs allmählich doch ihre Frucht. Gunnar Einarsson, ein Sohn des Althingsmannes Einar Ásmundsson, trat in Kopenhagen zur katholischen Kirche über und blieb, obwohl später in Island völlig verlassen und vereinsamt, seinem Glauben standhaft treu.

Eine fromme Wittwe zu Akureyri im Nordland, die ebenfalls Herrn Baudoin hatte kennen lernen, schickte, als sie sich einer Auswanderungskolonie nach Canada anschloß, ihre beiden Knaben nach Kopenhagen und ließ sie dort katholisch erziehen. Sie kamen zu weiterer Ausbildung nach Frankreich und traten daselbst beide in die Gesellschaft Jesu ein — die beiden ersten isländischen Jesuiten. Bei einem großen Theil der Bevölkerung ist der frühere Schrecken vor der katholischen Kirche gründlich gebrochen, und da in der jüngern Generation, besonders den jungen Leuten, die in Kopenhagen studiren, der moderne Unglaube mächtig um sich greift, so dürfte die Stunde doch endlich herankommen, wo ernstere religiöse Gemüther ihre Blicke auf jene Kirche richten, welche neben dem Trümmerfeld der protestantischen Secten noch heute in ungebrochener Kraft und Lebensfähigkeit dasteht, die großartigste Culturmacht der Welt auch am Ende des 19. Jahrhunderts.

Es freute mich außerordentlich, den Althingsmann Einar Ásmundsson selbst kennen zu lernen. Er brachte uns nach dem Sonntagsgottesdienst einen Brief von seinem Sohne, worin dieser uns sehr freundlich zu einem Besuch im Nordland einlud. Einar war ein schlichter Landmann, in den Fünfzigen, äußerst bedächtig und still, aber, nachdem wir einmal näher bekannt geworden, die Gemüthlichkeit selbst. Er war nie über die Insel hinausgekommen, außer einmal in die Faröer, hatte sich aber auf seinem einsamen Gehöfte nicht nur die gründlichste Kenntniß des eigenen Landes erworben, sondern auch Dänisch, Französisch, Englisch und sogar ein wenig Deutsch gelernt. Er hat an der patriotischen Bewegung im Anfang der siebenziger Jahre unter Jón Sigurdssons Leitung hervorragenden Antheil genommen und gehört zu den einflußreichsten Männern im Thing. Obwohl noch Lutheraner, zeigte er über die Conversion seines Sohnes nicht die leiseste Unzufriedenheit, sprach mit herzlichster Liebe von Abbé Baudoin und bewies uns selbst das entgegenkommendste Vertrauen. Nur in Bezug auf meine Fragen über isländische Politik war Einar sehr zurückhaltend, wie es ein kluger Staatsmann sein muß.

24. Juli.

Ich besuchte heute die Lateinschule. Der Rector, Herr Jón Thorkelsson, ein feingebildeter und artiger Mann, nahm mich sehr zuvorkommend auf und zeigte mir die Schulräume und die Bibliothek. Das Gebäude ist eines

der ansehnlichsten der Stadt, doch nach unseren Begriffen ziemlich eng, dumpfig und melancholisch. Die Schülerzahl beträgt 125 aus allen Theilen der Insel. 50 wohnen als Pensionäre im Haus, die anderen als Kostgänger in der Stadt. Die Studenten tragen eine weiße, ziemlich hohe und bauschige Studentenmütze. Das Kostgeld ist verhältnißmäßig hoch, da ein Kroner per Tag schon allein für die Kost angesetzt wird. Im Pensionat sind eine Anzahl Freiplätze für ärmere Schüler. Die Schule ist Staatsanstalt; die nöthigen Gelder dafür müssen alle zwei Jahre vom Althing bewilligt werden. Das Budget für das nächste Jahr (1884) betrug 35348 Kroner; nämlich:

Regelmäßige Besoldungen	18200	Kroner.
Hilfsgelder (für Gesangunterricht u. s. w.)	2600	„
Andere Ausgaben:		
1. Für die Bibliothek	600	„
2. Für Heizung und Licht	1200	„
3. Für das Schulgebäude	1500	„
4. Für Stundengeben	1600	„
5. Für Stipendien	8000	„
6. Für den Arzt	100	„
7. Verschiedenes	1500	„
8. Für religiöse Zwecke	48	„

Angestellt sind an dem sechsklassigen Gymnasium außer dem Rector sechs Professoren und sechs Hilfslehrer, die sich nicht nach Klassen, sondern nach Fächern in den Unterricht theilen. Ueberhaupt hat die Schule schon ganz den Charakter des modernen Gymnasiums angenommen; nur wird das Lateinische, dann das Griechische, Geschichte und Landessprache im Stundenplan noch stark begünstigt. Von den 216 Lehrstunden, welche wöchentlich ertheilt werden, kommen 42 auf Latein, 25 auf Griechisch, 17 auf Isländisch, 18 auf Geschichte, 19 auf Mathematik (Stoerdfroedi), 13 auf Dänisch, 13 auf Französisch, 10 auf Deutsch, 8 auf Englisch, 11 auf Religionsunterricht, 20 auf Naturgeschichte, 7 auf Physik (Edlisfroedi), 8 auf Geographie, 4 auf Gesang, 3 auf Zeichnen, 2 auf Kalligraphie und 6 auf Gymnastik (Leikfimi). Neben dem Lateinischen und Griechischen wird das Isländische und Dänische in allen Klassen gelehrt, Französisch und Englisch in den vier unteren, Deutsch in den zwei oberen, Naturgeschichte in den vier unteren, Physik in den vier oberen. Mathematik wird merkwürdigerweise nur in den vier unteren Klassen (I—IV) gegeben, während in den zwei oberen die Philologie bevorzugt wird.

Das war die Vertheilung der Fächer nach dem Schulprogramme 1881 auf 1882. Durch ministerielle Verfügung vom 2. Mai 1883 wurden mehrere Punkte des Regulativs abgeändert, und zwar in folgender Weise:

1. Der Unterricht im Deutschen wird in allen sechs Klassen ertheilt. 2. Französisch wird nur in der V. und VI. Klasse gegeben. 3. Natur-

geschichte wird in der II., III. und IV. Klasse gelehrt. 4. Physik und Astronomie wird in V. und VI. Klasse gelehrt. 5. Der Schreibunterricht fällt weg. 6. Beim Jahres- oder Hauptexamen der IV. Klasse fällt die Prüfung im Französischen und in der Physik fort; für die Prüfung im Französischen tritt aber eine im Deutschen ein. 7. Bei der Abgangsprüfung bleibt die Prüfung im Deutschen. 8. Die Prüfung über cursorische Lectüre im Lateinischen fällt aus.

Wie man sieht, wird durch die Abänderung keineswegs der Ueberbürdung der Schüler durch allzu viele Fächer gesteuert, wohl aber der naturgeschichtliche und naturwissenschaftliche Unterricht etwas praktischer vertheilt. Mit Freuden aber begrüßte ich die Begünstigung, welche das Deutsche erfahren hat. Es ist dem Dänischen nun nahezu gleichgestellt, und bei einigem Fleiße wird es den talentvolleren Schülern leicht sein, so viel Deutsch zu lernen, daß sie später wenigstens deutsche Bücher ohne große Mühe lesen können. Unter den letzten Anschaffungen für die Bibliothek befanden sich viele deutsche Bücher, z. B. Scherers Geschichte der deutschen Literatur, Onckens allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, einige frühere Bände von Zarncke's Centralblatt und mehrere lexikographische Werke. Für die Schüler wurden die beliebtesten illustrirten Zeitungen aus Kopenhagen gehalten, zeitweilig auch die Münchener Fliegenden Blätter.

Die Gymnasialbibliothek befindet sich in einem einstöckigen, langen Gebäude neben der Lateinschule. Dasselbe ist die Stiftung eines Engländers, der nie in Island gewesen war, aber von der Armuth des Volkes gehört hatte. Eine Inschrift im Bibliothekssaal ehrt sein Andenken: Hoc aedificium Bibliothecae conservandae Charles Kelsall Anglus scholae Islandicae donavit. Laus benefacti saxo perennior. Das Vermächtniß Kelsalls wurde nach dessen Tode von den Verwandten angefochten, aber Island triumphirte bei dem darüber erhobenen Proceß. Ich kann mich des Gedankens nicht ganz entschlagen, daß Island unter englischer Oberhoheit sich günstiger gestanden hätte als unter den Dänen. Der philologische Theil der Bibliothek war ziemlich reich; das übrige scheint mehr durch zufällige Schenkungen bunt zusammengeströmt, als durch systematische Anschaffungen erworben zu sein.

Auf den Abend waren wir nebst anderen Gästen bei dem Oberarzt (Landslaeknir) von ganz Island, Dr. Schierbeck, eingeladen. Derselbe zeigte uns bei dieser Gelegenheit den neuen Operationsapparat, den er sich von Paris gegen einen der größten Feinde des isländischen Volkes verschrieben hatte. Dieser Feind ist nicht ein Jesuit, sondern ein ganz freisinniger, darwinistischer Kämpfer ums Dasein, nämlich ein Bandwurm, Taenia echinococcus, ein ganz fürchterliches Geschöpf, das zwar auch anderswo als „Finne" bekannt ist, aber in Island ganz besonders verheerend waltet. Das kleine Wesen, anfangs nur eine Blase, siedelt sich fast allenthalben im Wasser

an, wird von den Hunden im ganzen Land herumgetragen und schwillt in den menschlichen Eingeweiden zu einem Schmarotzer an, der unsägliche Leiden, sehr oft den Tod herbeiführt. Man hat berechnet, daß fast $^1/_7$ der Bevölkerung von Island zeitweilig diesem Ungethüm anheimfiel. Dr. Schierbeck rechnete dieses Bandwurmübel nebst Hysterie und Gicht zu den häufigsten Leiden, gegen die er in seiner ärztlichen Praxis anzukämpfen hatte. Der neue Apparat zielte darauf ab, einen Platindraht mittelst Wasserstoffflamme möglichst rasch glühend zu machen und ebenso rasch wieder abzukühlen, und zwar so, daß der Operateur leicht und ungehindert damit hantiren kann, um dem furchtbaren Schmarotzerungethüm sicher zu Leib zu gehen und es maustodt zu brennen. Das häufige Vorkommen der Krankheit schrieb Dr. Schierbeck der allgemein herrschenden Unreinlichkeit zu, gegen welche schwer anzukämpfen ist, da theils Armuth und Elend, theils Kälte und Feuchtigkeit die nöthige Reinlichkeitspolizei oft fast unmöglich machen. Diese Umstände, wie auch die schwierige Communication, haben überhaupt bis jetzt der Praxis der tüchtigsten und menschenfreundlichsten Aerzte oft unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet. Bald verschieben es die Leute aus übertriebener Sparsamkeit, den Arzt rechtzeitig zu rufen; bald wohnen sie zu weit ab, um öftere ärztliche Pflege zu erhalten; bald wieder versagen alle guten Räthe und Arzneimittel, weil es den Leuten in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung am Allernöthigsten fehlt. Während wir in Reykjavik waren, wurde eine schwer kranke Frau in ihrem Bett auf den Rücken eines Pferdes gebunden und, von zwei Männern zu Pferde begleitet, über eine Tagreise weit zu Dr. Schierbeck gebracht. Dr. Schweitzer traf die seltsame Karawane in der Hrafnagjá, als er an den Großen Geysir ritt. Für die weiten Distanzen sind nicht genug Aerzte im Land, im Verhältniß zur Bevölkerungszahl fast schon zu viele. Eine gründliche Hebung des Sanitätswesens hielt der tüchtige Oberarzt nur dann für möglich, wenn erst die dringendsten national-ökonomischen Fragen, vorab die eigentliche Magenfrage, etwas besser gelöst wäre. Während sein Vorgänger, Dr. Hjaltalin, einer der populärsten Männer in ganz Island war, hatte Dr. Schierbeck als Däne mit großen Schwierigkeiten zu ringen. Mit vieler Mühe hatte er einen kleinen botanischen Garten und versuchsweise einen Gemüsegarten angelegt, in welchem die meisten europäischen Gemüse und Beerensträucher an freier Luft gut gediehen. Allein anstatt ihm zu danken und sein Beispiel nachzuahmen, verspotteten ihn die meisten Leute nur und verharrten bei ihrer Liebhaberei für Klippfisch und ranzige Butter. Dagegen sind sie dann sehr auf den Aquavit erpicht, den die Schiffe von Dänemark herüberbringen und dessen übermäßiger Genuß auch hier von den gewöhnlichen Folgen begleitet ist. — Vom 1. Januar bis 23. Juli hatte Dr. Schierbeck über 900 Patienten; trotz aller Hingebung aber war es ihm nicht gelungen, den Widerwillen der Isländer gegen ihn zu überwinden.

28. Juli.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß gerade die Mediciner uns am meiſten Freundlichkeit erwieſen. Genug, auch der Stadtarzt Jonaſſon lud uns ein, und es intereſſirte mich, noch mehr über die Sanitätszuſtände zu hören. Seine Mittheilungen ſtimmten mit jenen des Oberarztes überein; nur befand er ſich in der unangenehmen Lage eines Mannes, der nach vieljährigem, treuem Dienſte erwarten mochte, der Nachfolger Dr. Hjaltalins zu werden, aber ſich in dieſer Erwartung plötzlich durch Anſtellung eines Fremden getäuſcht ſah. Wir trafen bei ihm einen Cand. juris, der von Kopenhagen aus zu einem Ferienaufenthalt nach Reykjavik gekommen, und einen Cand. theol., der am Althing mit Secretärsgeſchäften betraut war, und ſo bekamen wir von allen vier Facultäten einiges zu hören.

Die Tage zuvor hatte ein ſo gewaltiger Regenſturm gewüthet, daß mir in unſerm kleinen Haus faſt angſt und bang ward. Die „Pola“ ward des Nachts von ihrem Anker losgeriſſen und in die Rhede hinausgetrieben. Der Sturm hatte indes die gute Folge, daß er das Eis an der Nordküſte auseinander jagte und den Weg um die Inſel frei machte. Von Leith kam unterdes ein Transportſchiff an, und engliſche Händler trieben vom Lande 400 Ponies in Reykjavik zuſammen, um ſie in dieſes Schiff zu packen. Auf Verwendung eines däniſchen Kaufmanns, Herrn Thomſons, konnte ſich Graf Wolfegg aus den 400 Thieren für 80 Kroner den ſchönſten Hengſt ausleſen. Die Wahl war ſchwer.

Derſelbe Herr Thomſon erwies uns auch ſonſt manche Gefälligkeit. Wiederholt lud er uns zu kleinen Segelpartien in der Bucht von Reykjavik ein, welche meinen Gefährten viel Vergnügen gewährten. So beſuchten ſie die Mündung des Fluſſes Laxá in den Fjord, ein anderes Mal die Inſel Viðey, und auch dem Dorſchfang widmeten ſie ſich einmal einen ganzen Nachmittag. Die Laxá hat ihren Namen davon, daß der Lachs hier in großen Mengen aus dem Meer den Fluß hinaufzieht und wie anderswo an felſigen Stellen, wo er ſpringen muß, günſtige Gelegenheit zum Fange bietet. An dieſen Stellen werden Kaſten mit Reuſen angebracht, aus denen der Fiſch ſich nicht mehr ins Freie zu ſchwingen vermag. Herr Thomſon hat die Fiſcherei an einem der drei Flußarme gepachtet, während an den zwei anderen Armen zufolge eines Althingbeſchluſſes nicht gefiſcht werden darf. Er führte meine Freunde ſelbſt dahin und ließ ſie die Fiſche herausſchöpfen, die ſich in den Verſchlägen gefangen hatten. Es waren ſechs Lachſe und drei Lachsforellen. Unterwegs ſahen ſie ſelbſt einige Lachſe ſpringen, die mit gewaltiger Kraft und Behendigkeit plötzlich aus dem Waſſer aufſchnellten und in kurzem Bogen wieder in eine höhere Flußſtelle hinüberhüpften. Bei der Fahrt durch die Bucht ſchwammen eine Menge großer prächtiger Quallen um das Boot, welche ihre weißen und rothen Fangarme tief in die Flut hinabſenkten, während kleine Fiſche neugierig um die tückiſchen Fäden ſpielten. Jetzt

ſchoß eine Schaar von ſechs bis acht Delphinen an dem Boot vorbei, jetzt kamen ganze Schwärme von Eidergänſen dahergeſchwommen, ältere Weibchen, jedes mit ſeinen zwei bis drei eben ausgebrüteten Jungen. Die Hauptbrutſtätte iſt die Inſel Videy, wo zum Schutze der nützlichen Vögel alle nur wünſchbaren Vorſichtsmaßregeln getroffen ſind. An einem Felſenvorſprung der Inſel Videy wurden die Fahrenden plötzlich von einem ſonderbaren Stöhnen aufgeſchreckt: der Spektakelmacher war ein großer Seehund, den P. von Geyr für eine Phoca vitulina hielt. Später, in der Nähe der Laxá, erhoben ſich vom Geſtade zwei gewaltige Seeadler (Haliaetus albicilla), kreiſten eine Weile in bedeutender Höhe und ließen ſich dann auf entferntere Uferfelſen nieder. Man hätte ſie bequem ſchießen können; allein das Schießen in der Bucht iſt während der Brutzeit der Eidergänſe verboten und deshalb hatte keiner eine Flinte bei ſich.

Von dem Auguſtinerkloſter, das auf der Inſel Videy einſt geſtanden hatte, ſcheint ſich nichts erhalten zu haben. In dem großen Hofe, welcher vielleicht an deſſen Stelle ſich befindet, wurden meinen Freunden auf ihre Nachfrage einige Paramente gezeigt, die aber ſichtlich ſchon aus der lutheriſchen Zeit ſtammten. Sonſt war da nichts Merkwürdiges zu ſehen, als die Neſter der Eidervögel, die noch dem Brutgeſchäft oblagen. Dieſe waren ſehr zahm und ließen die Beſucher bis auf ein paar Schritte an das Neſt heran.

Faſt etwas abenteuerlich drohte ſich eine andere Fahrt zu geſtalten, auf welcher Herr Thomſon meinen Freunden die Leiden und Wonnen des Dorſchfanges zu verkoſten geben wollte. Sie ſegelten ſchon früh am Nachmittag zu den Inſeln Akrey und Engey hinaus. Das Wetter war ſchön und nur auf der Eſja lag das Gewölk, an das wir uns ſchon längſt gewöhnt hatten. Der Fang ging glücklich von ſtatten. Ein Dorſch um den andern biß an und wurde mit den trefflichen engliſchen Angelſchnüren ins Boot gezogen. Man wetteiferte in Geſchäftigkeit, und P. von Geyr war ſchon ſtolz darauf, den größten Fiſch erobert zu haben, als gegen Abend eine dunkle Wolke über Reykjavik heraufzog und Herr Thomſon mahnte: „Jetzt müſſen wir ſo raſch als möglich zurück! Ich will ſehen, daß ich noch pariren kann.“ Allein der Sturm brach raſcher und ungeſtümer los, als er vermuthet hatte. Der Wind kam von Süden, alſo dem Boot gerade entgegen. Es blieb nichts übrig, als zu kreuzen. Ich konnte ſie von Landakoti aus beobachten, wie ſie bald der Inſel Akrey, bald wieder der Inſel Engey zutrieben und kaum vorankamen. Das Meer hatte ſeinen dunkeln Stahlpanzer angelegt und weiße Flocken kräuſelten die unruhige Flut. Erſt nach mehrſtündigem Laviren erreichten ſie endlich die Rhede, wo die zwei großen Dampfer vor Anker lagen. Da drohte eine neue Gefahr. Das Segel wurde vom Winde bald nach rechts, bald nach links geworfen, und obwohl ein erfahrener Fiſcher Segel und Segelſtange hielt, Herr Thomſon, ein nicht minder gewandter Seemann, ſelbſt das Steuer führte, ſo wären ſie um ein Haar an eine

Stange gerannt, welche aus einem der Dampfer hervorragte, und dann wäre das kleine Boot unfehlbar umgeworfen worden. Zum Glück rief P. von Geyr zur rechten Zeit noch Halt! und gab das Boot einem mächtigen Ruck des Steuers nach. Aber bald darauf riß ſich das Steuer los, das Segel mußte eingezogen werden, man mußte zu den Rudern greifen, und das Unglück wollte, daß der Andrang der Wogen bald das eine der beiden Ruder mit ſich fortriß. Wäre das weiter draußen geſchehen, ſo wären die vier vielleicht kaum dem Tode entgangen. Jetzt gelang es noch endlich, mit dem einen Ruder die Küſte zu erreichen. Es wurde aber Mitternacht, bis ſich die Geretteten oben in unſerem Miſſionshaus von ihrem Abenteuer erholen konnten. Ich hatte die peinlichſte Angſt um ſie ausgeſtanden. Denn mit dem Meer iſt nicht zu ſpaßen. Ein Jahr ſpäter hat der Fiſcher, den Herr Thomſon mitgenommen, allerdings allein, aber auf demſelben Boot und ungefähr an derſelben Stelle draußen, vom Sturm überraſcht, ſeinen Tod in den Wellen gefunden.

10. Aus Islands heidniſcher Vorzeit.

Islands Ruhm ſind ſeine Sprache, ſeine Literatur, ſeine alte Geſchichte. Von dem lebhaften Verkehr der übrigen europäiſchen Völker abgeſchnitten, von den furchtbarſten Schickſalsſchlägen heimgeſucht, zeitweilig von einem nicht viel beſſern Loos betroffen als die Irländer und Polen, hat das wackere Inſelvolk mit unbeſieglicher Treue an jenen geiſtigen Schätzen ſeiner Vergangenheit feſtgehalten. Es ſpricht noch nahezu unverändert die alte ſkandinaviſche Sprache, wie ſie vor einem Jahrtauſend über den ganzen Norden verbreitet war; es verſteht und lieſt noch die alten Sagen und Geſchichten, welche vor vielen Jahrhunderten ſeine Väter erfreuten; die glorreichen Tage des Mittelalters ſind es, welche in ſeinen Augen Fluß und Thal, Gletſcher und Felſen, die öden Lavafelder des Innern wie die ſchneeumſäumten Buchten der Küſte mit einem Strahlenſcheine der Verklärung umgeben. Nicht in glänzenden Naturſchönheiten, nicht in Reichthum und Fülle des Lebens, ſondern nur in jenem tiefen Nationalgefühl wurzelt jene Liebe, mit welcher der Isländer an ſeiner Heimat hängt. Sollte auch ein Fremder ſpöttiſch den Spruch aufgebracht haben: „Island iſt das beſte Land der Erde", der Spott wendet ſich gegen den Spötter; das Wort hat einen wahren, tiefen Sinn.

Während es trotz des ſtets zunehmenden Tourismus noch kein gutes neueres Reiſehandbuch für Island gibt (Murray's Dänemark bietet nur unzureichende Notizen), beſitzt Island aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts ein Buch, das in Bezug auf alte Lokalerinnerungen jeden Fremdenführer überflüſſig macht, ein Buch für jene Zeit ganz einzig in ſeiner Art: das ſog. Landnámabók oder das Buch von der Landbeſitznahme Islands. Es wird theilweiſe dem Prieſter Ari hinn Fróði zugeſchrieben, der 1148 im Alter von 81 Jahren ſtarb und als Vater der isländiſchen Literatur noch heute allgemeines Anſehen genießt. Das Buch iſt in fünf Theile getheilt, von denen der erſte chronikartig die Beſitzergreifung Islands durch die Nordmänner in ihren Hauptzügen erzählt, die vier folgenden dann die Anſiedelung im einzelnen nach der alten Theilung Islands in vier Viertel, das der Weſtfyrðinger, das der Nordlendinger, das der Oſtfyrðinger und das der Südlendinger, eingehender ausführt. Es gibt zugleich eine genaue Topographie der ganzen Inſel und den genealogiſchen Ausgangspunkt aller bedeutenden

Geschlechter. Durch die Taufbücher der Gemeinden, alte Geschlechtsregister und mündliche Ueberlieferung ist es manchen Isländern noch möglich, gleich alten Adels- und Fürstengeschlechtern ihren Stammbaum bis in die Zeiten der ersten Ansiedlung hinauf zu verfolgen; da sich aber im Laufe der Zeit verhältnißmäßig nur wenige neue Ortschaften und Handelsplätze gebildet haben, so ist das Buch des mittelalterlichen Priesters noch heute die überaus reiche, wohlgeordnete und historisch bedeutendste Grundlage der isländischen Geographie, und, von religiösen, culturgeschichtlichen und politischen Notizen durchflochten, zugleich der Ausgangspunkt, von welchem die reiche geschichtliche Literatur des alten Island sich nach allen Seiten hin blühend entfaltet hat. Es dürfte wohl kein anderes Volk geben, das über die ersten Anfänge seines Volks- und Staatslebens, seine Geographie und erste Geschichte ein so vollständiges, abgerundetes und durch andere Quellen als zuverlässig bestätigtes Werk besitzt.

Mit großer Freude begrüßte ich das merkwürdige Buch in der Bibliothek unseres kleinen Missionshauses neben den ältesten Rechtsbüchern Islands und den bedeutendsten Sögur (pl. von Saga, d. h. Geschichte) der alten Zeit. Es war eine alte Ausgabe, 1688 in Skálholt gedruckt.

Die Vorrede des Landnámabók erinnert an einen andern Priester, den ehrwürdigen Beda (Beda prestur heilagur), den ersten, welcher nach dem Sturz des Römerreichs die Nachrichten des Pytheas von Marseille, des Strabo und Plinius über die Existenz einer Insel im Nordmeer — Ultima Thule — erneuerte, „und in dem Buche heißt es, sie liege sechs Tage nördlich vom Brittenlande; da sagte er, es komme kein Tag im Winter, und keine Nacht im Sommer, wenn die Tage am längsten sind . . . Und Beda der Priester starb 735 Jahre nach der Menschwerdung unseres Herrn Jesu Christi, so daß sein Bericht mehr als 100 Jahre geschrieben ist, bevor Island von den Nordmännern bewohnt wurde. — Aber bevor Island bevölkert wurde, waren da Leute, welche die Nordmänner Papar nannten, und man dachte, sie wären westlich übers Meer gekommen, weil man nach ihnen irische Bücher, Glocken und Krummstäbe und andere Dinge fand, aus denen man abnehmen konnte, daß sie Westmänner (d. h. Iren) waren; das fand man östlich zu Papey und Papyli, und es wird dessen in englischen Büchern gedacht, daß in jener Zeit Schiffahrt dazwischen (d. h. zwischen den beiden Ländern) war."

Diese Nachricht wird auch von dem irischen Mönch Dicuil bekräftigt, welcher 825 in seiner Schrift De mensura orbis terrae der Insel Thile gedenkt und ausdrücklich erwähnt, daß er selbst 30 Jahre früher Geistliche getroffen habe, welche dieselbe besucht hätten. Auch auf anderen, weniger entfernten Inseln hätten fast hundert irische Einsiedler gelebt, seien aber von den nordmännischen Seeräubern genöthigt worden, dieselben zahllosen Schafen und Seevögeln zu überlassen.

Fig. 1. — Le Tresor de Rhea. — Le Colosse de Rhodes, d'après la Restauration de Lambert.

Fig. 2. — Le Tresor de Rhea. — Le Colosse de Rhodes, d'après la Restauration de Lambert.

Little wax models are made of the ships. A Viking is shown above. The Vikings were the boldest sailors in the world. They sailed in their ships to Iceland, Greenland, and America. Their ships were long and narrow, and had a high prow and stern. They had one mast and one sail. The sail was square. The Vikings had no compass. They steered by the sun and stars. They had no charts. They had no maps. They had no lighthouses. They had no harbours. They had no docks. They had no steamers. They had no railways. They had no telegraphs. They had no telephones. They had no wireless. They had no aeroplanes. They had no motor cars. They had no bicycles. They had no roads. They had no towns. They had no cities. They had no civilization. They were savages. They were pirates. They were robbers. They were murderers. They were thieves. They were liars. They were cheats. They were drunkards. They were gluttons. They were lazy. They were dirty. They were ugly. They were stupid. They were ignorant. They were superstitious. They were cruel. They were barbarous. They were uncivilized. They were heathens. They were infidels. They were unbelievers. They were sinners. They were lost. They were damned. They were in hell. They were in the bottomless pit. They were in the lake of fire and brimstone. They were in the outer darkness. They were in the place of weeping and wailing and gnashing of teeth. They were in the place where their worm dieth not and the fire is not quenched. They were in the place where the smoke of their torment ascendeth up for ever and ever. They were in the place where they have no rest day nor night. They were in the place where they are tormented with fire and brimstone in the presence of the holy angels and in the presence of the Lamb. They were in the place where they are tormented for ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and ever. They were in the place where they are tormented for ever and

ihren Namen Íngólfshöfdi und Hjörleifshöfdi benannten. Einige Jahre später ließ sich Íngólfr jedoch in der Rauchbucht, dem heutigen Reykjavík, nieder. Die immer zunehmenden Vergewaltigungen des Königs Harald Schönhaar und sein Streben, auf Kosten der unabhängigen Landeigenthümer und Häuptlinge alle politische Macht in seiner Hand zu vereinigen, führte jetzt zur Massenauswanderung nach Island. Mit seinen Fjorden, Gletschern, Bergen hatte das Land manches Aehnliche mit dem nördlichen Theile von Norwegen. Pflanzen- und Thierwelt war dieselbe, wenn auch ärmer. Für Seefahrt und kühne Raubzüge nach dem Süden war die Insel ebenso gelegen, als die schärenreiche Küste der alten Heimat.

Die Auswanderer waren nicht verzweifelnde Unglückliche, Geächtete oder Abenteurer, sondern vorwiegend edle, begüterte Leute, die mit ansehnlichem Grundbesitz fast alle Rechte kleiner Fürsten zu eigen hatten. Bei meist zahlreicher Familie hatten sie Schaaren von Knechten und Hörigen, ihre eigenen Höfe und Tempel, eigene Gerichtsbarkeit, wenigstens im Verein mit anderen, ihre eigenen Schiffe und Muth und Kraft genug, um auf eigene Faust zu Land und Meer Krieg zu führen. Lieber, als auf diese Selbständigkeit zu verzichten, den von König Harald eingesetzten Jarlen zu huldigen und ihnen Steuer zu bezahlen, wanderten diese freien Männer aus, die einen nach Jemtland und Helsingland in Nordschweden, andere nach den Faröer, den Orkney- und Shetlandsinseln, den Hebriden und endlich nach Island. Die gewaltige Bewegung, von echt germanischem Freiheitsgefühl angeregt, von kühnem Unternehmungsgeist getragen, belebte nun nicht bloß Jahr für Jahr die nordischen Meere mit Schiffen und kleinen Flotten, sondern Island ward plötzlich in die Wanderung und Kämpfe der bisher getrennten Inselvölker hineingerissen. Erst nach mehr als jahrhundertlangem Kampf gelangten die letzten Wellenschläge der Völkerwanderung hier zur Ruhe.

Manche der norwegischen Geschlechter hielten sich auf diesen Wanderungen längere Zeit in Irland und Schottland auf, verschwägerten sich mit keltischen Familien, ließen ihre Kinder in Schottland oder Irland erziehen und brachten mit den Ueberlieferungen dieser Länder auch christliche Bildungselemente auf die entlegene Insel. So war Helgi Bjóla, der zweite Sohn des Ketill Flatnef (Stumpfnas), welcher selbst auf den Hebriden starb, ein Christ; die drei Töchter Ketills und deren Männer waren ebenfalls christlich. Neben vielen keltischen Namen, welche das Landnámabók aufführt, ist es besonders derjenige des Patreksfjördrs, der heute noch an den christlichen Einfluß Irlands auf Island erinnert. Von einem Verwandten Ketill Flatnefs, Örlygr, erzählt die merkwürdige Chronik:

„Örlygr hieß ein Sohn des Hrappr, des Sohnes des Björn Buna; er ward auferzogen bei Patrekr (Patrick) dem Bischof, dem Heiligen auf den Südinseln (Hebriden). Er begehrte gen Island zu fahren, er bat den Bischof Patrick, seinen Pflegevater, für ihn Rath zu schaffen. Der Bischof verschaffte

Antarctic ice in which ships become fast in the Bay of Whales.

ihm Kirchenbauholz (kirkjuviðr) und hieß ihn ein Plenarium und eine Eisenglocke und einen Goldpfennig mitnehmen und geweihte Erde. Diese sollte er legen unter die Eckpfeiler und so die Kirche dem hl. Columba weihen. Da sagte der Bischof Patrick: ‚Wo du Land erreichst, da siedle dich an, sobald du drei Berge am Meer siehst und eine Bucht zwischen jedem Berg und ein Thal in jedem Berg; da sollst du segeln zum letzten Berg, da wird Wald sein, und südlich unter dem Berg wirst du Ried treffen und da richte drei Steine auf, da richte die Kirche auf und da laß dich nieder'. Und Örlygr ging zu Meer, und ebenso in einem andern Schiff ein Mann, der Kollr hieß, sein Pflegebruder; sie fuhren zusammen. Im Schiff war mit Örlygr ein Mann, der hieß Thorbjörn Spörr, ein zweiter Thorbjörn Talkni und dessen Bruder Thorbjörn Skuma; sie waren Söhne des Böðvarr Blöðruskalli. Und da sie gegen das Land kamen, traf sie ein gewaltiger Sturm und riß sie westlich ums Land. Da flehte Örlygr zu Patrick, seinem Pflegevater, um ans Land zu kommen, und er würde nach seinem Namen das Land benennen, das sie erreichten. Sie waren nicht viel weiter gekommen und westlich um das Land gerathen, da gelangte sein Schiff nach Örlygshafen, und er nannte den Fjord darinnen Patreksfjördr. Kollr aber flehte zu Thórr, er wurde vom Sturm weggerissen und kam dahin, wo der Ort Kollsvík heißt, und brach da sein Schiff. Da blieben sie den Winter über, und einige seiner Schiffsleute nahmen da Land, wie noch gesagt werden wird. Aber im Frühling rüstete Örlygr sein Schiff und segelte westlich an Barð vorbei. Und da er kam südlich um Faxaos (d. h. am Snaefells-Vorgebirge) vorbei, da erkannte er den Berg, der ihm gezeigt war. Da fiel die Eisenglocke über Bord und sank nieder. Aber sie segelten darauf in den Fjord hinein und landeten, wo der Ort heute Sandvík bei Kjalarnes heißt. Örlygr blieb bei Helgi, seinem jüngern Bruder, den ersten Winter; aber im Frühjahr nahm er mit Helgi's Rath Land von der Mogilsá bis zum Ósvifslaekr und wohnte zu Esjuberg; da ließ er die Kirche bauen, wie ihm geboten war. Healp hieß seine Frau; ihr Sohn war Valthjófr. Später heiratete Örlygr Ísgerðr, Thormóðs Tochter; ihr Sohn war Geirmundr, der Vater der Halldóra, welche Thjostólfr heiratete, des Björn Gullbers Sohn. Ihr Sohn war Thorleifr; der wohnte zu Esjuberg, nach Geirmundr, seiner Mutter Vater, von dem die Esjuberginger abstammen. Sie glaubten an Columba; doch waren sie ungetauft. Thorleifr war von einem Troll oder Kobold besessen (tröllaukinn); doch nahm er den Christenglauben an."

Wie hier, so faßte auch an anderen Punkten der Insel das Christenthum zwar Fuß, schlug aber keine festen Wurzeln. Es waren keine Priester da, und wenn auch fromme Frauen, wie Auðr, Ketills Tochter, mit dem Beinamen „Djúpauðga" (die Grundreiche) oder „Djúpuðga" (die Grundgescheite), ihre Kinder christlich beten lehrten, so fehlte doch oft die Taufe; die Jugend wuchs im Verkehr mit Heiden auf, und Ueberreste christlichen Glaubens

mischten sich höchst sonderbar mit Aberglauben, Götzenwahn und heidnischem Cultus. Die Mehrzahl der Norweger aber, welche sich in Island niederließen, waren entschiedene, zum Theil noch sehr eifrige Heiden, und die Insel blieb von dem Beginne der sog. Landnáma-Zeit (874) bis zum Jahre 1000, also noch über ein Jahrhundert, ein vorwiegend heidnisches Land.

Man nimmt an, daß die Besitznahme der ganzen Insel sich in ungefähr 60 Jahren vollzogen habe. Genauere Nachrichten über die Bevölkerungszahl jenes Zeitraumes gibt es nicht. Nach der Kristni-Saga lebten gegen Ende des 11. Jahrhunderts im Ostland etwa 700 freie Männer, im Südland 1000, im Westland 900, im Nordland 1200, also auf ganz Island 3800, und wenn man auf die Familie das Minimum von 10 Seelen rechnet, somit eine Bevölkerung von 38000 Seelen. Dänische Forscher schlagen die Bevölkerung schon am Ende der Landnáma-Zeit (930) auf über 50000 Seelen an. Die Theilung des Landbesitzes war eine sehr ungleiche. Die ersten Ansiedler besetzten ganze Landschaften, z. B. Ingólfr alles Land zwischen der Ölfusá und der Öxará, dem Hvalfjördr und der Brynjúlfsá. Die späteren Ankömmlinge mußten sich mit kleineren Ansiedelungen begnügen, und endlich durfte niemand mehr Land besetzen, als er an einem Tag mit Feuer umfahren konnte, Weiber aber nur soviel, als ein zweijähriges Kalb an einem Tag umgehen konnte. Jeder der Einwanderer war anfänglich sein eigener Herr und König, von allen anderen unabhängig. Eine feste gesellschaftliche Verbindung unter ihnen durch Vertrag, Gesetz, frühere Rechtsbeziehungen gab es nicht. Die Diener, Knechte, Hörigen, Bewaffneten und Seeleute, welche die reicheren Norweger mit sich brachten, mochten durch Gewohnheit, Anhänglichkeit, Interesse bei ihrem bisherigen Führer verharren; aber eine eigentliche politische Gewalt über sie stand ihm nicht zu Gebote. Thatsächlich blieben wohl die meisten bei den Führern, welchen sie übers Meer gefolgt, und so bildete sich in der neuen Heimat, wie einst in der alten, zunächst eine Menge kleiner Gemeinwesen aus, deren Mittelpunkt die Familie des Führers war. Dieser schlug sein größeres Gehöft an einem günstigen Küstenplatz oder am Abhang eines Flußthals auf; um dasselbe errichteten die von ihm Abhängigen ihre Hütten. Die nöthige Nahrung bot Viehzucht und Fischfang, weitere Beschäftigung vielfacher Kampf zu Land und See. Die ganze Cultur ging nicht über die eines einfachen Fischer-, Bauern- und Kriegerlebens hinaus. Spiele der verschiedensten Art, Schmausereien und Gastgelage würzten die öffentlichen Zusammenkünfte, Erzählung von Abenteuern und Vortrag von Gedichten die langen Winterabende. Musikalisch war das Volk nicht, aber sehr dichterisch angelegt. Der Gegenstand ihrer Dichtungen waren die Thaten der Götter und Helden. Von der zarten Minne und dem Frauendienst des Mittelalters wußten sie nichts. Die Ehe war ein prosaischer Rechtsvertrag, der meist zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut abgeschlossen wurde. Hielt man auch auf eheliche

Treue und wurde ihr Bruch meist blutig gerächt, so machten sich die Häuptlinge doch nichts daraus, neben ihrer Frau noch sog. Frillen zu halten; die Unverheirateten zügelte kein ernstes Sittengebot.

Eine politische Ordnung gestaltete sich rasch aus der religiösen heraus. Mit alter Sitte und altem Brauch brachten die ausgewanderten Norweger auch ihre religiösen Anschauungen und ihren Götzendienst mit in die neue Heimat. Gleich nach der Ankunft bauten die mächtigeren unter ihnen Tempel (hof), und da nicht jeder sich diesen Luxus erlauben konnte, so schlossen sich ihnen minder Begüterte zur Mitbenützung des Tempels an. So entstanden Tempelgemeinden, in welchen die Häuptlinge (höfdingi) zugleich als Priester (godi oder hofgodi), bürgerliche Vorsteher und Richter auftraten. Weil ihre Gewalt indes auf Vertrag beruhte, so wurden von selbst auch Volksversammlungen nöthig. Mehrere Inhaber von Goðorden oder Tempelstätten thaten sich erst in einzelnen Gegenden und Landstrichen zu gemeinschaftlicher Rechtspflege (dem sog. Heraðsthing) zusammen; indem aber die Ungleichheit des Rechts in den einzelnen Bezirken, Competenzstreitigkeiten und andere Mißstände nothwendig zu einem einheitlichen Staatsverband hindrängten, so entstand der alljährliche Thing und mit ihm die Vereinigung des ganzen Volkes zu einer Republik, deren Grundgesetzgebung nach dem alten Gulathingslög von Skandinavien festgesetzt wurde. Im Jahre 927 erhielt Island seinen ersten Gesetzessprecher (Úlfjótr), 930 sein eigenes Landrecht, nach dem Verfasser Úlfjótslög genannt, wie schon früher bei der Beschreibung der Almannagjá erwähnt worden ist.

Während das altisländische Recht in hohem Grade die Klugheit, das Gerechtigkeitsgefühl, den Freisinn und den praktischen Verstand des germanischen Volksgeistes bekundet, schwebt über Religion, Cult und Sitte des alten Island dieselbe trübe Wolke, welche jede Art von Heidenthum, jeden Abfall vom wahren Gott unausweichlich begleitet, wenn auch nicht immer im selben Grade.

Der Begriff eines einzigen, persönlichen, geistigen, unendlich vollkommenen, in sich nothwendigen, ewigen Wesens war diesem sonst hochbegabten Volke in Folge jahrtausendalter Trennung von den Quellen positiver Offenbarung nahezu vollständig abhanden gekommen. Einzelne Attribute Gottes wurden, durch phantastische Ausschmückung bis zur Unkenntlichkeit entstellt, als verschiedene Götter verehrt. Die Idee einer Schöpfung aus Nichts war verloren. Die Welt galt zwar nicht als ewig, aber es gab auch keinen ewigen Gott; sämmtliche Götter waren dem Untergang verfallen. Ueber Anfang und Ende der Dinge lastete das Dunkel eines unerforschlichen Traumes. Was dazwischen lag — Götter und Menschen, Riesen und Zwerge, Himmel und Erde —, war die bunteste Phantasmagorie, aus früheren indogermanischen Stammsagen, abergläubischem Naturcult und willkürlicher Träumerei von Geschlecht zu Geschlecht ungeheuerlicher ausgesponnen.

Der Urſprung der Dinge, nach der Völuſpá.

Einſt war das Alter, da Ýmir lebte,
Da war nicht Sand, nicht See, noch Schwall der Wogen,
Nicht Erde fand ſich, noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund und Gras nirgends

Bis Burs Söhne die Bälle erhuben,
Sie, die das mächtige Midgard ſchufen,
Sonne von Süden ſchien auf die Felſen
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

Die Sonne von Süden, des Mondes Geſellin,
Hielt mit der rechten Hand die Himmelsroſſe;
Sonne wußte nicht, wo ſie Sitz hätte,
Mond wußte nicht, was er Macht hätte,
Die Sterne wußten nicht, wo ſie Stätte hätten.

Da gingen die Berather zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Der Nacht und dem Neumond gaben ſie Namen,
Hießen Morgen und Mitte des Tages,
Undorn und Aptan die Zeiten ordnen.

Die Aſen einten ſich auf dem Idafelde,
Haus und Heiligthum hoch ſie zimmerten,
Uebten die Kräfte, alles verſuchend,
Erbauten Eſſen und ſchmiedeten Erz,
Schufen Zangen und ſchön Gezäh.

Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln
Und darbten goldener Dinge noch nicht,
Bis drei der Thurſentöchter kamen,
Reich an Macht, aus Rieſenheim.

Da gingen die Berather zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Wer ſchaffen ſollte der Zwerge Geſchlecht
Aus des Meerrieſen Blut und ſchwarzem Gebein.

Da ward Mödſognir der mächtigſte
Dieſer Zwerge, und Durinn nach ihm.
Noch manche machten ſie menſchengleich
Der Zwerge von Erde, wie Durinn angab.

Das iſt der Anfang der Dinge nach dem merkwürdigſten und großartigſten der eddiſchen Gedichte, der Völuſpá, dem Seherſpruch der nordiſchen Sibylle. Ergänzt man die Darſtellung aus dem erſten Theil der ſog. Proſa-Edda und anderen Liedern der poetiſchen Edda, ſo ergibt ſich ungefähr folgende Kosmogonie.

Im Anfang iſt nur ein grenzenloſer Abgrund da: Ginnungagap, „das Gaffen der Gähnungen" — eine anfangs- und endloſe Leere, ohne feſten Punkt. Am nördlichen Ende von Ginnungagap liegt das kalte, dunkle Niflheimr, am ſüdlichen das heiße, lichte Múſpellsheimr. Aus dem Brunnen

Hvergelmir in Niflheimr ſpringen zwölf Ströme: Elivágar, die eiſigen Wogen. Sie füllen den leeren Raum von Ginnungagap. Doch bald iſt die geringe Wärme verflüchtigt, welche ſie beſitzen; ſie erſtarren zu Eis. Während nach dem Norden ein Eislager das andere deckt und wilde Stürme darüber hinfegen, fallen im Süden Funken von Múſpellsheimr her auf das Eis. Es ſchmilzt. Die Tropfen werden lebendig, und aus ihnen geſtaltet ſich Ymir, der erſte Rieſe. Ymir ſchläft ein, und während ſeines Schlummers entſteht unter ſeinem Arm ein Rieſenpaar, Sohn und Tochter, an ſeinen Füßen ein zweiter, ſechsgehäupteter Sohn. Von dieſen ſtammen die Hrímthurſen oder Froſtrieſen. Dieſes Rieſengeſchlecht bleibt aber nicht allein. Beim Schmelzen des Ur-Eiſes entſteht außer Ymir auch die Kuh Audhumla. Sie nährte Ymir mit den vier Milchſtrömen, welche ſich aus ihrem Euter ergoſſen. Indem ſie das ſalzhaltige Eis beleckte, kam am erſten Tage Haar hervor, am zweiten ein Kopf, am dritten ein ſchöner und großer Mann, Buri genannt. Bör, ſein Sohn, vermählt ſich mit einer Rieſentochter Beſtla und erhält von ihr drei Söhne: Ódinn, Vili, Vé. Das ſind die Götter, welche Himmel und Erde beherrſchen.

Ymir wird nun von Börs Söhnen getödtet. Er blutet ſo furchtbar, daß das ganze Geſchlecht der Hrímthurſen bis auf einen in ſeinem Blute ertrinkt. Dieſer eine, Bergelmir, rettet ſich mit ſeinem Weib in einem Boote und begründet ein neues Hrímthurſengeſchlecht. Unterdeſſen werfen die Götter Ymirs Leiche in das Ginnungagap und ſchaffen aus ihm die Welt, aus ſeinem Blute Meer und Waſſer, aus ſeinem Fleiſch die Erde, aus ſeinen Knochen die Berge, aus ſeinen Zähnen und Kinnbacken die Felſen und Klippen, aus ſeinem Schädel den Himmel, aus ſeinem Hirn die Wolken. Den Himmel heben ſie an vier Hörnern über die Erde und ſetzen unter jedes Horn einen Zwerg: Auſtri und Veſtri, Nordri und Sudri. Feuerfunken aus Múſpellsheimr pflanzen ſie als Geſtirne an den Himmel und beſtimmen ihnen einen feſten Gang, wonach Tage und Jahre berechnet werden. Um die Erde wird in Kreisform das Meer gelegt, aus Ymirs Augenbrauen aber eine Burg zum Schutz gegen die Rieſen errichtet. Dieſe Burg, der Wohnſitz der Menſchen, heißt Midgardr; die Rieſen aber wohnen rund um das Meer, die Aſen im Mittelpunkte der Welt, auf ihrer Burg Asgardr. Da thront Ódinn mit ſeiner Frau Frigg, der Vater der Götter. Und darum mag er Allvater heißen, weil er der Vater iſt aller Götter und Menſchen und alles deſſen, was er durch ſeine Kraft hervorgebracht hat. Jörd war ſeine Tochter und ſeine Frau und von ihr gewann er einen erſtgebornen Sohn: das iſt Aſathórr; ihm folgen Kraft und Stärke, daß er ſiegt über alles Lebendige.

Die drei Aſen Ódinn, Haenir und Lodurr, nach der jüngern Edda die Söhne Börs, gehen am Meeresſtrande luſtwandeln und erſchaffen das Menſchengeſchlecht, indem ſie zwei Bäume in Mann und Weib verwandeln.

Gingen da dreie aus dieſer Verſammlung,
Mächtige, milde Aſen zumal,
Fanden am Ufer unmächtig
Aſk und Embla und ohne Beſtimmung.

Beſaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut, noch Geberde, noch blühende Farbe.
Seele gab Ódinn, Haenir ſinnige Rede,
Blut gab Lodurr und blühende Farbe.

Auf die Schöpfung der Menſchen folgt die Erſchaffung zahlloſer Zwerge. Nach der Völuſpá geht ſie ihr voraus; denn keiner dieſer Mythen bleibt ſich ganz beſtändig. Selbſt die Trilogien der höchſten Götter werden verſchieden angegeben, und in der Entwicklung der einzelnen Sagen zeigt ſich eine ſtets weiterſpinnende und vielfach willkürlich ſchaltende Phantaſie.

Im ganzen langt die verwickelte Schöpfungsgeſchichte endlich bei neun Welten an: zwei Götterwelten (Áſaheimr und Vanaheimr), zwei Elfenwelten (Álfheimr und Svartálfheimr), einer Menſchenwelt (Mannheimr), drei Rieſenwelten (Múſpellsheimr, Niflheimr und Jötunheimr), der Todtenwelt (Helheimr).

Obwohl Ódinn als „der oberſte der Aſen", das „weiſeſte der Weſen", „der Vater aller Götter und Menſchen" der altnordiſchen Weltentſtehung einen gewiſſen Einheits- und Mittelpunkt zu geben ſcheint, ſo iſt die hieraus fließende Ordnung doch mehr ein Scheinbild als Wirklichkeit. Alle Weſensreihen, Götter, Menſchen, Rieſen und Zwerge, ſind unter ſich in feindliche Heerlager geſpalten, die Götter in Aſen und Vanen, die Elfen in Licht- und Schwarzelfen, die Rieſen in Fels-, Waſſer- und Feuerrieſen. Während die Aſen und Vanen im allgemeinen dem Menſchen ſich gütig und wohlwollend zeigen, ſtehen ihm die drei Rieſenwelten vorwaltend feindlich gegenüber; unter den Elfen gibt es gütige und holde Wichte, aber auch üble Wichte und Unholde. Zwiſchen den Aſen und Vanen tritt zwar nach kurzem Kampf ein freundſchaftliches Verhältniß ein; aber dafür geſtaltet ſich die Beziehung beider zu den Rieſen zu einem ſteten, unausgeſetzten Kampf, den freundliche Einladungen, Gaſtgelage und Ehen zwiſchen Göttern und Rieſinnen nur ſchärfer und unheilvoller machen. Mit der Aufnahme des Feuerrieſen Loki unter die Aſen tritt unter dieſe ſelbſt das Dämoniſche, ein unverſieglicher Quell des Haders und Jammers, der Schuld und des Frevels, der Keim des Untergangs.

Aus der Ehe Loki's mit der Rieſin Angrboda geht Hel hervor, die Herrſcherin der Unterwelt; die Schlange Midgardsormr oder Jörmungandr, welche, von den Aſen ins Weltmeer verwieſen, in gewaltigem Ring die Erde umſpannt und ſich ſelbſt in den Schwanz beißt; endlich der grimmige Wolf Fenrir, den die Aſen anfänglich zu zähmen hoffen, der aber zuletzt an die Hundekette gelegt werden muß — d. h. alle Mächte des Todes, der Zerſtörung und gewaltſamen Vernichtung.

Unter den Aſen und Vanen iſt keiner, welcher den immer zunehmenden Gewalten der Finſterniß gewachſen iſt. Ueberall erſcheint ihre Macht beſchränkt, ihr Wiſſen mangelhaft, ihr Charakter durch die verſchiedenſten Leidenſchaften entſtellt. Es ſind gewaltige Recken, die ſich mit Spiel und Wanderungen, bei ſchäumendem Bier und rieſigen Gaſtgelagen, in Liebesabenteuern und Wohlleben gütlich zu thun wiſſen; doch wie ſie ſittlich nicht über den Rieſen und Menſchen ſtehen, ſo ſind ſie der zerſtörenden Kraft wenigſtens der Rieſen nicht eigentlich überlegen.

Thórr muß zu einer komiſchen Maskerade ſeine Zuflucht nehmen, um das wichtigſte Geräth der ganzen Götterwelt, ſeinen Hammer, aus den Händen des Thurſenfürſten Thrym wieder zu erringen, und verſichert auch die Thrymskvida, daß er das ganze Rieſengeſchlecht mit dem Hammer zerſchmettert habe, ſo leben doch die Rieſen in anderen Liedern fort, mächtiger als je. Um den Göttern den großen Bierkeſſel zu verſchaffen, muß er abermals zur Liſt greifen, und nur der Rath der Frille ermöglicht ihm, den Rieſen Hýmir zu überwinden. Die Göttin Freyja, die nordiſche Venus, muß eine Zauberin befragen, um die Genealogie eines Sterblichen, Ottarrs, zu erfahren; ſie mag ihr mit dem Feuertode drohen, um von ihr das gedächtnißſtärkende Bier der Erinnerung zu erpreſſen, aber ſie muß ſich dabei in der derbſten Weiſe als Buhlerin verhöhnen laſſen. Aehnlich geht es den höchſten Göttern und Göttinnen bei Aegirs (Oegirs) Gaſtmahl, wo Loki ſie alle der Reihe nach in unverſchämteſter Weiſe dem Geſpötte preisgibt. Iduna, die Göttin der Jugend, Skadi, die Göttin des Winters, Gefion-Freyja, die Göttin der Liebe, Frigg, die Gemahlin Odinns, verhöhnt er ſämmtlich als die feilſten und erbärmlichſten Buhlerinnen, den Dichtergott Bragi als einen armen und dabei noch feigen Wicht, den Meergott Njördr als einen elenden Auswürfling der ganzen Göttergeſellſchaft, den Windgott Byggvir als einen Hungerleider und Feigling, den weißen Schwertgott Heimdallr als einen armſeligen Waſſertrinker, den Lichtgott Týr, daß ihm der Fenrirwolf die rechte Hand abgebiſſen, den Donnergott Thórr, daß er ſich im Däumling eines Handſchuhs verkrochen, den Göttervater Odinn aber, daß er ſeine Majeſtät durch die ſchnödeſte Ungerechtigkeit und das unwürdigſte Vagabundiren unter den Menſchen entweiht habe.

Du ſchlicheſt, ſagt man, im Samsö umher
Von Haus zu Haus als Vala. Vermummter Zauberer,
Trogſt du das Menſchenvolk: das dünkt mich eines Argen Art.

Odinn ſteht den Läſterungen Loki's, wie ſeinen Uebelthaten und dem weitern Fortwuchern des Böſen in der Welt nahezu hilflos gegenüber. Wie alle übrigen Götter, iſt auch er dem dunkeln Walten der drei Nornen, d. h. eines finſtern, den Göttern ſelbſt unerforſchlichen und unabwendbaren Schickſals unterworfen. Die Aſen mögen den in Lachsgeſtalt entſchlüpfenden Loki fangen, feſtnehmen und mit Gift quälen, daß er ſich bäumt und daß

durch ſeine furchtbaren Renkungen das Erdbeben entſteht; ſie mögen bald mit Liſt und bald mit Gewalt den Rieſen einen Sieg abgewinnen; aber Herren der Welt ſind ſie nicht. Auch Ödinn muß ſchließlich geſchehen laſſen, was geſchieht. Alle ſeine Weisheit, alle Klugheit und Macht der übrigen Götter vermag nicht zu verhindern, daß der ſchönſte und liebenswürdigſte aus ihnen, die Blüte der ganzen Götterwelt, der Frühlingsgott Baldur, dem tückiſchen Haſſe Loki's zum Opfer fällt. Die Miſtel entgeht dem Einfluſſe ihrer Segnungen, der blinde Hödur trifft auf Loki's Aufforderung den ſchönen Baldur mit dem Miſtelzweig, und mit ihm ſinkt das Schönſte und Herrlichſte zu Boden. In dieſer Ohnmacht, welche alle natürlichen Kräfte, jene der Natur wie jene der Menſchheit, im Kampfe mit den Mächten der Zerſtörung an den Tag legen, iſt auch von ſelbſt der tragiſche Keim einer allgemeinen Weltkataſtrophe gegeben. Obwohl Loki in Feſſeln ſchmachtet, nimmt ſein Reich täglich zu. Die Unterwelt Helheimr bevölkert ſich unaufhaltſam mit neuen Schaaren. Die Kraft der Midgardsſchlange nimmt zu, der Wolf Fenrir wächſt an Gewalt, die Rieſen planen den Untergang aller Dinge, und obwohl ſie zu ihrer Fahrt ein Schiff brauchen, das aus den Nägeln todter Menſchen gebaut iſt, ſo wird das Schiff Naglfar doch endlich fertig.

An dieſes unaufhaltſame Wachſen des Böſen knüpft ſich der zweite Theil der Völuſpá, das Erhabenſte, was die altisländiſche Poeſie aufzuweiſen hat, die Viſion des herannahenden Weltuntergangs, der ſog. Götterdämmerung (Ragnarök).

In wuchtigen Strömen ſeh' ich waten
Meineidsmänner und Mordwölfe,
Die Ehe brachen mit andrer Weib.
Da ſaugt Nidhöggr der Todten Leichen,
Der Menſchenwürger: wißt ihr, was das ſoll?

Brüder ſtreiten, ſchlachten einander,
Geſchwiſterte ſieht man die Sippe brechen,
Arg iſt die Welt, der Unzucht voll.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerſtürzt.
Des Manns nicht mehr der andre ſchont.

Mimirs Söhne ſpielen, Miötudrs Licht flammt
Beim gellenden Ruf des Gjallarhorns.
Hell bläſt Heimdall, ſein Horn iſt erhoben;
Ödinn murmelt mit Mimirs Haupt.

Yggdraſil ſchwankt, doch ſteht noch die Eſche,
Es knarrt der alte Baum, der Rieſe kommt los.
Grau'n faßt alle in Hels Banden,
Eh' Suturs Zorn ſie verzehrt.

Gräßlich heult Garmr in der Gnipahöhle,
Die Feſſel bricht und Freki rennt.

Die Götterdämmerung, nach der Wöluſpá.

Hrym fährt von Oſten, hebt hoch den Schild,
Jörmungandr krümmt ſich im Rieſenzorn.
Der Molch peitſcht das Meer, der Adler ſchreit,
Leichen zerreißt er; Naglfar wird los.

Der Kiel fährt von Oſten, es kommen Múſpells Söhne
Längs des Meeres und Loki lenkt ſie.
Die Teufelsbrut iſt all mit dem Wolf;
Auch Bileiſts Bruder iſt ihm verbunden.

Surtur fährt von Süden mit flammendem Schwert,
Von des Todtengotts Klinge ſchimmert die Sonne.
Steinberge ſtürzen, Unholde ſtraucheln,
Zu Hel fahren Helden, der Himmel klafft.

Was iſt mit den Aſen? Was iſt mit den Alfen?
All Jötünheim dröhnt, zum Thing zieh'n die Aſen,
Die Zwerge ſtöhnen vor ſteinernen Thüren,
Der Bergwege Weiſer: wißt ihr, was das ſoll?

Nun hebt ſich Hlins anderer Harm,
Da Ódinn eilt dem Wolf entgegen.
Beli's Mörder ſtürzt auf Surtur:
Da fällt Friggs Freudenbringer.

Heran tritt Siegvaters herrlicher Sprößling,
Vidarr, zu wagen den Kampf mit dem Wolfe,
Er ſtößt dem Hverdungsſohn den Stahl ins Herz
Durch gähnenden Rachen: ſo rächt er den Vater.

Da ſchreitet der ſchöne Sprößling Hlodyns,
Ódins Sohn, zum Kampf mit dem Drachen.
Muthig trifft ihn Miögards Wart;
Neun Fuß weit fährt Fjörgins Sohn
Weg von der Natter, die nichts ſchreckt,
Alle Weſen entweichen der Welt.

Schwarz wird die Sonne, die Erde ſinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die hellen Sterne.
Rauchwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Flamme flackert zum Himmel.

Das iſt die erhabene Elegie, der erſchütternde Todesſang, welchen das nordiſche Heidenthum ſich ſelbſt geſungen hat, bevor es, von Land zu Land immer weiter in den Norden gedrängt, auf der entlegenen Inſel des Nordmeers endlich erſchöpft in ſich zuſammenbrach. Der bunte, in ſeinen Einzelgeſtaltungen unerſchöpfliche Kreislauf der Sagengeſtaltung fand hier ſein Ende. Alle Weſen des Alls, alle Kräfte der Natur, alle Charaktere eines noch einfachen menſchlichen Culturlebens und Heldenthums waren von der jugendlichen Schöpferkraft der Phantaſie zum tauſendfach verſchlungenen poetiſchen Weltbilde ausgeſtaltet worden; doch an allem nagte der ſtille, unbeſiegliche Wurm der Vergänglichkeit. Alles Große und Herrliche geht zu Grunde. Nichts vermag dem Zerſtörungswerke Einhalt zu gebieten. Die ganze

ſichtbare Naturordnung ſtürzt ein: in ihr ſelbſt liegt keine unſterbliche Macht, das aus ihr Gewordene zu erhalten. Wohl läßt die Völuſpá ſelbſt die Erde abermals aus den Fluten emportauchen und ſich mit neuem Grün bekleiden, die Aſen aus der Vernichtung auferſtehen und ſich zum Urtheilsſpruch über den Weltumſpanner auf Idafeld verſammeln; Baldur ſteht vom Tode auf, alles Böſe verſchwindet und weicht einer goldenen Zeit; doch für die Räthſel dieſer glänzenden Zukunft hat die nordiſche Sage keine Bilder, keine Namen, keine Erfindung mehr. Ihre Kraft ſtockt und deutet nur in ahnenden Umriſſen die Bürgſchaft der Unſterblichkeit und den großen beſeligenden Weltplan an, welcher durch die Lehre Chriſti den Völkern des Nordens mitgetheilt werden ſollte:

Einen Saal ſehe ich, heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höhen;
Da werden heil'ge Herrſcher wohnen
Und wandellos der Wonne koſten.

Da reitet der Mächtige zum Rathe der Götter,
Der Starke von oben, der alles ſteuert.
Er ſpricht ſein Urtheil, ſchlichtet Zwiſte,
Setzt heil'ge Ordnung feſt für immer.

Wie in der eddiſchen Kosmogonie, ſo taucht auch hier beim Weltende die Ahnung eines einzigen, höchſten Gottes und des ſchließlichen Triumphes des Lebens über den Tod, des Lichtes über die Finſterniß, des Guten über das Böſe auf; doch dieſe Ahnung vermag die polytheiſtiſchen Vorſtellungen nicht zu überwinden, und die Völuſpá ſelbſt ſchließt mit dem trüben Gedanken des Weltuntergangs:

Nun kommt der dunkle Drache geflogen,
Die Natter hernieder aus Nidafelſen;
Trägt auf den Flügeln, das Feld überfliegend,
Nidhöggurs Leichen — nun ſinkt er nieder.

Während die nordiſche — oder, wenn man lieber will, urſprünglich germaniſche Götterſage ſich im Volksaberglauben, in der Dichtung, in Sitten und Gebräuchen des Volkslebens unaufhörlich weiter geſtaltete und phantaſtiſch veränderte, ſo daß Walten und Wirken der verſchiedenen Götter, Rieſen, Zwerge in buntem, kaum zu enträthſelndem Wirrſal durcheinanderfließt und ſelbſt die oberſten Götter keine feſte, plaſtiſche Geſtalt bewahren: mußte für den allgemeinen und öffentlichen Cultus das bunte Göttergewirre nothwendig auf eine kleine Zahl bevorzugter Gottheiten zuſammenſchmelzen. Am meiſten begünſtigt erſcheint dabei in den geſchichtlichen Sögur, d. h. in der letzten Periode des isländiſchen Heidenthums, nicht Ódinn, der oberſte und weiſeſte der Götter, ſondern der liſtige, praktiſche, kraftvolle Donnergott Thórr. Auf ihn iſt nahezu alles vereinigt, was ein heidniſcher Gott zu thun haben mag. Er iſt der höchſte Schutzherr und Förderer aller irdiſchen Intereſſen, des

Wetters, des Ackerbaues, der Wege und Stege, des Eigenthums, der Sanction der Ehe als bürgerlichen Vertrages — der allgemeine Cultur- und Staatsgott. Er wird bei der Einwanderung und in dem ersten Jahrhundert isländischer Geschichte am meisten erwähnt, erst neben ihm und ihm praktisch untergeordnet Odinn Freyr, Njördr, Baldr, Frigg, Freyja und andere Götter. Er ist der Ase oder Gott einfachhin. An Thórr glauben, heißt soviel als Heide sein. Wie von den späteren christlichen Namen keiner auf Island solche Verbreitung fand, wie der Name Jón, Johannes, so hat sich von den heidnischen Namen kaum einer so häufig erhalten, wie jener des Thórr.

Ueber die isländischen Tempel, Opfer und Opfergebräuche sind in den verschiedenen Sögur zerstreut manche Nachrichten aufbewahrt. Von Thórólfr Mostrarskegg, einem mächtigen Häuptling im norwegischen Sunnhördaland, meldet uns z. B. die Eyrbyggja-Saga, daß er bei der Auswanderung nach Island seines Gottes nicht vergaß; er brach den Tempel nieder, welchen er noch kürzlich dem Thórr geweiht hatte, packte das meiste Holzwerk in sein Schiff, nahm auch von der Erde mit, welche unter dem Altar gelegen, und verwendete das alles, um in der neuen Heimat den alten Tempel alsbald wieder erstehen zu lassen. Als ein ganz besonderer Verehrer Thórrs nannte er das Vorgebirge am Breidifjördr, wo er landete, Thórsnes, seine Wohnung aber Tempelstätte, „Hofstadr".

„Da ließ er einen Tempel bauen, und war das ein großes Haus; es waren Thüren an den Seitenwänden und bei dem einen Ende; da standen innen die Hochsitzsäulen, und waren da die Nägel, die hießen Götternägel (reginnaglar). Da weiter innen war ein großes Heiligthum. Innerhalb des Tempels war ein Haus in der Art, wie jetzt das Singhaus (Chor) in den Kirchen, und es stand da mitten auf dem Boden eine Erhöhung und ein Altar, und es lag da ein Ring ohne Glieder (mótlauss) von zwei Unzen, auf den alle Eide geschworen werden sollten. Diesen Ring sollte der Tempelgode an seinen Händen haben bei allen Volksversammlungen. Auf der Erhöhung sollte auch der Blutkessel stehen, und in demselben der Blutzweig sein wie ein Sprengwedel, und damit sollte man das Blut aus dem Kessel sprengen, welches hlaut (Opferblut) genannt wird; das war solches Blut, wie wenn Thiere geschlachtet wurden, die man den Göttern opferte. Um die Erhöhung in dem Seitenbau waren die Plätze der Götter."

Hochsitzsäulen wurden die vier Pfeiler des Langhauses genannt, weil sich zwischen ihnen je eine Art Thron, öndvegi befand, auf welchem die zwei Angesehensten der Opferversammlung ihren Platz hatten. Aehnlich lauten die Beschreibungen anderer Tempel. Die Länge eines derselben wird auf 120 Fuß angegeben. Die Tempelstätte galt für überaus heilig, ehrwürdig und unverletzlich — als Asyl (fridstadr) und Heiligthum (helgistadr).

Den Berg, auf welchem Thórólfr Mostrarskegg seinen Tempel gebaut hatte, hielt er für so ehrwürdig, daß er ihn Heiligenberg (helgafell) nannte.

Niemand sollte ungewaschen dahin sehen, niemand dort Vieh oder Menschen tödten, niemand den Ort in irgend einer Weise verunreinigen. Er setzte die Spitze des Vorgebirges als Gerichtsstätte ein und hielt daran den Heradsthing. Er glaubte, daß er bei seinem Tode in diesen Berg fahren werde und ebenso seine Freunde.

Der Cultus bestand in Gebeten, die mit Verneigungen und anderen Ceremonien theils knieend, theils liegend verrichtet wurden, in Gelübden des verschiedensten Inhalts, in Weihegeschenken und Weihen, in Opfermählern und feierlichen Trinkgelagen (sowohl zur Ehre der Götter selbst, als zur Erinnerung an Verstorbene), vor allem aber in blutigen Opfern. Als Opferthiere dienten Pferde, Rinder, Schweine und Widder. Auch Menschenopfer waren jedoch gebräuchlich und werden noch bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts erwähnt. Es ist eine arge poetische Täuschung, sich das heidnische Germanenthum so edel, menschlich und sittlich vorzustellen, als ob es der Erlösung durch Christus und der Erziehung durch die Kirche kaum bedurft hätte. Auch hier verläugneten die heidnischen Dämonen ihren Durst nach Menschenblut nicht, und durch das ganze erste Jahrhundert isländischer Geschichte drängt eine Gewaltthat die andere. Noch in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, als Island von einer schweren Hungersnoth heimgesucht wurde, tauchte der Vorschlag auf, die Götter nicht etwa bloß mit Weihgeschenken zu begütigen, sondern die Kinder auszusetzen und die alten Leute todtzuschlagen. Ja noch bei dem entscheidenden Althing im Jahre 1000 schlugen die Heiden vor, daß von jedem Viertel Islands zwei Männer den Göttern geopfert werden sollten, um die weitere Verbreitung des Christenthums zu verhindern.

Dem Schlachtopfer wurden auf dem Blótstein, Opferstein, die Knochen gebrochen. Mit dem Blute wurde erst der Opferkessel gefüllt, dann alle Anwesenden besprengt, endlich die Götterbilder, Altäre und Tempelwände bestrichen. Man rieb auch wohl die Götterbilder mit dem Fette der Opfer ein, stellte sie dann an die Tempelfeuer und trocknete sie wieder ab.

Bestanden die Opfer in Thieren, so wurde das Fleisch in anderen Kesseln gekocht, welche im Langhaus hingen, und dann als Opfermahl genossen. Auch die Götzen erhielten ihren Theil davon. Der Vorsitzende, welcher auf einem der beiden Hochsitze thronte, weihte die Opferspeise ein und brachte den feierlichen Trinkspruch aus, worauf dann der Minnetrank zu Ehren der verschiedenen Götter, zum Andenken an verstorbene Blutsfreunde u. s. w. folgte. Wie die Götter in der Edda als wackere Zecher geschildert sind, so ließen es auch ihre Anbeter am Löschen des Durstes nicht fehlen, und die Opfermahlzeit (blótveizla) gestaltete sich gemeiniglich zum fröhlichen Gelage. Auch in den Gelübden spielte der Durst seine Rolle. Denn wenn einige Isländer den Göttern Geschenke und drei Eimer Bier gelobten, falls sie dem Bekehrungseifer des Königs Ólafr Tryggvason ent-

gingen, so gedachten die frommen Männer unzweifelhaft, das Bier selber zur Ehre der Götter zu trinken.

Würdigere und schönere Seiten des altisländischen Culturlebens, als der zu Völlerei und Grausamkeit hinneigende Opfercult darstellt, zeigen sich in vielen Charakterzügen der Sögur, besonders aber in dem Spruchbuch „Hávamál", welches einen der schönsten und werthvollsten Theile der Edda bildet. Da waltet ein so lebenslustiger Sinn, ein so fröhlicher Mutterwitz, ein so praktischer Verstand, eine so männliche Kraft und urdeutsche Gemüthlichkeit, daß man die meisten dieser Kernsprüche nicht ohne Genuß wieder und wieder liest.

Schweigsam und bedachtsam sei des Höfdings Sohn
Und kühn im Kampf. Freudig und rührig
Sei jeder Recke, bis der Tod ihn trifft.

Der unwerthe Mann meint ewig zu leben,
Wenn er Gefechte flieht. Das Alter gönnt ihm
Doch endlich nicht Frieden, ob auch der Speer ihn spart.

Heerden wissen, wann heim sie sollen,
Und geh'n vom Grase. Der Unweise
Kennt allein nicht seines Magens Maß.

Der Armselige, übel Geschaffene
Hohnlacht über alles, und weiß doch selbst nicht,
Was er wissen sollte, daß er nicht fehlerfrei ist.

Eigen Haus, ob eng auch, ist besser.
Daheim bist du Herr. Zwei Ziegen nur
Und ein Strohdach dazu ist besser als Betteln.

Wie kleines Sandufer, kleine See
Ist kleiner Seelen Sinn. Ungleich ist
Der Menschen Einsicht, zwei Hälften hat die Welt.

Mäßig weise muß der Mann sein,
Aber nicht allzu weise. Das schönste Leben
Ist dem beschieden, der vieles recht weiß.

Mäßig weise muß der Mann sein,
Aber nicht allzu weise. Des Weisen Herz
Erheitert sich selten, wenn es allwissend über sich wird.

Früh aufsteh'n soll, wer wenig Arbeiter hat,
Und schau'n nach seinem Werke. Manches versäumt,
Wer den Morgen verschläft. Halb hat den Reichthum der Rasche.

Ganz unglücklich ist niemand, ist er gleich nicht gesund:
Einer hat an Söhnen Segen, einer an Freunden,
Einer an vielem Gut, einer an trefflichem Thun.

Das Vieh stirbt, die Freunde sterben,
Endlich stirbt man selbst; doch nimmer mag ihm
Der Nachruhm sterben, welcher sich guten gewann.

Ueber das Diesseits hinaus geht indes die Lebensweisheit dieses „Hohen Liedes" nicht hinaus. Es sind Klugheitsregeln, wie sie ein verständiger, wackerer Naturmensch seinem Sohne für das irdische Leben mit auf den Weg geben mag, daß er keine Thorheiten anfange, allem Leid aus dem Wege gehe, das Unvermeidliche ertrage, das Gute froh und heiter genieße und sich nach dem Leben einen guten Nachruhm erhalte. Gott, göttliches Gebot, sittliche Pflicht, ein höheres Leben im Jenseits kommen nirgends in Betracht. „Liebe dich selbst und deine Freunde, hasse und stürze deine Feinde" — das ist das höchste Gebot, welches dieser einfachen Lebemannsmoral zu Grunde liegt. Das sechste Gebot des Dekalogs ersetzt der „Weise" durch Mahnungen zur Vorsicht in galanten Abenteuern, um dabei nicht betrogen und an Ehre und Genuß geschädigt zu werden. Rache am Feinde ist nicht bloß erlaubt, sondern Ehrensache; Hinterlist wird mit Hinterlist bezahlt, und selbst vor der Lüge schreckt der Weise nicht zurück:

Weißt du den Mann, dem du wenig vertraust,
Und hofft doch Holdes von ihm, sei fromm in Worten
Und falsch im Denken und zahle Losheit mit Lüge.

Als Durchschnittsmaßstab für die sittliche Cultur des altheidnischen Islands dürfte das Hávamál kaum zu betrachten sein. Es zeichnet zwar einigermaßen den Volkscharakter sowohl nach seinen Licht- als nach seinen Schattenseiten hin, das kecke, kraftvolle Selbstgefühl, das diese trutzigen Ansiedler belebte, ihre Freude an Kampf und Fehde, ihren unbändigen Muth, ihre Lebenslust, ihre derbe Neigung zum Genuß, ihre kriegerische Klugheit und Gewandtheit, ihre Gemüthlichkeit und ihr Wohlwollen für die Ihrigen und ihre Freunde, ihre Treue und Rechtlichkeit bei eingegangener Verpflichtung, ihre Racheluſt und Verschmitztheit gegen den Feind, ihre ritterliche Ruhmbegier und ihre bürgerliche Sorge für Haus und Hof, ihren jugendlichen Phantasie-Reichthum und ihren dabei praktisch realistischen Sinn; allein es finden sich nicht nur diese Eigenschaften in sehr verschiedener Ausprägung und Verbindung, sondern es gesellen sich ihnen auch andere Elemente bei, welche die mannigfaltigsten Abstufungen herbeiführen und jenen Abriß der Lebensweisheit kaum mehr als ein erschöpfendes Sittenbild erscheinen lassen.

Es gab Isländer, besonders Tempelbesitzer oder sogen. Goden, welche noch mit starrer, orthodoxer Strenge an dem alten Götterglauben und Opferdienste festhielten. Es gab andere und zwar ganze Schaaren, bei welchen sich die ursprüngliche Götterlehre in den crassesten Aberglauben, in Gespenster-, Hexen- und Dämonencult, Thieranbetung und Zauberwesen aufgelöst hatte. Wiederum gab es solche, denen aller eigentliche Glaube an die Götter abhanden gekommen war und die nur auf die Macht des eigenen Schwertes vertrauten. Von diesen machten einige kein Hehl aus ihrer aufgeklärten Gesinnung, während andere aus Privatinteresse oder Staatsraison die alten Religionsformen beibehalten wissen wollten. Während das Heidenthum durch

dieſe äußere Zerſplitterung und durch ſeine innere Ohnmacht langſam in ſich zerbröckelte, griffen die chriſtlichen Elemente, welche bei der erſten Anſiedelung auf die Inſel gedrungen waren, ebenfalls in dieſen Zerſetzungsproceß ein und halfen ihn beſchleunigen. Manche chriſtliche Einwanderer fielen zwar ab, andere wurden lau und gleichgiltig, Bekehrungen werden nicht erwähnt. Doch das Kreuz war einmal auf der Inſel aufgepflanzt, und das Gebet zum Gekreuzigten erloſch nicht mehr völlig unter den folgenden Generationen. Der Alleinbeſitz der alten Götter war erſchüttert. Die Heiden wußten um einen andern Gott, eine andere Religion. Da einige der mächtigſten Landnáma-Männer Chriſten waren, mußten jene ſich an Duldung gewöhnen, und dieſe Duldung untergrub nothwendig die Feſtigkeit des alten Götterglaubens. Selbſt die heidniſchen Sagen mögen unter dem Einfluß chriſtlicher Vorſtellungen ſich in manchem Punkte gemildert und mit Anklängen daran verbunden haben. Denn inwieweit die eddiſchen Geſänge rein heidniſchen Urſprunges ſind, iſt noch keineswegs völlig klargeſtellt. Im praktiſchen Leben mußte die Miſchung der beiden Weltanſchauungen in dieſen kraftvollen, ungezügelten Naturen, bei der Selbſtändigkeit des einzelnen, ſehr verſchiedenartig wirken.

Manchen dämmerte die Vorſtellung, daß ein Mächtigerer über die alten Götter gekommen ſei; andere, von zäher Anhänglichkeit an ihre Vergangenheit beſeelt, bäumten ſich zürnend gegen den neuen Gott auf; wieder andere begannen zu zweifeln, zu wanken und ungläubig zu werden.

Unzweifelhaft iſt außer dem Walten äußerer Umſtände auch die innere Wirkſamkeit der Gnade in Anſchlag zu bringen. Oder wie will man es erklären, daß manche gerade der edelſten Heiden ohne unmittelbare Berührung mit dem Chriſtenthum den alten Götterglauben aufgaben und zu einer reineren und beſſeren Gotteserkenntniß gelangten? So erzählt z. B. das Landnámabók von dem Enkel Ingólfrs: „Des Thorſteinn Sohn war Thorkell Mani, der Geſetzesſprecher, derjenige unter den Heidenmännern auf Island, der, ſoweit man Kunde hat, am beſten geſittet war. Er ließ ſich in ſeiner letzten Krankheit in die Sonnenſtrahlen hinaustragen und empfahl ſich in die Hände des Gottes, der die Sonne gemacht hat. Er hatte ſo rein gelebt wie die Chriſten, die am beſten geſittet ſind.“ Einen ähnlichen Charakter zeichnet die Vatnsdaela-Saga in Ingimundr: „Ingimundr war ein tüchtiger Mann, kühn im Angriff, vertraut mit den Waffen und der Tapferkeit, ſeinen Freunden hold und dienſtwillig, feſthaltend an ſeinen Freunden, und ſo wie er war, mochte ein Höfdingi am beſten beſchaffen ſein im alten Glauben.“ Als dieſer Ingimundr von einem ſeiner Schutzbefohlenen tödtlich verwundet wurde, hielt er ſo treu an der übernommenen Schutzpflicht feſt, daß er ſterbend noch den Mörder der Rache ſeiner Söhne zu entziehen ſuchte. Thorſteinn, ſein Sohn, ging auf dieſe Geſinnung ein und ſagte: „Das wird unſerem Vater vergolten werden von demjenigen, der die Sonne geſchaffen hat und die ganze Welt,

wer dieſer auch ſei; das aber können wir wiſſen, daß dieſer groß ſein muß!“ Da ſein Bruder Thórir öfters vom Berſerkergang, einer Art von Beſeſſenheit, angefallen wurde, ein anderer Verwandter aber ein uneheliches Kind durch Ausſetzung dem Tode preisgeben wollte, ſprach Thorſteinn: „Nun will ich den anrufen, der die Sonne geſchaffen hat; denn ihn halte ich für den Mächtigſten, damit dieſes Unglück ſich von dir wende, und ich will dafür um ſeinetwillen das thun, daß ich dieſem Kinde aufhelfe und es dazu aufziehe, daß der, welcher den Menſchen geſchaffen hat, in ſeiner Zeit es zu ſich rufen könne; denn ich glaube, daß ihm dies zu theil werden wird.“

Aehnliche Züge von Mildthätigkeit und Erbarmen um des noch unbekannten höchſten Weltſchöpfers willen werden auch von den Goden Askell und von Arnorr Kerlingarneſ berichtet. In beiden Fällen handelte es ſich um Hungersnoth und infolgedeſſen um den Vorſchlag, die Kinder auszuſetzen und die Alten und Gebrechlichen zu tödten. Askell ſetzte dieſem Vorſchlag in öffentlicher Volksverſammlung die Meinung entgegen, „daß es räthlicher ſei, dem Schöpfer damit Ehre zu erweiſen, daß man den alten Leuten helfe und darauf Gut verwende und die Kinder aufziehe“. Arnorr hatte anfänglich dem blutigen Rathſchlag beigepflichtet, rief ſeine Zuſtimmung aber auf einen Verweis ſeiner Mutter zurück, erklärte die Sorge für Verwandte, auch wenn ſie kränklich ſeien, für heilige Pflicht, und rieth nunmehr, Hunde, Pferde und Laſtthiere bis auf das Nothwendigſte zu tödten, um die Kranken und Gebrechlichen erhalten zu können. „Wenn nur der“, fügte er bei, „der wahre Gott iſt, der die Sonne geſchaffen hat, um die Welt zu erwärmen und zu erleuchten, und wenn ihm Milde und Rechtſchaffenheit gefällt, wie wir dies ſagen gehört haben, da zeige er uns ſeine Barmherzigkeit, damit wir mit Gewißheit erfahren mögen, daß er der Schöpfer der Menſchen iſt, und daß er die ganze Welt leite und regiere, und von da ab wollen wir an ihn glauben, und keinen Gott verehren außer ihm allein, als dem wahren und ſeligen in ſeinem Reiche.“

Von dem alten Njáll Thorgeirsſon, einem der ausgezeichnetſten Häuptlinge und Geſetzeskenner am Ende des 10. Jahrhunderts, berichtet die ſeinen Namen tragende Sage, daß er die Nachricht von der Einführung des Chriſtenthums in Norwegen durch den König Ólafr Tryggvaſon mit großer Befriedigung aufgenommen habe. Als andere ſich darüber wie über einen Greuel entſetzten, ſagte er: „Mir ſcheint, als ob der neue Glaube viel beſſer ſein müßte, und der wird ſelig ſein, der ihn am raſcheſten annimmt. Und wenn jene Leute, welche dieſen Glauben darbieten, bis zu uns herauskommen, ſo werde ich das wohl aufnehmen.“ Und von da ab, wird weiter gemeldet, „ging er oft einſam, fern von anderen Menſchen, und ſchwieg“. — „Als aber im Jahr 998 der deutſche Miſſionär Thangbrandr in Bergthorvoll erſchien, da nahm Njáll den Glauben an und alle ſeine Leute.“

So bereitete ſich mitten unter den Seefahrten, Kriegszügen, Kämpfen und Gewaltthaten der Vikingerzeit die Gnade ſtill ihre Wege vor, und ließ noch vor der Ankunft der erſten Glaubensboten in der Mitte der Heiden ſelbſt eine Ahnung des herannahenden Lichtes erwachen. Das in ſich zerfallende Heidenthum vermochte ſich zu keinem wirkſamen Widerſtand aufzuraffen. In wenigen Jahren nahm das Chriſtenthum von der ganzen Inſel Beſitz. Es kam

Der Starke von oben, der alles ſteuert.
Er ſpricht ſein Urtheil, ſchlichtet Zwiſte,
Setzt heil'ge Ordnung feſt für immer.

Die unheimlichen Tempel wurden in Kirchen umgeſchaffen, an Stelle der blutigen Opfer trat das unblutige, erhabene Opfer des Neuen Bundes, an die Stelle abergläubiſchen Götzenwahnes die reine Lehre Jeſu Chriſti. Als Religion längſt werthlos geworden, ward die alte Sage als poetiſches Andenken mit hinübergenommen in die neue Zeit und diente der neuerſtehenden Bildung in ähnlicher Weiſe, wie das bis dahin beſtehende Recht den neuen Rechtsverhältniſſen, welche das Chriſtenthum ins Leben rief.

11. Das altnordiſche Sonnenlied.

(Sólarljóð.)

In dieſe Zeit des Ueberganges vom Heidenthum zum Chriſtenthum fällt das älteſte chriſtliche Literaturdenkmal von Skandinavien — das ſog. „Sonnenlied“, eine Divina Commedia im Keime, über dreihundert Jahre vor Dante, allerdings nur in einigen kräftigen Umriſſen ausgeführt, ohne den erhabenen wiſſenſchaftlichen Gehalt, aber tief poetiſch, in der markigen Sprache des ſkandinaviſchen Nordens, in der runenhaften Bilderſprache und den Versmaßen der ältern Edda, ja ein Theil der Edda ſelbſt[1].

Man hat ſich dabei aber Island nicht als arme, troſtloſe Einöde zu denken, vom übrigen Europa abgetrennt, ohne jeden Verkehr mit den bereits chriſtlich gewordenen Völkern, beſchaulich träumend von ſeiner Aſenlehre, von Rieſen und Zwergen, Ódinn und Thórr. Als Naddoðr, Garðar und Flóki um 860 die große Nordinſel entdeckten, waren England, Irland, Schottland ſchon längſt chriſtliche Länder und hatten ihre chriſtliche Cultur und Literatur. In keltiſchen Liedern erklang das Lob des hl. Patrick und des hl. Brandan über die Weſtinſeln dahin. Das Kloſter Jona auf den Hebriden war längſt ein leuchtender Mittelpunkt religiöſen Lebens, ja einer ausgebreiteten Miſſions-

[1] „Das Sólarljóð“, urtheilt Ph. Schweitzer (Geſchichte der altſkandinaviſchen Literatur. Leipzig 1885. S. 147), „gehört zu den ſchönſten Erzeugniſſen der alten Literatur und trägt den Ernſt, die pathetiſche Erhabenheit, die ungekünſtelte Sprache der ſchönſten Eddalieder. Mit ihm tritt die chriſtliche Dichtung würdig in das geiſtige Leben der Normannen ein“ Da dasſelbe für die Literaturgeſchichte wie für die Kirchengeſchichte bedeutſam iſt, ſo wird ein kleiner Excurs darüber nicht unwillkommen ſein. Wir folgen dem Text nebſt den Emendationen und Conjecturen von Gudbrand Vigfusſon (Corpus Poeticum Boreale. Oxford 1883. I. Introd. LXVIII. 203—207. 508—511). Verglichen wurden die Commentare von Finn Magnuſen (Den aeldre Edda. Kjöbnh. 1821—1823. III. 189—230); Bergmann (Les Chants de Sol. Strasbourg-Paris 1858); F. W. Peterſſon (Solsången. Öfversättning Från Isländskan jemte Upplysningar. Köpenhamn 1862); ſowie die Ueberſetzungen von Afzelius Svenska Folkets Sago-Häfder. Stockholm 1844. III. 5—22); Jörgenſen (Den Nordiske Kirkes Grundlaeggelse og Förste Udvikling. Kjöbenh. 1874—1878. I. 595—605); Thorpe (bei Longfellow. Tauch. Ed. of Brit. Class. Vol. 991. p. 413 bis 416); Simrock (Edda. 8. Aufl. 320—330); ferner N. M. Peterſen (Den Oldnordiske Literaturs Historie. Kjöbenh. 1861. p. 111. 113); A. Chr. Bang (Udsigt over den Norske Kirkes Historie under Katholicismen. Kristiania 1887. p. 81).

thätigkeit, als daſelbſt Abt Adamnan († 704) das Leben, die Wunder und Viſionen des hl. Columba in claſſiſcher Schönheit beſchrieb[1]. Nordhumbrien hatte ſchon ſeinen ehrwürdigen Beda († 735) gehabt, der um das ferne Thule im Norden wußte; Kaedmon hatte daſelbſt die Schrecken der Hölle und die Freuden des Himmels in angelſächſiſcher Sprache beſungen[2], Kynewulf die Höllenfahrt und Auferſtehung Chriſti gefeiert und die ſchönſten Legenden in den alliterirenden Maßen des Nordens erzählt[3]. Bis hinauf zu den Orkaden war das Lob Gottes ſchon in den Sprachen und Rhythmen der bekehrten Völker ertönt. Nach Island ſelbſt waren ein Jahrhundert vor den norwegiſchen Entdeckern keltiſche Mönche von den Weſtinſeln aus gedrungen und hatten das Land Chriſto geweiht[4]. Iriſche Bücher, Glocken und Krummſtäbe bezeugten den nachfolgenden ſkandinaviſchen Anſiedlern ihren Aufenthalt; unter dem Namen „Papar" lebte ihr Andenken bei denſelben fort. Gleichzeitig mit den heidniſchen Norwegern, welche von 874 an Island bevölkerten, zogen auch Chriſten und chriſtliche Frauen keltiſchen Stammes aus den Weſtinſeln daſelbſt ein[5]. Das Landnámabók hat zahlreiche Namen derſelben erhalten[6]. Mochten Heidenleute aus Norwegen Tempelerde und Tempelpfoſten mit ſich nehmen, um dem Gotte Thórr auf Island einen neuen „Hof" zu bauen[7]: Örlyggr, der auf den Hebriden bei einem Biſchof Namens Patrick erzogen worden war, brachte, wie eben erwähnt, eine Eiſenglocke, ein Meßbuch und geweihte Erde mit, um dem hl. Columba eine Kirche zu errichten[8].

Unterdeſſen dauerten die Vikingerzüge, die ſchon ein Jahrhundert zuvor begonnen hatten, beſtändig fort. Wiederholt wurde das Kloſter Jona um dieſe Zeit von den Nordmännern verheert (795, 797, 801, 806, 824)[9]. Die Zeitangaben der Ulſter'ſchen Annalen und anderen Chroniken weichen nur unerheblich von einander ab. Bei dem Raubzuge von 797 wurden alle Bewohner des Kloſters, 68 an der Zahl, hingemordet; im Jahre 824 gelang es dem Abte mit genauer Noth, die Ueberreſte des hl. Columba und

---

[1] Adamnan, De Vita B. Columbae (Migne, Tom. 88. p. 759 sqq.).

[2] V. Beda, Hist. Eccl. l. IV. c. 23 (Migne, Tom. 95. p. 213).

[3] ten Brink, Geſchichte der engliſchen Literatur. Berlin 1877. I. 64 ff. — J. H. Kirkland, A Study on the Anglo-Saxon poem, The Harrowing of Hell. Halle 1885.

[4] Dicuil, De mensura orbis terrae. Ed. Walkenaer. Paris 1807. c. VII.

[5] Etwas zu viel geſagt iſt wohl, wenn Jörgenſen meint: „Island erhielt, wie bekannt, ſeine erſten und meiſten Anſiedler von Irland und den ſchottiſchen Inſeln." L. c. I. 209 ff. Andere unterſchätzen dagegen den keltiſchen Einfluß.

[6] Landnámabók. Skálholti 1688. p. 13. 41. 52. 106. 115. 174 (I. 15; II. 11. 16; III. 12. 16; V. 15). [7] Eyrbyggja Saga c. 4.

[8] Landnámabók p. 13 (I. 15). St. Columba wird daſelbſt „Kolumbylla" genannt, verſchrieben ſtatt „Kolumkylla". Cfr. Ven. Beda, Hist. Eccl. lib. V. cap. 9 (Migne, Tom. 95. p. 242).

[9] P. A. Munch, Det norske Folks historie. Kristiania 1852. I. 418. 437. 443; II. 200.

sein eigenes Leben zu retten; in der Christnacht 987 wurde das ehrwürdige Kloster abermals überfallen, der Abt mit 15 Mönchen erschlagen. Unaufhörlich beunruhigten die kecken Piraten Irland, Nordfrankreich, Aquitanien, Spanien, England. Nach Grönland und Amerika drangen sie vor, wie nach Sicilien und Constantinopel. Zwei Jahre nachdem die Besiedelung Islands begonnen, fuhr ein Normannenheer die Seine hinauf und belagerte Paris [1]. Durch das ganze 10. Jahrhundert begegnen uns diese wilden Heerfahrten, und unter ihren Häuptern finden wir isländische Krieger und Skalden, in Norwegen ebenso zu Haus wie auf ihrem fernen Eilande. Den Sommer brachten sie mit Raubzügen zu, den Winter über rasteten sie in irgend einer heimischen Bucht (Vik). So wenig ein solches Räuberleben zu Land und See den Eingang christlicher Civilisation begünstigen mochte, wurden doch die wilden Recken mit derselben bekannt, und manche aus ihnen nahmen den Glauben an. So empfing der Isländer Egill Skallagrimsson (geb. 906, † 990) am Hofe des Königs Athelstan von Nordhumbrien um 930 mit 360 anderen Nordmännern das Kreuzeszeichen [2]. Am Hofe desselben Königs empfing Hákon der Gute (935—951), jenem zu Ehren Athelstanfostri genannt, die heilige Taufe und brachte dann angelsächsische Priester mit nach Norwegen [3]. Wurden auch seine Christianisirungsversuche von den heidnischen Thröndern gewaltsam abgewiesen, so nahmen doch vereinzelte Norweger und Isländer die Botschaft des Heiles an, in anderen wurde der Glaube an die alten Götter wenigstens wankend, und wenn den christlichen König auch ein heidnisches Loblied (Hákonarmál) zu Ódinn nach Walhalla berief, so war die innere Kraft des Heidenthums doch um diese Zeit schon sehr erschüttert. Wie das Heidenthum von da an der Auflösung entgegenging, der eigentliche Glaube an die Götter abnahm, christliche Vorstellungen sich langsam Bahn brachen, dafür bieten die Njáls-Saga und andere isländische Sögur zahlreiche Belege dar [4]. An den alten Sitten und Gebräuchen, besonders an den Mahlzeiten und großen Gelagen zu Ehren der Götter, am Genuß des Opferfleisches, an den Culthandlungen, welche mit dem Rechtsleben verwachsen waren, auch an zahlreichen abergläubischen Vorstellungen hing das Volk noch mit großer Zähigkeit; aber die innere Verehrung, der Glaube an die Götter schwand dahin. Man hatte

[1] Ebend. I. 632 ff.

[2] Egils Saga Skallagrimssonar c. 50. — Finn Jónsson, Hist. Eccl. Isl. I. 40. — ten Brink vermuthet, daß der isländische Skalde sogar auf die angelsächsische Dichtung eingewirkt habe, indem um diese Zeit erst das nordische Versmaß Runhenda bei den Angelsachsen auftritt (Geschichte der englischen Literatur. I. 109).

[3] Heimskringla. Haralds Saga Harfagra c. 43—45. — Hákonar Saga goda c. 1—3. 16—20.

[4] Njáls Saga c. 89. 101. — Laxdaela Saga c. 40. — Jüngere Ólafs S. Tryggv. c. 200. — Harðar S. Grimkelssonar c. 19. — Landnámabók I. c. 5. 7. 11. II. c. 4. III. c. 11.

von einem höhern und mächtigern Gotte gehört, und einzelne fingen an, dieſen anzurufen. Chriſtliche und heidniſche Strömungen wogten wirr durcheinander. Heiden näherten ſich langſam dem Chriſtenthum; Bekehrte oder Halbbekehrte ſanken wieder in das Heidenthum zurück. Abkömmlinge von Chriſten machten wieder die Opferfeſte mit; die Heiden begannen die Taufe nachzuahmen, indem ſie die neugeborenen Kinder mit Waſſer begoſſen und ihnen dabei den Namen gaben, wobei ſogar eine Art Pathenverhältniß aufkam [1]. Bei vielen war der Glaube an die Götter dem Glauben an die eigene ſtolze Kraft gewichen [2], ein Glaube, welcher dem unruhigen Treiben der Vikinger, ihren Raubzügen zu Land und See, ihren Rechtshändeln, Zweikämpfen, Mordbrennereien und Gewaltthaten aller Art am beſten entſprach. Der Viking ſtellte ſich ſelbſt an die Stelle des Gottes Thórr, ſchwang ſtatt des Hammers ſein gewaltiges Schlachtſchwert und erkämpfte ſich damit Gold, Ruhm und Genuß.

In dieſe wilde, abenteuerliche Welt muß man ſich verſetzen, wenn man das Sólarljód richtig auffaſſen will. Den Wolken eines ſich verziehenden mächtigen Gewitters vergleichbar, ragen noch die Phantaſiegeſtalten der alten Mythologie in ſie hinein, Ódinn und Freyja, Njördr, der Meergott, und Niði, der Gott des Neumonds, vor allem aber Hel, die Tochter Loki's und die Schweſter des Fenriswolfs und der ungeheuern Schlange, die unerſättlich nach Menſchenblut Gierige. Doch die Götter ſind an die Grenze des Jenſeits zurückgedrängt, regieren die Welt nicht mehr. Da waltet ſtolzer Uebermuth, nimmer befriedigte Gier nach Habe und Genuß, Verrath, der eiferſüchtige Kampf um Liebesluſt, Raub und Gewaltthat. Jener iſt der Glückliche, der die meiſten Speere warf, die meiſten Schilde brach, die meiſten Goldſpangen erbeutete, die ſchönſten Frauen entführt, die weiteſten Meere durchfurcht, Männer zittern und Weiber weinen gemacht hat. Solchen ungezähmten Recken, den letzten Ueberreſten der heidniſchen Germanenſtämme, die vor dem Chriſtenthum gleichſam bis an die Grenzen der bekannten Welt zurückgewichen waren, das Evangelium der Liebe zu predigen, wäre eine ausſichtsloſe Aufgabe geweſen, wenn ſich die wilde Naturkraft nicht ſelbſt einigermaßen ausgetobt, die Berührung mit chriſtlichen Elementen ſie nicht im Laufe von mehr als hundert Jahren langſam umgewandelt und nach und nach gebändigt hätte. In die alten Anſchauungen über den Untergang alles Großen und Herrlichen, der Welt und der Aſen ſelbſt miſchte ſich halb mythologiſch die chriſtliche Ankündigung des Weltgerichts, die Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, die Botſchaft des Mächtigen von oben, der alles erneuern ſoll. Was aber auch den todesmuthigen Viking erſchüttern mußte,

[1] K. Maurer, Die Bekehrung des norwegiſchen Stammes zum Chriſtenthum. München 1855. II. 226. 278.

[2] Ebend. II. 247 ff. 259 ff.

das war der Tod, das Scheiden aus dieser Welt in ein unbekanntes Jenseits, voll Qual für den Frevler, voll ewiger Wonne für den Schuldlosen oder Büßenden. An diesem Punkte setzt unser Gedicht ein. Der Name Christi oder Mariä kommt nicht darin vor. Statt des Gebots der Feindesliebe finden wir darin die Warnung vor falschen Freunden. Es tönt stellenweise so urwüchsig, als hätte es einer gedichtet, der noch nicht getauft war, sondern nur das Kreuzzeichen empfangen hatte. Doch andere Stellen bezeugen klar und deutlich den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit, an die Nothwendigkeit der Gnade, des Gebets, an die Pflicht der äußern Gottesverehrung und Sonntagsheiligung, an die Macht der Buße, an die Gemeinschaft der Heiligen.

Das Gedicht ist, wie erst aus späteren Strophen ersichtlich wird, die Rede eines verstorbenen Isländers, der seinem Sohne im Traume erscheint, ihm zuerst eine Reihe väterlicher Belehrungen über seine christlichen Pflichten ertheilt und ihm dann in einer Art Vision die letzten Dinge, seinen eigenen Tod, die Qualen der Verdammten in der Hölle und die Wonnen der Seligen im Paradiese schildert. Dann fügt er einige räthselhafte Strophen von altmythologischem Gepräge hinzu und gebietet dem Sohne, das Lied als geistiges Vermächtniß, als kurzen Abriß der Weisheit sich zu merken und in Ehren zu halten. Der erste Theil erinnert an die Spruchweisheit des „Hávamál", der zweite an die Gesichte der „Völuspá". Der gesammte Inhalt ist in den ältesten uns erhaltenen Niederschriften folgendermaßen gruppirt:

I. Des Vaters Lehren.

1. Die Geschichte vom bekehrten Räuber. An der Bekehrung eines Räubers wird die Nothwendigkeit und Macht der Gnade gezeigt. Str. 1—7.
2. Warnungen an Beispielen:
   a. Vor der Anhänglichkeit an irdisches Gut (Unnar u. Saevald). Str. 8. 9.
   b. Vor der Liebe Macht (Svásodr und Skart Heðinn). Str. 10—14.
   c. Vor Stolz und Uebermuth (Rádný und Vébogi). Str. 15—18.
   d. Vor unklugem Vertrauen auf schmeichlerische Feinde (Sörli). Str. 19—24.
3. Mahnungen zur Tugend (die sieben Räthe):
   a. Anrufung der Engel und Heiligen. Str. 25.
   b. Genugthuung für Handlungen des Zornes. Str. 26.
   c. Nothwendigkeit des Verkehrs mit Gott. Str. 27.
   d. Nothwendigkeit häufigen Gebets. Str. 28.
   e. Nothwendigkeit, sich rechtzeitig auf den Tod vorzubereiten. Str. 29.
   f. Nothwendigkeit eines reinen Lebens. Str. 30.
   g. Nothwendigkeit glaubensvoller Einfalt. Str. 31.
4. Zusammenfassung der sieben Räthe. Str. 32.

II. Die letzten Dinge.

1. Der Tod.
   a. Anhänglichkeit der Menschen an das Leben und an dessen täuschende Güter. Str. 33—35.
   b. Vergeblicher Kampf gegen den herannahenden Tod. Str. 36—38.
   c. Die sieben Tage der Krankheit. Str. 39—45.

d. Das Hinſcheiden und die Todesnacht. Str. 46—48.
e. Nichtigkeit alles Irdiſchen. Str. 49. 50.
f. Das Begräbniß. Str. 51.
g. Die Fahrt zur Unterwelt. Str. 52.

2. Die Hölle.
Eintritt in die Hölle. Str. 53. — Die Höllendrachen. Str. 54.
Der Sonnenhirſch. Str. 55. — Die ſieben Söhne Nids. Str. 56.
Die blutige Mühle mit den Höllenweibern. Str. 57. 58.
Die Gewaltthätigen. Str. 59. — Die verſtockt Ungläubigen. Str. 60.
Die Neidiſchen. Str. 61. — Die Habſüchtigen. Str. 62.
Die Lügner. Str. 63. — Die Räuber. Str. 64.
Die Verächter des Gottesdienſtes. Str. 65. — Die Prunkſüchtigen. Str. 66.
Die Verleumder. Str. 67. — Geſammtbild. Str. 68.

3. Der Himmel.
Die Wohlthäter der Kirche. Str. 69.
Die Wohlthäter der Armen. Str. 70.
Die Befolger des Faſtengebots. Str. 71.
Die treuen Erfüller ihrer Kindespflicht. Str. 72.
Diejenigen, die ihr Fleiſch kreuzigten. Str. 73.
Die ſchuldlos Ermordeten. Str. 74.
Gebet zum dreieinigen Gott. Str. 75.

III. Der Schluß.

1. Die Räthſelrunen des Hirſchhorns.
Bingvör, Liſtvör und Ägiarn. Str. 76.
Freyja. Str. 77.
Der Zwerg Vigdvalinn und das Hirſchhorn. Str. 78.
Die neun Töchter Njörds. Str. 79.
Svafr und Svafrlogi. Str. 80.

2. Schlußmahnung.
Benennung des Liedes. Str. 81.
Trennung und Schlußgebet. Str. 82.
Lob des Geſanges. Str. 83.

Daß die Schilderung des Himmels nicht in ſo vollſtändiger Weiſe erhalten iſt, als jene der Hölle, wird ſchon dadurch nahe gelegt, daß hier die gleichlautende Eingangsſtrophe fehlt, mit welcher die Schilderung des Todes und der Hölle beginnt und welche der beliebte Parallelismus auch hier erforderte. Wahrſcheinlich ſind mit dieſer Eingangsſtrophe auch andere Strophen verloren gegangen.

Die Perſönlichkeiten, welche der erſte Theil erwähnt, Unnar und Saevald, Svafodr und Skart Hedinn, Rádny und Vébogi, Sörli und Vigulf, haben ſich bis jetzt weder aus anderen Dichtungen noch Geſchichtserzählungen näher beſtimmen laſſen; doch paßt ihre kurze Beſchreibung vollkommen zu den ausführlicheren Culturſchilderungen, welche uns über die Vikingerzeit erhalten ſind. Unſchwer erkennt man in Saevald und Unnar ein paar jener kecken Raubgeſellen, welche damals Land und Meer unſicher machten, in abenteuer-

lichſter Weiſe Geld und Gut zuſammenrafften, endlich friedlos erklärt wurden und als vogelfrei umherirrend (útilegumenn) ein elendes Leben führten. Rádny und Bébogi zeigen uns dieſes wilde Treiben von einer andern Seite, jener des zügelloſen Uebermuthes, der mit Bettelarmuth endigt. In Sváfodr und Skart Heðinn iſt ein Eiferſuchtshandel zwiſchen ſolchen gewaltigen Recken in ſo markiger Kraft gezeichnet, daß ein Vergleich mit dem berühmten Zweikampf zwiſchen Hrafn und Gunnlaug Ormstunga nahe lag, wenn auch eine nähere Beziehung zur Gunnlaugs-Saga nicht nachgewieſen werden konnte. Vigulf aber, der heimtückiſche Mörder, iſt eine in den alten Geſchichten ebenſo vielfach wiederkehrende Geſtalt, als der treuherzige Sörli, der, auf Manneswort und rechtlichen Vertrag bauend, eben ſeiner Treuherzigkeit zum Opfer fällt.

Ob ſich der Dichter unter den „Diſen" Engel oder Heilige gedacht hat, läßt ſich nicht entſcheiden. Der Name bezeichnet in der altnordiſchen Mythologie weibliche Schutzgeiſter, ähnlich wie „Hels Mägde" die böſen Nornen, weibliche Dämonen bedeutet. Hel ſelbſt iſt die Hauptgöttin der Unterwelt, die zunächſt nicht als Ort der Qual und Strafe, ſondern als düſteres Todtenreich gedacht iſt. Hel ſendet ihre Mägde, die Krankheiten, aus, um die Menſchen in Feſſeln zu ſchlagen und in ihr Reich zu ſchleppen. Da wimmelt es von den Seelen der Verſtorbenen, wie von Fliegenſchwärmen; da hauſen die Wahndrachen, die Genoſſen des Fenriswolfs, deren Schweife Erde und Himmel beben machen; da weilt der Sonnenhirſch, deſſen mächtiges Geweih in den Himmel ragt; da reiten die ſieben Söhne Nids, des Neumonds, unheimliche Geſellen, durch weite, öde Räume; da ſprudelt die Quelle des Mammons, Baug Röriß, aus der ewig Unheil quillt; da ſteht Fégjarns Burg, der Palaſt des Geizes, der die Menſchen unglücklich macht.

An all' dieſe alten mythologiſchen Vorſtellungen ſchließt ſich der Dichter an, um ein Bild der Hölle zu geben, das ſeinen heidniſchen Zeitgenoſſen verſtändlich ſein konnte, knüpft daran aber gleich Vorſtellungen, wie er ſie nur durch die chriſtliche Ueberlieferung geſchöpft haben konnte.

Für die Zeichnung des Himmels bot dem Dichter die altnordiſche Mythologie keine Anhaltspunkte mehr; er wendet ſich hier ganz chriſtlicher Anſchauungsweiſe zu und hebt jene Momente des chriſtlichen Lebens hervor, welche den nordiſchen Heiden bei ihrem Uebertritt am beſchwerlichſten fielen: die Freigebigkeit für religiöſe Zwecke, die Uebung der Barmherzigkeit und der Buße, die Erfüllung der Kindespflicht gegenüber den kranken, nothleidenden Eltern, die Ueberwindung ſeiner ſelbſt durch freiwillige Kaſteiung, das gutwillige Dulden, das Martyrium um Chriſti willen. Die Bilder, in welchen die Glorie der Seligen geſchildert wird, ſind theils dem chriſtlichen Gottesdienſt und der chriſtlichen Kunſt entnommen, welche auf die Skandinavier den tiefſten Eindruck machte, theils aus der Bibel ſelbſt. Schimmernde Kerzen umglänzen das Haupt desjenigen, der für das Haus des Herrn ſich freigebig bewährt hat: Engel mit herrlichen Bildern, Spruchbändern und Büchern umſchweben

denjenigen, der Barmherzigkeit geübt hat. Die Huldigung aber, welche Engel den Gerechten darbringen, die goldenen Ruhebetten aus Himmelsſtrahlen gewoben, und die herrlichen Wagen, auf welchen die Martyrer triumphirend zum Himmel ſteigen, enthalten ſo deutliche Anklänge an die Heilige Schrift, daß ſie einer weitern Erklärung nicht bedürfen. Wunderbar ſchön ſchließt ſich an die gedrungene Schilderung das feierliche Gebet zum dreieinigen Gott mit dem Gebete für Lebendige und Todte — das älteſte chriſtliche Glaubensbekenntniß in nordiſcher Sprache.

Sólarljóð.

1. Gut raffte weg und Blut den Wandernden
Der herzloſe Unhold.
Ueber den Weg, den er bewachte,
Mochte lebend keiner kommen.

2. Allein aß er alle Tage,
Keinen Mann lud er zum Mahle,
Bis müd einſt und machtlos
Ein Gaſt durch die Gaſſe kam.

3. Durſtig that der Dürftige,
Nach Speiſe ſchmachtend;
Zagenden Herzens zeigt' er Vertrau'n
Dem, der als Wüthrich ſonſt immer waltete.

4. Trank und Speiſe gab er dem Todmüden
Gutwillig, gerne;
Gottes gedachte er, gut bewirthet' er ihn;
Denn ihn reute ſein Räuberleben.

5. Auf ſprang jener, Böſes ſann er,
Mit Undank vergalt er die Gabe.
Seine Schuld ſchwoll; im Schlummer mordete
Er den Weiſen, ſonſt Wachſamen.

6. Des Himmels Gott rief dieſer zu Hilfe,
Da verwundet er erwachte;
Und ſo nahm ſeine Sünden der andre auf ſich,
Der den Schuldloſen treubrüchig tödtete.

7. Heilige Engel vom Himmel ſtiegen
Und holten ſeine Seele zu ſich;
In reinem Leben wird er leben
Ewig mit dem allmächtigen Gott.

---

8. Ueber Reichthum und Heil richtet kein Menſch,
Ob ihm auch alles gerne glückte.
Mancher findet, was er flieht;
Keiner beſtellt den Frieden ſich ſelbſt.

9. Saevald und Ulmar ſannen wohl nicht,
Daß ihr Glück zerſtieben ſollte.
Bloß wurden ſie, von allem bar.
Sie flohen gleich Wölfen in den Wald.

---

10. Leid hat vielen die Liebe gebracht [1];
Oft kommt von Weibern Wehe.
Zur Schmach ſie wurden, ob ſchön auch ſie ſchuf
Der gütige Gott.

11. Eins waren Svaſodr und Skart Hedinn,
Keiner mochte den andern miſſen,
Bis ſie wütheten um ein Weib;
Das war ihnen geſtellt zum Sturze.

12. Nichts wünſchten ſie mehr, als die weiße Maid,
Nicht Feſt [2], nicht frohe Tage.
Nichts ſannen ſie mehr, nichts ſahen ſie
Als ihren lichten Leib.

13. Es ward ihnen düſter die dunkle Nacht,
Nimmer fanden ſie ſüßen Schlummer,
Aus ihrem Harm quoll Todeshaß
Zwiſchen Herzensfreunden.

14. Dem Uebermaß folgt immerdar
Grimmiger Entgelt.
Im Schwertſtreit [3] um das ſtolze Weib
Durchbohrten ſich beide.

---

15. Frevlen Muth ſoll hegen kein Mann!
Bewährt hab' ich das ſicher geſeh'n.
Meiſt fallen, die ihm folgen,
Aus Gottes Gnade.

16. Reich waren ſie, Rádny und Vébogi,
Und glaubten allein das Glück zu pachten:
Da darben ſie nun und drehen die Wunden
An dem Herde hin und her.

17. Sie pochten auf ſich und prunkten ſtolz
Als die einzigen über allen;
Aber es wandte ihr Wohlergehen
Anders der allmächtige Gott.

---

[1] Wörtlich: „Der Liebe (Wolluſt) Macht hat viele betrübt."

[2] Wörtlich: „Spiel".

[3] Á holm þeir gengo, „ſie gingen zum Holm" (Inſel), d. h. Zweikampf, da die Kämpfenden gewöhnlich eine Inſel aufſuchten, um ihre Sache auszufechten. Berühmt als Schauplatz ſolcher Zweikämpfe war die kleine Inſel in der Öxará bei Thingvellir.

18. Wolluſt in buntem Wechſel ſie ſuchten
Und ſparten Goldes beim Spiele nicht.
Nun büßen ſie's beide, da bettelnd ſie gehen
Zwiſchen Froſt und Feuer.

---

19. Deinen Feinden gib Folge nie,
Ob ſie auch ſchmeichelnde Worte ſprechen,
Wergeld dir verheißen; zur Warnung laß
Anderer Schaden dir weislich werden.

20. So ging es Sörli, dem Guthberathnen,
Da er ſich gab in Vigulfs Gewalt.
Treulich vertraut' er ihm. Doch jener trog ihn,
Der vergoſſen ſeines Bruders Blut.

21. Geleit gab er ihnen in guten Treuen,
Sie verſprachen Wergeld dagegen.
Gut Freund ſchienen ſie gaſtlich beim Trunke,
Doch alles war Trug und Tücke nur.

22. Denn gleich darauf, am andern Tag,
Da ſie ritten nach Rygjardal [1],
Da traf ihr Schwert den ſchuldloſen Mann,
Und ſie ließen ſein Leben ſchwinden.

23. Sie ſchleppten den Leichnam zur hehlenden Schlucht,
Tief bargen ſie ihn im Brunnen [2].
Heimlich ſollt's bleiben. Doch ſah es der Herr,
Der Heilige vom Himmel herab.

24. Seine Seele rief der ſelige Gott
In ſeine wahre Wonne.
Die Mörder aber, mein' ich, werden
Spät aus ihren Qualen kommen.

---

25. Bitte die Diſen [3], die Gott dienenden [4],
Zu ſein dir hold im Herzen;
Die Woche drauf nach deinem Willen
Wird ſich alles zum Wohl dir wenden.

---

[1] „Das Thal zwiſchen den Bergen" (Magnuſen). — „Das Rieſenthal", abgeleitet von Rygr, Rieſin (Petersſon). — Vigfuſſon überſetzt „Rydal" und hält den Namen für nicht-isländiſch.

[2] Wörtlich: „Und ſie warfen ihn in einen Brunnen (Sumpf) nieder."

[3] Disir, in den heidniſchen Liedern „Göttinnen, heilige Jungfrauen oder weibliche Schutzgeiſter", hier „Maria und andere Heilige" (Magnuſen). — Im Heliand heißt die heilige Jungfrau Idis, bei Otfried Itis. S. Simrock, Mythol. S. 362. 469.

[4] „Dróttins mála", „die Schutzheiligen des Wortes Gottes" (Jörgenſen), „Les protectrices conversant avec le Seigneur" (Bergmann). Wörtlich: „die Schutzgeiſter der Reden des Herrn".

26. Werke des Zorns, die wild du begangen,
Nicht mit mehr des Böſen büße;
Trauernde tröſte mit guten Thaten,
Dann wird ſich fühlen ſelig die Seele.

27. Zum Herrn ſollſt du rufen um Heil und Segen,
Denn alles Herrliche ſchuf ſeine Hand.
Vielen Schaden ſchafft ſich ein jeder,
Der Fehde mit ſeinem Vater führt [1].

28. Fleißig muß um das man flehen,
Deſſen man ſich dürftig däucht.
Er bleibt in Noth ſtets [2], der nie betet;
Niemand achtet des Schweigenden Schaden.

29. Zu ſpät kam ich, ob auch zeitig beſchieden
Zu des Schiedsrichters Schwelle.
Den Richtſpruch mißt' ich, den er mir maß,
Das Mahl erlangt, der ſich meldet [3].

30. Der Schuld wegen iſt's, daß ſchmerzlich wir fahren
Fort aus dieſer Welt des Wehs.
Keiner bebt, der nicht Böſes begangen;
Gut iſt's, jeden Makel zu meiden.

31. Wölfen wohl ähnlich werden alle,
Die Hinterliſt hegen.
Sie werden's fühlen, wenn ihre Füße
Müſſen geh'n durch glühende Gaſſen.

32. Freundliche Räthe, fein verbunden,
Lehr' ich dich ſieben zuſammen.
Wahre ſie wohl, wirf ſie nicht weg;
Immer nützen ſie dem, der ſie nimmt [4].

---

[1] Text unſicher. — „Wehe dem Mann, der im Streit mit ſeinem Vater lebt" (Jörgenſen). — „Großen Schaden zieht ſich der Mann zu, der in Fehde mit ſeinem Vater liegt" (Magnuſen). — Vigfuſſon läßt die Stelle unüberſetzt. — Bergmann lieſt „Miök fyrir verðr manna hverr, er seint finna föður" und überſetzt „Il se nuit à lui-même celui qui recherche négligemment le Père".

[2] „Allz á völ" (Vigfuſſon); „alls án verðr", „Alles muß entbehren" (Magnuſen). „Manque de tout" (Bergmann).

[3] „Sá hefir krös es krefr". Wörtlich: „So erhält den Leckerbiſſen, der ihn verlangt."

[4] Hier ſchließt nach Vigfuſſon der Haupttheil des einen Gedichtes, und es beginnt das eigentliche „Sonnenlied". Mir ſcheint der Anfang des folgenden Verſes „Frá því es at segja" eher einem Uebergang, als dem Beginn eines neuen Gedichtes zu entſprechen.

33. Nun iſt zu ſagen, wie ſelig ich war
In der Wonne Welt,
Und fürder, wie der Völker Söhne
Wider Wunſch zu Grabe wallen.

34. Stolz und Luſt täuſchen der Sterblichen Söhne,
Die nach Reichthümern ringen.
Leuchtendes Gold wird zu langem Leide,
Manchem brachten Schätze Schaden [1].

35. Glücklich in allem galt ich den Menſchen,
Denn wenig wußt' ich voraus.
Zu kurzem Weilen [2] der Herr dieſe Welt ſchuf,
Doch voller Freude.

36. Krumm ſaß ich da, langſam dahingeknickt,
Mächtig lüſtete mich, zu leben.
Doch der behielt recht, der reicher an Macht war,
Der Todgeweihten Lauf iſt gethan [3].

37. Hels Feſſeln wurden feſt und feſter
Um die Glieder mir gegürtet [4].
Sprengen wollt' ich ſie, zu ſtark waren ſie:
Leicht iſt's dem Loſen, zu wandeln [5].

38. Ich allein weiß, wie allerwegen
Leiden um mich ſich lud.
Hels Mägde [6] holten mich heim
Grauſig alle Abend [7].

---

[1] Wörtlich: „Viele hat Reichthum bethört."

[2] „Dvalarheim hefir Dróttin skapat muna-fullan miök" — „Die Aufenthalt-Welt (von dvöl, ein kurzer Aufenthalt, Verweilen, Raſt) hat der Herr geſchaffen ſehr freudenvoll."

[3] „Für den zum Tode Beſtimmten (feigr) geht der Weg voran" (Magnuſen).

[4] Wörtlich: „um die Seiten gezogen". Vgl. Caedmon (Wright): „But around me lie iron bonds, pressed with this cord of chain; I am powerless. Me have so hard the clasps of hell, so firmly grasped."

[5] K. Maurer (Bekehrung ꝛc. II. 74) faßt dieſe Strophen noch als Ausdruck heidniſcher Vorſtellungen: „Traurig iſt darum auch ſchon die Labung in Hels Reich; mit harten Banden umſpannt ſie die ihr Verfallenen; gerne würde er ſie zerreißen, aber er vermag es nicht; Angſt bedrängt ihn und gräßlich laden ihn alle Abend der Hel Mädchen (Heljar meyjar) heim: die Sonne ſieht er in trauriges Dunkel verſinken und hört bereits den dumpfen Ton des Gitters der Hel." Seiner Anſicht, daß in der heidniſchen Unterwelt nicht von Strafen und Qualen die Rede ſei, ſteht Völuſpá, Str. 44, 45 nicht entgegen, wenn man dieſe ſchon als eine Einwirkung chriſtlicher Einflüſſe faßt. Vgl. Simrock, Edda. S. 339.

[6] „Der Hel Mägde" ſind die böſen Nornen. Vgl. Gisla Saga Súrsonar. c. 24. 30.

[7] Nun beginnen die Strophen, von welchen die Dichtung ihren Namen führt.

39. Die Sonne ſah ich, den ſchönen Tagesſtern
In der Sturmwelt Tiefen tauchen.
Der Hölle Pforten hört' ich drüben
Donnernd dröhnen [1].

40. Die Sonne ſah ich, ſchaurig blutig geſtreift,
Faſt ward ich da der Welt entrückt.
Glorreicher ſchien ſie mir zu glühen,
Als ich jemals ſie geſeh'n.

41. Die Sonne ſah ich, da ſchien es mir,
Als ſäh' ich einen gütigen Gott.
Die leuchtende grüßt' ich, zum letztenmale [2]
Mich ihr neigend hienieden [3].

42. Die Sonne ſah ich, ſo ſie ſtrahlte:
Mir däuchte mein Wiſſen zu weichen.
Doch drüben rauſchten die rollenden Ströme [4],
In Blut tief getaucht.

43. Die Sonne ſah ich, im Schauen zitternd
Voll des Schreckens, vom Schlag getroffen;
Mein Herz war vom heftigen Schmerz
Zerfahren in Fetzen.

44. Die Sonne ſah ich, ſelten ſo traurig,
Faſt war ich dieſer Welt entwandt;
Die Zunge ward mir hart wie Holz.
Von außen faßte Froſt mich.

45. Die Sonne ſah ich — dann nie mehr
Nach dieſem traurigen Tage.
Bergfluten floſſen um mich zuſammen,
Ein End' ward der Pein, ich wanderte weg.

46. Es floh der Hoffnungsſtern [5] — fürchterlich ward mir —
Fort aus der bangen Bruſt.

---

[1] þióta þungliga, erdröhnen „ſchwer", dumpf.

[2] Wörtlich: „Ihr neigte ich mich zum letztenmale in der Menſchenwelt."

[3] Dieſe Stelle erinnert an die ſchon angeführte des Landnámabók (I. Thl. K. 9), wo von Thorkell Mani, dem Geſetzesſprecher, dem Enkel des Gründers von Reykjavik, erzählt wird, daß er ſich in ſeiner letzten Krankheit in die Sonnenſtrahlen tragen ließ, und ſich in die Hände des Gottes befahl, der die Sonne geſchaffen hat. „Er hatte auch ſo rein gelebt wie die Chriſten, die am beſten geſittet ſind." Vgl. oben S. 218.

[4] Gylfar-straumar, „boiling streams" (Vigfusſon); Magnuſen, Bergmann u. ſ. w. leſen Gjallar-straumar „die Ströme Gjölls", eines Fluſſes der Unterwelt. Simrock, Myth. S. 77. — J. Grimm, Myth. II. 762.

[5] Magnuſen und Petersſon nehmen den Stern aſtrologiſch; Jörgenſen verſteht unter dem Stern die Seele, welche die Hoffnung der Ewigkeit in ſich trägt, aber entflieht, da der Tod, die Neu-Geburt der Seele, eintrifft.

Hoch auf flog er, haltend nirgends,
Daß er möchte Frieden finden.

47. Länger als alle war die eine Nacht.
Starr lag ich auf Stroh.
Wahr befand ſich Gottes Wort da:
Moder iſt der Menſch nur.

48. Würdige das und wiſſ' es, wirkender Gott [1],
Der du ſchufeſt Himmel und Erde!
Wie freudlos viele hinfahren,
Ob ſie der Freunde auch viele zählten [2].

49. Seiner Werke Lohn wirbt jeder.
Selig iſt, der Tüchtiges that.
Für all meinen Reichthum ward zur Raſt mir
Von Sand ein Bett gebreitet.

50. Des Fleiſches Lüſte die Leute bethören,
Zu viel daraus macht ſich mancher.
Des Bades Lauge ward mir am leidſten,
Weit mehr als alles [3].

51. Auf dem Nornenſitz [4] ſaß ich neun Tage,
Dann ward ich auf einen Hengſt gehoben.
Zauberſonnen [5] zuckten ſchrecklich
Aus wirr zerriſſ'nen Wolken nieder [6].

52. Nach innen und außen, däucht mir, durchfuhr ich
Siegeshimmel [7] ſieben.
Oben und unten forſcht' ich nach Fährten,
Wo ich fände die gradeſte Gaſſe.

---

53. Nun iſt zu ſagen, was zuerſt ich ſah,
Da ich nach Qualheim kam.
Verſengte Vögel, die Seelen waren,
Dicht umher wie Fliegen flogen [8].

---

[1] Text unſicher. [2] Ebenfalls. „Obſchon ſie ihre Verwandten verlaſſen (Magnuſen). „Gewaltſam von ihren Verwandten werden ſie geſchieden" (Afzelius).

[3] „Der Reiche, dem der Gebrauch des Bades im Leben ſehr angenehm war, findet jetzt das Waſchen der Leiche ganz unausſtehlich" (Magnuſen).

[4] Auf der Leichenbahre. [5] Gygjar sólir, „Troldenes Sol er Maanen" (Magnuſen), „Hexenſonnen" (Vigfuſſon).

[6] Wörtlich: „aus den Fenſtern der tropfenden Wolken".

[7] Was die ſieben sigr-himna bedeuten, iſt ungewiß; Magnuſen nimmt ſie für das Fegfeuer.

[8] Vgl. Dante, Inferno V, 25 sqq.

La bufera infernal, che mai non resta
Mena gli spirti con la sua rapina,
Voltando e percotendo li molesta.

54. Gen Weſten ſah ich die Vándrachen[1] fliegen,
Hinter ſich laſſend brennende Bahnen;
Die Schwingen ſchüttelten ſie; mir ſchien,
Erd' und Himmel zerſprängen.

55. Den Sonnenhirſch[2] ſah ich ſüdwärts fahren:
Ihn zügelten zwei am Zaum;
Das Feld faßten die Füße noch,
Doch ragten die Hörner zum Himmel.

56. Nordwärts ſah ich Niðs[3] Söhne reiten,
Es waren ihrer ſieben zuſammen.
Aus vollem Horn tranken ſie friſchen Meth
Vom Brunnen Baug-Röriß[4].

57. Der Wind ſchwieg, die Waſſer legten ſich;
Da hört' ich ein kreiſchend Knarren.
Ihren Männern truggewohnte Weiber
Mahlten Moder zum Mahle.

58. Bluttriefende Steine die traurigen Weiber
Düſter drehten.
Blutige Herzen hingen zur Bruſt heraus,
Von Leid müd ohne Maß.

59. Verſtümmelte Männer ſah matt ich wandeln
Durch glühende Gaſſen:
Ihr Antliß ſchien allzeit zu ſprühen
Von Hexenblut rauchend roth[5].

---

[1] Vánar-dreka, nach Vánar-gandr gebildet, einem Namen des Fenriswolf. Ván (Verzweiflung, Todesnoth) iſt einer der beiden Unterweltsflüſſe, die dem Schlunde des gefeſſelten Fenriswolfes entſtrömen, der darum Vánargandr (Ungethüm der Todeswogen) genannt wird.

[2] „Der Hirſch war bei mehreren alten Völkern — auch in der Edda (unter dem Namen Eikthyrnir) — ein Sinnbild des Aethers und der Sonne" (Magnuſen). Er gehört zu den Thieren, welche die Welteſche benagen. „Eikthyrnir heißt der Hirſch vor Heervaters Saal, der an Lärads Laube zehrt. Von ſeinem Horngeweih tropft es nach Hvergelmir: davon ſtammen alle Ströme" (Grimnism. Str. 26). Vgl Simrock, Mythol. S. 37. 282. 330. [3] Niði, der Name des Neumondes. Vgl. Grimm, Mythol. II. 673. [4] Baug-rori, der Ring-Schüttler, der Goldaufhäufer — entſpricht dem bibliſchen Mammon.

[5] Man vergleiche das allgemeine Bild, das Völuſpá Str. 44 und 45 von der Hölle gibt: „Einen Saal ſeh' ich, der Sonne fern in Náſtrönd, die Thüren ſind nordwärts gekehrt, Gifttropfen träufeln durch das Getäfel; aus Schlangenrücken iſt der Saal gewunden. Im ſtarrenden Strom ſtehen und waten Meuchelmörder und Meineidige und die anderer Liebſten ins Ohr geraunt. Da ſaugt Niðhöggr der Verſtorbenen Leichen, der Menſchenwürger." Auch Dante verſetzt Lucifer ſelbſt in einen Eisſtrom: Lo 'mperador del doloroso regno Da mezzo 'l petto uscia fuor della ghiaccia. Inf. XXXIV. 28. — Die verſchiedenen Stellen über die Straforte der altnordiſchen Mythologie zuſammengeſtellt bei Victor Rydberg, Undersökningar i Germanisk Mythologi. Stockholm, 1886. I. 400—425.

60. Manche Männer ſah ich, zu Moder geworden,
Die nicht empfangen der Sterbenden Stärkung[1].
Heidniſche Sterne ſtanden überm Haupte ihnen
In Schreckenszeichen gezogen.

61. Männer ſah ich da, die einſt mannigfach
Um anderer Glück Neid nährten.
Blutige Runen die Bruſt durchfurchten,
Gar peinlich eingeprägt.

62. Männer ſah ich da, muthlos, freudlos,
Die waren weit vom Weg verirrt.
Das gewinnt, wer an dieſer Welt
Eitelkeit zum Affen wird.

63. Männer ſah ich da, die in manchen Dingen
Trüg'riſch andrer Gut griffen.
In Flocken fuhren ſie zu Fegjarns[2] Burg
Und trugen Bürden von Blei[3].

64. Männer ſah ich da, die manchem hatten
Gut und Blut geraubt.
In die Bruſt der Böſen ſich bohrten
Grimmige Giftdrachen.

65. Männer ſah ich da, die am mindeſten wollten
Halten heilige Tage.
Ihre Hände waren an heiße Steine
Schmerzlich geſchmiedet[4].

66. Männer ſah ich da, frevlen Muthes,
Die einſt prunkten in prächtigem Staat:
Ihre Gewande waren wundervoll[5]
Vom Feuer umfangen.

67. Männer ſah ich da, die manches Wort
Auf andre Leute gelogen:
Der Hölle Raben aus ihrem Haupte
Unbarmherzig die Augen hackten[6],

---

[1] Wörtlich: „die nicht den (letzten) Dienſt erhalten". — Unter dem „Dienſt" verſteht Magnuſen „die letzte Oelung"; es iſt wohl aber an die Sacramente der Sterbenden überhaupt zu denken, nicht aber an „das letzte Geleit", wie Simrock überſetzt.

[2] Fégjarn adj. geizig, habſüchtig — hier perſonificirt „die Burg des Geizes".

[3] Vgl. Dante, Inferno VII, 25 sqq.

[4] Die Strafe entſpricht der verbotenen Handarbeit an heiligen Tagen (Árni Magnusſon). [5] Ironiſch gedacht.

[6] Nach heidniſcher Vorſtellung mußten die Lügner (gleich den übrigen Verdammten) durch einen Strom waten. Vgl. Sigurðarkviða fáfnisbana önnur Str. 3. 4. — Dagegen droht Menglöð dem Fjölſvið (im Fjölvinnsmál Str. 45) mit dem Aushacken der Augen durch Raben, wenn er lüge. — Im Ganzen führen die heid-

68. Alles Weh mag einer nicht wiſſen,
Das die Höllenbewohner haben.
Süße Sünden werden zu ſauren Bußen,
Immer folgt das Leid der Luſt [1].

69. Männer ſah ich da [2], manchmal hatten
Gaben nach Gottes Gebot ſie gebracht:
Helle Kerzen überm Haupte ihnen
Glommen glänzendſchön.

70. Männer ſah ich da, die mannhaft edel
Brachten den Nothleidenden Lind'rung.
Engel laſen heil'ge Bücher und Himmelsſchriften [3]
Ueberm Haupte ihnen.

71. Männer ſah ich da, die muthvoll zähmten
Faſtend einſt ihr Fleiſch:
Engel Gottes neigten ſich vor ihnen allen,
Das iſt höchſte Herrlichkeit [4].

72. Männer ſah ich da, mit ihrer Mutter theilend
Brachen ſie ihr Brod [5]:
Auf Himmelsſtrahlen ſtand das Lager ihnen
Zur Ruhe gerüſtet.

niſchen Edda-Lieder ſechs Arten von Sündern auf, welche im Jenſeits, mit Ausnahme der Lügner, alle auch mit derſelben Strafe gezüchtigt werden: die Feinde der Götter, die Meineidigen, die Mörder, die Ehebrecher, die Treubrüchigen und die Lügner. Von dieſen Kategorien erſcheinen hier nur die Gewaltthätigen und die Lügner wieder, an Stelle der andern die verſtockt Ungläubigen, die Neidiſchen, die Habſüchtigen, die Räuber, die Verächter des Gottesdienſtes, die Prunkſüchtigen. Vgl. hierüber Viktor Rydberg, Undersökningar. I. 401 ff. In den Weibern mit den blutigen Mühlen (Str. 57 und 58) und in den verſtümmelten Männern (Str. 59) ſind aber offenbar auch beſondere Strafen (für Wolluſt, Ehebruch, Zauberei) beſchrieben. Treubruch und andere Miſſethaten werden ſchon im Anfang der Dichtung verurtheilt.

[1] So wörtlich; Simrock überſetzt: „Hochmuth kommt vor dem Fall."

[2] Hier fehlt, wie oben bemerkt, offenbar eine überleitende Strophe, mit welcher wahrſcheinlich noch andere verloren gegangen ſind.

[3] ok himna-skript, ſo ergänzt Vigfuſſon den ſonſt unvollſtändigen Vers. Skript bedeutet ſonſt in den Dichtungen „Malereien", beſonders „gewirkte oder geſtickte Darſtellungen" auf Teppichen. Man könnte alſo hier an „Spruchbänder" denken.

[4] Wörtlich: „das iſt höchſte Wonne".

[5] Jörgenſen nimmt módar als Plural von móda, Fluß, und überſetzt: „denen der Fluß Speiſe in den Mund gegeben" (d. h. welche die Abſtinenz beobachteten). Die anderen Erklärer leſen módur Pluralform von módir, Mutter und beziehen die Strophe auf die Belohnung der Kindesliebe. Daß die heidniſchen Nordmänner dieſe Pflicht wenig achteten und daß gerade in dieſem Punkt das Chriſtenthum das Naturgeſetz wieder zu Anſehen brachte, ſteht feſt. Vgl. Bergmann, Les Chants de Sól. p. 146. 147. Maurer, Bekehrung ꝛc. II. 181 ff.

73. Heil'ge Jungfrauen hatten rein gewaſchen,
Schön von jeder Schuld,
Jene Männer, die an manchem Tage
Gepeinigt ſich ſelbſt.

74. Hehre Wagen ſah ich hoch zum Himmel fahren,
Grad empor zu Gott.
Männer lenkten ſie, die Mord entraffte,
Frei von jedem Fehl.

75. Allmächt'ger Vater, gleichmächt'ger Sohn,
Heiliger Geiſt des Himmels!
Dich bitt' ich, ſcheide, der du uns geſchaffen,
Uns von allem Uebel auch!

---

76. Bingvör und Liſtvör ſitzen an Herdis' Pforten [1]
Auf Ägiarns [2] Thron.
Nornenblut fällt aus ihren Naſen,
Das weckt Fehde unter den Völkern.

77. Ödins Weib [3] rudert auf der Erde Schiff,
Lechzend nach Luſt.
Ihre Segel werden ſpät gefaltet,
Sie hängen ſtramm an großen Stricken.

78. Erbe! Ich, dein Vater, hab' dir enträthſelt
Und Sölkatla's Söhne [4]
Das Hirſchhorn [5], das vom Grabhügel holte
Der weiſe Vigdvalinn [6].

79. Hier ruhen die Runen, die eingeritzt haben
Njördz Töchter, die neune,
Baugvörr die älteſte und Kreppvörr die jüngſte,
Und ihre Schweſtern, die ſieben.

---

[1] Vigfuſſon zieht dieſe und die folgende Strophe ganz in Zweifel. Die älteren Erklärer leſen „Bjugvör und Liſtvör" und nehmen ſie als Kriegsgottheiten, Perſonificationen von Gewalt und Liſt, Herdis für „Ödinn".

[2] Ágjarn, ehrgeizig, habſüchtig. „Auf dem Thron der Habſucht" (Vigfuſſon).

[3] Odins kván, Freyja, die nordiſche Venus, über welche Loki ſpottet: „Schweige du, Freyja! Dich kenn' ich vollends. Keines Makels mangelſt du. Der Aſen und Alfen, die hier inne ſind, biſt du jedes Buhlerin." Ögisdrekka, Str. 30.

[4] Sólköltlo synir, nach Magnuſen „die Söhne der Himmelswölbung" (des Himmels), d. h. die Engel oder himmliſchen Geiſter.

[5] Das Hirſchhorn, Symbol des Blitzes, des Sonnenhirſches und der Unterwelt; der Sinn wäre etwa: „Mit der Hilfe der Engel habe ich dir die Räthſel des Grabes und des Jenſeits gelöſt."

[6] Vigdvalinn, der „Kampfzwerg" (Vigfuſſon) oder „Kampfberuhiger" (Magnuſen). Wie er kommen auch die neun Töchter Njördz (des Meergottes) ſonſt nicht vor und bleiben darum räthſelhaft.

80. Wie viele Greuel haben begangen
Svafr und Svafrlogi!
Blut ſie weckten und Wunden ſie ſogen
— — — — — — [1]

81. Dieſes Lied, das ich dich lehrte,
Sollſt du weiter den Lebenden liefern:
Das **Sonnenlied**, das ſoll man nie
Zeihen können der kleinſten Lüge.

82. Hier ſcheiden wir, wir ſchauen uns wieder
Am ewigen Ehrentag [2].
Schenk, mein Herr! den Entſchlafenen Ruh',
Lind'rung denen, die leben [3].

83. Weisheit, hehre, ward dir enthüllt im Traum,
Du ſahſt ſie beſtätigt ſelber.
Vordem im Volke war keiner ſo kundig,
Daß er hätte gehört das Sonnenlied ſingen.

---

[1] Text ganz unſicher; Magnuſen lieſt: undir illum eyvana, „unter allen böſen Vanen"; Bergmann: undir öllum Eyvana, „sous l'Éternel-Habitué de tous" (dem Himmel); Afzelius läßt die ganze Strophe weg; Bugge und Vigfuſſon ſetzen ſie als Fragment an die Spitze des ganzen Gedichtes. Dem Sinn nach ſchließt ſie ſich beſſer an Str. 76 und 77 an, wo der Dichter nochmals Umſchau über die blutigen Kämpfe der Gegenwart hält.

[2] Wörtlich: „am Tag der großen Freude".

[3] Mit Recht bemerkt Vigfuſſon (I. 500), daß dieſe beiden Verſe (im Norden) ſehr berühmt ſind: auf ſeine Frage, wo ſie herſtammen, iſt zu erwiedern, daß die doppelte Bitte für Lebende und Verſtorbene in die älteſten Liturgien hinaufreicht und dem katholiſchen Geiſte ſo nahe liegt, wie die Bitten des Vaterunſer. Wörtlich beiſammen finden wir ſie in dem Missale Gothicum (in Natale S. Stephani Protomartyris) aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts: „Tribue, quaesumus, ut viventes salutem, defuncti requiem consequantur aeternam." Mabillon, De Liturgia Gallica. Paris. 1720. p. 194. Vgl. die Meſſe auf das Feſt der hl. Ferreolus und Ferrucio: „ut non solum viventibus praesidia, verum etiam defunctis caris nostris requiem obtinere mereantur". Ebend. p. 270. — Im Liber Sacramentorum des hl. Gregorius M. (Ende des 6. Jahrhunderts) lautet das Gebet für einen Verſtorbenen: „Praesta, Domine, quaesumus, ut anima famuli tui, cujus anniversarium depositionis diem celebramus, his purgata sacrificiis, indulgentiam pariter et requiem capiat sempiternam" (Migne, Tom. 78. p. 217). Im Liber Antiphonarius desſelben Papſtes aber begegnen wir (In agenda mortuorum) dem Anfang der jetzigen Todtenmeſſe: „Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis" (Migne l. c. p. 722). Einer der Codices (exemplar Compendiense S. Cornelii) ſtammt aus dem 9. Jahrhundert und enthält von derſelben Hand eine Proſa, aus der hervorgeht, daß damals die Normannen Frankreich beunruhigten. Da das Kloſter zu Compiègne von Karl d. Kahlen (843—877) geſtiftet wurde, ſo fallen dieſe Unruhen mit den Vikingerzügen unter Sigfrid, Haaſtein und Gange-Rolf, dem Sohn des Mörejarls Ragnvalds, zuſammen. Vgl. P. A. Munch, Det Norske Folks Historie.

Am dunkelſten wird die Dichtung gegen den Schluß hin. Laſſen ſich hier auch nicht alle einzelnen Verſe völlig befriedigend erklären, ſo gibt doch das Ganze auch in ſeiner alten Anordnung einen guten Zuſammenhang. Nachdem der Vater die ſchöne Anrufung an die heiligſte Dreifaltigkeit geſprochen, blickt er vom Himmel auf die Erde zurück, auf ſein zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum ſchwankendes, ringendes Nordland, auf das Treiben der damals noch immer fortdauernden Vikingerzüge. Ôdinn herrſcht noch über einen großen Theil der Welt; an ſeinen Thoren thronen Liſt und Gewalt auf dem Herrſcherſtuhl des Geizes. Ôdins üppiges Weib, die Sinnenluſt, fährt mit vollen Segeln einher. Das Heidenthum waltet noch mächtig unter den Menſchen. Es zeugt aber gegen ſich ſelbſt. An den Runen, die geheimnißvoll der alte Glaube auf das Hirſchhorn eingeritzt, erklärt der Vater dem Sohne die Elemente des neuen. Habſucht und Gewalt mögen weiter unter den Menſchen herrſchen und noch Ströme Bluts vergießen: für den Chriſten iſt die Sonne aufgegangen, iſt das Sonnenlied erklungen. Es bietet die Wahrheit, wenn auch dem Sohne nur in traumhafter Viſion mitgetheilt; es gewährt mehr Weisheit als alle alten Mythen; es gewährt die ſichere Hoffnung ewigen Wiederſehens am Tag der großen Freude. Der Chriſtenglaube — denn er iſt das Lied der ewigen Sonne — vereint Vater und Sohn auch über das Grab hinaus. Der Vater kann den Sohn mahnen, der Sohn für den Vater flehen. Verſtorbene und Lebende umfängt das heilige Liebesflehen:

„Schenk, mein Herr! den Entſchlafenen Ruh',
Lind'rung denen, die leben!"

Wie „Völuſpá" und „Hávamál" zeigt uns auch das „Sólarljód" gar manche ſchöne und erhebende Seite des germaniſchen Volksgeiſtes: Kraft, männlichen Ernſt, tiefes Naturgefühl, treue Anhänglichkeit an die Seinen. Wie jene Dichtungen jedoch und wie die zahlreichen Sögur aus der Zeit, welche der Chriſtianiſirung vorangeht, gemahnt auch das Sonnenlied unwiderſprechlich an die Thatſache, daß die vorchriſtliche Cultur der germaniſchen

---

Kristiania 1852. I. 633 ff. — Migne l. c. p. 657. — Daß das Gebet, wie es die römiſche und gotiſch-fränkiſche Liturgie enthält, dem Sinne nach in die älteſte chriſtliche Vorzeit zurückdatirt, beweiſen die Apoſtoliſchen Conſtitutionen (lib. 8. cap. 41), wo das Gebet für die Verſtorbenen mit den Worten beginnt: Ὑπὲρ ἀναπαυσαμένων ἐν Χριστῷ ἀδελφῶν, Pro fratribus qui in Christo quieverunt, und nicht nur ihrer Seele der Himmel erfleht wird (χῶρος εὐσεβῶν ἀνειμένος), ſondern auch ihrem Leibe eine friedliche Ruheſtätte hienieden (γῆ εὐθείων συναναπαυομένη). Bingham, Origines. Halae 1729. X. 64. 65. Schon in der älteſten chriſtlichen Zeit der germaniſchen Länder wurden die Katafalke und Prachtgräber in den Kirchen, wie derjenige des hl. Ólafr, den die Heimskringla beſchreibt (Magnús S. goða. c. 10), einfach Requies (oder auch Pausatio) genannt. Chronicon Laureshamenense. — Eigil in Vita S. Sturmii Abbatis fuldensis n. 20. „Super sepulchrum vero beati Martyris Bonifacii auro argentoque compositam composuit aream, quam solemus Requiem appellare." Vgl. Du Cange, Requies.

Stämme von manchen neueren Geſchichtſchreibern, Mythenforſchern und Dichtern mit viel zu günſtigen Farben ausgemalt und idealiſirt worden iſt, als hätte ihnen das Chriſtenthum kaum mehr etwas bringen können, höchſtens etwa eine kleine ſpeculative Verfeinerung des Gottesbegriffs, als hätten dieſe edlen Urgermanen kaum einen Antheil an der allgemeinen Erbſchuld gehabt. Dem iſt aber nicht ſo. In kraftvollſter Lapidarſchrift weiſen uns die Runen der Edda das Gegentheil. Stolz, Uebermuth, Wolluſt, Unmäßigkeit, Grauſamkeit, Betrug, Hinterliſt, Raub, Mord und Mordbrennerei charakteriſiren die Götter ebenſo wie jene des heidniſchen Olymps. Erſt die großen Glaubenswahrheiten des Chriſtenthums haben Licht gebracht in die lange nordiſche Finſterniß, deren mythologiſche Traumgeſtalten wir als poetiſche Phantaſiegebilde bewundern mögen, die aber als Religion einen denkenden Geiſt nicht zu befriedigen vermögen. Eine wahre ſittliche Bildung iſt auch im Norden erſt eingezogen, als der Hammer des Thórr dem Kreuze der Welterlöſung weichen mußte und als an die Stelle der unheimlichen Zauberformeln das Bekenntniß des dreieinigen Gottes trat.

12. Das katholiſche Island des Mittelalters.

Dem Katholiken kann kaum ein Land der Erde ein ganz fremdes Land ſein. Findet er ſeine Kirche daſelbſt nicht in jahrhundertaltem Beſitze oder in hoffnungerweckenden Miſſionsanfängen, ſo verkünden ihm wenigſtens majeſtätiſche Dome, Trümmer von herrlichen Kirchen und Klöſtern, prachtvolle Kunſtwerke aller Art ihre einſtige Herrſchaft; oder wo ſolche Denkmäler fehlen, erinnern Orts- und Perſonennamen, Dichtungen und Legenden, Volksgebräuche und Feſte, alte Rechtsbücher und Gepflogenheiten, Literatur und Geſchichte daran, daß ſie einſt dageweſen, und daß ſie Land und Volk den Greueln des Heidenthums entriſſen.

Island hat keine alten Dome und Münſter. Aber ſeine Epiſkopal-Verfaſſung, ſeine Meßliturgie, ſeine alten Kirchenlieder, ſeine an ältere Muſter anlehnende geiſtliche Beredſamkeit, ſeine Landeseintheilung, ſeine Geſchichte, ſeine Literatur, ſeine Orts- und Perſonennamen und hundert kleine Erinnerungen weiſen den katholiſchen Wanderer auf jene ehrwürdige Kirche hin, die noch heute wie ein Rieſendom über alle religiöſen und politiſchen Geſtaltungen Europa's emporragt, die alle Nationen desſelben erzogen und herangeſchult hat und die noch heute allen zurufen kann: Ich bin eure Mutter.

Auch Island iſt ein Kind der katholiſchen Kirche.

Wie ein Jahrtauſend ſpäter bei der Gründung der nordamerikaniſchen Union, ſo haben auch zur Gründung des alten isländiſchen Freiſtaates Katholiken mitgewirkt, ſo Helgi Bjola, Helgi hinn Magri, Ketill hinn Fiſlski, Örlygr Hrapprsſon, Jörundr hinn Kriſtni, Aſolfr Alſkik und noch manche andere. Von kampfgewaltigen Vikingern wurde neben den Opferſteinen Thórs auch gleich im Anfang das Kreuz Chriſti gepflanzt.

Nachdem das Heidenthum etwas über ein Jahrhundert noch die Oberherrſchaft behauptet hatte, führte ein Isländer, Thorvaldr Kodranſſon Vidförli, der „Weitgereiſte", ſeiner Heimat den erſten Glaubensboten zu, den Biſchof Friedrich aus dem Sachſenlande. Das war im Jahre 981. Das erſte Jahr brachten ſie bei Thorvalds Vater Koðran in Giljá zu, die vier folgenden in Laekjamot im Vididalr. Im Weſtland wie im Nordland nahmen viele den Glauben an, im Nordland ſogar ſehr mächtige Männer. Als aber Thorvaldr auf Anregung Friedrichs es wagte, offen am Althing den Glauben zu predigen, erhob ſich lebhafter Widerſtand, Spott und Verfolgung. Thor-

valdr, in welchem der christliche Glaube die gewaltthätige Leidenschaftlichkeit der Vikinger noch nicht gebändigt hatte, rächte blutig den Hohn, welchen einige dem Bischof angethan. Gewalt erhob sich nun gegen Gewalt. Die Heiden schaarten sich zusammen, um Thorvaldr und Friedrich in ihrem Hause zu verbrennen. Sie wurden in wunderbarer Weise daran gehindert; als aber Thorvaldr abermals einen Heiden tödtete, jenen Hjedinn, der am Althing das Christenthum am mächtigsten bekämpft hatte, trennte sich der Bischof von ihm und kehrte nach Sachsenland zurück.

Vergeblich war indes diese erste Mission nicht. Viele nahmen ernstlich das Christenthum an, andere näherten sich demselben, und noch weit mehrere wurden in ihrem alten Götterglauben wankend. Einen mächtigen Vorschub erhielt diese Bewegung durch die gesetzliche Einführung des Christenthums in dem Stammlande Norwegen durch den König Ólafr Tryggvason, welcher, 995 zu Throndhjem zum König erwählt, das ganze Land bereiste und auf dieser Huldigungsreise zugleich überall das Evangelium verkünden ließ. Er begnügte sich nicht, mehrere Isländer in Norwegen für den Glauben zu gewinnen, sondern sandte bald nach seiner Thronbesteigung seinen Freund Stefnir Thorgilsson nach Island, um seinen Landsleuten die christliche Lehre zu verkünden. Auch Stefnir, der 996 in Island landete, hatte wie Thorvaldr zwar den Eifer eines Neubekehrten, aber nicht die Klugheit und Sanftmuth, welche vor allem den christlichen Apostel zieren muß. Als seine Predigt ungünstig aufgenommen wurde, zog er mit zehn Mannen als kühner Viking im Lande herum, riß Tempel und Altäre nieder und verbrannte die Götzenbilder. Dagegen erhob sich naturgemäß bewaffneter Widerstand, und am Althing wurde zwar die Predigt und Annahme des Christenthums nicht verboten, allein jeder für friedlos erklärt, welcher die Götter lästerte oder schändete. Stefnir, welchen infolge des Gesetzes die Aechtung traf, kehrte nach Norwegen zurück.

König Ólafr ließ sich jedoch hierdurch nicht entmuthigen, sondern sandte dem vertriebenen Stefnir schon im folgenden Jahr den deutschen Missionspriester Thangbrandr nach. Verschiedenen Berichten zufolge war auch Thangbrandr ein wunderlicher Heiliger, schlug auf seinen Missionsreisen tapfer mit dem Schwerte drein und machte die Hinterlist der Heiden bald durch kluge Besonnenheit, bald durch persönliche Tapferkeit zu Schanden. Auch Wunder und fromme Züge werden übrigens von ihm erzählt, und es ist kein Zweifel, daß er viele einflußreiche Familien — unter anderen jene des mächtigen Síðu-Hallr und des gesetzeskundigen Njáll — bekehrte und taufte. Obwohl man ihn schon unterwegs bewaffnet angefallen und er selbst in ritterlicher Selbstvertheidigung den mächtigen Heiden Thorvaldr getödtet hatte, so daß dessen Sippe ihn nach dem Recht der Blutrache verfolgen konnte, ritt Thangbrandr muthig zum Althing, ward auch wirklich durch Njáll und die Ostfirdinger (d. h. die Männer aus dem Ostviertel) beschützt, predigte

der Verſammlung den Glauben, und der bekehrte Hjalti Skeggjaſon wagte es ſogar, des alten Götzenthums auf dem Lögberg ſelbſt durch höhnende Verſe zu ſpotten:

Ich ſpare nicht, die Götter anzubellen,
Ein Hündchen däucht mir Freyja;
Ewig wird einer von beiden
Ein Hündchen ſein, Ódinn oder Freyja.

Nur mit Mühe ſetzten es die Heiden durch, daß Hjalti am folgenden Allthing für dieſe Läſterung geächtet wurde. Thangbrandr und Hjalti mußten nun zwar 999 Island verlaſſen, aber die chriſtliche Partei war durch die bisherigen Bekehrungen, das Anſehen der bekehrten Häuptlinge und die Kraft ihres Auftretens ſo ſehr erſtarkt, daß ſie der heidniſchen ſchon nahezu gewachſen war.

Es folgt nun die förmliche Annahme des Chriſtenthums, die zwar ſchon früher Erwähnung fand, die aber ausführlicher erzählt zu werden verdient. Schon im folgenden Jahre, 1000, ſegelte Hjalti und ſein Schwiegervater Gizurr hinn Hviti (der Weiße) nach Island zurück. König Ólafr Tryggvaſon gab ihnen den Prieſter Thormódr mit und verſchaffte ihrer Sendung zugleich dadurch Nachdruck, daß er mehrere angeſehene Isländer als Geiſeln in Norwegen gefangen ſetzte. Sie landeten am 18. Juni auf den Weſtmännerinſeln, zerſtörten den Tempel daſelbſt und begannen an deſſen Stelle den Unterbau einer chriſtlichen Kirche, wozu König Ólafr ihnen ſelbſt Holz mitgegeben hatte. Am 20. Juni erreichten ſie die isländiſche Küſte und ſchickten ſich an, ſofort zum Allthing weiterzureiſen. Die Küſtenbewohner, lauter Angehörige des heidniſchen Tempelvorſtehers Runólfr, verweigerten ihnen aber Pferde, und ſie mußten eine weite Strecke zu Fuß zurücklegen, bis ſie in Hafr endlich Verwandte Hjalti's trafen und Pferde bekamen. Im Laugardalr, wo ſie raſteten, wurde Hjalti abgemahnt, zum Thing zu reiten, bevor Gizurr rückſichtlich ſeiner Aechtung einen Vergleich zu Stande gebracht hätte. Hjalti blieb; als aber auf Botſchaft Gizurs ihm ein ganzes Heer von Bewaffneten entgegenritt, ſchloß ſich auch Hjalti ihnen an, und ſie ritten nunmehr in geordneter Schlachtordnung nach Thingvellir und fanden hier Aufnahme in den Buden des Ásgrim Ellidagrimsſon, eines Neffen Gizurs. Die Heiden liefen ihnen in voller Rüſtung entgegen, und es wäre beinahe zum Kampf gekommen.

„Thormódr hieß der Prieſter, den König Ólafr Hjalti und Gizurr mitgegeben hatte. Er ſang Meſſe den Tag nachher auf dem Gjárbakki (dem Hügel an der Schlucht) über den Zelten der Weſtfirdinger. Von da gingen ſie zum Lögberg, ſieben Männer in geiſtlichen Gewändern; ſie hatten zwei Kreuze, welche jetzt in Skard ytra ſtehen: das eine zeigt die Höhe des Königs Ólafr, das andere die Höhe des Hjalti Skeggjaſon. Hjalti und ſeine Leute hatten Weihrauch auf der Glut, und der Wohlduft verbreitete ſich ſowohl

mit dem Wind als gegen den Wind. Und Hjalti und Gizurr gaben ihren Bericht gut und triftig. Die Männer aber verwunderten ſich, wie beredt ſie waren und wie gut ſie ſprachen."

Sie erſuchten das Volk freundlich und mit ſchönen Bittworten, ihren Entſchluß zum Klügern zu wenden und ſich der Gewalt und dem Dienſte des höchſten Königs aller Könige zu unterwerfen. Wenn ſie die Taufe empfingen und den heiligen Glauben hielten, würden ſie von Gott ſelbſt ewige Vergeltung erwerben, unendliche Seligkeit in der Herrlichkeit des Himmelreiches. Die Heiden aber wollten von ſolchen Verheißungen nichts wiſſen. Es entſtand Tumult. Chriſten und Heiden riefen Zeugen gegeneinander auf und ſagten ſich gegenſeitig von der bisherigen Rechtsgemeinſchaft los. Während der Lärm wuchs, ſtürzte ein Bote mit der Meldung herbei, daß ein Erdfeuer ausgebrochen ſei und den Hof des Goden Thóroddr mit dem Untergang bedrohe. „Das iſt kein Wunder," ſprachen da einige Heiden, „daß die Götter zürnen über ſolche Reden." Snorri Godi aber, obwohl Heide, wies dieſe Erklärung mit den Worten ab: „Worüber haben denn die Götter gezürnt, als das Lavafeld brannte, auf dem wir ſtehen?" Die aufgeregte Verſammlung löſte ſich abermals auf, ohne daß es zum Kampfe kam.

Die Chriſten wandten ſich an den mächtigen und angeſehenen Sidu-Hallr, daß er ihnen Geſetz ſprechen ſolle, wie es mit den Forderungen des Chriſtenthums zu halten ſei. Dieſer aber wandte ſich an den heidniſchen Tempelvorſteher Thorgeir, welcher Geſetzesſprecher für ganz Island war, und bot ihm die gewöhnliche Amtstaxe, ein halbes Hundert Silbers, an, daß er für das ganze Volk, Chriſten und Heiden zugleich, Geſetz ſprechen ſollte. Dabei forderte er im Namen der Chriſten: 1. daß ſich alle Isländer taufen laſſen ſollten, 2. daß alle Tempel und Götzenbilder für unheilig, d. h. verletzlich erklärt werden ſollten, 3. daß ein durch Zeugen nachgewieſenes Götzenopfer mit Landesverweiſung beſtraft werden ſollte. Es waren ſtarke Forderungen an einen Mann, der ſelbſt als Gode bisher eine Stütze des Heidenthums geweſen war. Thorgeir wies jedoch die Chriſten nicht von ſich. Er ging in ſein Zelt, legte ſich nieder, breitete ein Fell über ſein Haupt und verharrte ſo einen ganzen Tag, eine Nacht und abermals einen Tag. Die Heiden hielten unterdeſſen auch ihre beſondere Verſammlung, die ſtark beſucht wurde und zu dem grauſamen Beſchluß führte, jedes Viertel ſollte zwei Männer dem Tode weihen, um dem Zorn der Götter Einhalt zu gebieten und das weitere Vorſchreiten des Chriſtenthums zu hindern. Kaum hatten Gizurr und Hjalti das gehört, ſo riefen ſie auch die Chriſten zuſammen, kündigten ihnen den Beſchluß der Heiden an und forderten ſie auf, einen Gegenbeſchluß zu faſſen. „Die Heiden", ſprach Hjalti, „opfern die ſchlechteſten Männer und ſtürzen ſie von den Bergen und Felſen herab; wir aber wollen wählen nach Manneswahl und es nennen eine Siegesgabe an unſern Herrn Jeſus Chriſtus, um deſto beſſer zu leben und uns mehr

vor Sünde zu hüten, als alle anderen, und wir, Gizurr und ich, ſtellen uns für unſer Viertel als Siegesgabe.“ Aus den anderen drei Vierteln folgten je zwei der ausgezeichnetſten Männer ihrem Beiſpiele und verpflichteten ſich, zur Ehre Chriſti möglichſt gottgefällig leben zu wollen. Nur für die Weſtfirdinger fehlte ein zweiter Mann; da meldete ſich unerwartet und aus freien Stücken Ormr Koðranſſon, ein Bruder Thorvaldrs des Weitgereiſten, der zwar mit dem Kreuze bezeichnet, aber noch nicht getauft war. Er ließ ſich nun taufen, und ſo ward die gewünſchte Zahl voll.

Am folgenden Tag erhob ſich der Gode Thorgeir endlich aus ſeinen langen, einſamen Betrachtungen und rief die ganze Verſammlung aus ihren Zelten an den Lögberg. Als ſie aber beiſammen waren, da ſprach er: „Es ſcheint mir, daß es zum Unglück des Landes ausſchlagen wird, wenn die Männer hier im Lande nicht ein und dasſelbe Geſetz haben. Ich bitte euch, trennt euch nicht. Es würde nur Kampf und Unfriede daraus erwachſen und zur Verwüſtung des Landes führen. Zwei Könige, Dagr in Dänemark und Tryggvi in Norwegen, hatten langen Streit unter ſich, bis endlich ihre Höfdinge die Entſcheidung an ſich riſſen und gegen ihre Abſicht Frieden unter ihnen machten; doch dieſer Rath führte dazu, daß ſie nach wenig Jahren Zwiſchenzeit ſich wieder Geſchenke machten und ihr Leben lang Freunde blieben. So ſcheint es mir rathſam, nicht diejenigen entſcheiden zu laſſen, welche ſich hier mit der größten Wuth gegenüberſtehen, ſondern die Sache ſo unter ihnen zu vermitteln, daß beiden einigermaßen Rückſicht getragen wird, wir alle aber ein Geſetz und eine Religion behalten; denn das wird ſich immer bewahrheiten: iſt das Geſetz zerriſſen, ſo iſt auch zerriſſen der Friede.“ Auf Thorgeirs Rede hin kamen beide Theile, Heiden und Chriſten, darin überein, daß ſie die Geſetze annehmen wollten, welche er feſtſetzen würde. Thorgeir entſchied nun die größte Frage, welche je ein isländiſches Althing zu verhandeln hatte, durch eine Geſetzesproclamation, uppsaga, welche im weſentlichen den Forderungen der Chriſten entſprach, dem überwundenen Heidenthum aber vorderhand noch einige Zugeſtändniſſe machte. Alle Isländer ſollten ſich taufen laſſen und an Einen Gott glauben; es ſollte aber mit Rückſicht auf die bisherigen Geſetze erlaubt bleiben, Kinder auszuſetzen, Pferdefleiſch zu eſſen und privatim für ſich, ohne Zeugen, zu opfern. Dieſe Clauſeln, auf die ſehr in Minderzahl ſtehenden noch eifrigen Heiden berechnet, fielen praktiſch ſchon nach wenigen Jahren hinweg. Vorläufig ließ ſich die ganze Thingwelt (þingheimr) taufen, als die Männer vom Thing nach Hauſe ritten: die Weſtländer zu Reykjalaug im ſüdlichen Reykjadalr, unter beſonderer Förderung des Snorri Godi, die Nord- und Südländer zu Reykjalaug im Laugardalr. Es wird beſonders vermerkt, daß die Leute Scheu vor kaltem Waſſer hatten und darum warme Quellen aufſuchten, um ſich taufen zu laſſen. Auch die früher erbittertſten Gegner des Chriſtenthums unterwarfen ſich dem einmal angenommenen Geſetz, ſo z. B.

der Götzenpriester Runólfr, der den Hjalti aufs grimmigste verfolgt hatte. Als er getauft wurde, sagte Hjalti: „Wir lehren nun den alten Priester Salz kauen." Der König Ólafr Tryggvason war hocherfreut, als er diese Nachrichten erhielt, und entließ die gefangenen Geiseln alsbald ihrer Haft. Nach kaum neunzehnjähriger Missionsthätigkeit war nun Island — wenigstens durch gesetzlichen Beschluß — ein Glied der katholischen Kirche.

Es liegt auf der Hand, daß durch den merkwürdigen Althingsbeschluß und die darauffolgende Taufe das Werk der Christianisirung noch keineswegs vollendet war. Von einigen Heiden wurde der Gesetzesspruch des Tempelvorstehers Thorgeir als ein schlauer Staatsstreich aufgefaßt, der das Heidenthum politisch stürzte, ohne es innerlich völlig überwunden zu haben. Die so dachten, waren jedoch in geringer Minderheit. Die Mehrheit des Volkes nahm aufrichtig und gutwillig den christlichen Glauben an, unterwarf sich seinen Forderungen und traf sofort Anstalten, den bisherigen heidnischen Götterdienst abzuschaffen und den christlichen Gottesdienst einzuführen. Die Tempel wurden zerstört, die Götzenbilder verbrannt, dagegen christliche Kirchen erbaut und christlicher Gottesdienst gehalten, so gut es ging.

Die große Schwierigkeit war aber: wo Priester finden für das ganze, ausgedehnte Inselland? Unter dem Einfluß des Königs Ólafr Tryggvason hatte sich in den letzten fünf Jahren nicht bloß ganz Norwegen und Schweden fast unerwartet dem Christenthum eröffnet, sondern zugleich die Shetlands- und Orkney-Inseln, die Färöer, Island und Grönland. Um das kirchliche Leben in all diesen weitentlegenen Ländern kräftig organisiren zu können, hätten wenigstens zwei- bis dreihundert Priester sofort bereit stehen müssen, Männer voll Seeleneifer, wissenschaftlich gebildet und dabei allen Strapazen und Gefahren der Vikingerzüge gewachsen.

Die Kirche that, was sie konnte. Das Nächstliegende und Nothwendigste war die kirchliche Organisation des Haupt- und Stammlandes Norwegen, welche sich unter den Königen Ólafr dem Heiligen (1014—1030), Magnús dem Guten (1035—1047) und Olafr dem Stillen (1066—1093) in erfreulichster Weise vollzog. Island mußte vorderhand mit einzelnen Missionären und Missionsbischöfen vorlieb nehmen. Als Missionsbischöfe werden außer dem früher genannten Sachsen Friedrich noch erwähnt: Jón, ein Irländer, der später in Vindland gemartert wurde; Bjarnvardr Vilrádsson der Weise, wahrscheinlich ein Engländer, der auf den Wunsch des hl. Olafr nach Island ging; Rudolf aus Rouen in der Normandie, der 19 Jahre auf Island wirkte; Heinrich, wahrscheinlich ein Deutscher, der wenigstens zwei Jahre blieb; endlich Bernhard der Sachse, ein Freund König Magnús' des Guten. Er lebte 20 Jahre meist im Nordlande und hat sich im Andenken des Volkes lange als derjenige erhalten, der, gleich dem hl. Patrick in Irland, Berg und Thal, Seen und Quellen, Wiesen und Aecker, Kreuze und Kirchen segnete und dem ganzen Land seine religiöse Weihe gab.

Schleife, der erste Bischof von Schleswig. 1056.

Unterdessen setzte sich aber auch auch dem isländischen Bote selber bereits der Anfang einer christlichen Cultusung entwickelt, die allerdings noch lange mit großen Hindernissen bedrückt blieb. Gigurr der Weiß, welcher mit Gisli Illugasons zuerst die religiöse Verfassung des Nordwestlandes hatte berathen helfen, erwies sich auch hier als der thätigste Förderer der christlichen Interessen. Nachdem er den Hof von Skálholt, in dem weiten Südthal bei Thiódá, eine Tagreise vom Thingplatze, errichtet hatte, brachte er seinen Sohn Isleifr selbst nach Deutschland und übergab ihn einer Weihnacht in Herbach (wahrscheinlich Hermersberg), daß er hier seine Erziehung besorgen solle. Isleifr erhielt eine tüchtige Bildung, heimkehrt, nach Island gerufen, predigte, wo nicht auch bereits Thiódá Thorbrandsbáttir, auch noch der Bischof seine Sühne, von denen zwei, Isleifr und Thorvaldr, später mächtige Höf-

Kirchliche Eintheilung von Island im Mittelalter.
(Nach einer Skizze von Rordam.)

linge wurden, der erfahrenere Gigurr aber Bischof. Isleifr wird als ein ebenso tüchtiger, klarer, ehrfürchtiger und liebenswerther Mann geschildert. Als er 30 Jahre zählte, brannte seine Sehnsucht in ihm, ihr Bischof zu werden. Er gab ihren Wünschen nach, reiste auf den Continent, besuchte erst den Bischof Heinrich Remmelsheim, dann er ein Bischofsstuhl als Geschenk mitbrachte, und kam den Papst Victor II., welcher ihn sehr freundlich und ehrenvoll entfuhr und längere Zeit bei sich behielt. Isleifr erhielt die nöthigen Weihmittel, sich von dem Bischof Adalbert von Bremen zum Bischof für Island weihen zu lassen, und die Reise fand am 26. Mai 1056 zu Bremen statt. Nach Island zurückgekehrt, empfing Isleifr sein weltliches Gut in Skálholt zum Bischofssitze bei, unterrichtete viele Schüler darin, von welchen zwei seine Bischofs wurden, welche Priester und vermuthet 24 Winter die neu-

gegründete Diöceſe. Sein Anſehen war groß, ſein Eifer unermüdlich, ſein Beiſpiel muſterhaft. Ueber ein halbes Jahrhundert war indes das Volk ohne eine geordnete Seelſorge aufgewachſen. Ueberall zeigte ſich noch die alte Luſt an wilden Raubzügen, Mord und Plünderung. Man machte ſich nichts daraus, mehrere Weiber zu halten. Eine Flut abergläubiſcher, halbheidniſcher Vorſtellungen und Gebräuche lebte wieder auf. Während die Hirtenthätigkeit Ísleifs nicht ſelten auf Widerſpruch und Unbotmäßigkeit ſtieß, lockte die Luſt an Abenteuern auch Schwindler nach Island, die ſich daſelbſt als Biſchöfe aufzuſpielen verſuchten und das Volk dadurch gewannen, daß ſie eine gelindere Sittenzucht heiſchten. Mehrere werden mit Namen erwähnt, ſo Örnólfr, Godiſkálkr, drei aus Ermland: Petrus, Abraham und Stephanus. Andere behaupteten, aus Armenien herzukommen. Ísleifr ſah ſich genöthigt, das Anſehen ſeines Metropoliten Adalbert von Bremen anzurufen, um dem Unfug ein Ende zu machen.

Als Ísleifr 1080 dem Tode entgegenging, bezeichnete er den Prieſter Guttorm Finnólfsſon als ſeinen Nachfolger und empfahl dem Volke, ihm mehr Gehorſam zu erweiſen, als es ihm gezollt. Der Wunſch des ſterbenden Biſchofs ward ehrenvoll berückſichtigt, aber nicht erfüllt. Als das Althing bereits Guttorm zum Biſchof gewählt hatte, erſchien Gizurr, Ísleifs älteſter Sohn, vor der Verſammlung: da erklärte Guttorm ſeine eigene Wahl für nichtig, und das Althing erkor einſtimmig Gizurr zum Nachfolger ſeines Vaters. Gizurr war ein tüchtiger, angeſehener, allgemein beliebter Mann und inſofern geeignet, in die noch immer wirren religiöſen Zuſtände wenigſtens etwas beſſere Ordnung zu bringen. Er reiſte über Deutſchland nach Rom. Papſt Gregor VII. wies ihn an den Erzbiſchof Hartwig von Magdeburg, der ihn am 4. September 1082 zum Biſchof weihte. Nach Island heimgekehrt, genoß Gizurr nicht bloß das Anſehen eines Biſchofs, ſondern nahezu auch das eines Königs. Er baute in Skálholt eine ſchöne Kirche und ſtattete ſie mit entſprechender Pracht aus. Unter ihm begannen die erſten Blüten chriſtlicher Bildung und Wiſſenſchaft ſich zu entfalten. Der gelehrte Prieſter Ari hinn Fróði legte den Grund zu der reichen isländiſchen Geſchichtſchreibung. Saemundr hinn Fróði genoß als Gelehrter und Dichter ſolchen Rufes, daß ihm ſpäter die Sammlung der älteren Edda zugeſchrieben wurde. Der Geſetzesſprecher Markús Skeggjaſon, der für den ausgezeichnetſten Juriſten galt, entwarf die Anfänge einer neuen chriſtlichen Geſetzgebung.

Im Verein mit dieſen und anderen angeſehenen Männern gelang es Biſchof Gizurr, die Einführung des Zehnten durchzuſetzen und ſo dem bisher von den Höfdingen abhängigen Clerus eine ſelbſtändigere Stellung zu ſichern. Bei der vorgenommenen Schätzung zeigte ſich, daß ganz Island 3800 unabhängige Männer zählte, 1200 im Nordland, 1000 im Südland, 900 im Weſtviertel, 700 im Oſtviertel. Der Zehnte ſollte alle Monate erhoben und in vier Theile getheilt werden: ein Theil für die Kirche, ein Theil für den

Bischof, ein Theil für den Priester, ein Theil für die Armen. Auf den Wunsch der Nordländer willigte Bischof Gizurr ein, daß Nord-Island einen eigenen Bischof zu Hólar erhalten sollte. Von höchster Bedeutung aber war es, daß er sein väterliches Gehöfte zu Skálholt, sowie viele andere Liegenschaften für ewige Zeiten als Dotation des Bisthums stiftete und für diese seine Stiftung die gesetzliche Gewährleistung des Althing erlangte. Erst hierdurch bekam das Bisthum einen auch pecuniär und politisch gesicherten Bestand. Viele der angesehensten Männer des Landes bewarben sich um kirchliche Bildung und wurden Priester. Als Bischof Gizurr, 75 Jahre alt, nach 36jähriger Amtsverwaltung im Jahre 1117 starb, waren nicht bloß alle Grundlagen einer festen kirchlichen Ordnung vorhanden, sondern der Clerus hatte auch schon die geistig bedeutendsten Männer der Insel an seiner Spitze.

Da Island vom Papste anfänglich mit den übrigen nordischen Ländern dem Erzbisthum Bremen-Hamburg zugetheilt worden war, ließen sich die ersten zwei Bischöfe in Deutschland weihen, Isleifr in Bremen, Gizurr in Magdeburg. Schon der dritte Bischof von Skálholt erhielt indes seine Weihe in Lund, und für die nächste Zeit blieb Island unter diesem Primatialsitze, bis 1154 Throndhjem zur Metropole erhoben und nebst Norwegen auch Island seinen Erzbischöfen unterstellt wurde. Für die weitere Entwicklung des kirchlichen Lebens wirkte schon der Anschluß an Lund sehr förderlich. In Verbindung mit dem Erzbischof Özurr in Lund legten die Bischöfe Thorlákr Runólfsson von Skálholt und Ketill Thorsteinsson von Hólar den Grund eines isländischen „Christenrechtes", d. h. einer ausführlichen kirchlichen und kirchenpolitischen Gesetzgebung. Unter dem vierten Bischof Magnús Einarsson erweiterte sich das Besitzthum der Kirche von Skálholt um viele Liegenschaften, darunter den größern Theil der Westmännerinseln, wo der Bischof, doch ohne Erfolg, ein Kloster zu gründen versuchte; unter dem fünften Bischof Klaengr Thorsteinsson wurde eine für Island glänzende Kathedrale gebaut und feierlich, unter Assistenz eines zweiten Bischofs und eines Abtes, zu Ehren des hl. Petrus eingeweiht. Siebenhundert angesehene Gäste wohnten der Feier bei und erhielten von dem Bischof reichliche Geschenke, die sie alsdann durch neue, großmüthige Gaben und Stiftungen erwiederten.

Die ehrwürdige Ordensfamilie des hl. Benedikt, welche das Civilisationswerk der übrigen germanischen Stämme so glorreich vollzogen hat, daß man einen ansehnlichen Theil mittelalterlicher Geschichte die Benediktinerepoche nennen könnte, sollte auch Island nicht fehlen. Kaum hatte Jón Ögmundarson 1106 als erster Bischof den Stuhl von Hólar bestiegen, so verpflichtete er sich auch durch ein Gelübde, ein Kloster zu stiften. Sein Herzenswunsch stieß auf große Schwierigkeiten, die nothwendigen Stiftungssummen gingen nur sehr langsam ein; sein Eifer und seine Standhaftigkeit siegten

indes ſchließlich doch, und unter ſeinem Nachfolger Ketill erhielt die Benediktinerabtei Thingeyrar 1133 ihren erſten Abt und ward für das Land eine unverſiegliche Quelle des Segens, des Gebets, des Wiſſens und wahrer chriſtlicher Bildung. Noch 22 Aebte folgten in ununterbrochener Reihe, bis den letzten 1551 das „reine Evangelium" vertrieb. Im Jahre 1168 ermöglichte der reiche Thorkell Geirisſon die Stiftung eines zweiten und größern Stiftes, des Auguſtinerkloſters Thykkviboer oder Thykkvibaer in der Landſchaft Álptaver an der Südküſte, daher auch oft das Kloſter í Veri oder Veraklauſtr genannt.

Beide Orden, die Benediktiner und die Auguſtiner, erweiterten ihre ſegensreiche Thätigkeit durch Gründung noch anderer Klöſter. Die Benediktiner eröffneten 1155 eine zweite Abtei zu Munkathverá am Eyjafjördr, und zwei Frauenklöſter, Stadr i Reynisneſi (oder, wie der Ort heute heißt: Reynisſtadr) im Nordlande (1295) und Kirkjubaer im Südland (ſchon 1186). Die Auguſtiner dagegen gründeten zu ihrem Stifte Thykkviboer noch vier Mannsklöſter: eines auf der Inſel Flatey an der Weſtküſte (1172), das ſpäter (1184) nach Helgafell verlegt wurde, eines auf der Inſel Viðey in der Nähe von Reykjavík (1226), eines zu Möðruvellir am Eyjafjördr, unweit von Akureyri (1295), eines zu Skrida im Oſtlande (gegen 1500).

Selbſt der proteſtantiſche Biſchof und Geſchichtſchreiber Finnr Jónsſon konnte ſich dem Eindruck nicht ganz entziehen, daß die neun Klöſter ſehr weſentlich zur Hebung des isländiſchen Geiſteslebens beigetragen haben. „Man kann nicht läugnen," ſagt er (Hist. mon. Isl. c. I.), „daß die Sitten mancher Ordensleute anfänglich tadellos waren, nur daß ſie dem römiſchen Aberglauben allzu ſehr anhingen und damit Geld machten; in den meiſten Klöſtern blühten die Studien bis zum Jahre 1300 und darüber, ſie hatten bisweilen gelehrte Aebte und ziemlich glänzende Bibliotheken."

Der Begründer des Ordenslebens auf Island, Jón Ögmundarſon, erſter Biſchof von Hólar, war ſchon als Kind mit ſeinen Eltern nach Dänemark gekommen, hatte ſpäter in reiferen Jahren Norwegen, Dänemark und Deutſchland durchreiſt, Rom beſucht und war dann über Paris, wo er Saemundr Sigfússon traf, nach ſeiner Heimat zurückgekehrt. 1105 zum Biſchof ernannt, kam er ein zweites Mal nach Rom und ward daſelbſt von Paſchalis II. beſtätigt. Er war ein überaus eifriger Seelenhirt, ging ſtreng gegen die Reſte heidniſchen Aberglaubens und heidniſcher Sitten vor, welche ſich im Volk erhalten hatten, veränderte die alten heidniſchen Namen der Wochentage in gleichgiltige (wie Ódinsdagr in Miðvikudagr = Mittwoch, Thórstag in Fimtudag u. ſ. w.), erließ ſtrenge Decrete gegen Spott- und Liebesgedichte und ſchärfte dem Volke eine regelmäßige, tägliche Uebung des Gebetes ein. Wahrer wiſſenſchaftlicher Bildung war er dabei durchaus nicht abhold, begünſtigte ſie vielmehr in jeder Weiſe. Unfern ſeiner Kathedrale errichtete er eine Schule, an welcher Gísli Finnſon die Grammatik, ſein Beicht-

vater Richinna aber Poesie und Musik lehrte. Aus dieser Schule gingen später viele Bischöfe, Aebte und andere gelehrte Männer hervor.

Vollständig lassen sich die Leistungen der isländischen Klöster nicht mehr überschauen, da zwei Drittel der Arna-Magnäischen Sammlung zu Kopenhagen im vorigen Jahrhundert ein Raub der Flammen wurden, von der geistlichen Literatur muthmaßlich sehr vieles schon zur Zeit der Glaubenstrennung seinen Untergang fand. Die erhaltenen Ueberreste beweisen indes nicht nur die regsamste wissenschaftliche Thätigkeit, sondern sind auch unvergleichlich bedeutender als alles, was die Klöster Norwegens aus dieser Zeit aufzuweisen haben. Daß die Heilige Schrift gelesen und erklärt wurde, wird durch das Zeugniß der Bischofschronik Hungrvaka bestätigt. Uebersetzungen von Vätern und ascetischen Schriftstellern sind noch erhalten. Die lateinischen Classiker dienten als Grundlage des Schulunterrichts, ihre Kenntniß verräth sich auch in den Commentaren zur Edda und Skálda, wie in den Geschichtswerken. Durch den Verkehr mit Europa verpflanzten sich auch geographische und mathematische Kenntnisse in die isländischen Klöster, sowie einige Bekanntschaft mit den Sprachen des Continents. Der Lieblingsgegenstand der isländischen Schriftsteller blieb die einheimische religiöse wie profane Geschichte.

Aus sämmtlichen Mannsklöstern gingen ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller hervor: Aus dem Benediktinerstift Thingeyrar die Aebte Karl Jónsson und Arngrím, die Mönche Oddr Snorrason, Gunnlaug Leifsson und Árni Laurentiusson; aus dem zweiten Benediktinerstift zu Munkathverá die Aebte Nikolás Bergthórsson, Bergr Skokkasson und Árni Jónsson; aus dem Augustinerkloster Thykkviboer die Bischöfe Thorlákr Thórhallsson und Brandr Jónsson, der Abt Runólfr Sigmundarsson und der Dichter der Lilja, Eystein Ásgrimsson; aus dem Kloster Helgafell der Abt Thorsteinn Böllottr und der Prior Brandr hinn Fróði, aus Videy der geschichtskundige und rechtskundige Prior Styrmir hinn Fróði.

Mit der ernsten Pflege der Wissenschaft und schriftstellerischer Thätigkeit ging aber auch der Unterricht Hand in Hand. Nächst dem Gottesdienst und dem religiösen Leben war das die höchste Ehrensache und die wichtigste Sorge. Die Klöster hielten regelmäßige Schulen, an welchen nicht bloß jüngere Ordensmitglieder sich heranbildeten, sondern auch Studenten, die sich anderen Lebensständen widmen wollten. Von Brandr Jónsson, der 1247 bis 1262 Abt von Thykkviboer war, dann die Leitung des Bisthums Hólar erhielt, wird ganz besonders hervorgehoben, daß er der Klosterschule seine eifrigste Sorge zuwandte. Er war ein trefflicher Kalligraph, in allen Arten von Büchern bewandert und schulte durch seinen Unterricht die ausgezeichnetsten Männer heran: den Bischof Jörundr von Hólar, den Bischof Árni Thorlákssson von Skálholt und den Abt Runólfr Sigmundarsson. Ein nicht minder der Wissenschaft ergebener, vielseitig gebildeter Mann war Laurentius Kálfsson, ebenfalls Bischof von Hólar.

„Wäre nur die Religion von dem Sauerteig des Papismus und dem Sittenverderbniß frei gewesen," meint Finnr Jónsson, „so wäre Island nie besser, berühmter und gelehrter gewesen."

Hält man weitere Umschau über die gesammte Blütezeit der isländischen Literatur und deren spätere, wenn auch nicht so glänzende Fortentwicklung bis zur Enthauptung des Bischofs Jón Arason, der nicht bloß der letzte katholische Bischof von Hólar, sondern auch der letzte große Patriot und Dichter des alten Island war, so bleibt wirklich nicht der mindeste Zweifel übrig, daß die gesammte mittelalterliche Geistescultur Islands und damit sein höchster Ruhm nicht zu geringem Theil dem segensreichen Einfluß der katholischen Kirche zugeschrieben werden muß. Sie hat mit den Bisthümern und Klöstern auch die Dom- und Klosterschulen gegründet und jene Gelehrten herangezogen, welche durch freie Privatschulen den geistigen Bildungsstand, wetteifernd mit jenen, über denjenigen Norwegens emporhoben. Alle großen Schriftsteller des alten Island waren entweder Mönche oder Priester oder Cleriker, oder endlich Laien, welche unter der Leitung und im freundschaftlichen Verkehr mit Priestern sich ihre vielseitige Bildung erworben hatten. An der Spitze der glänzenden Reihe steht Bischof Ísleifr, der erste Bischof von Skálholt, als der Begründer des kirchlichen Unterrichts — und neben ihm sein ausgezeichneter Schüler Ari der Weise, der Verfasser des Isländerbuchs. Der größte der isländischen Historiker, Snorri Sturluson, wurde in den Jahren 1181 bis 1197 auf dem Hofe von Oddi erzogen, wo die wissenschaftlichen Bestrebungen und Ueberlieferungen des gelehrten Priesters Saemundr Sigfússon des Weisen seit dessen Tod im Jahre 1133 ununterbrochen fortgelebt hatten. Am Schlusse der langen Reihe gelehrter Bischöfe, Aebte, Priester, Mönche, Gesetzessprecher und Höfdinge steht bezeichnend der letzte katholische Skalde Jón Arason, Bischof von Hólar, der Zeit- und Leidensgenosse des Thomas Morus und des Bischofs John Fisher von Rochester.

Aus den Priesterschulen und Klöstern Islands sind aber nicht bloß tüchtige Gelehrte und Schriftsteller, Rechtskenner und Staatsmänner hervorgegangen, sondern auch zahlreiche, durch Tugend, Sittenreinheit und Heiligkeit ausgezeichnete Männer. Unter diesen ragen zwei Bischöfe hervor, welchen man schon während ihres Lebens die Gabe der Wunder zugeschrieben, und welche nach ihrem Tode bis auf die Zeiten der Glaubenstrennung vom Volke als Heilige verehrt wurden: Jón Ögmundarson, der erste Bischof von Hólar, und Thorlák Thorhallsson, der sechste Bischof von Skálholt. In dem 1519 gedruckten Brevier von Throndhjem (Breviarium Nidrosiense) ist dem hl. Thorlák das Kirchengebet gewidmet, welches gewöhnlich an Kirchenväter und Kirchenlehrer gerichtet wird.

Thorlák wurde aus angesehener Familie im Jahre 1133 geboren und erhielt seine Erziehung bei Eyjólfr Saemundarson. Nachdem er schon Diakon und Priester geworden, ging er, um sich noch gründlicher auszubilden, ins

Ausland und studirte noch sechs Jahre erst in Paris, dann in Lincoln. Nach Island zurückgekommen, wirkte er sechs Jahre als Weltpriester, trat aber, als der greise kinderlose Thorkell Geirisson ein Augustinerkloster in Thykkviboer gründen wollte, der Ausführung dieses Planes bei und übernahm 1168 erst als Prior, dann 1172 als Abt die Leitung des neuen Convents. Die Weisheit und Frömmigkeit, welche er in diesem Amte entwickelte, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, als Bischof Klaengr von Alter und Krankheit gebrochen war und man auf die Ernennung eines Gehilfen und Nachfolgers sinnen mußte. Einige erhoben zwar wegen seiner Liebe zum Stillschweigen Bedenken wider ihn. Denn noch bevor er ins Kloster trat, hatte er sich vorgenommen, so wenig als möglich das Kloster zu verlassen, die Versammlungen und Gastmähler der Vornehmen zu meiden und ohne zwingenden Grund auch das Althing nicht zu besuchen. Als wegen dieser Liebe zur Zurückgezogenheit seine Klugheit und Beredsamkeit von einigen in Zweifel gezogen ward, erwiederte ihnen der seiner Klugheit wegen angesehene Thorkell: „Es ist wahr, was ihr sagt; dieser Mann strebt mehr, so viel gute Werke als möglich zu thun, als so viel als möglich zu reden." Aus drei Candidaten wurde denn auch Thorlák zum Bischof gewählt. Im Jahre 1177 reiste er nach Norwegen und wurde vom Erzbischof Eystein zu Throndhjem unter Assistenz der Bischöfe von Stavangr und Bergen consecrirt. Ernst und schweigsam, ein Mann des Gebetes und der Selbstverläugnung, strenge gegen sich selbst, mild und voll der Liebe gegen die Armen, der kirchlichen Satzungen wohl kundig, wissenschaftlich hochgebildet und allen seinen Zeitgenossen gewachsen, aber allem weltlichen Treiben durchaus fremd, ein Musterbild priesterlichen Lebens, kam Bischof Thorlák zur richtigen Zeit, um den Clerus an seine erhabene Sendung zu mahnen und das Laienregiment zu bekämpfen, das sich durch die geschichtliche Entwicklung selbst in die isländische Kirche eingeschlichen hatte. Gelang es ihm auch nicht, die obwaltenden Mißstände überall zu beseitigen, so ist er doch seiner Zeit zum leuchtenden Vorbild und Leitstern geworden, hat die kirchliche Freiheit und Selbständigkeit muthig verkündet, standhaft vertheidigt und theilweise auch wieder errungen. Nach langem, mühseligem Kampf wollte er sich im Alter von 60 Jahren wieder in seine geliebte Zelle zurückziehen, als ihn im Januar 1193 unerwartet die letzte Krankheit traf und zur ewigen Ruhe berief. Auf dem Althing im Jahre 1198 wurde feierlich beschlossen, daß er als Heiliger verehrt werden dürfe. Zwei Feste wurden zu seiner Ehre eingesetzt, und als seine Gebeine in feierlicher Procession in die Kathedrale gebracht wurden, strömten Schaaren von Kranken und Nothleidenden herbei, die seine Barmherzigkeit im Leben erfahren hatten und nun von der Fürbitte des Verklärten Heil und Rettung zu erlangen hofften. Seine Verehrung drang über Skandinavien und die britischen Inseln bis nach Constantinopel, wo Kaiser Balduin ihm zu Ehren eine Kirche gebaut haben soll. Eine

förmliche Canonisation durch den Papst fand nicht statt; doch wurde gegen die ihm erwiesene Verehrung auch keine Einsprache erhoben.

Die feindliche Macht, mit welcher Bischof Thorlák hauptsächlich zu ringen hatte, war der Uebermuth und Trotz, die Zügellosigkeit und Herrschsucht der weltlichen Großen. Wiewohl der gesetzlichen Form nach Republik, stand das Land thatsächlich unter dem Einfluß einiger mächtigen Familien, deren Häupter Macht für Recht nahmen und ungestraft thaten, was sie wollten. Der mächtigste Isländer jener Zeit, Jón Loptsson, überließ sich einer Zügellosigkeit, die fast an den deutschen Heinrich IV. erinnert. Wie er kümmerten sich auch andere nicht um die einfachsten Gebote des Sittengesetzes, mischten sich dagegen unaufhörlich in die Rechte und Angelegenheiten der Kirche und erneuerten in ihren Patronatsansprüchen nahezu das heidnische Tempelregiment der alten Goden. Aller Mahnungen des Bischofs spottend, that Loptsson dessen eigener Familie unwürdigste Schmach an, verhöhnte die gegen ihn ergangene Excommunication und bedrohte seinen Oberhirten sogar mit dem Tode. Nur wie durch ein Wunder entging Bischof Thorlák den gegen ihn im Hinterhalt liegenden Mördern.

Nach Bischof Thorláks Tod nahmen die Ausschweifungen und Vergewaltigungen der isländischen Höfdinge immer zu und bewirkten, daß die Republik ihrem Untergang entgegenreifte. Denn wo Ehe und Sitte, Recht und Religion praktisch verachtet wurden, mußte schließlich auch das bürgerliche Gesetz seinen Einfluß verlieren und die Grundpfeiler des Freistaates ins Wanken kommen.

Einen erschütternden Mahnruf, der die Republik vom innern Verfall noch hätte retten können, erhielten die Isländer um diese Zeit (1198) von ihrem höchsten Oberhirten, dem großen Papst Innocenz III. Er wandte sich in zwei Schreiben an Island, im ersten an Episkopat und Clerus der Diöcesen Skálholt und Hólar, und im zweiten an die weltlichen Großen der Insel. Das erste Schreiben hebt also an:

„Obwohl Eure Insel durch weite Länderstrecken von Rom getrennt ist, so dürft Ihr nicht glauben, daß Ihr außer dem Bereiche Unserer apostolischen Fürsorge stehet. Denn durch die Pflicht des Apostolats sind Wir, dem Apostel gemäß, den Weisen und den Thörichten zu Schuldnern geworden, und indem Wir Unsere Hirtensorge den Nahestehenden zuwenden, dehnen Wir sie auch auf die Abwesenden aus, die Wir, abwesend dem Leibe nach, gegenwärtig dem Geiste nach, in Unserer Liebe umarmen. Wir haben fürwahr den Abt Erland, Ueberbringer des Gegenwärtigen, den Ihr zu Uns gesandt, als einen Mann von gutem Ruf, mit väterlichem Wohlwollen aufgenommen. Mit Siegel versehene Briefe hat er Uns keine überbracht; wie er versichert, hat er dieselben im Meeressturm verloren. Wie Wir also mündlich aus seinen Berichten vernommen, sind in Euern Landen Sitten und Gewohnheiten aufgekommen, die mit allem Fleiß aus dem Acker des Herrn

ausgerottet werden müſſen, damit nicht der evangeliſche Same durch Dornen und Unkraut erſtickt werde. Unter dieſen glauben Wir zu Eurer Warnung die folgenden beiſpielsweiſe hervorheben zu müſſen, damit Ihr durch dieſelben die übrigen Hauptlaſter zu meiden ſtrebt, durch welche der Zorn Gottes über die Söhne des Mißtrauens kömmt, welche ſtatt des Safran den Koth umarmen und die Finſterniß mehr lieben als das Licht."

Das erſte, was der Papſt rügt, iſt die in weiten Kreiſen herrſchende Unbotmäßigkeit. Von dieſen gegen die göttliche Anordnung ſich Auflehnenden ſagt er: „Entweder ſind ſie mächtig und vertheidigen ihre Sünden mit ihrer eigenen Verwegenheit, indem ſie nicht beachten, was geſchrieben ſteht: ‚Die Gewaltigen werden gewaltige Qualen zu erleiden haben' (Weish. 6, 7), und: ‚Die Gewaltigen entſetzte er von ihrem Throne.' Oder ſie ſind niedriger ſtehend, und um leichter ſündigen zu können, ſtellen ſie ſich in den Schutz der Mächtigen, indem ſie ihre Herzen abwenden zu Worten der Bosheit, um Entſchuldigungen vorzuwenden ob der Sünde. Was ſollen Wir ſagen von den Morden, den Brandſtiftungen und den Ausſchweifungen? . . Wenn Wir alles einzelne bis aufs letzte verfolgen wollten, was infolge der Sünden unter Euch häufig vorkommen ſoll, ſo würde Unſer Brief ins Unermeßliche anſchwellen und den Leſenden und Hörenden Ekel bereiten."

Der Papſt war wohl berichtet. Die Punkte, welche er berührt, waren die Grundſchäden der Republik. Uebermuth der Mächtigen, feige und eigennützige Parteigängerei der Niederen, Mord, Brandſtiftung und Unſittlichkeit waren an der Tagesordnung. Sie gehörten zur Signatur der Zeit. Kein Isländer hat ſie ſo treffend und bündig zuſammengefaßt wie Innocenz. Lediglich dem Einfluß der Kirche iſt es zu danken, daß Religion, Geſittung und Bildung nicht völlig Schiffbruch litten, daß viel Gutes erhalten blieb, ja ſogar neu gepflanzt und gefördert wurde.

Leider verhallte der Mahnruf des Papſtes bei vielen ungehört. Mancher der kleinen isländiſchen Häuptlinge däuchte ſich ein größerer Herr zu ſein, als das Oberhaupt der chriſtlichen Völkerfamilie. Die Unordnung wüthete weiter und entfaltete ſich in der ſogenannten Sturlungerzeit (1200—1260) zu einer bisweilen grauenvollen Verwilderung.

Ein ausführliches Bild dieſer Schreckenszeit iſt uns in der Sturlunga-Saga erhalten. Eine Blut- und Gewaltthat drängte die andere. Ungeheuerliche Mordbrennereien wurden für Heldenthaten angeſehen. Alle Bande der Freundſchaft und Verwandtſchaft wurden durch unerhörte Frevel entehrt. Auch ein Theil des Clerus wurde mit in das Sittenverderbniß hineingeriſſen. Biſchöfe, Aebte und Prieſter ſahen ſich genöthigt, in der allgemeinen Herrſchaft des Fauſtrechts mit dem Schwert in der Hand ſich ihres Lebens zu erwehren. Nachdem ſich die Häupter der großen Familien Jahrzehnte lang in unſeligem Parteikampf zerfleiſcht, alle göttlichen und menſchlichen Rechte mit Füßen getreten und den alten Ruhm der Republik durch die ſchmäh-

lichsten Greuel entwürdigt hatten, gaben sie endlich selbst ihre Unabhängigkeit preis, stürzten ihre alte Verfassung und unterwarfen die Insel in den Jahren 1262—1264 der Oberherrlichkeit der norwegischen Krone.

In religiöser Hinsicht kann der Sturz der Republik kaum als ein großes Unheil betrachtet werden. Auf die altheidnische Tempelgemeinde gegründet, von den mächtigen Familien in eigennütziger Weise ausgebeutet, war die alte Verfassung für die freie kirchliche Entwicklung gar oft ein Hemmschuh gewesen. In alles mischten sich die Laien; alle wichtigen Verfügungen mußten dem Althing vorgelegt werden; diese merkwürdige Landsgemeinde wählte die Bischöfe, richtete über Priester und nahm sogar Heiligsprechungen vor. Erst durch den Untergang des Freistaates gelangte die Kirche endlich zu der ihr gebührenden Selbständigkeit, Bischöfe und Klöster zu freier Selbstverwaltung, der Clerus zu pecuniärer Unabhängigkeit, das religiös-kirchliche Leben zu seiner vollen Entfaltung.

In der schwierigen Uebergangsperiode erwies sich Árni Thorlákson, Bischof von Skálholt (1267—1298), nicht nur als einen eifrigen und thatkräftigen Vorkämpfer der kirchlichen Rechte, sondern auch als einen treuen und liebevollen Sohn seines Heimatlandes. Den Vornehmen, welche auch jetzt noch von ihrem alten Patronatsrechte soviel als möglich zu behaupten suchten, trat er energisch gegenüber; ebenso freundlich und väterlich nahm er sich aber des Volkes an und ward von diesem deshalb als ein echter Volksmann verehrt. In Privatstreitigkeiten zwischen Laien und Clerikern war er durchaus nicht parteiisch für letztere; den Einfluß, welchen er aber dadurch bei den Laien erlangte, machte er unbeugsam geltend, wenn sie den kirchlichen Satzungen nahezutreten wagten. Das neue isländische Christenrecht, dessen Abfassung er 1272 vollendet hatte, wurde 1275 angenommen. Von seiner Zeit an treten die Bischöfe als die einflußreichsten Männer in den Vordergrund der isländischen Geschichte, die sich nach der Sturm- und Drangperiode des vorausgehenden Jahrhunderts nunmehr etwas ruhiger entwickelt.

An allerlei Kämpfen fehlte es allerdings auch in dieser Folgezeit nicht. Oefters regte sich Opposition und Unzufriedenheit gegen die Abgesandten, Statthalter und Verfügungen der norwegischen Herrscher. Doch führte keiner dieser Kämpfe mehr ein solches Chaos herbei, wie es die Sturlungerzeit angerichtet hatte. Durch regelmäßige Verbindung mit dem Metropolitansitz zu Throndhjem und den übrigen Bisthümern Norwegens kam Island jetzt in lebendigern Verkehr mit der übrigen katholischen Welt. Seine Bischöfe betheiligten sich an norwegischen Nationalconcilen und Synoden, der Metropolit erließ Verfügungen und Anordnungen an sie und sandte Visitatoren. Die kirchliche Gesetzgebung erweiterte sich organisch nach der Norm des canonischen Rechts, die kirchliche Zucht wurde mit mehr Ordnung und Strenge gehandhabt. Zeitweilig bestiegen jetzt auch Norweger die isländischen Bischofsstühle,

und die aus dem Lande selbst gebürtigen Prälaten nahmen mehr Antheil an dem Leben und an den Schicksalen der gesammten Christenheit.

Wenn von protestantischen Geschichtschreibern der Niedergang Islands schon in diese Zeit versetzt wird, so muß hierbei das religiöse Moment wohl von dem politischen unterschieden werden. Politisch mußte Island natürlich sehr dadurch verlieren, daß es von einem selbständigen Gemeinwesen zu einem abhängigen Kronland Norwegens herabsank. Wurde es auch im allgemeinen von den norwegischen Königen noch erträglich milde behandelt, so kam es doch schon im 14. Jahrhundert vor, daß die Einkünfte für bestimmte Frist an einen Statthalter verpachtet wurden. Dazu wurde der bisher freie Handel beschränkt. Ohne königliche Bewilligung durfte niemand nach Island Handel treiben, die Bewilligung war an lästige Bedingungen geknüpft und Bergen der einzige Stapelplatz für die isländischen Waaren. Hierdurch mußte Wohlstand und Unternehmungsgeist nothwendig einen harten Schlag erleiden. An den durchaus verfehlten politischen Maßregeln der Könige war jedoch die Kirche völlig unschuldig, und das Gegengewicht, das sie der königlichen Macht bot, hat unzweifelhaft beigetragen, die Folgen derselben bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts weniger empfindlich zu machen.

Daß Literatur, Geschichte und Poesie im 14. und 15. Jahrhundert von der Höhe und Fülle der erreichten Glanzperiode wieder herabsanken, ist begreiflich genug, und auch hier kann der Kirche keine Schuld beigemessen werden. Bei keinem Volk dauert die Blütezeit der Literatur ganze Jahrhunderte hindurch. Auf Island hatte sich sowohl die wilde, ungezügelte Jugendkraft ausgetobt, aus welcher jene Dichtungen hervorgegangen waren, als auch der Stoff erschöpft, welchen die ersten Jahrhunderte, die Zeiten der Ansiedlung, der Bekehrung und des republikanischen Staatslebens geboten hatten. Das Interesse für Wissenschaft und Dichtung war aber damit keineswegs erloschen. Man sammelte die Reichthümer der Vergangenheit. Ausländische Literatur wurde übersetzt und bearbeitet. Die Geschichtschreibung wurde weitergeführt, wenn auch nicht mit dem glänzenden Geschick der früheren Historiker. Vor allem aber wandte sich die Poesie, wie das übrige Geistesleben, jetzt dem Religiösen zu und suchte hier Stoff zu neuer Thätigkeit.

An Stelle der alten Göttersagen drangen jetzt die christliche Offenbarung, die Anbetung Christi, die Verehrung seiner gebenedeiten Mutter, die Andacht zu den Heiligen und Engeln, der Empfang der heiligen Sacramente, der Gebrauch der Sacramentalien, die Uebungen christlicher Frömmigkeit, Buße und Mildthätigkeit tiefer in das Leben des Volkes ein. Anstatt der abenteuerlichen Geschichten wurden jetzt die heiligen Schriften, Homilien der Kirchenväter, Leben der Heiligen, geistliche Erbauungsbücher in die Landessprache übersetzt und gelesen. Die Literatur ward frömmer. An die Formen der Edda anlehnend, dann freier sich bewegend, erstand eine religiöse Poesie, welche tief und mächtig in den Schatz der Offenbarung hineingriff und die

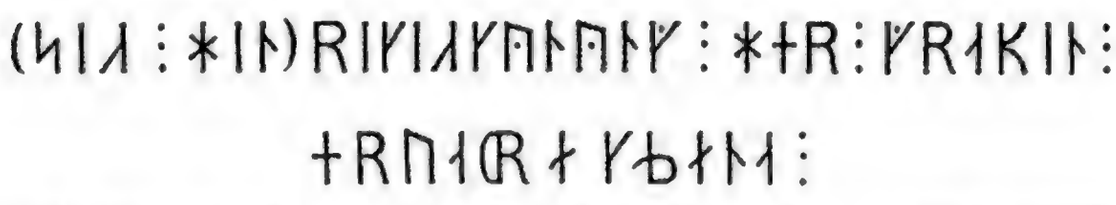
Reichthümer kirchlicher Hymnologie in die Volkssprache umsetzte. Wie in anderen Ländern war es besonders die Gottesmutter und Jungfrau Maria, welche, in zahlreichen Liedern gefeiert, die Patronin der christlichen Dichtkunst wurde. Gebete, Sprüche, Gesänge voll der innigsten Frömmigkeit heiligten das alltägliche Leben des Volkes. Der Gottesdienst ward mit Pracht gefeiert, Kirchen und Klöster immer reicher ausgestattet. Christliche Sculptur und Malerei drang ins Land, Gesang und Musik verherrlichten die Feste, prächtige Festgottesdienste, Processionen und Wallfahrten drückten dem öffentlichen Volksleben das Gepräge religiöser Weihe auf. Mächtige Volksschaaren strömten alljährlich zu dem wunderthätigen Kreuz von Kaldarnes in der Árnes-Sýsla, ganze Züge von Männern, Weibern und Kindern ritten zu dem Gnadenbilde Unserer Lieben Frau von Hofstadr am Skagafjördr. Gelübde und Weihgeschenke, Stiftungen und Vergabungen bekunden die Glaubensinnigkeit des Volkes.

Das Nordische Museum in Kopenhagen bewahrt noch manche Andenken an die kirchlich-religiöse Kunst, die einst bis nach Island gedrungen war: so eine Mitra und ein Meßgewand aus Skálholt, zwei emaillirte Einbände von Büchern, deren einer Christus am Kreuze, der andere Christus als König zeigt, ein prachtvolles Meßgewand, mit 520 echten Perlen geziert, dessen Stickereien Mariä Verkündigung, Mariä Heimsuchung, Christi Geburt, Epiphania, Christi Auferstehung und die Herabkunft des Heiligen Geistes darstellen, u. s. w. Leider gelang es mir nicht, von einem dieser religiösen Kunstgegenstände eine Nachbildung zu erhalten, wohl aber ein Bild der Kirchenthüre von Valþjófsstadir (Nordur-Múla-Sýsla), welche sich ebenfalls in dem genannten Museum zu Kopenhagen befindet und welche nach dem Urtheile dänischer Alterthumsforscher aus der Zeit von 1200 bis 1225 herstammt. Der Eisenring daran ist mit Silber eingelegt. Das Holzwerk aber ist eine der schönsten Proben altskandinavischer Holzschnitzerei. Von den zwei kreisrunden Medaillons ist das untere ein phantastisches Ornament, das von den verschlungenen Leibern und Köpfen von vier Drachen gebildet wird, bekanntlich eines der beliebtesten Motive nordischer Ornamentik. Das andere, höhere Medaillon ist wieder in zwei Felder getheilt. In dem obern sieht man einen Ritter zu Pferd mit seinem Jagdfalken, links von einem Löwen gefolgt, während rechts an einer Hütte ein todter Löwe liegt. In dem untern durchbohrt derselbe Ritter einen gewaltigen Drachen, während links der Löwe flieht. Der dänische Forscher Sv. Grundtvig verwies zur Erklärung desselben auf die isländische Dietrichsage (Vilkina Saga oder þídriks af Bern Saga), von der es heißt: „Diese Sage ist zusammengesetzt nach der Sage deutscher Männer, aber zum Theil auch aus den Gesängen, welche zur Ergötzung reicher Männer dienen, und vormals wurden von denselben die Geschichten verfaßt, welche in dieser Sage erzählt werden.“ Der Archäologe Stephens versuchte die Runeninschrift zu entziffern, welche in

Bronze-Kirchenthür aus Island. (Im Museum zu Kopenhagen.)

Digitized by Google

der obern Darstellung unter dem todten Löwen steht. Er las resp. ergänzte sie folgendermaßen:



Sé enn ríkja Konong hér grafin, er vá dreka þenna.
Sieh den mächtigen König hier begraben, der bezwang Drachen diesen.

Costüm und Stil erinnerten Stephens an die englischen Teppiche zu Bayeux; von der Vilkina-Saga aber weicht die Darstellung darin ab, daß in der Saga der König zu Fuße kämpft und auch die jungen Drachen tödtet, während er hier zu Pferde sitzt und die kleinen Drachen fehlen. Auch Hartmanns Iwein steigt vom Pferde, da er den Löwen mit dem Drachen ringen sieht:

doch tet er als ein frumer man,
er erbeizte und lief den wurm an
und sluoc in harte schiere tôt
und half dem lewen ûz der nôt. (VI, 3861—3864.)

Als Ivents-Saga ist dieser Theil der Artussage auch ins Isländische übergegangen, und so ist wohl kaum ein Zweifel, daß die zwei Darstellungen den „Ritter mit dem Löwen" bedeuten, wie ihn Chrestien de Troyes († 1195) und Hartmann (um das Jahr 1200) in ihren Dichtungen gefeiert haben. Im Walde dahinreitend, begegnet er einem Löwen, der mit einem Drachen kämpft. Schon droht der Löwe zu erliegen, da erlegt der Ritter das geflügelte Ungethüm. Dankbar folgt nun der Löwe dem Ritter, begleitet ihn bei Tage, bewacht ihn bei Nacht, versorgt ihn mit Speise, errettet ihn aus Gefahr, und nachdem der Ritter gestorben, endet auch er an seines Herrn Grab. Es mag bloßer Zufall gewesen sein, daß eine solche Darstellung gerade auf eine Kirchenthüre kam; doch scheint mir eine schöne allegorische Deutung dabei nicht ausgeschlossen. Christus wird noch in der spätern mittelalterlichen Dichtung Islands (wie in der Lilja) als mächtiger Kämpfer aufgefaßt, der mit dem Drachen ringt und ihn erlegt. Ihm aber entreißt er zugleich den Löwen, den er mit dem Tode bedrohte, d. h. die Menschheit, die er schon mit den Ringen seines Schweifes umklammert hatte und beinahe ins ewige Verderben riß. Die Epoche, welcher die merkwürdige Arbeit zugewiesen wird, ist gerade jene Zeit, in welcher die Licht- und Schattenseiten des Mittelalters sich am grellsten nebeneinander zeigten.

Daß auch jetzt die alten Leidenschaften sich noch regten: ungezügelte Sinnlichkeit, Wildheit, Unbotmäßigkeit, Raufluſt, bezeugen zahlreiche bischöfliche Erlasse, Diöcesanstatuten, Bußbücher und andere Urkunden. Aber es wurde dagegen angekämpft und die drohenden Mißstände durch die Sorge

der Oberhirten, den Eifer guter Prieſter und das Beiſpiel der Klöſter wenn nicht beſeitigt, ſo doch theilweiſe gehoben und gemildert, das Gute gepflegt und belohnt, das Böſe gerügt und geſtraft, das ganze Leben religiös geheiligt.

Als Ausdruck des frommen Geiſtes und zugleich als Zeichen des Wohlſtandes, der noch im ſpätern Mittelalter auf Island herrſchte, mag hier das Teſtament eines isländiſchen Grundbeſitzers aus dem Jahre 1382 folgen:

„Ich, Einar Eiríksſon, mache mein Teſtament wie folgt: Die Ruheſtatt für meinen Leib kieſe ich bei St. Ólafs Kirche in Vatnsfjördr und geb ihr meine Liegenſchaften zu Hálshús, Vagós, Midhús und die Hälfte von Eyri in Mjófifjördr, ſowie von den Walfiſcheinkünften am Fljót (Flußmündung), ſoweit ſie nachweislich im Beſitze meines Vaters ſtanden, und dazu einen vergoldeten Kelch, zwei Mark werth. Der Mann, der die Kirchengüter verwaltet, ſoll jeweilen an meinem Jahrzeitstag den Armen für ein Hundert (d. h. den Werth einer Milchkuh oder von ſechs Mutterſchafen mit ihren Lämmern) zu eſſen geben und eine Seelenmeſſe für mich leſen laſſen. Der Kirche des hl. Laurenz in Grund geb' ich fünf Hunderte, der Kirche in Hrafnagil zwei Hunderte, dem Kloſter in Munkathverá zwei Hunderte, der Kathedrale zu Hólar fünf Hunderte, dem Kloſter in Reynisſtadr ein Hundert, dem Kloſter in Thingeyrar zwei Hunderte, dem Kloſter in Kirkjubaer drei Hunderte, dem Kloſter in Helgafell ein Hundert, der Kirche in Gufudalr ein Hundert, der Kirche zu Stadr in Steingrímsfjördr ein Hundert, der Kirche in Skálholt zehn Hunderte, der Kirche in Árnes zwei Hunderte, der Kirche in Adalvikr ein Sechstel des Walfiſchrechts in Höfn, der Kirche in Grunnavikr ein Viertel des Walfiſchrechts in Hlöduvik, der Kirche zu Snaefells drei Hunderte, der Kirche zu Kirkjuból in Lángadalr ein Hundert, der Kirche zu Augre ein Hundert, der Kirche zu Eyri im Skutilsfjördr ein Hundert, der Kirche zu Hól ein Hundert, der Kirche zu Stadr im Súgandafjördr ein Hundert, der Kirche zu Holt im Önundarfjördr ein Zwölftel des Strandrechtes in Siglubikr, das Landgut in Draungar; zwei Theile des Strandrechtes ſoll aber mein Sohn Björn zu eigen behalten, und ſoll er dafür und für das übrige, was ich ihm gegeben habe, einen mir verwandten armen Mann unterhalten. Dem Prieſter, der mich zu Grabe ſingt (mik syngr til moldar) geb ich zwei Hunderte, den Prieſtern für Seelenmeſſen zehn Hunderte. Herr Indridi Kópi ſoll davon zwei Hunderte bekommen. Den armen Leuten ſoll für fünf Hunderte zu eſſen gegeben werden in ſieben Nächten von meinem Hingang an gerechnet. Den armen Verwandten gebe ich zwanzig Hunderte, davon ſoll Valgerdr, des Nikulá's Tochter, fünf Hunderte bekommen, ihre Schweſter Cäcilia drei Hunderte, Ingigerdr zwei Hunderte; wenn nicht Brigith, ihre Mutter, meine Erbſchaft antritt, dann ſollen ſie es denjenigen meiner Verwandten überlaſſen, die es am meiſten bedürfen."

So dachte der einfache Mann vom Volke in tiefem Glauben nicht bloß an ſeine eigene Seelenruhe im Tode, an das Wohl ſeiner Kinder und be-

dürftigen Verwandten, sondern auch an die Armen überhaupt, in welchen er die Person Jesu Christi verehrte, an den Dienst und an die Verherrlichung Gottes, an die Klöster des Landes und an beinahe 20 Kirchen an verschiedenen Punkten des Landes. Die kleinlich-engherzige Anhänglichkeit an die Scholle des nächstliegenden Besitzes war überwunden; echt katholische Liebe und Freigebigkeit hatte das Herz erweitert und die werkthätige Vaterlandsliebe in eine höhere Sphäre emporgehoben.

Die Kirche, durch welche dieser Geist ins Volk gedrungen, entsprach ihm auch ihrerseits durch Uebung barmherziger Liebe nach besten Kräften. Mißwachs und Hungersnoth, Erdbeben und verheerende Vulkanausbrüche, Pest und allgemeines Siechthum vermochten damals weder den Wohlstand des Landes zu vernichten, noch die Spannkraft des Volkes zu lähmen; es erholte sich aus all diesen Prüfungen immer wieder zu neuem Leben, kämpfte und arbeitete gottvertrauend weiter und bethätigte sich in Werken der Charitas, bis die herzlosen Verkünder des neuen Evangeliums die Klöster zerstörten, die Kirchen zu Staatsgut machten und das aus den Vermächtnissen so vieler Jahrhunderte zusammengeflossene lebendige Volksgut der Kirche in die todte Hand weltlicher Machthaber überlieferten. Da erst beginnt für die Insel die Zeit des wirklichen Niedergangs und eines furchtbaren Todeskampfes.

In der katholischen Zeit bewahrte das Volk nicht nur Muth und Kraft, ungerechte Angriffe von Fremden kühn und mannhaft abzuwehren, die furchtbarsten Heimsuchungen standhaft zu ertragen und ihre Folgen zu überwinden, es besaß noch seinen alten Frohmuth, seinen vollen Unternehmungsgeist, seine Wanderlust. Isländer machten die Kreuzzüge mit, Isländer handelten an den norwegischen, deutschen und englischen Küsten, Isländer wallfahrteten nach Rom und Jerusalem.

Erhalten ist noch unter dem Titel „Leiðarvísir og Borgaskipan" (Wegweiser und Städteverzeichniß) der Bericht über die Pilgerfahrt, welche einer der gelehrtesten Aebte Islands, der Abt Nikolás Saemundarson von Thingeyrar, um das Jahr 1151 nach dem Gelobten Lande antrat. Er läßt die Pilger von Island aus in Alasund (Aalborg) aussteigen, wo die Isländer auf ihren Reisen nach dem Festland gewöhnlich zu landen pflegten, und von da aus zu Lande weiter nach Meginzoborg (Mainz) reisen, bemerkt aber, daß man oft bis Trektar (Utrecht) segelte und von da über Deventar nach Kölnisborg zog. Als Stationen des Landweges von Aalborg aus gibt er an: Vebjarga (Viborg), Heiðabaejar (Heydaby), Aegisdarey (Eideren), wohin er die Grenze zwischen Dänemark und Saxland (Deutschland) verlegt. Dann folgt Heitsinnabaejar (Itzehoe) und Stöðuborg (Stade), woselbst man über den Saxelfr (die Elbe) setzt. Da theilen sich die Wege. Ein näherer führt über Ferduborg (Werden), Nyjoborg (Nienborg), Mundiuborg (Minden) und Pöddubrunnir (Paderborn); ein weiterer über Horsafellz (Harsefeld), Valfoborg (Walsrode), Hanabrunnir (Hannover), Hildesheim, Fridlar (Fritzlar).

„In der Nähe von Mainz liegt", nach Abt Nikolás, „die Gnitaheiðr, die Räuberhöhle, wo der Vatermörder Fáfnir, nachdem er in eine Schlange umgeſchaffen worden war, die Schätze bewachte, die er ſeinem Vater geraubt hatte, und wo er ſpäter von Sigurðr Fáfnisbani getödtet wurde."

Von Mainz, wo ſich immer eine größere Anzahl von Pilgern zu ſammeln pflegte, ging es dann den Rhein aufwärts nach Spiro (Speyer), Selisborg (Selz), Stransborg (Straßburg), Boslarborg (Baſel), von wo viele Pilger nach Reichenau am Bodenſee zogen. Andere reiſten weiter nach Solatra (Solothurn), Vifilsburg (Avenches), Fivizuborg (Vevay) am Genfer See, der Marteinsvatn (St.-Martins-See) genannt wurde, und nach Mauriciusborg (St. Maurice), „wo der Martyrer mit ſeinem ganzen Heere, in allem ſechstauſend ſechshundert und ſechsundſechzig Mann, begraben ſind". Die Alpen Mundiufjall wurden am Mont Giu (Mont Joux) überſchritten.

Wie in Deutſchland, ſo erhalten auch in Italien und im Orient alle Ortsnamen ein nordiſches, uns fremdartig anmuthendes Gepräge; man ſtaunt aber über die genaue Kenntniß, welche dieſe Wanderer aus dem höchſten Norden über Mitteleuropa wie über die Länder des Mittelmeers bis hinüber zum Rothen Meer (Raudahaf) beſaßen. Am einläßlichſten verweilt Abt Nikolás natürlich bei den Kirchen und Heiligthümern von Rómaborg (Rom) und bei den ehrwürdigen Stätten des Gelobten Landes, vorab Jórſalaborg oder Jórſalir (Jeruſalem).

Die Pilgerfahrt dauerte drei Jahre. Denn erſt 1154 kehrte Nikolás wieder in die heimatliche Inſel zurück, wo er vier Jahre ſpäter ſtarb. „Er war", ſo ſagt der Fortſetzer ſeiner Reiſechronik, „ein gelehrter und berühmter Mann, mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabt, reich an Kenntniſſen, Lebensweisheit und Wahrheitsliebe."

Ein charakteriſtiſches Bild, wie ſich der frühere Volksgeiſt noch im ſpätern Mittelalter bethätigte, gibt das Leben des Björn Einarsſon, des Jeruſalem-Fahrers, deſſen eigene Reiſeberichte leider in den Reformationszeiten ſpurlos verſchwunden ſind. Sein Vater, ein Norweger von Geburt, aber auf Island anſäſſig, ertrank mit allen ſeinen Leuten 1383 bei einem Sturm. Seine Mutter hieß beim Volke nur die Helga von Grund. Schon als Jüngling begleitete er 1379 den Biſchof Oddgeir auf einer Reiſe nach Norwegen und wanderte ſelbſt weiter bis Rom. Auf einer zweiten Wanderſchaft wurde er 1385 nach Grönland verſchlagen und gefiel den Leuten daſelbſt ſo gut, daß ſie ihm aus freien Stücken die Einkünfte der Eiríksſjardarſyſſel zu ſeinem Unterhalt zuwieſen. Während er dort weilte, wurde ein ungeheurer Walfiſch (Steypireyðr) ans Land getrieben, in welchem die Harpune eines Isländers, des Ólafr von Andey, ſteckte. Die Grönländer wieſen Björn den Fang zu; er nahm ihn an, erſtattete jedoch, als er zwei Jahre ſpäter nach Island zurückkehrte, dem Ólafr ein Viertel des Werthes, wie er ihm von Rechts wegen zukam. Den grönländiſchen Biſchofsſtuhl

fand er damals verwaist, da der Bischof Alfr 1378 gestorben war, sein Nachfolger erst 1389 geweiht wurde. Er traf aber zwei Klöster daselbst, eines für Mönche und eines für Nonnen. Mit seiner Frau und drei angesehenen anderen Isländern unternahm Björn 1388 eine dritte Reise durch Dänemark, Deutschland und Italien bis Rom und kehrte erst 1391 wieder wohlbehalten in die Heimat zurück. Hier wurde er mit Thórdr Sigmundarsson in Parteihändel verwickelt, welche sich durch Beitritt anderer zu einer blutigen Fehde gestalteten. Nachdem es Vigfús Ívarsson und Thorstein Eyjólfsson gelungen war, eine Versöhnung herbeizuführen, verheiratete Björn 1405 seine Tochter Christine, im Volksmund später als die „Vatnsfjördr-Kristin" bekannt, mit Thorleifr Árnason, machte sein Testament und ging dann mit Vilchin, dem Bischof von Skálholt, dem Lögmadr Narfi und dem Mönch Jón Hallfredsson zum viertenmal auf Reisen, diesmal infolge eines Gelübdes, das er dem hl. Jakob zu Compostella gethan hatte. Dem Bischof, der in Norwegen starb, hielt er feierliche Exequien und reiste mit seiner Frau Solveig dann weiter nach Rom und über Venedig ins Gelobte Land. Von Palästina ging er nach Spanien und löste sein Gelübde in Compostella, dann pilgerte er weiter über Frankreich und Flandern nach England, um auch dem hl. Thomas von Canterbury seine Huldigung darzubringen. Ueber Norwegen kam er auf die Shetlandsinseln, wo er von 1410—1411 überwinterte. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er auf Island zu. Er starb 1415 am Hvalfjördr (an der Westküste) und wurde zu Skálholt begraben. Wie die Höfdinge der alten Zeit, führte er auf seinen vielen Wanderfahrten einen Skalden mit sich und schrieb selbst eine Reisechronik. Doch gingen sowohl die Dichtungen seines Poeten als seine eigenen Aufzeichnungen über Grönland und andere Länder verloren. Nur einige Hauptnachrichten erhielten sich durch das Zeugniß anderer und zeigen, daß das kirchliche Leben dem tüchtigen und unternehmenden Volkscharakter wie dem Volkswohlstand durchaus nichts entzogen hatte.

Wie in anderen Ländern, so hat das kirchliche Leben während des Mittelalters auch auf Island seine bewegten, trüben und stürmischen Tage gehabt. Die kirchenpolitischen Kämpfe des Stammlandes Norwegen machten ihre Einwirkungen bis in die ferne Insel geltend. Der kirchliche Zehnten und andere Rechte der Kirche wurden wiederholt zum Gegenstand langwieriger und verwickelter Streitigkeiten. An mancherlei Schwächen, Mißhelligkeiten, Mißbräuchen fehlte es auch im Clerus nie. Eine Periode schwerer Heimsuchung begann mit dem Ende des 14. Jahrhunderts. Viehseuche, Hungersnoth und Pest verheerten mehrere Jahrzehnte hindurch fast das ganze Land. In den Jahren 1403 und 1404 raffte die Sterblichkeit den größten Theil des Clerus dahin. In der Diöcese Skálholt blieben außer dem Bischof nur 50 Geistliche am Leben. Der Clerus von Hólar sank auf 6 Priester, 3 Diakonen und einen Mönch herab. Durch die Kalmarer Union (17. Juni

1397) war die Insel unterdessen unter dänische Oberherrlichkeit gelangt, und die steten Wirren in Skandinavien, wie das große Schisma, richteten auch in Island vielfache Unordnung an und bedrohten das religiöse Leben mit den ernstesten Gefahren. Beide Bischofsstühle blieben wiederholt jahrelang unbesetzt, oder die ernannten Bischöfe hielten sich im Ausland auf. So wurde es möglich, daß sich 1430 der Abenteurer Jón Gerreksson des Bischofssitzes von Skálholt bemächtigen konnte, der Hirtenstab von Hólar einige Zeit in die Hände von Engländern kam, welche durch Begünstigung ihrer handeltreibenden Landsleute die Interessen der Einwohner schädigten und deren Unwillen hervorriefen (1427—1435).

Selbst in diesen düsteren Zeitläuften bewahrte indes der Eifer und die Sorgfalt tüchtiger Bisthumsverwalter das kirchliche Leben vor gänzlichem Verfall. Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts erhob sich dasselbe wieder zu erfreulicher Blüte, und wenn auch 1494 die Pest abermals den Clerus der Diöcese Hólar bis auf 26 Priester dahinraffte, so vermochte sich das Bisthum doch auch von diesem Schlage bald wieder zu erholen.

Sieht man von diesen verhältnißmäßig kurzen Perioden der Verwirrung und zeitweiligen Verfalles ab, so gewährt die Geschichte der isländischen Kirche im allgemeinen ein recht erfreuliches Bild. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hatten die zwei Diöcesen durchweg eifrige, treue und wachsame Oberhirten.

Von den Bischöfen von Hólar haben sich Brandr Jónsson (1263 und 1264), Jörundr Thorsteinsson (1267—1313), Laurentius Kálfsson (1323 bis 1330), Egill Eyjólfsson (1331—1341) die höchsten Verdienste um Wissenschaft und Bildung erworben. Der dem ganzen Volke wegen seiner Frömmigkeit und Sittenstrenge verehrungswürdige Auðunn Thorbergson (1313 bis 1321), persönlicher Freund des Königs Hákon Magnússon von Norwegen, war ein trefflicher Bauherr, Sänger, Förderer der Kunst; er führte zuerst den Gebrauch von Oefen ein. Mehrere der nächsten Bischöfe gingen aus Klöstern hervor und bemühten sich ernstlich, die Ordenszucht zu heben. Jón Skalli Eiríksson (1358—1391), ursprünglich Abt in Norwegen, dann zum Bischof für Grönland bestimmt, ging 1356 nach Rom, vertauschte dann den Sitz von Garðar mit jenem von Hólar und kehrte 1358 nach Island zurück, wo er sich durch bessere Regelung der bischöflichen Güterverwaltung verdient machte. Im Jahre 1369 war er wieder in Rom und wurde dort abermals als Bischof bestätigt: er führte 1375 das Fest Mariä Empfängniß auf Island ein. Unter den Bischöfen des folgenden Jahrhunderts ragt Gottskálk Gottskálksson hervor (1442—1457), ein Norweger von vornehmer Abkunft, der 1448 auch die Diöcese Skálholt visitirte, 1450 eine Provinzialsynode abhielt und sich die Einsammlung des Peterspfennigs sehr angelegen sein ließ; Papst Nicolaus V. bat ihn brieflich, ihm einen tauglichen Candidaten für das Bisthum Garðar vorzuschlagen, das dann auch in den nächsten Jahren wieder besetzt wurde.

Durch die Bischöfe Árni Thorlákssson (1269—1298) und Arni Helgasson (1304—1320) von Skálholt erhielt Island nach Beseitigung vielfacher Schwierigkeiten ein „neues Christenrecht", d. h. eine eingehende kirchliche und kirchenpolitische Verfassung, welche dem neuen Verhältniß zu Norwegen Rechnung trug. Der folgende Bischof Jón Halldórsson (1322—1339), ein gelehrter Dominikaner aus Norwegen, der in Paris und Bologna studirt hatte, führte das Frohnleichnamsfest und das Fest des hl. Magnús ein, unterstützte den Bau der Kathedrale zu Throndhjem und sandte sogar reiche Almosen an Papst Johann XXII. Die nächsten Bischöfe von Skálholt wurden meist aus norwegischen oder isländischen Klöstern gewählt, hielten häufige Visitationen und Synoden ab, förderten die Ordenszucht in den Klöstern und das religiöse Leben im ganzen Lande. Der Däne Michael (1383—1394) und Árni Ólafsson der Milde (1413—1430) bekleideten vor ihrer Erhebung zur Bischofswürde zeitweilig das Amt eines Pönitentiars in Rom. Der letztere wurde zu Lübeck geweiht, langte 1414 auf der Insel an und wurde bald der mächtigste Mann im Lande, da er zu seiner Würde noch die eines Visitators für Hólar und eines königlichen Präfecten erhielt. Er visitirte beide Diöcesen, stiftete in seiner Kathedrale vier neue Altäre und erwarb sich durch seine Güte und Wohlthätigkeit nicht nur den Namen des „Milden", sondern auch die allgemeine Liebe des Volkes. Nach seinem Tode fiel auch die Diöcese Skálholt für einige Zeit einem Zustande der Verwirrung anheim, der indes schon durch Bischof Godsvin (1437—1448) theilweise wieder gehoben wurde. Mit Sveinn Pjetursson (1466—1476), der im Ausland den Grad eines Magisters erlangt hatte, zog der Humanismus der neuern Zeit auf Island ein, doch im Sinne der ältern, entschieden christlichen Schule. Er hielt 1476, sein Nachfolger Magnús Eyjólfsson 1480 eine Synode zu Skálholt ab; 1489 folgte eine solche zu Thingvellir, welche sämmtlich die trefflichsten und wirksamsten Anordnungen erließen.

Ueberhaupt zeigte sich das ausgehende Mittelalter auch auf Island keineswegs als eine Periode des Verfalls, sondern weit mehr als eine Zeit geistiger Erneuerung, wachsenden religiösen Lebens. Häufige Synoden, bischöfliche Visitationen und Erlasse schärften immer von neuem die kirchliche Zucht ein, stellten Mißbräuche ab, schlichteten Streitigkeiten, trafen neue Bestimmungen, wie sie die Zeit heischte. Die acht älteren Klöster überdauerten alle Wechselfälle und Heimsuchungen des Landes, ein neues ward noch am Ende des 15. Jahrhunderts gestiftet. Die Kirchenzucht selbst ward eher strenger als nachsichtiger. Das gesteht sogar der protestantische Bischof Finnr Jónsson ganz offen ein. Von dem vorletzten katholischen Bischof von Skálholt, Stephán Jónsson (1491—1515), sagt er: „Was derselbe aber von anderen forderte, das that er selbst; er war von staunenswerther Enthaltsamkeit, überaus eifrig im Fasten und Gebet; er gönnte sich nur wenig Schlaf, der Nahrung aber so wenig, daß er sich Fleischspeisen nur an den höchsten Festen,

Milchspeisen nur an den anderen Sonn- und Festtagen verstattete; Wein und ähnliche Erquickungen erlaubte er sich kaum, den Cölibat hielt er aufs strengste. Seinem Amte entsprach er mit der größten Wachsamkeit; jedes Jahr, bevor er seine Kirchenvisitationsreise antrat, machte er sein Testament aufs neue und beschenkte seine Diener und Freunde. Wenn er zu Hause war, beschäftigte er sich beständig mit Lesen und Schreiben; in der dichterischen Improvisation war er so gewandt, daß er beliebig über jeden beliebigen Gegenstand passende Verse zu machen wußte; selbst literarisch gebildet (er hatte zehn Jahre lang in Frankreich sich den Studien gewidmet und sich den Grad eines Baccalaureus erworben), war er ein Freund und Gönner der Studien. Er eröffnete zu Skálholt wieder eine Schule, welcher er den Ásbjörn Sigurdsson, Baccalaureus der schönen Künste und Pfarrer von Reynisstadr, vorsetzte." Den Unternehmungsgeist seiner Landsleute aber regte er dadurch an, daß er selbst mit königlichem Privileg ein Handelsschiff ausrüsten ließ und durch alljährliche Fahrten desselben die Einkünfte des Bisthums wesentlich verbesserte. Der folgende, letzte Bischof von Skálholt, Ögmundr Pálsson, hatte in Belgien und England studirt, ward unter seinem strengen Vorgänger erst zu der angesehenen Pfarrei Breidabolstadr, dann zum Abt von Videy befördert und endlich zu dessen Nachfolger ausersehen. Er wurde im Jahre 1521 geweiht und trat im folgenden seine Verwaltung an. Bis in sein hohes Alter waltete er mit hohem Ernst und unermüdlicher Gewissenhaftigkeit seines Amtes und schritt gegen alle Art von Unordnung muthig ein. Als die Lehre Luthers nach Island drang, raffte er sich, obwohl halb erblindet, zum Schreiben auf und bekämpfte sie nach seinem besten Vermögen. Als Bekenner starb er 1542 zu Sorö in Dänemark.

Nicht so tadellos steht der letzte Bischof von Hólar, Jón Arason, da, ein übrigens hoch begabter und gelehrter Mann, der letzte bedeutende Dichter der mittelalterlichen Periode. Es klebte ihm freilich eine Makel an, die ihn zu einem bedenklichen Wächter der angegriffenen Kirche machte, die Makel des verletzten Cölibats. Seine Wahl zum Bischof rief große Zwistigkeiten hervor, und erst 1524 erlangte er endlich die Weihe. Als indes die Stunde des entscheidenden Kampfes schlug, stand er mit dem Muthe eines Martyrers für die Sache der katholischen Kirche ein, und Paul III. selbst fühlte sich bewogen, seine Glaubensstärke und Entschiedenheit anzuerkennen. Das Breve vom 8. März 1548 sollte gleichsam der Abschiedsgruß des Papstthums an das bis dahin katholische Island sein.

„Paul III. Papst.

„Ehrwürdiger Bruder! Gruß und apostolischen Segen. Wir haben Dein Schreiben vom 17. August vorigen Jahres erhalten, so voll von Frömmigkeit gegen Gott, wie auch von Ehrfurcht und Gehorsam gegen Uns und gegen diesen Heiligen Stuhl. Wir sprechen Dir dafür Unsere höchste

Anerkennung aus in Gott, unserm Herrn, und ermahnen Dich, mit der Dir anvertrauten Heerde in diesen Gesinnungen zu verharren. Du wirst dafür Lob von den Menschen hier auf Erden erhalten und von Gott selbst das ewige Leben im Himmel. Was aber den Peterspfennig betrifft, den Du gemäß Deiner Meldung noch bei Dir behalten, so wird es Uns genehm sein, wenn Du ihn zum Besten jener Armen verwendest, welche Dir der Barmherzigkeit würdig scheinen werden. Sei versichert, Wir werden niemals unterlassen, was Wir mit Gottes Hilfe für Dich thun können. Gegeben zu Rom beim hl. Petrus unter dem Fischerring den 8. März 1548, im 15. Jahre Unseres Pontificats."

Als der Bischof durch zwei Hamburger, Wolf und Ludwig, diesen Brief erhalten hatte, ließ er seinen ganzen Clerus in der Kathedrale versammeln, trat im vollen Ornat, mit Mitra und Stab an den Hochaltar und ließ sich hier, Auge und Hände dankend zum Himmel erhoben, das Schreiben des Papstes vorlesen. Dann stimmte er das Te Deum an, dankte in begeisterter Rede dem Papst und brach von freudiger Rührung überströmt in die feierliche Versicherung aus: „Ich will lieber sterben, als dem Papst untreu werden!"

Jón Arason hat sein Versprechen glänzend gehalten. Nachdem König Christian III. von Dänemark bereits 1541 zwei Kriegsschiffe nach Island gesandt, den greisen Bischof Ögmundr von Skálholt gefangennehmen lassen, dem Süden von Island gewaltsam Luthers Lehre aufgedrungen hatte und nun auch den Norden reformiren wollte, griffen die Nordländer unter Führung ihres streitbaren Bischofs zu den Waffen, nahmen den protestantischen Bischof von Skálholt gefangen und eroberten fast ganz Island dem alten Glauben zurück. Nur durch verrätherische List fiel Jón Arason auf seinen Siegeszügen in die Hände der Gegner, wurde nach mannhafter Gegenwehr gefangen genommen, den Dänen übergeben und am 7. November 1550 als Rebell und Feind des „lautern Gotteswortes" enthauptet. Das Kreuz in der Hand, ging er zum Tode, grüßte unterwegs ein Muttergottesbild, wies scherzend den Prädicanten zurück, der ihn davon abmahnte, betete mit fester Stimme: In manus tuas, Domine, commendo animam meam, und legte muthig sein Haupt auf den Block.

Mit ihm starb die katholische Hierarchie des alten Island aus, aber nicht das gute Recht des gewaltsam „reformirten" Volkes, nicht die schönsten Erinnerungen seiner Vergangenheit.

13. Die Edda.

Island iſt das einzige der germaniſchen Länder, das ſeine alte Sprache ſeit einem Jahrtauſend nahezu unverändert bewahrt hat — jene Norraena oder Danska tunga, welche einſt den ganzen ſkandinaviſchen Norden beherrſchte, eine ſchöne, an Worten und Formen reiche, höchſt geſetzmäßig ausgebildete, klangvolle und poetiſche Sprache, in mancher Hinſicht den Tochterſprachen überlegen, welche ſich aus ihr entwickelt haben und nunmehr die Landesſprachen Dänemarks und der ſkandinaviſchen Halbinſel ſind.

Mit dieſem köſtlichen Erbſtück brachten die norwegiſchen Auswanderer und Landnáma-Männer des 9. Jahrhunderts reichen andern Bauſtoff zu einer künftigen Literatur mit aus der alten Heimat herüber: eine ſpeculativ zwar ſehr unbefriedigende, aber poetiſch anſchauliche und fruchtbare Götterſage, welche alle Kräfte und Erſcheinungen der Natur vermenſchlichte und zu einer großen Welttragödie verband; eine Heldenſage, voll der reichſten und ergreifendſten Motive; eine volksmäßige Spruchweisheit, die neben einiger Spreu doch auch die ſchönſten Kerngedanken enthielt; ein ſehr entwickeltes Rechtsſyſtem, welches, obwohl noch ungeſchrieben, doch in lebendiger Wirkſamkeit alle privaten und öffentlichen Verhältniſſe umſpannte und in demokratiſchen Volksverſammlungen von den fähigſten Männern ſtets weiter ausgebildet ward; dann Liebe und Uebung der Dichtkunſt ſowohl ſeitens eigentlicher Skalden oder Dichter von Beruf, als auch von ſeiten des Volkes; endlich Familienüberlieferungen, durch welche jeder Clan mit der frühern Heimat in Verbindung ſtand und ſeinen Ruf in der neuen begründete. Während beliebte Dichtungen im treuen Gedächtniß des Volkes weiterlebten und zu anderen anregten, ſchuf die jugendkräftige Phantaſie und das abenteuerliche Leben der Koloniſten der Poeſie wie der Geſchichte beſtändig neuen Stoff. Alle Küſten der Nordſee, die britiſchen Inſeln, die Orkneys und Farör, Grönland und Amerika, beſonders aber die alte Heimat Norwegen ward von ihren Meerdrachen beſucht. Island ſelbſt war unaufhörlich der Schauplatz kleiner Kämpfe. Mit dem Chriſtenthum drang ein Element der gewaltigſten Verwicklung und Gährung in das Leben des Inſelvolkes. Religion, Cult, Bildung, Geſetzgebung, öffentliches und privates Leben geſtalteten ſich langſam um, ohne gewaltſam entſcheidenden Kampf, aber unter deſto häufigerem kleinen Zuſammenſtoß. Jahrzehnte lebten Chriſtenthum und Heidenthum,

ſich ſtets berührend, bekämpfend, miſchend und entzweiend, nebeneinander fort, das erſtere politiſch ſiegreich, das andere durch alte Gewohnheit noch die Geiſter feſſelnd.

Das höchſte Kleinod der isländiſchen Literatur und zugleich das Bindeglied, welches ſie am innigſten mit dem deutſchen und mit dem europäiſchen Geiſtesleben überhaupt verbindet, ſind unzweifelhaft jene Götter- und Heldenſagen, welche ohne eine einheitliche, künſtleriſche Zuſammengehörigkeit in der ſogen. ältern Edda geſammelt ſind. Man mag ſie mit einer Wunderblume vergleichen, deren Keim gleich allen älteren abendländiſchen Volksüberlieferungen im fernen Orient wurzelt, deren Gezweige ſich dann in mannigfacher Verſchlingung über das Abendland hinrankte, und ſich bereits entfaltete, als die heutigen germaniſchen und ſkandinaviſchen Völker noch dieſelbe Götterſage umfing. Von den erſten norwegiſchen Anſiedlern ward ſie hinübergepflanzt auf die entlegene Inſel und entwickelte ſich hier unter dem matten Schein der Polarſonne und unter der Feuerpracht des Nordlichts zum ſeltſamſten Eisgebilde voll grotesker Phantaſtik, voll wilden, urwüchſigen Lebens in ſeinen Figuren, aber ſtarr und kalt in ſeinen Farben, das Bild einer längſt untergegangenen Welt. Welche Beſtandtheile der gemeinſamen indogermaniſchen Abſtammung, welche der germaniſchen Völkerfamilie überhaupt, welche hinwieder dem ſkandinaviſchen Elemente und insbeſondere den Isländern zuzuſchreiben ſind, die dieſe merkwürdigen Dichtungen zuerſt fixirten, wann die ſchriftliche Aufzeichnung ſtattfand und wer dabei im Spiele war: alle dieſe Fragen und andere mit ihnen zuſammenhängende haben ſchon ganze Schaaren gelehrter Forſcher beſchäftigt, und doch hat ſich das darüber waltende Dunkel noch keineswegs gelichtet. Sicher iſt, daß man ſie nicht als ein ausſchließliches Nationalheiligthum des ſkandinaviſchen Nordens betrachten darf, daß ſie aber noch viel weniger unter die deutſche Nationalflagge gehören, daß vielmehr das nächſte und beſte Recht darauf jenes Volk hat, in deſſen Sprache ſie geſchrieben ſind und das der letzte Hüter des alten germaniſchen Mythenſchatzes war, als derſelbe, als Religion entwerthet, immer weiter in den Norden geflüchtet wurde und auch da endlich ſeine religiöſe Bedeutung verlor, um als Dichtung der fruchtbare Keim einer ganzen Literatur zu werden.

Von den ſechzehn mythologiſchen Dichtungen iſt bei weitem die großartigſte der Spruch der nordiſchen Sibylle, die „Völuſpá“. Weltanfang, Weltuntergang und Wélterneuerung, die ganze Theogonie und Weltgeſchichte iſt hier in eine ergreifende Viſion zuſammengedrängt, die den nicht Vorbereiteten erſt wie ein indiſcher Götzentempel anſtarren mag, aber den ruhig Forſchenden immer mehr wie eine gewaltige Elegie anmuthen wird, welche das nordiſche Heidenthum, ſeinen nahen Sturz ahnend, ſich ſelbſt geſungen. Im „Grimnismál“ und im „Vafthrudnismál“ werden einzelne Züge des großen Geſammtbildes weiter ausgemalt, in dem erſtern beſonders die zwölf Himmelsburgen, in

dem andern einige Momente der Schöpfungsgeſchichte und des Weltendes. Die Vorboten, Anzeichen und bangen Ahnungen des letztern ſind in „Ódins Rabenzauber“ (Hrafnagaldr Ódins) ergreifend ausgeführt, nicht weniger ſchön die Ahnungen der Götter über Baldurs Tod in der „Vegtamskvida“ (dem Liede vom Wanderer). Das einfachſte, klarſte und künſtleriſch abgerundetſte der eddiſchen Lieder iſt die „Thrymskvida“ oder „Hamarsheimt“ (die Heimholung des Hammers). Um ſich ſeinen Hammer wieder zu verſchaffen, der in die Hände des Rieſen Thrym gerathen iſt, verkleidet ſich der rothbärtige Gott Thórr als Freyja und läßt ſich in Loki's Begleitung als Braut anmelden. Zur Verlobung reicht Thrym den Hammer her, den aber Thórr nur ergreift, um den Rieſen und ſein ganzes Geſchlecht zu zermalmen. Ebenſo liſtig, ſtandhaft, kraftvoll zeigt ſich der beliebteſte der nordiſchen Volksgötter in der „Hýmiskvida“, wo er mit dem Rieſen Hýmir auf den Fiſchfang auszieht und ihm nach verſchiedenen Kraftproben endlich den Bierkeſſel entreißt, deſſen die Götter zu ihrem Feſtmahl bedürfen. Im „Hárbardsljód“ dagegen, einem Geſpräch zwiſchen dem unter dem Namen Hárbard verborgenen Ódinn und Thórr, zieht dieſer, der Beſchirmer der Erde, des Ackerbaus und alles irdiſchen Waltens, den kürzern gegen den mächtigſten der Aſen, ſeinen Vater, den Beherrſcher der Geiſterwelt und den Heerführer im großen Götterkampfe. Das Frageſpiel „Alvíßmál“ ahmt das „Vafthrudnismál“ nach. Wie dort Ódinn in den mannigfachſten Fragen über den Rieſen Vafthrudnir triumphirt, ſo gewinnt hier Thórr dem klugen Zwerg Alvíß den Vorrang ab. Während in den bisherigen Dichtungen Ódinn und Thórr im Vordergrund ſtehen, ſchildert „Skirnisför“ die Werbung des Gottes Freyr durch ſeinen Diener Skirnir um die ſchöne Rieſentochter Gerdr, das „Hyndluljód“ den zärtlichen Antheil der Göttin Freyja an ihrem ſterblichen Günſtling Óttar und an deſſen Genealogie, das „Rigsmál“ endlich die Abſtammung der verſchiedenen menſchlichen Stämme von dem Gotte Heimdall. Einen weitern Umblick über die Mythologie gewährt „Oegisdrecka“ (Oegirs Trinkgelage), die dramatiſch lebhafte Schilderung eines großen Gelages bei dem Meergott Oegir, bei welchem Loki, der Stifter alles Böſen, der Satan des nordiſchen Göttervolkes, der Reihe nach alle Götter verhöhnt, läſtert und in derbſter Weiſe verſpottet, bis der abweſende Thórr endlich erſcheint und ſeinem Unweſen ein Ende macht. Das Ganze iſt eine ſo furchtbare Satire, daß man darin ſogar den Angriff eines chriſtlichen Skalden gegen das Götzenthum hat erblicken wollen; doch paßt der Schluß keineswegs zu dieſer Annahme, und in Loki's Treiben iſt an ſich kein Widerſpruch gegen eine Götterwelt, die von vornherein dem ſchließlichen Untergang geweiht erſcheint. An die meiſt balladenartig, lebhaft dialogiſirten Sagen reiht ſich im „Hávamál“ (Lied des Hohen) ein kerniges, bildreiches Spruchbuch, das Odinn in den Mund gelegt iſt, aber die Weisheit eines alten Viking nicht überſteigt, welcher die Erfahrungen ſeiner Kämpfe, Geſchäfte, Liebesabenteuer, Feindſchaften und Freundſchaften ſeines ganzen

privaten und öffentlichen Lebens mit großer Ruhe und Gemüthlichkeit zum Beſten gibt, nicht ohne einen wehmüthigen Nachklang von unglücklicher Liebe, zugleich aber mit hoher Verehrung für die Macht der Runen, Poeſie, Wiſſen und Weisheit. Der letzte Theil des „Hávamál", das ſogen. Runenlied Odins, iſt in „Grógaldr" (Erweckung der Gróa) nachgeahmt, worin Mutter Gróa ihrem Sohne zehn ſegenbringende Runenſprüche mit auf ſeine Lebensfahrt gibt. Die Erwähnung, daß das Zuſammentreffen mit chriſtlichen Leichen kein Unheil bringe, weiſt bereits auf chriſtliche Einflüſſe hin. Ganz chriſtlich aber iſt das bereits mitgetheilte „Sonnenlied" (Sólarljód).

Räthſelhaft iſt trotz vieler Forſchungen das „Fjölſvinnsmál" geblieben. Es ſchildert die Rückkehr eines Wanderers Namens Vindkaldr zu der Burg ſeiner Braut Menglöd. Der Wächter Fjölſvidr wehrt ihm den Eintritt, was zu einer weitläufigen Beſchreibung der mythiſchen Burg, ihres Gartens, ihrer Umgebung und ihrer Inſaſſen führt. Am Schluß erklärt ſich der Wanderer als der Bräutigam, dem Menglöd trotz ſeiner langen Abweſenheit treu geblieben; Menglöd kommt, erkennt ihn, und das freudige Wiederſehen klingt in die frohe Zuverſicht aus, ewig ſelig zuſammen zu leben. Nach Grimms Erklärung wäre Menglöd Freyja ſelbſt, die Göttin der Liebe und des Frühlings.

Wie die alte Götterſage, ſo hat ſich auch die Heldenſage bei den Nordmännern nicht zu einem einheitlichen, abgeſchloſſenen Epos geſtaltet. Die unruhige Phantaſie, ſtets durch neue Thaten beſchäftigt, durch kein Schriftthum und keine friedliche Cultur gefeſſelt, faßte nur ſprungweiſe bald dieſen, bald jenen Hauptzug der Sagen ins Auge, zeichnete ihn in großen Umriſſen hin und ſchenkte ihm ihre ganze, ungetheilte Begeiſterung. Die einzelnen Theile ordnen ſich nicht zur geglätteten Moſaik zuſammen, aber die urſprüngliche Kraft und Leidenſchaft des alten Volks- und Heldenthums ſpricht ſich darin ebenſo gewaltig aus, als in den deutſchen Heldenbüchern. Von den einundzwanzig für ſich abgeſchloſſenen Heldendichtungen iſt eine dem Schmiede Völundr, dem deutſchen Wieland, gewidmet, eine andere erzählt den Heldentod des Helgi, König Hjörvards Sohn, zwei die Thaten und Geſchicke eines andern Helgi, des Hundingtödters; die übrigen endlich verherrlichen die verſchiedenen Helden der Völſungen, Niflungen und Gjúkungen, beſonders Sigurdr, Brynhildr, Gudrún, Atli und Högni. Die feierliche Weisſagung des Gripir führt Sigurdr (den deutſchen Siegfried) als Haupthelden ein; dann folgt die Geſchichte des unheilbringenden Schatzes, um deſſentwillen König Hreidmar von ſeinem Sohne Fáfnir ermordet wird, die Entzweiung der Brüder Fáfnir und Reginn, Regins Bund mit Sigurdr, Sigurdrs Sieg über den in Drachengeſtalt ſeinen Schatz hütenden Fáfnir, Regins Tödtung durch Sigurdr, welcher nunmehr alleiniger Herr des Schatzes iſt und ſtolz zu Gjúki's Burg reitet. Auf dem Wege entdeckt er Brynhildr und entzaubert ſie von dem durch Odinn über ſie verhängten Schlafe, freit und heiratet Gudrún (die

Transcription

er & endlich klärer; | ohne | ende | ungeber | ohne gleiche
gerechter | unter | den | guten | meister | Wo Gütte wahre | wohnhaft,
Amanda Hänsel | [xxx] | [xxx] | [xxx]

Chriemhild des Nibelungenliedes), erwirbt Brynhildr für seinen Schwager Gunnar, Gjúki's Sohn. Brynhildr, in Sigurðr verliebt, auf Guðrún neidisch und deshalb unglücklich, reizt Gunnar zu dessen Morde auf. Högni mahnt davon ab, aber Guthorm vollzieht die Blutthat. Brynhildr ersticht sich, um im Tod mit Sigurðr vereint zu sein. Dann folgt Guðrúns Verheiratung mit Atli (Etzel), Atli's Verrath an den Gjúkungen Gunnar und Högni. Nachdem Atli beide schrecklichem Tode überantwortet, erhebt sich Guðrún als Rächerin, tödtet ihre mit Atli erzeugten Söhne, läßt Atli ihr Herz essen und ihr Blut trinken, durchbohrt ihn selbst in trunkenem Schlummer und steckt die Burg in Brand. Ihr schreckensvolles Jammerschicksal ist damit noch nicht erfüllt. Der König Jörmundrekr läßt ihre Tochter Svanhildr, seine Gattin, von Rossen zerstampfen; sie reizt dafür ihre Söhne Hamdir und Sörli zur Rache auf, diese hauen Jörmundrekr Hände und Füße ab und werden endlich selbst auf Odins Dazwischenkunft getödtet. Als jammervolle Niobe aller Kinder beraubt, durch Ströme von Racheblut besudelt, ruft sie endlich den Schatten ihres geliebten Sigurðr herbei und besteigt den Scheiterhaufen.

Einer der ergreifendsten Momente im Verlauf dieser gewaltigen Tragödie ist die Klage Gudruns an Sigurds Leiche, wie sie im ersten sog. Guðrúnlied beschrieben wird [1].

„Guðrún", so erzählt die Prosa-Einleitung zu dem weit ältern Gesang, „saß über den todten Sigurð gelehnt. Sie weinte nicht wie andere Frauen, aber das Herz sprang ihr beinahe vor Gram. Es traten zu ihr hin sowohl Frauen als Männer, um sie zu trösten; aber das war nicht leicht. Es geht der Bericht unter den Leuten, daß Guðrún von Fáfnirs Herz gegessen habe und daß sie deshalb der Vögel Stimmen verstehe." Das aber wird von Gudrun berichtet:

Einst war's, daß Guðrún gerne wollt' sterben,
Da sie saß sorgvoll über Sigurð.
Sie kannte kein Schreien, kein Schlagen der Hände,
Sie wehklagte nimmer wie andere Weiber.

Es kamen Jarle, hofkundige Männer,
Des harten Wehes Wucht ihr zu lösen,
Doch Guðrún konnte vor Gram nicht weinen,
Schmerzvoll sie meinte schier zu zerspringen.

Blühend saßen Jarlarbräute,
Goldgeschmückte, vor Guðrún,
Ihren Kummer klagte jede,
Was nur Bitt'res bracht' das Leben.

[1] Als Probe altisländischer Schrift fügen wir den Anfang dieses Liedes in einem Facsimile des Codex Regius bei.

Da ſprach dies Gjaſlaug, Gjúki's Schweſter:
„Ich auf Erden bin die Aermſte.
Fünf der Männer mir ſind geſtorben,
Zwei der Töchter, drei der Schweſtern,
Acht Brüder, allein bin ich übrig.“

Doch Gudrún konnte vor Gram nicht weinen,
So trug ſie Leid um des Liebſten Tod
Und Kummer um die Leiche des Königs.

Da ſprach dies Herborg, Hunnenlands Herrin:
„Herberen Harm hab' ich zu melden.
Mir ſieben Söhne ſüdwärts kämpfend
Und als achter der Gatte mir fielen.

„Vater und Mutter, vier der Brüder
Fern im Winde faßte die Woge,
Es brach die Welle des Schiffes Wände.

„Selbſt ſollt' ich ſchmücken, ſelber ſargen,
Selber beſtatten ihre Leichen:
All das erlitt ich in einem Halbjahr,
Und kein Menſch mich mochte getröſten.

„Sklavin dann ward' ich, Schlachtgefang'ne
Selben Halbjahrs; ſeither blieb ich's,
Sollte ſchmücken, Schuhe binden
Des Jarles Weib jeden Morgen.

„Eiferſüchtig immer ſie quält' mich
Und mit harten Hieben ſie ſchlug mich;
Beſſern Hausherrn fand ich keinen,
Von Hausfrauen keine ſchlecht're.“

Doch Gudrún konnte vor Gram nicht weinen,
So trug ſie Leid um des Liebſten Tod
Und Kummer um die Leiche des Königs.

Da ſprach dies Gullrönd, Gjúki's Tochter:
„Wenig weißt, Mutter, wenn auch ſonſt weiſe,
Jungen Weibes Weh du zu lindern.
Hüte dich, die Leiche des Herrſchers zu hüllen.“

Raſch den Schleier riß ſie von Sigurd,
Wandte die Wange hin zu dem Weibe:
„Schau den Geliebten, leg Mund an Lippe,
Den Hals umfange, wie einſt den heilen!“

Auf ſah Gudrún, nur einmal,
Sah blutig das Haar des Helden umronnen,
Die lichten Augen des Königs erloſchen,
Des Fürſten Bruſt vom Schwert durchfurcht.

Da ſank Gudrún nieder aufs Polſter,
Es riß das Stirnband, roth ward das Antlitz,
Und Regentropfen rannen nieder zum Kniee.

So ſchrecklich ſich die Geſtalt der nordiſchen Chriemhild oder Gudrún ausnimmt, wenn man die geſammte Sage überblickt, ſo tief ergreifend mildert ſie ſich in einzelnen Liedern, während andere allerdings die volle Herbheit des heidniſchen Rachegefühls nicht ſparen. So klingt das „Atlamál“ (der Geſang von Atli) in die Verſe aus:

Selig heißt ſeitdem, dem ſolch eine kühne
Tochter gegönnt iſt, wie Gjúki zeugte.
Ueberleben wird in allen Landen
Der Vermählten Feindſchaft, wo ſie Menſchen hören.

Das „Gudrúnarhvöt“ — der letzte Abſchied Gudrúns vom Leben — ſchließt dagegen mit Worten, welche ſehr deutlich jene Rührung bezeichnen, die den Griechen als Hauptwirkung der Tragödie galt:

Allen Männern werde ſanfter zu Muth,
Allen Schönen lindr' es die Schmerzen,
Wenn ſie mein Harmlied hören.

Ein ſtrenges Silbenmaß, einen ſcharf gegliederten Strophenbau und den eigentlichen Schlußreim kennt die älteſte nordiſche Poeſie nicht; doch die zum Stabreim verbundene Aſſonanz und Alliteration verlieh der Dichterſprache ſowohl Wohlklang, als auch ein rhythmiſches Gepräge, und reichte hin, das Gedächtniß zu feſſeln. An Großartigkeit, Kraft, Schwung und Lebendigkeit der Darſtellung aber erreichen die eddiſchen Dichtungen völlig die beſte mythiſche Volkspoeſie der höchſtſtehenden Völker.

14. Die mittelalterliche Saga-Literatur.

Als Ausgangspunkt der eigentlichen isländischen Literatur ist Haukadalr in der Nähe des großen Geysir, im Flußthal der Hvitá, zu betrachten. Dort fand Ari — später der Weise genannt —, als sein Vater Thorgil auf einer Romfahrt gestorben war, als siebenjähriger Knabe Aufnahme, Pflege und Unterricht bei Hallr, der selbst noch im Jahre 999 von dem deutschen Missionär Thangbrandr als dreijähriges Knäblein getauft worden und mit der ersten christlichen Generation des Volkes aufgewachsen war. Als Studiengenossen hatte Ari bei dem angesehenen Hallr u. a. auch Teit, den Sohn des Bischofs Ísleifr, und wurde so früh mit den wichtigsten Ueberlieferungen des Landes bekannt. Mit einem Goðorð, d. h. mit der Vorsteherschaft einer frühern Tempelgemeinde betraut, erhielt er auf dem Althing Sitz und Stimme; Bischof Gizurr weihte ihn zum Priester, und so ward er einer der einflußreichsten und angesehensten Männer des Landes. Zu einer Zeit, wo noch die Bekehrungsgeschichte Islands in unmittelbar lebendigem Andenken stand, über das weiter zurückliegende Jahrhundert wenigstens noch verläßliche mündliche Zeugnisse vorhanden waren, hatte er den glücklichen Gedanken, die älteste Geschichte des Landes, wenigstens in ihren Hauptumrissen, niederzuschreiben. Er that dies mit dem scharfen und umfassenden Blick eines in geistlichen wie in weltlichen Dingen wohlerfahrenen Mannes, das Wichtige taktvoll vom Unbedeutenden sichtend, kurz, klar und genau, mit der Sicherheit eines gewandten Politikers und Geschichtschreibers. Sein Íslendingabók, die Grundlage der isländischen Geschichtschreibung, von 874 bis auf seine Zeit reichend, ist in jeder Hinsicht ein Meisterwerk. Andere historische Arbeiten, wie das Konungabók, die Anfänge des Landnámabók und die Kristni-Saga, welche ihm theilweise zugeschrieben wurden, fußen jedenfalls auf seinen Forschungen und Vorarbeiten. Er starb im Jahre 1148, im Alter von 81 Jahren. Von seinem Zeitgenossen und Freund Saemundr Sigfússon (geb. 1056, gest. 1133), welcher in Deutschland und Frankreich studirt hatte und ebenfalls Priester war, ist keine Schrift erhalten; doch genoß er als Kenner der alten Ueberlieferungen eines hohen Rufes und hat wahrscheinlich die später niedergeschriebenen Königschroniken schon theilweise entworfen und chronologisch geordnet. Beim Volke stand er im Rufe eines Magiers und wurde als solcher in viele abergläubische Sagen hineingezogen; die späteren Geschicht-

schreiber aber berufen sich des öftern auf ihn, und lange wurde ihm die Sammlung der älteren eddischen Gesänge zugeschrieben. Auf die später durch Snorri Sturluson niedergeschriebene Prosa-Edda hat er jedenfalls dadurch Einfluß gehabt, daß dieser im Kreise der Familie Saemunds seine Erziehung erhielt und aus den von ihm übermittelten Kenntnissen schöpfte.

Neben den beiden Geschichtschreibern trat fast gleichzeitig in Thóroddr (geb. um 1085) der erste Grammatiker auf. Bei dem Althing des Jahres 1117 wurde sodann beschlossen, daß das bestehende Recht aufgezeichnet werden sollte. Im folgenden Winter fand unter Leitung des Gesetzessprechers Bergthór Hrafnsson und des Goden Hafliði Másson die Aufzeichnung statt, und im nächsten Sommer konnte schon der über Mord und Zweikampf handelnde Theil (Vígslóði) nebst anderen Gesetzen zur Vorlesung kommen. Als Bestandtheil des spätern Gesetzbuches Grágás (Graugans) sind diese Gesetze noch erhalten. Ebenfalls um diese Zeit, oder nicht viel später, wurden schon Homilien der lateinischen Kirchenväter ins Isländische übersetzt und die unter dem Titel Rímbegla noch erhaltene Sammlung arithmetischer Abhandlungen angelegt. Die so nach allen Seiten begründete Literatur erreichte schon im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts ihre höchste Blüte, entwickelte sich in den drei folgenden Jahrhunderten noch immer in erfreulicher Weise weiter und ward erst durch die gewaltsame Unterdrückung der katholischen Kirche für lange Zeit geknickt. Im übrigen Europa ward diese reiche Literatur kaum bekannt und beachtet, bis der protestantische Bischof Brynjólfr Sveinsson 1639 die nahezu verschollenen eddischen Gesänge wieder entdeckte und als Merkwürdigkeit nach Kopenhagen sandte. In Deutschland wurde der Edda erst im Laufe dieses Jahrhunderts die allgemeinere Werthschätzung zu theil; die übrige isländische Literatur hat verhältnißmäßig sehr wenig Beachtung gefunden.

Vielleicht noch bevor diese merkwürdigsten aller isländischen Dichtungen niedergeschrieben wurden, erhielt Island eine Geschichts- und Unterhaltungsliteratur, wie sie um jene Zeit noch keines der anderen europäischen Völker aufzuweisen hatte. Die isländische Saga-Literatur steht in ihrer Art auch heute noch ganz einzig da.

„Saga", pl. „Sögur", bezeichnet, wie das griechische λόγος, sowohl das mündliche Wort als den schriftlich aufgezeichneten Bericht im weitesten Sinn. Ihre Erlebnisse und Abenteuer zu berichten, anderer Helden Thaten und Schicksale zu erzählen, „sagnaskemtan", war die Lieblingsunterhaltung der alten Isländer. Im allgemeinen hielten sie dabei auf schlichte Treue und Wahrhaftigkeit, und ein altes Sprichwort sagt: „Jede Saga muß so erzählt werden, wie es wirklich gegangen hat" (þat verðr að segja svá hverja sögu sem hún gengr). Bei dem vielen Verkehr, den steten Wanderungen, der republikanischen Oeffentlichkeit des gesammten Lebens, der Kraft und Treue des Gedächtnisses, an das selbst Gesetzgebung und Rechtspflege gewiesen waren, fand die angeborene Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe

des Volkes in dessen eigenen Zuständen den kräftigsten Schutzwall. Dabei geschahen genug merkwürdige Dinge, man brauchte sich nicht nach erfundenen umzusehen. Erst als die Poesie im Leben selbst abnahm, kamen vollständig erfundene Geschichten auf und wurden — bezeichnend genug — einfach Lügensagen (skröksögur) genannt, gerade wie ein falscher Zeuge skrökvättr oder skrökvitni hieß.

Bei einem so lebhaften, gefühlvollen und redseligen Volke konnte indes der erste erzählte und dann niedergeschriebene Bericht derselben Thatsachen, ganz innerhalb der Grenzen der Wahrheit, bald kürzer, bald länger, bald einfacher, bald ausführlicher, bald ruhiger, bald lebhafter ausfallen. Ohne irgendwelche Verletzung oder Fälschung entstanden über dieselben Zeitereignisse, Personen, Geschichtsabschnitte Darstellungen sehr verschiedenen Charakters, nüchterne Genealogien, gedrängte Chroniken, weitläufige Berichte, poetisch angehauchte Erzählungen und endlich Geschichte, die dem prosaischen Leser des 19. Jahrhunderts fast wie ein Stück Roman oder Novelle klingen mögen. All das aber wird einfach „Saga" genannt. Was im Landnámabók in ein paar kurzen genealogischen Strichen verzeichnet ist, finden wir in den Lokalsögur der vier Landschaften zu höchst romantischen Geschichten ausgeführt; was in der Kristni-Saga nur kurz berührt wird, spinnt sich in der Hungrvaka zu ganzen Bischofsbiographien aus. Die Einführung des Christenthums wird uns, im wesentlichen, ja bis selbst in ganz kleine Umstände hinein, durchaus übereinstimmend, doch von verschiedenen Sögur in fast allen Tonabstufungen geschichtlicher Darstellung berichtet. Ari der Weise gibt nur die allerwichtigsten Momente an, kurz, bündig, fast wie ein Tacitus; das Landnámabók vertheilt sie ebenfalls sehr kurz auf die Betheiligten der verschiedenen Landschaften; die Kristni-Saga führt sie mit einer Menge kleiner Umstände zum religiös-kirchengeschichtlichen Bilde aus; die jüngere Saga des Königs Ólafr Tryggvason geht auf viele dieser Umstände noch viel einläßlicher ein, während die Niáls-Saga nur das Hauptsächlichste davon in die romantische Familiengeschichte des alten Niáll eingegliedert hat und andere, kleinere Sögur nur die Thatsache der Bekehrung oder einzelne besondere Nachrichten darüber erwähnen. Die sachliche Uebereinstimmung ist aber hier, wie in anderen Theilen isländischer Geschichte, so groß, daß man auch die anscheinend poetischeren und ausführlicheren Darstellungen meist als bedeutsames, culturgeschichtlich überaus werthvolles Quellenmaterial betrachten darf. Kleine Abweichungen oder Unebenheiten klären sich meist aus den Umständen selbst, und da die reicheren Aufzeichnungen nicht willkürlich erweitert sind, sondern meist nur aus eingehenderen persönlichen, culturgeschichtlichen, beschreibenden Zuthaten erwachsen, eine Einzelperson oder Familie oder wichtige Ereignisse aus der Gesammtgeschichte hervorheben, so gestaltet sich aus der Zusammenstellung der verschiedenen Berichte nicht selten ein überraschend concretes, lebendiges Geschichtsbild.

Im allgemeinen haben wir also in der Saga-Literatur eine vorwiegend geschichtliche Literatur vor uns, in den Isländern ein Volk, das ernst, kernig und tüchtig genug war, seine liebste Unterhaltung nicht in erfundenem Phantasiespiel, sondern in den wahren, wirklichen Erinnerungen seiner eigenen Vergangenheit zu suchen. Aus diesen Erzählungen schöpfte der Knabe die ersten Begriffe von Welt und Leben, an ihnen entflammte sich der Jüngling zu kühner That, an ihnen ergötzte sich der Mann mitten im Wirrwarr seiner eigenen Abenteuer und Meerfahrten, an ihnen erlabte sich der Greis noch am Rande des Grabes. Wie ein heiliges Vermächtniß gingen sie von Geschlecht zu Geschlecht, und die ersten Bischöfe und Priester waren darin unzweifelhaft besser bewandert, als in subtilen Fragen der Philosophie und Theologie. In diesen Erinnerungen, welche durch die schriftliche Aufzeichnung keineswegs verblaßten, wurzelte der kraftvolle Volksgeist, die mächtige Heimatliebe, der kühne Thatendurst, der die ersten Jahrhunderte isländischer Geschichte so anziehend macht. Deutlich tritt darin der lebhafte Antheil hervor, den jeder nach bestem Vermögen an dem hochentwickelten Rechtsleben und den politischen Fragen der Zeit nahm, die innige Zusammengehörigkeit und das mächtige Ehrgefühl der einzelnen Familien, bei vielen Zügen von Wildheit und Grausamkeit doch ein männlicher, ritterlicher Geist, aufopfernde Treue, hoher Edelmuth, Heldensinn in allen nur erdenklichen Gefahren. Das Weib befand sich durchweg unter ähnlicher Bevormundung, wie das Kind, und ward nur langsam zu jenem höhern sittlichen Einfluß herangezogen, den die christliche Civilisation ihm zuwies. Erscheint es auch oft als der Spielball und Zankapfel wilder Leidenschaft, so fehlen doch auch nicht Bilder der schönsten häuslichen Tugend, unbesieglicher Treue und starken Opfermuthes. Da die älteren Sögur sich fast sämmtlich mit den ersten zwei Jahrhunderten der isländischen Geschichte beschäftigen, so waltet theils das heidnische Element, theils noch jene merkwürdige geistige Gährung in ihnen vor, welche das erste Zusammentreffen des Heidenthums mit dem Christenthum, ihr Kampf, ihr Compromiß, ihr Nebeneinanderwirken hervorbrachte. Sie bieten gerade hierin ein psychologisch und culturgeschichtlich überaus interessantes Bild. Da alle Poesie schließlich ein Nachbild der Natur und des Menschenlebens ist, so konnte es der isländischen Saga auch an Poesie nicht fehlen. Die abenteuerlichen nordischen Gestalten, die Shakespeare in Macbeth, Hamlet, Lear so kunstvoll idealisirt hat, stehen hier in einfacherer Zeichnung, aber als wirkliche Wesen von Fleisch und Bein leibhaftig vor uns: titanenhafte Charaktere, riesige Leidenschaften, die unbändigen Naturkräfte der Menschenbrust, furchtbare Verwicklungen, schauderhafte Thaten, erschütternde Katastrophen; aber dazwischen auch die gemüthlichsten Bilder eines noch einfachen Culturzustandes, große patriarchalische Familien mit ihrem altererbten Besitz, frohe Hochzeiten und mächtige Volksversammlungen, weite Seereisen und abenteuerliche Wanderungen, das stille Wirken der Gnade, merkwürdige

Beispiele von Buße und Bekehrung, das milde Aufblühen der Kirche und der ersten christlichen Bildung, die Pilgerfahrten der ersten Bischöfe nach Rom, das Leben und Walten frommer und heiliger Männer. Auch an weltlicher Poesie gebricht es nicht. Skalden waren überall mit dabei, einige Sögur handeln nur von ihnen, wie andere von berühmten Höfdingen, Bischöfen und norwegischen Königen. Da nichts Wichtiges geschah, ohne daß Verse dabei entstanden, Lobgedichte oder Spottweisen gedichtet wurden, so sind die Sögur voll von Strophen und Citaten, wohl auch von ganzen Gesängen, welche im Volksmund noch lebten und als echt historisches Zeugniß Ereignisse und Stimmungen schildern halfen. Als gesundes Element des Lebens ward die Dichtung ein nicht weniger gesundes Element der Geschichte. Leben, Poesie und Geschichte waren nicht zergliederte und getrennte künstliche Gewächse, sie durchdrangen sich als ein organisches Ganze. Dank der republikanischen Verfassung traten weder Dichter noch Gelehrte, weder die Häupter der mächtigen Familien noch der Clerus als eine gesonderte Kaste aus dem Volke heraus. Die größten Talente thaten sich mehr darauf zu gute, ihre Heimatsprache, ihre eigene Literatur und Geschichte gründlich zu kennen, als mit lateinischen Kenntnissen und fremder Weisheit zu prunken, und bis zur Glaubenstrennung arbeiteten Bischöfe, Aebte und Priester aufs segensreichste mit an der Pflege heimischer Sprache, Geschichte und Dichtung. Durchaus charakteristisch ist es dabei, daß von den Zweigen des religiösen Wissens die Kirchengeschichte und Heiligenlegende in Form der Saga den reichsten Antheil erhalten hat und daß von der Bibel selbst zunächst die geschichtlichen Bücher übersetzt wurden, und zwar als Juden-Saga, Gyðinga-Sögur.

Erst als der historische Stoff einigermaßen erschöpft war, das Verständniß der eddischen Gedichte und deren kunstreicher Sprache abgenommen hatte, wandte sich die Sagenschreibung vorwiegend erfundenen, poetischen Stoffen zu. Wie bei uns ein Theil der mittelalterlichen Epen durch freie Prosabearbeitung zu „Volksbüchern" umgestaltet wurde, so wurden auch die Heldensagen der Edda und andere verwandte in der Form der Saga weiter ausgeführt, während von Norwegen her französische Ritterromane und andere ähnliche Unterhaltungsliteratur nach Island drang und ebenfalls zur Saga, d. h. zur schlichten Prosaerzählung umgewandelt wurden.

Die Literatur, welche der gemeinsame Name „Saga" umfängt, zerfällt mithin in drei wesentlich verschiedene Hauptgruppen:

1. Die poetische Saga, mythischen oder romanhaften Inhaltes, entsprechend unseren alten Volksbüchern und Volksromanen.

2. Die halbgeschichtliche Saga — isländische Lokal- und Familiengeschichte, mit historischem Kern, aber mehr oder weniger poetisch ausgeschmückt, wegen der Verbindung der Insel mit Norwegen und den britischen Inseln vielfach in die Geschichte und Culturgeschichte dieser Länder hinübergreifend.

3. Die geſchichtliche Saga, d. h. eigentliche Geſchichtswerke, profane wie kirchliche.

Die poetiſchen Sögur ſchließen ſich zum Theil unmittelbar an die Edda an oder entwickeln andere mit ihr zuſammenhängende Sagenſtoffe, wie die Völſunga-Saga, die Nornageſts-Saga, die Ragnar-Lodbroks-Saga, die Hrólfs-Kraka-Saga, die Hervarar-Saga ꝛc.; zum Theil an andere altſkandinaviſche Heldengeſchichte, wie die Friðþjófs-Saga, die Thorſteins-Saga, die Ásmundar-Saga Kappabana, die Gautreks-Saga, die Örvar-Odds-Saga u. a.; zum Theil endlich ſind ſie Ueberſetzungen und Bearbeitungen der mittelalterlichen continentalen Literatur, meiſt auf Anregung der norwegiſchen Könige Hákon des Alten, Magnús Lagabaetir und Hákon Hálegg (Magnússon) unternommen. Durch dieſe Ueberſetzungen zogen faſt alle Lieblingshelden des Mittelalters nach Norwegen und Island hinüber. Das Alexanderlied ward zur Alexanders-Saga, die karolingiſchen Epen zur Karla-Magnús-Saga, die Eneït zur Trojumanna-Saga, das Nibelungenlied zur Thidreks-Saga, die Epen des Artuskreiſes zur Parcevals-Saga, Ivents-Saga, Valvents-Saga, Möttuls-Saga, Erreks-Saga. Daran reiht ſich Merlinuſpá, Triſtrams-Saga, Saga om Flores ok Blankiflor. Skandinavien und Island beſaßen ſo gegen das Ende des 13. Jahrhunderts faſt den geſammten poetiſchen Sagenſchatz der romaniſchen und germaniſchen Völker in zwar einfacher, aber anſprechender, echt volksthümlicher Bearbeitung, doch nur als Ergänzung und Anhang zu dem reichen, überaus merkwürdigen Grundſtock der eigenen Saga-Literatur.

Was der isländiſchen Literatur ihr eigenartiges Gepräge gibt, das iſt vorab die Saga, die man die halbgeſchichtliche nennen kann, d. h. jene einfachen, urwüchſigen Familiengeſchichten und Biographien, welche, aus der lebendigen Volksüberlieferung hervorgewachſen, faſt ſämmtlich die verhältnißmäßig kurze Zeit von 960 bis 1060, alſo gerade die Uebergangsperiode vom Heidenthum zum Chriſtenthum umſpannen, vielfach jedoch ſowohl durch ihre Genealogie als durch ihre Erzählungen in die Geſchichte der erſten Coloniſation der Inſel zurückgreifen und von der Culturentwicklung das umfaſſendſte Bild gewähren. Kein anderes Volk Europa's hat aus der letzten Periode des Heidenthums und ſeinem Uebergang zum Chriſtenthum ein ſo umfaſſendes Monument aufzuweiſen, in welchem der geſammte Volksgeiſt nach allen Richtungen hin ſich ſpiegelt. Kein anderes Volk Europa's beſitzt ein ſo klares, einfaches und dabei doch poetiſches Bild ſeiner älteſten Geſchichte, wie es dieſe Erzählungen dem isländiſchen bieten. Die vielfach verſchlungenen Abenteuer führen uns in allen Fjorden, Thälern und Bergen der Inſel, an allen Küſten des Nordmeeres herum, aber die Haupthandlung weiſt uns meiſt ſchlicht und recht auf das „Isländerbuch“ Ari's, dieſen Grundſtein der isländiſchen Geſchichtſchreibung, zurück; das bunte topographiſche und genealogiſche Gewirre lenkt uns auf das Landnámabók hin, wo die einzelnen Fäden ſich zum klaren, überſichtlichen Geſammtbild geſtalten. Dort finden

wir die Grundlinien der gesammten Profan- und Kirchengeschichte, hier den Ausgangspunkt der einzelnen Familienchroniken, Lokalhistorien und Biographien.

Eine chronologische Anordnung dieser einzelnen echt isländischen Sögur ist versucht worden, aber bis jetzt nicht gelungen. Ari starb 1148; doch wann die Aufzeichnung der Sögur begonnen und wann die einzelnen niedergeschrieben wurden, hat die Forschung bis dahin kaum annähernd zu bestimmen vermocht. Lange vor Ari dürfte das Niederschreiben kaum begonnen haben; die meisten der Erzählungen aber mögen im Laufe des 12. Jahrhunderts noch niedergeschrieben worden sein. Gudbrandr Vigfusson, einer der tüchtigsten Kenner der isländischen Sprache und Literatur, nimmt als eigentliche Zeit der Saga-Schreibung die Jahre 1140—1220 an, und theilt die Sögur, um eine Uebersicht derselben zu gewinnen, in zwei Klassen ein: die „größeren", d. h. fünf derselben, welche durch Umfang und Bedeutung als Hauptdenkmale hervorragen und zusammen ein sehr vollständiges Culturbild des alten Island gewähren, und die „kleineren", welche nur in untergeordneter Weise dieses Culturbild ergänzen. Die letzteren theilt er — wenn auch nicht eben sehr wissenschaftlich, doch ganz praktisch — nach den Landschaften ein, welchen sie durch ihre Haupterzählung angehören. So viel wird aus dieser Uebersicht klar, daß alle Theile der Insel ihre alten Sagen und Ueberlieferungen besaßen. Die beigefügte Zahl bezeichnet die Zeit, um welche ungefähr die Handlung einer jeden Saga spielt:

Südwest-Island: Hardar- oder Holmverja-Saga (980); Haensa-póris-Saga (993).

West-Island: Bjarnar-Saga Hitdaela-kappa (1010—1024); Gunnlaugs-Saga Ormstungu (980—1008); Gull-póris-Saga (um 930); Gisla-Saga Súrssonar (960—980); Hávardar-Saga Ísfirdings (997—1002).

Nord-Island: Vandamanna-Saga (1050—1060); Ölkofra-páttr (um 1000); Heidarviga-Saga (990—1014); Vatnsdaela-Saga (890 bis 980); þorvalds-Saga Vídförla (980—984); Svarfdaela-Saga (900); Liósvetninga-Saga (1009—1024; 1050—1060); Valla-Ljóts-Saga (um 1010); Viga-Glúms-Saga (um 930); Reykdaela-Saga (um 990).

Ost-Island: Vápnfirdinga-Saga (950—1000); þorsteins-Saga Hvíta (um 900); þorsteins-Saga Stangarhöggs (985); Hrafnkels-Saga Freysgoda (960); Droplaugarsona-Saga (997—1007); Braudkrossa-páttr (?); Gunnars-Saga þidranda-bana (Njardvikinga-Saga 1000 bis 1008); þorsteins-Saga Sidu-Hallssonar (1014).

Grönland und Vinland (Amerika): Flóamanna-Saga (?); Eiriks-Saga Rauda; þorfinns-Saga Karlsefnis (990—1000); Fóstbraedra-Saga (1015—1030); Graenlendinga-páttr.

Alle diese Geschichtserzählungen sind in überaus einfachem Stile gehalten, schlicht und naiv wie Herodot. Der Erzähler tritt völlig zurück. Naturschilderungen, lange Personenbeschreibungen, künstliche Gespräche, vorbereitende Auseinandersetzung und verwickelte Gruppirung kennt er nicht. Er erzählt, wie die Dinge sich zugetragen. Wo Erklärungen aus der Vergangenheit nöthig sind, flicht er sie einfach ein. Die Personen werden mit etlichen kurzen Zügen, oft nur mit einem Adjectiv oder mit ihrem genealogischen Titel gezeichnet. Alles entwickelt sich aus der Handlung selbst heraus. In der Handlung kehren vielfach dieselben Hauptmotive wieder: Rechtshändel, Blutrache, Mordbrennereien (das war die beliebteste Specialität), Heiraten, stürmische Althingssitzungen, Seeabenteuer, Träume und abergläubischer Spuk, Streitigkeiten aus Eifersucht, blühender Aufschwung oder schreckliche Schicksalsschläge ganzer Familien. Abwechslung bietet nicht bloß die reiche Verschiedenheit der Charaktere, Lokalbeziehungen, Schicksale der Einzelnen, sondern auch die Selbständigkeit und Eigenartigkeit jeder einzelnen Landschaft. Das Volk besteht nicht aus farblosen Atomen, sondern aus lauter selbständigen Gemeinwesen, von denen jedes seine eigenen Stammväter, sein eigenes organisches Leben und seine eigene Geschichte hat.

Als Beispiel, wie die schlichte Volkserzählung nicht selten den Reiz eines vollendeten Romans besitzt, mag hier kurz der Inhalt der Gunnlaugs-Saga skizzirt werden. Zu Borg an der Westküste, nur eine Tagereise vom heutigen Reykjavik, lebt Thorsteinn Egilsson. Er sieht im Traume einen Schwan von wunderbarer Weiße; zwei Adler fliegen herbei, kämpfen um ihn und fallen beide in furchtbarem Kampfe. Der Schwan weint bei ihrem Tode. Ein dritter Vogel kommt und fliegt mit ihm davon. Durch diesen Traum geschreckt, befiehlt Thorsteinn seiner Frau, das zu erwartende Kind auszusetzen, wenn es ein Mädchen ist. Sie bringt es aber nicht über's Herz. Die kleine Helga wird zu Verwandten gebracht und bei ihnen aufgezogen. Das Kind ist so schön und lieblich, daß Thorsteinn seiner Frau ihren Ungehorsam verzeiht und das Kind zu sich nimmt. Zu Gilsbakki, weiter im Lande drin, wohnt der biedere Illugi, von dessen zwei Söhnen der eine, Gunnlaug, ein kecker junger Recke ist. Da sein Vater ihn nicht auf Heldenthaten ausziehen lassen will, zieht er ohne Aussteuer trotzig davon zu Thorsteinn nach Borg, läßt sich von ihm in der Gesetzeskunde unterrichten und verlobt sich mit Helga. Er soll ihre Hand aber erst erhalten, wenn er drei Jahre in fremden Landen gereist ist. Der künftige Schwiegervater Thorsteinn rüstet ihm selbst ein Schiff aus, und damit geht er lebensfreudig in die Weite. Er besucht, als trefflicher Skalde überall gern gesehen, den Jarl Eirikr in Norwegen, den König Aedelred in England, den König Sigtryggr in Irland, den Jarl Sigurdr auf den Orkney-Inseln, den Jarl Sigurdr zu Skara in Gotland. Helden- und Dichterruhm krönen seine Fahrten. Doch nun trübt sich sein Glück. Zu Mosfell, zwischen Borg und Reykjavik,

an der Westküste Islands, ist gleichzeitig mit ihm ein anderer Held und Dichter aufgewachsen, Hrafn, der Sohn des Önundr. Jahr für Jahr zieht dieser auf Abenteuer aus, und so trifft er mit Gunnlaug am Hofe des Königs Ólafr in Svíthjóð (Schweden) zusammen. Es entspinnt sich Streit zwischen ihnen, der Streit wächst zur bittersten Feindschaft empor. Hrafn thut das Schlimmste; er kehrt nach Island zurück und freit um Gunnlaugs Braut, die schöne Helga. Sie wird ihm erst verweigert. Thorsteinn und Illugi der Schwarze, Gunnlaugs Vater, verabreden, daß noch länger auf die Rückkehr des ersten Bewerbers gewartet werden soll. Aber Gunnlaug kommt nicht. Er wird erst in England, wo man einen Einfall der Dänen erwartet, dann in Norwegen aufgehalten. Hier erst — zu spät — erhält er Nachricht von Hrafns Werbung um Helga. Er säumt nun nicht länger, sondern kehrt mit dem Skalden Hallfreðr dem Störrischen nach Island zurück, aber die festgesetzte Frist, welche ihm den Besitz Helga's gesichert hatte, ist abgelaufen. Der Hochzeitstag für Hrafn und Helga ist schon da. Bei der Landung von Thórðr verwundet, ist Gunnlaug nicht einmal im Stande, nach Borg zu gehen. Helga ist kaum Hrafns Gattin geworden, als sie vernimmt, daß Gunnlaug zurückgekehrt. Da wacht ihre erste Liebe mit unwiderstehlicher Gewalt auf, sie hält es bei Hrafn nicht aus, und dieser bringt sie selbst ihren Eltern zurück. Bei einer Hochzeit, derjenigen Svertings, trifft Gunnlaug die ihm entrissene, seither unglückliche Braut wieder. „Die Weiber saßen auf der Querbank, Helga die Schöne zunächst der Braut; oft schweifte ihr Auge hinüber zu Gunnlaug, und es bewährte sich der Spruch, daß die Augen es nicht verbergen, wenn ein Weib einen Mann liebt." Beim Abschied spricht Gunnlaug mit seiner einstigen Verlobten und schenkt ihr ein Gewand. Eifersüchtig tritt Hrafn dazwischen, und nur die Väter verhindern, daß es zwischen den beiden Gegnern zum Kampfe kommt. Im nächsten Sommer beim Althing in Thingvellir stoßen jedoch beide abermals zusammen; Gunnlaug fordert den Hrafn öffentlich zum Zweikampf auf. Nach drei Nächten schlagen sie sich auf Örarhólmr, auf der Insel, welche die Örará bildet, nachdem sie, aus der Almannagjá hervorgebrochen, sich dem Thingvalla-See nähert. Gunnlaug wird verwundet, Hrafn verliert sein Schwert; beide rühmen sich des Sieges. Ein weiterer Zweikampf wird von den Verwandten verhindert, am nächsten Tag der bis dahin gesetzlich erlaubte Zweikampf von der Volksversammlung für immer abgeschafft. Die feierliche Einführung eines neuen Rechts scheint der furchtbaren Fehde nun für immer ein Ende zu machen: allein die Wuth Hrafns ist nicht gesättigt. Er ladet Gunnlaug auf das nächste Jahr nach Norwegen zum Zweikampf vor, zieht gleich nach Throndhjem und überwintert in dem benachbarten Lifangr (Levanger). Gunnlaug zieht erst zu Sigurðr, dem Orkney-Jarl, kämpft mit diesem auf seinem Inselreiche und in Schottland, und besucht dann den Jarl Eirikr in Norwegen. Umsonst verbietet dieser das angesagte Duell, vergeblich spottet das

Volk über die beiden Kampfhähne: da Hrafn Lifangr schon verlassen, wandert ihm Gunnlaug von dem Fjord von Throndhjem in das Thal der Vera nach, Tag und Nacht, bis er ihn endlich am Morgen bei Sonnenaufgang erreicht, auf dem Vorgebirge eines kleinen Landsees. Zwei Norweger werden als Zeugen bestellt. Dann stürzen die zwei Eifersüchtigen mit ihren Leuten aufeinander los. Nachdem jeder dem andern einen Mann getödtet, holen sie endlich im Zweikampf gegeneinander aus. Gunnlaug schlägt Hrafn den einen Fuß ab, und dieser wäre des Sieges nun völlig verlustig, wenn der Sieger nicht in seinem biedern, offenen Edelsinn ihm selbst, auf seine Bitte, im eigenen Helm einen Labetrunk aus naher Quelle herbeibrächte. In hämischer Wuth greift er mit der Linken nach dem dargereichten Helm, mit der Rechten aber nach dem Schwert und bringt dem unbewehrten Gunnlaug eine tödtliche Wunde am Haupte bei. Noch am Boden ringen sie verzweifelt miteinander, bis Hrafn endlich der Todesstreich trifft. Sterbend gesteht er noch: „Ich gönne dir Helga die Schöne nicht!" Sein Wunsch erfüllt sich: Gunnlaug erliegt nach drei Tagen seinen Wunden und wird in der Kirche von Lifangr begraben. Während der blutige Zweikampf vermöge der Blutrache von beiden Familien noch weitere Opfer fordert, findet auch Helga die Schöne kein Glück mehr. Sie wird an Thorkell, einen ruhigen, biedern Mann, verlobt; aber sie liebt ihn nicht. Gunnlaug kam ihr nicht aus dem Sinn, ob er auch längst todt ist. Sie härmt sich ab und erkrankt. An einem Sonnabend läßt sie sich auch den Mantel bringen, den Gunnlaug ihr einst geschenkt, sieht ihn lange an und sinkt dann sterbend hin.

Wie schon in diesem kleinen Familienroman, der alle Züge der Wirklichkeit besitzt, das öffentliche Rechtsleben Islands, das ganze Culturleben des Nordens und die gesammte Welt der nordischen Insel- und Küstenreiche großartig hineinspielt, so ist das noch weit mehr bei anderen dieser Erzählungen der Fall, besonders aber bei jenen, welche Vigfusson mit vollem Recht als die „großen Sögur" Islands bezeichnet und welche nach seiner Ansicht erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts niedergeschrieben worden sind. Groß mag man sie nennen, weil sie nicht nur an Gestalt und Form, Umfang und Bedeutung die anderen überragen, sondern auch bis auf den heutigen Tag die beliebtesten Volksbücher geblieben sind. Es sind die Niáls-Saga, die Eyrbyggja-Saga, die Laxdaela-Saga, die Egils-Saga und die Grettis-Saga. Die darin geschilderten Thatsachen gehören sämmtlich der Uebergangszeit von 970—1030 an. In dem alten, gesetzeskundigen Niáll ist der altisländische Republikaner, in Egill Skallagrímsson der wanderlustige Skalde, in Grettir der für vogelfrei erklärte Abenteurer und Freibeuter mit Meisterhand gezeichnet; die Eyrbyggja-Saga gewährt den besten Einblick in den alten Götzendienst und Aberglauben, die Laxdaela-Saga in das gesammte Volksleben überhaupt.

Während ungenannte und unbekannte Schriftſteller dieſe aus dem Volksmund und dem Volksleben ſelbſt geſchöpften Hiſtorien der Nachwelt aufbewahrten, gingen aus den Klöſtern und Schulen des Landes aber auch Geſchichtſchreiber hervor, welche mit dem Gewicht ihres Namens und Anſehens für ihr Zeugniß eintreten konnten und wollten. Oddr Snorraſon, Benediktinermönch von Thingeyrar, ſchrieb (1160—1180) das Leben des Königs Ólafr Tryggvaſon, des waffengewaltigen Bekehrers der nordiſchen Reiche. Gunnlaug, ebenfalls ein Mönch († 1219), verfaßte ein Leben des Königs Ólafr des Heiligen, von dem jedoch nur Bruchſtücke in dem ſogen. Flateyarbók und den Biskupa-Sögur erhalten ſind. Karl Jónsſon, Benediktinerabt von Thingeyrar, wurde in den Jahren 1185—1187 auf den Wunſch des norwegiſchen Königs Sverrir deſſen Biograph. Sein treffliches Werk wurde ſpäter von dem Prieſter Styrmir Káraſon hinn Fróði, Abt von Videy und Geſetzesſprecher von 1210 bis 1214, fortgeſetzt und ergänzt.

Alle dieſe Geſchichtſchreiber übertraf indes Styrmirs Freund, der große Staatsmann und vielſeitige Gelehrte Snorri Sturluſon. Zu Hvammr in einem der Thäler am Breidifjördr 1178 geboren, kam er ſchon als Knabe von drei Jahren auf den Hof zu Oddi, der durch Saemundr den Weiſen bereits zu einer Schule höherer Bildung geworden war und wo jetzt deſſen Enkel Jón Loptsſon, einer der beſten Geſetzeskenner und der beliebteſte Mann auf ganz Island, wohnte. Jón Loptsſon ſtand aber nicht nur durch ſeine Verwandten väterlicherſeits mit den erſten bahnbrechenden Männern isländiſcher Geiſtesbildung in nächſter Beziehung; da ſeine Mutter Thóra eine Tochter des norwegiſchen Königs Magnús Barfuß war, ſo trafen Islands ehrwürdigſte Erinnerungen in ſeinem Hauſe auch mit jenen des Stammlandes und ſeiner Herrſcher zuſammen. In dieſem Kreiſe wuchs Snorri auf und erlangte, bei tüchtiger Schulung, eine Kenntniß der altnordiſchen Mythologie, Heldenſage und Geſchichte, wie ſie vor ihm noch keiner ſeiner Landsleute beſeſſen hatte. Als Jón Loptſon ſtarb, blieb er bei deſſen Sohne Saemundr, heiratete mit 20 Jahren die reiche Herdís Verſadóttir und ward, als deren Vater 1202 ſtarb, der Erbe eines ungeheuren Vermögens. Er verließ nun Oddi, zog nach Borg und dann nach Reykholt, wo er ſich mit fürſtlicher Pracht einrichtete. Schon 1215 trat er als Geſetzesſprecher für vier Jahre an die Spitze der Republik, lebte längere Zeit in Norwegen und Schweden, ward abermals für acht Jahre zum Geſetzesſprecher gewählt, wußte durch geſchickte Politik die Pläne des Königs Hákon des Alten auf Eroberung Islands vorläufig zurückzuhalten, war aber weniger glücklich in ſeiner innern Politik, indem er zwar durch günſtige Verheiratung ſeiner Kinder immer mehr Beſitz, Macht und Einfluß im Lande gewann, aber auch im Schoße der eigenen Verwandtſchaft ſich mächtige Gegner erweckte. Andere beneideten den Mann, der, einem König gleich, mit achthundert Mann zum Thingfeld ritt; wieder andere wurden durch die Anmaßung ſeines Sohnes Úraekja gereizt.

König Hákon, der umſonſt erwartet hatte, daß Snorri ſeine Landsleute zur Unterwerfung unter Norwegen bereden würde, benutzte die Erbitterung und forderte Gizurr Thorvaldsſon auf, ihn entweder gefangen nach Norwegen zu bringen oder aus dem Leben zu ſchaffen. Eine Anzahl Verſchworener thaten ſich zu dieſem Zweck zuſammen, und Snorri Sturluſon fiel unter ihren meuchleriſchen Händen am 23. September 1241 auf ſeinem eigenen Gute zu Reykholt. In den mehr als 40 Jahren ſeines öffentlichen Wirkens hatte er indes Zeit gefunden, ſich neben der Politik mit allen Zweigen isländiſcher Geiſtescultur zu beſchäftigen. Er beſang ſelbſt als Skalde den Jarl Hákon und den Jarl Skúli und erwarb ſich dafür gleich anderen Sängern Schwert, Schild, Harniſch und Banner. Eine von der Kritik zwar angefochtene, aber ſehr alte und beſtändige Ueberlieferung ſchreibt ihm die Abfaſſung jenes Sammelwerkes zu, welches als „jüngere Edda“ die wichtigſte Ergänzung zu den Liedern der ältern Edda bildet und als „Snorra-Edda“ ſeinen Namen trägt. Die Sammlung umfaßt drei Haupttheile. Der erſte, welcher den Titel „Gylfaginning“ (Gylfi's Verblendung) führt, entwickelt in unvergleichlich ſchöner, einfacher, natürlicher Darſtellung die geſammte nordiſche Mythologie, eines der ſchönſten Volksbücher aller Völker und Zeiten. Der zweite, „Skáldſkaparmál“, bietet eine vollſtändige Poetik, worin die dichteriſchen Umſchreibungen, Synonyma und Anſpielungen der mythologiſchen Sprache ihre Erklärung finden. Der dritte, „Háttatal“, endlich erläutert dem angehenden Skalden 100 verſchiedene Versarten an paſſenden Proben. Iſt es auch wahrſcheinlich, daß die grammatiſchen und überhaupt ſchulmäßigen theoretiſchen Zuſätze von anderen Verfaſſern herrühren, ſo bleibt doch ebenſo die größte Wahrſcheinlichkeit beſtehen, daß der Kern des Ganzen und namentlich die meiſterliche Proſafaſſung der eddiſchen Mythen von Snorri geſchrieben iſt. Sein Hauptwerk aber iſt „Heimskringla“ (der Weltkreis), wie ſein großes Geſchichtswerk ſpäter nach deſſen Anfangswort benannt worden iſt, eine norwegiſche Königschronik, welche von den mythiſchen Zeiten bis auf König Magnús Erlingsſon und deſſen Kämpfe gegen die Birkebeiner einſchließlich (1177) reicht.

Es iſt eines der ſchönſten Geſchichtswerke des Mittelalters, auf umfaſſendſter Erforſchung aller alten Ueberlieferungen, verſtändiger Kritik und genauer Kenntniß der betreffenden Länder, Norwegen, Island und Schweden, beruhend, mit dem praktiſchen Scharfblick eines erfahrenen Staatsmannes aufgefaßt, mit der Lebhaftigkeit und Anſchaulichkeit eines echten Dichters ausgeführt, das herrlichſte Denkmal isländiſcher Geiſtesbildung und ein Zeugniß, daß das ſo abgelegene Inſelland ſein Stammland in geiſtiger Regſamkeit weit überflügelt hatte. Auch hier hat zwar die Kritik die Autorſchaft Snorri's angefochten; daß die beſten der darin enthaltenen Königschroniken von ihm herrühren, ſteht aber ziemlich feſt, und an der Bedeutung des Werkes ſelbſt wird durch Annahme anderer Mitverfaſſer nichts geändert. „Er

war ein weiser und hochgelehrter Mann," so bezeugen von ihm die alten Annalen, „ein mächtiger in der Staatskunst gewandter Höfding. Er hat die Edda und mehrere andere gelehrte Werke verfaßt." (Han samsetti Eddu ok margar adrar fraedibaekr.)

Ein Geschichts- und Literaturdenkmal von ebenfalls hohem Werthe ist die Sturlunga-Saga, auch die große isländische Saga oder die „Blume" genannt, gleich der Heimskringla im einfachen Stile der Saga gehalten, Hauptquelle für die furchtbar bewegte Zeit, welcher Snorri Sturluson selbst theilweise noch angehörte und welche nach seinem Tode noch einen düsterern Charakter annahm, bis es 1272 dem König Hákon endlich gelang, die isländische Republik zu stürzen. Ein Theil der umfangreichen Saga wird dem Sturla Thordarson zugeschrieben, einem Vetter Snorri's, der als Mitglied der Sturlunga-Familie selbst in die furchtbarsten Wirren des innern Bürgerkrieges verwickelt war und nach zahllosen Abenteuern am 30. Juli 1284 starb.

Mit seinem von anderen fortgesetzten und ergänzten Werke, das unter anderem auch die höchst merkwürdige Lebensbeschreibung des Priesters Gudmundr enthält, ist die isländische Geschichtschreibung noch lange nicht erschöpft. An die Königssögur der Heimskringla reiht sich noch die Knytlinga-Saga (ein ansehnliches Stück dänischer Geschichte, darunter diejenige Amlodi's — Hamlets — enthaltend), die Jómsvikinga-Saga, deren Fortsetzung, die Orkneyinga- und die Faereyinga-Saga. Auch die englische Geschichte wurde in einigen Theilen herangezogen. Erst nach der Vollendung der Sturlunga-Saga kam die erfundene Saga, der Roman, auf und verdrängte theilweise die herrliche bisherige Volksliteratur.

Dem Scharfblick und praktischen Sinne des isländischen Clerus macht es hohe Ehre, daß er dem Geschmack des Volkes am Geschichtlichen überhaupt und an der überlieferten Sagaform insbesondere höchst liebevoll entgegenkam und den religiösen Unterricht — einige Sammlungen von Homilien abgerechnet — fast immer in die Form der Saga kleidete. Die Marienlegende trat als „Mariu-Saga" in das Leben des Volkes hinein; die Apostel, die vier Evangelisten und der hl. Johannes der Täufer wurden ihm durch die „Postula-Sögur" gleichsam als Helden eines neuen Zeitalters vorgeführt; die beliebtesten Heiligen des abendländischen Martyrologiums und Kalenders wurden in den „Helgra-Manna-Sögur" sein Eigenthum; die historischen Bücher des Alten Testaments brauchten in der schlichten Einfachheit ihrer Erzählungsweise nur übersetzt zu werden, um im Geiste des Isländers gewinnend anzuklingen. Näher als die christliche Geschichte des europäischen Festlandes lag dem auf seiner Insel abgeschlossenen Volke seine eigene heimische Kirchengeschichte, zu der Ari Fródi in seinem Isländerbuch schon die Grundlinien gezeichnet hatte. Ein Leben des heiligen Bischofs Thorlák von Skálholt ist bereits in einer Handschrift vom Jahre 1200 erhalten. „Hungerweckerin" (Hungrvaka) ist der Titel eines ebenfalls sehr alten Werkes, in

welchem das Leben der ersten fünf Bischöfe von Skálholt beschrieben ist. Erhalten sind außerdem ein anderes Leben des hl. Thorlák und besondere Biographien der Bischöfe Jón Ögmundarson († 1121), Páll Jónsson († 1211), Árni Thorláksson († 1298), Laurenz Kálfsson († 1330) und des Priesters Guðmundr († 1236), von denen einige trefflich geschrieben sind. In den Klöstern wurde, im gläubig-gemüthlichen Geist des Mittelalters, neben fast allen Zweigen des Wissens auch die fromme Legende gepflegt. Bergr Sokkason, Benediktinerabt von Munkathverá († 1350), schrieb ein Leben des heiligen Erzengels Michael und des hl. Nicolaus; Árni, Mönch von Thingeyrar († 1296), ein Leben des hl. Dunstan; der Priester Grímr Hansteinsson († 1298) ein Leben des hl. Johann Baptist; der Priester Bergr Gunnsteinsson († 1211) ein Leben des hl. Thomas von Canterbury; der Priester Jón Holt († 1301) ein Leben desselben Heiligen.

Die Zeiten sind vorüber, wo man hochmüthig auf das ganze Mittelalter herabsehen zu dürfen glaubte. Protestantische Gelehrte aus Skandinavien haben selbst Hand angelegt, alle diese katholischen Erzeugnisse zu retten und durch quellenmäßige Publicationen zu erneuern. Vieles ist indes auf diesem Gebiete noch zu thun und harrt der Thätigkeit katholischer Forscher, welche in jenen Erzeugnissen nicht bloße Aeußerungen der Menschheit erblicken, sondern ehrwürdige Spuren von dem Walten der einen, wahren Kirche.

15. Die Skaldendichtung.

Lange vor der Einführung des Chriſtenthums auf Island und in Norwegen hatte ſich an den Höfen der norwegiſchen Könige und Großen die Sitte entwickelt, daß redegewandte Männer das Lob ihrer geſtorbenen, ſpäter auch das ihrer lebenden Herren in feierlichen Liedern beſangen. Es war das einzige Mittel, den Kämpfen, Waffenthaten und Siegen der Fürſten wie des Volkes die gewünſchte Unſterblichkeit zu ſichern. Skalden (von Skáld oder Skald) nannte man dieſe Dichter, welche ihre Lieder ſo oft wiederholen mußten, bis ſie im Gedächtniß des Volkes haften blieben. Sie Hofdichter oder höfiſche Dichter zu nennen, iſt nicht ganz unberechtigt, kann indes leicht mißverſtändlich werden. Denn nicht aus kleinlicher Eitelkeit gingen ihre Lieder hervor, ſondern aus hoher, männlicher Ruhmbegier, ſtolzer kriegeriſcher Begeiſterung, einem kräftigen Selbſtgefühl, das in dem Ruhm der Herrſcher und Heerführer zugleich die eigene Würde, die Ehre des eigenen Volkes und die Macht der Stammesgötter verherrlicht fand.

Gleich ihren Königen waren auch die Skalden kühne Abenteurer, die ſich bald in den Gebirgen und Fjorden Norwegens, bald in Island, bald auf dem Meer, den Orkneys, Shetlandsinſeln, den Faröern, den Hebriden und britiſchen Inſeln, bald in Schweden, Dänemark und Grönland herumtummelten, Kämpfe lieferten und Kämpfe beſangen, um ſchöne Frauen warben und ſchweres Leid um ſie litten, die Thaten der Herrſcher feierten und die Feſte des Volkes verherrlichten, mehr Poeſie lebten als eigentlich dichteten. Von den Literaturhiſtorikern ſpäterer Zeiten iſt das Verdienſt dieſer Skalden nicht ſelten zu gering angeſchlagen worden. All ihr Ruhm iſt nahezu auf die Geſchichtſchreiber übertragen worden, welche nachmals den guten Gedanken hatten, mit den noch im Volksmund erhaltenen Dichtungen ihre Chroniken auszuzieren. Der poetiſche Hauch, der dieſe Geſchichtswerke durchweht, rührt aber zu gutem Theil von jenen Barden her, welche die Abenteuer des 9. Jahrhunderts oder der folgenden mit durchlebten, durchaus nicht als feile Hofdiener und Speichellecker der Könige, ſondern als kampfgewaltige freie Männer, die dienen konnten, wem ſie wollten, und ſich deſſen bewußt waren. Sie ſtanden nicht als eine eigene Menſchenklaſſe da, ſie traten nur als die geiſtig Begabteren des kriegeriſchen Zeitalters hervor.

Einen mächtigeren Aufſchwung nahm die Skaldenpoeſie erſt, als der Norden durch die Vikingerzüge in häufigere Berührung mit den bereits chriſtlichen Ländern trat und das Chriſtenthum vernehmlich an ſeine Pforte klopfte. Da die Dichter aber Worte und Formen, Bilder und Gedanken, Stabreim und Rhythmus den früheren Götter- und Heldenliedern entlehnten, in ihrem wilden Treiben noch ganz oder halb heidniſch blieben, ſo behielt die Skaldenpoeſie auch in der Folgezeit noch lange ihren frühern, vorherrſchend weltlich-kriegeriſchen Charakter mit mythologiſcher Färbung.

Die Hauptform war die ſogenannte Dráþa, d. h. ein längeres, vorwiegend epiſches Lobgedicht, das in kräftigen Zügen die Waffenthaten eines Fürſten oder Kriegführers ſchilderte. Gewöhnlich beſtand die Dráþa aus drei Theilen, die durch einen Refrain (Stef, Stab) voneinander geſchieden waren: dem Upphaf (oder Eingang), dem Steffjamál (Stabrede), die meiſt wieder durch untergeordnete Versſtäbe in kleinere Abtheilungen gegliedert war, und endlich dem Slaemr (oder der Schlußrede). Erfidráþa hieß ein längeres Loblied auf einen Verſtorbenen, Manſöngsdráþa ein größeres Liebesgedicht. Es fehlte aber auch nicht an kürzeren Liedern (Flokkr) und Sprüchen, und in Spottgedichten (Níðvíſur) rächten ſich die Skalden nicht ſelten an ihren Feinden.

Der Rieſe Chriſtophorus hatte trotz des Althingsbeſchluſſes vom Jahre 1000 arge Mühe, ſich an das Tragen des Chriſtkindes zu gewöhnen. Von Zeit zu Zeit ſetzte er es wieder ans Ufer, um ſeinen Vikingerfahrten und Abenteuern nachzugehen. Dann fügte er ſich wohl abermals unter das ſo ſanfte, aber ihm wegen ſeiner Sanftmuth widerſtrebende Joch. Furchtbare Gewaltthaten, Mordbrennereien, Zweikämpfe, Fehden hören auch nach der officiellen Bekehrung nicht auf. Der Dichter Hallfredr Ottarsſon Vandraedaſkáld will ſich nur taufen laſſen, wenn der König Óláfr Tryggvaſon ſein Pathe zu werden verſpricht, tritt dann als Chriſt in deſſen Dienſte, bekommt Heimweh nach den alten poetiſchen Göttern, weiht ſich aufs neue Chriſtus, ſchlägt dem König einen Dienſtmann todt, wird für ein Gedicht begnadigt, heiratet in Schweden die Heidin Ingibjörg, verläßt ſie nach zwei Jahren wieder auf eine Mahnung Óláfs im Traum, kehrt nach Island zurück, zwingt ſeine frühere Geliebte Kolfinna zum Ehebruch, ſchlägt ihrem Manne Gris einen Neffen todt, wird durch die Nachricht vom Tode des Königs Óláfr gerührt, zahlt Buße, geht nach Norwegen, will den Tod des Königs rächen, zieht in Schweden, Norwegen und Island herum, ſtirbt auf dem Meer. Sein Sarg wird auf der Inſel Jona ans Land getrieben, dort geplündert, die Leiche erſt durch eine Erſcheinung des Königs Óláfr zur friedlichen Beſtattung gebracht.

So geht es kraus durcheinander bei dieſen Neubekehrten. Viele ſchwanken. Viele leben nach der Taufe wie zuvor. Reiche Höfdinge werden die erſten Biſchöfe der Inſel, Vater und Sohn. Doch faßt das Chriſtenthum immer tiefere Wurzeln. Durch die erſten Oberhirten zieht die abendländiſche Bildung endlich in die Gehöfte der Inſel ein. Die gewaltigen Vikinger lernen leſen

und ſchreiben; die Sitten mildern ſich langſam. Die einſamen Höfe zu Haukadalr und Oddi werden Schulen, und der reiche, unabſehbare Stoff, der ſich in zwei Jahrhunderten aufgeſpeichert hatte, geſtaltet ſich endlich zu einer Literatur, lange bevor der Sagenſchatz des frühen Mittelalters in Deutſchland und Skandinavien gehoben ward, ſchon gegen Ende des 11. Jahrhunderts.

Was vor dieſer Zeit liegt, kann kaum als eine Literatur bezeichnet werden, aus dem einfachen Grunde, weil niemand ſchreiben konnte und deshalb nichts aufgezeichnet wurde. Es ſind zwar eine Menge Namen von Skalden, ſowohl norwegiſchen als isländiſchen, erhalten. Die früheſten, Starkadr und Bragi der Alte, ſind halb mythiſche Geſtalten und gehören, wie Thjódólfr von Hvin, Thórbjörn Hornklofi, Eyvindr Finnsſon, noch dem Stammland Norwegen an. An der Spitze der isländiſchen Skalden ſteht Egill Skallagrimsſon (904—990), deſſen Erinnerung nebſt Bruchſtücken ſeiner Dichtungen ſpäter durch eine biographiſche Saga erhalten wurde. In die Hände des Königs Eirikr Blódöx gefallen, entriß er ſich dem Tode durch ein auf den König verfaßtes Lobgedicht Höfudlausn (Hauptlöſung); nach Island zurückgekehrt, widmete er ſeinem Freunde Arinbjörn das Gedicht Arinbjarnardrápa; im Alter endlich ſeines liebſten Sohnes Bödvar beraubt, der im Meer ertrank, machte er ſeinem Zorne gegen die Götter in einigen ſchmerzlichen Strophen Luft, welche gleich der „Höfudlausn" noch theilweiſe in der Egilsſaga erhalten ſind. Dieſelbe Saga erwähnt auch ſeinen etwas jüngern Freund Einar Helgaſon, der den mächtigen Norweger Hákon Jarl in dem Gedicht Vellekla (Goldmangel) verherrlichte und dafür eine Wagſchale zum Geſchenk erhielt. Kämpfe und Abenteuer zweier anderer Dichter, des Gunnlaug Ormstunga (Schlangenzunge) und des Skáld Hrafn, ſind, nebſt Bruchſtücken aus ihren Liedern, in der Gunnlaugs-Saga berichtet, welche alle Elemente eines vollſtändigen Romans enthält. Doch iſt die Liebe und Eiferſucht, welche ſie zum Kampf entflammt, durchaus nicht romantiſch ausgeführt; was die Isländer weit mehr anzog, waren blutige Heldenthaten, Zweikampf, Mord und Brand. Auch der Liebes-Skalde Kormakr Ögmundarſon, der umſonſt ſeine Geliebte Steingerdr in wunderlichem Heldenpathos beſingt, lebt und ſtirbt als Viking, nachdem ſie einen andern, den Holmgang-Berſi, zum Mann genommen. Von den Dichtungen des Thorleifr Skúma, des Tindr Halkelsſon, des Glúm Geiraſon ſind nur kleine Bruchſtücke gerettet. Bei weitem der merkwürdigſte der Skalden iſt der ſchon erwähnte Hallfredr der Störriſche, eine wilde, unruhige Kraftnatur, Krieger und Barde zugleich, ſchwankend zwiſchen den alten Göttern und Chriſtus, nur durch die Dienſttreue zu König Olafr Tryggvaſon aus den tiefſten Verirrungen ſich erhebend und erſt im Tode raſtend an der Inſel des hl. Columba.

Thordr (oder Thóroddr) Kolbeinsſon beſang den Jarl Eirikr Hákonsſon in ſeiner Eiriksdrápa, beſuchte dann den hl. Olafr, verherrlichte ihn in einer

Ólafsdrápa und erhielt dafür Goldring, Gürtel und Schwert. Von Björn Hitdaelakappi mit einem andern Goldring an dessen Braut Oddný gesandt, gab er dieser vor, daß Björn gestorben sei, und heiratete sie. Daraus erwuchs furchtbarer Zwist zwischen beiden; sie bekämpften sich erst in bitteren Spottgedichten und endlich mit dem Schwerte, wobei der betrügerische Thordr obsiegte.

Viel bedeutender als Thordr war Sighvatr Thordarson, ein begeisterter Anhänger und Krieger des hl. Ólafr. Er machte die große Schlacht zwischen diesem König und Jarl Svein bei Nes mit und besang sie in seinen Nesjavísur. Dann fuhr er mit dem Marschall (stallari) Björn im Dienste des Königs gen Schweden, dichtete dabei sein Ostfahrtlied (Austrfararvísur) und ward nun selbst „Stallari". Wie alle Helden jener Zeit, hatte er aber keine Ruhe, zog gen Dänemark zu Knut dem Großen, dann nach Rudeborg in Valland, d. h. nach Rouen in der Normandie, und endlich gen England wieder zu Knut dem Großen. Als zwischen diesem und dem hl. Ólafr Krieg ausbrach, wandte er sich nach Norwegen zurück; Ólafr wollte erst nichts von ihm wissen, aber bald nahm er ihn wieder in Gnaden auf. Die Entscheidungsschlacht bei Stiklestad (Stiklastadir), in welcher Ólafr des Martyr- und Heldentodes starb, traf den Sänger nicht an seines Königs Seite, da er mit dessen Erlaubniß eben nach Rom gefahren war; er verherrlichte indes den König in zwei Drápen (Ólafsdrápa und Erfidrápa). Nach weiteren Zügen durch Jemtland und Helsingland in Schweden kam er abermals nach Norwegen zurück und ward hier durch das Loos zum Stimmführer der aufrührerischen Bauern erkoren, welche König Magnús als die Mörder seines Vaters strenge verfolgte. In ihrem Namen dichtete er die „Versöglivísur", das freimüthige Lied, worin er den König von weiterer Verfolgung abmahnte.

Einen noch treuern Anhänger fand der hl. Ólafr an Thormódr, welcher wegen seiner Liebeslieder auf Thorbjörg mit den schwarzen Augenbrauen der Kolbrúnarskáld hieß. Nachdem er zeitweilig bei Knut dem Großen, dann in Norwegen und Grönland gelebt hatte, schloß er sich später wieder dem Gefolge Ólafs an, begleitete ihn auf seiner Flucht aus Norwegen, kehrte mit ihm dahin zurück und war der Waffengefährte seiner letzten Kämpfe.

In der Schlacht von Stiklestad schwer verwundet, versuchte er nach dem Fall des Königs umsonst zu entfliehen. Ein Pfeil streckte ihn vollends nieder. Nachdem eine der Arzneikunst erfahrene Frau sich vergeblich bemüht hatte, ihm den Pfeil aus der Brust zu ziehen, faßte er ihn selbst mit einer Zange und riß ihn heraus. Als mit der Spitze rothe und weiße Fasern herauskamen, sagte er: „Gut hat der König uns genährt, Fett hab' ich noch an der Herzwurzel" (vel hefir konungrinn alit oss, feitt er mèr enn um hjartaraetr). Und dann sank er hin und starb.

Diesen hervorragenden Skalden des 10. und 11. Jahrhunderts folgte ein ganzes Heer von anderen. Bis zum Jahre 1400 werden 425 namhaft

gemacht, von welchen nur einer ein Däne war, 45 Norweger, die anderen 379 Isländer. Eine ebenso große Menge von Namen wird verloren gegangen sein. Denn an eine strenge Trennung von Kunst- und Volksdichtung ist kaum zu denken. In dem einsamen Gehöfte wie der Königshalle war die Erzählung von Heldenthaten die Unterhaltung an den langen Winterabenden, der Vortrag von Lob- und Kampfgesängen die Krone der Feste, und Verse aller Art die Würze des gesprächigen Volksverkehrs. Die Poesie war nicht als Geschäftssache oder professioneller Kunstzweig oder gar als Damen- und Salondivertissement von dem großen öffentlichen Leben, von Recht, Politik und Religion getrennt, sondern der Jubelruf, Schmerzensschrei, die Freude und Unterhaltung, die stete unmittelbare Lebensäußerung des noch kerngesunden, männlichen, thatenlustigen Volkes. Auch als mit der Kunst der Schrift eine eigentliche Literatur begann, versiegte jene überströmende Fülle echt poetischen Lebens noch lange nicht: die Lieder der Vergangenheit lebten noch immer im Volksmund weiter und regten stets zu neuer Dichtung an.

Die älteste Skaldendichtung hat in Ton und Haltung, Bild und Ausdruck so vieles mit den Gesängen der Edda gemein, daß die Versuchung naheliegt, diese selbst nicht in allzu entlegene Jahrhunderte hinaufzurücken, sondern als eine poetische Erscheinung aufzufassen, welche sich wenigstens in ihren Endpunkten noch mit den Anfängen der Skaldendichtung berührt. In einigen Götterliedern der Edda ist noch der volle naive Glaube des Heidenthums gewahrt. Dann folgen andere, in welchen sich die Würde der Götter schon stark vermenschlicht. Die humoristische Darstellung nimmt im weitern Verlauf fast den Charakter der Satire an. Ein Anhauch von christlichen Gedanken beginnt sich den ursprünglichen heidnischen Mythen beizumischen. Im Sonnenlied endlich tritt der christliche Gedanke klar und deutlich hervor, aber noch immer einer Zeit entsprechend, in welcher Christenthum und Heidenthum nebeneinander bestehen. Diesem geistigen Entwicklungsstadium ist die älteste Skaldenpoesie verwandt. Von vier Vertretern derselben sind uns biographische Sögur, d. h. ausführlichere Lebensbeschreibungen erhalten von Egill Skallagrímsson, von Kormakr Ögmundarson, Hallfreðr Vandraeðaskáld und Gunnlaug Ormstunga. Zwei sind noch Heiden, einer ist mit dem Kreuze gezeichnet, einer schon getauft, aber nicht fest in seinem neuen Glauben. Die kurze Regierung des Königs Ólafr Tryggvason (995 bis 1001) vermag noch nicht, die Skaldendichtung zu christianisiren.

Erst unter König Ólafr dem Heiligen (1015 bis 1040) gelangte das Christenthum in Norwegen nach langem Kampfe zum vollen Sieg. Als echter Viking hatte er den ganzen Norden von Irland und den Hebriden bis hinüber nach Rußland durchfahren, als Schlachtenführer in Frankreich und Spanien, Norwegen und Schweden gekämpft, als Held war er bei Stiklestad für seinen Glauben gefallen. Der Strahlenglanz des Martyriums und des Wunders verklärte seine erhabene Gestalt. In ihm fand die Skalden-

dichtung einen Helden, welcher den Ruhm der alten Zeit mit der Schönheit chriſtlicher Ideen verband. An ſeinem Grabe bekehrten ſich ſeine erbittertſten Feinde; Blinde erhielten das Licht der Augen wieder; die Glocken läuteten von ſelbſt und über alle Berge ſtrömte das Volk gen Throndhjem, um an dem heiligen Schreine ſeines Königs Gnade und Segen von Gott zu erflehen. Die Skalden, welche ihn auf ſeinen Kriegszügen begleitet hatten, vor allen Sighvatr Thordarſon, ſtimmten alsbald nach ſeinem Tode Loblieder an, welche in dem gewaltigen Schlachtenkönig auch den Heiligen und Martyrer beſangen. Den Grundton der neuen chriſtlichen Skaldendichtung bezeichnet das „Glockenlied", das Thórarinn Loftunga, früher ein Skalde des Königs Knut, am Schreine des Heiligen anſtimmte:

Nun hat ſich zum Sitze die Stadt geſetzt
Des Volkes Fürſt: Throndhjems Veſte.
Da will er für immer, für ewige Zeiten,
Der Ringbrecher, des Reiches rathen.

Da, wo Ólafr einſtens gethront,
Bevor er ging zu den himmliſchen Gauen,
Da ward, wie alle wiſſen,
Ueber dem König die Kirche gekreuzt.

Sehnend hatte ſehr geſeufzt
Haralds Sohn zur Himmelsheimat,
Eh' er, der Wackere, aus der Welt wanderte
Und nun herrſchet hehr mit dem Herrn.

Lobſelig liegt die reine Leiche
Des Königs da und kündet Glück.
Wie an Lebendigen Haar und Nägel
Wachſen ihm mit wackerm Wuchs.

Ueber dem Lager läuten die Glocken,
Selig dem Fürſten ſingend von ſelber,
Feſtlich ertönet täglich dem Volke
Vom König das glorreiche Glockenlied.

Hoch am Altare heilige Kerzen
Strahlend erhellen des Seligen Sarg.
Denn es hat Ólafr, bevor er ſtarb,
Sündenlos ſeine Seele geborgen.

Wo ſüßen Schlummers der König ſchläft,
Kommen Krüppel kräftig zum Gehen,
Bittend dem Fürſten nah'n die Blinden,
Und leuchtend dem Auge lacht wieder das Licht.

Bitte zu Ólafr, er möge dir gönnen —
Gottes Freund iſt er — ſein Land und ſein Reich.
Allen gewinnt er von Gott ſelber
Frieden und Freude und fröhlich Gedeih'n.

Das Chriſtenthum milderte und heiligte den alten kampfluſtigen Sinn, lähmte oder ertödtete ihn aber keineswegs. Unter den Königen Magnús

Ólafsson (1035—1047) und Haraldr Hardráðr (1047—1066) besangen Arnórr Jarla-Skáld und Thjódólfr Arnorsson in begeisterten Drápen die Großthaten dieser Herrscher selbst, wie anderer Fürsten und Helden, Schlachten in Norwegen und Dänemark, Seegefechte im Baltischen Meer, an den britischen Gestaden und fern an den Orkney-Inseln. Der isländische Gesetzessprecher und Skalde Markús Skeggjason, der am Ende des 11. und am Anfang des 12. Jahrhunderts blühte, verherrlichte in seiner Eiríksdrápa den König Erich den Guten von Dänemark, seine Kriegsfahrten nach Wendenland und seine Pilgerfahrt nach Rom, das „Munkaveldi", Reich der Mönche genannt wird. Freudig berichtet er, wie der Papst, der Freund Christi (Kristz unnandi Pavi), alles gewährte, was der König verlangte, wie Erich dann mit dem Herrscher von Frakkland zusammen kam, den erzbischöflichen Stuhl von Lund begründete, zum Heile seiner Seele mit einer wackern Schaar gen Jerusalem zog, um sich zur Reise auf eine bessere Welt vorzubereiten, und wie er selbst nach seinem Tod in fremdem Land von Fürsten und Völkern geehrt ward. Von einem Liede des Markús Skeggjason auf den Erlöser und auf den hl. Knut sind leider nur ein paar Verse erhalten; doch weisen uns dieselben schon auf das Heranreifen einer eigentlich religiösen Poesie hin.

Unter den Skalden des 12. Jahrhunderts ragt der Priester Einar Skúlason hervor, aus West-Island gebürtig, von einer Familie, aus der schon viele beliebte Dichter hervorgegangen waren. Den größten Theil seines Lebens brachte er in Norwegen zu, wo er um 1160 starb. Bei Gelegenheit des großen Reichs- und Kirchentages, der im Februar 1152 zu Nidarós (Throndhjem) zur Ordnung der kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten gehalten wurde, in Gegenwart des Cardinal-Legaten Nicolaus Brekspear (des spätern Papstes Adrian IV.), des Erzbischofs Jón Birgisson und der vier norwegischen Bischöfe von Bergen, Oslo, Stavanger und Hamar, der übrigen Bischöfe, sowie der drei Könige und Brüder Ingi, Sigurðr und Eystein, trug der isländische Skalde im Dome der Primatialstadt das berühmteste seiner Gedichte vor: „Geisli" (Der Strahl) genannt, ein Loblied auf den heiligen König Ólafr, um dessen Schrein die großartige Versammlung tagte. Der Chronikschreiber (der Morkinskinna) erzählt, es sei dabei ein süßer Wohlduft von dem Schrein des Heiligen ausgegangen und die Leute hätten das als ein Zeichen aufgefaßt, daß der Heilige selbst sein Wohlgefallen an der Dichtung habe bezeugen wollen. In der Folgezeit ist dieselbe, wie P. A. Munch bemerkt, immer unter die schönsten Erzeugnisse der ältern Dichtkunst gerechnet worden.

Das merkwürdige Loblied ist mit der feinen Symmetrie einer vollendeten Kunstdichtung aufgebaut. Von den 71 Strophen fallen 17 der Einleitung zu, 26 dem Schlusse; der eigentliche Kern des Gedichtes aber ist durch einen „Stab" oder Refrain von zwei Zeilen in 9 Glieder von je 3 Strophen

Art. Painting, sculpture, and architecture are the three major arts. Other arts include drawing, printmaking, and photography. Art is a way of expressing ideas and feelings.

The Arts. The arts are a way of expressing ideas and feelings. They include painting, sculpture, architecture, drawing, printmaking, and photography. The arts are a way of communicating with others.

altheidnischen Dräpen den Göttern und Helden zollten, tritt in dieser Dichtung ein erhabenes Bekenntniß des christlichen Glaubens und ein frommer Festgruß an die glänzende Zuhörerschaft; an die Stelle der Kämpfe und Waffenthaten, welche einst den Hauptgegenstand der Dichtung bildeten, treten hier die Wunder, womit Gott seine Heiligen hienieden verherrlichte; an die Stelle des Hasses und Schreckens, der die Götter der Vorzeit umgab, tritt hier die Liebe Christi und der Segenswunsch, der von Nägeln durchbohrte Erlöser möge alle Menschen auf die Fürbitte seiner Heiligen von Leid und Uebel erlösen. Gerne möchte ich eine Uebersetzung des herrlichen Feierliedes versuchen, allein die kühnen Bilder und Wendungen der alten Skaldenkunst sind uns ebenso fremdartig, als die Stabreime und Wortumstellungen, über die er verfügte und die ein modernes Deutsch kaum wiederzugeben im Stande ist. Ich begnüge mich deshalb, den Inhalt nur kurz zu skizziren.

A. Einleitung (Upphaf).

I. Glaubensbekenntniß.

1. Huldigung an den dreieinigen Gott, die Sonne der Gnade, von der die Glorie des Heiligen herrührt. Str. 1.
2. Die Menschwerdung. Die ewige Sonne wird das Licht dieser Welt und will geboren werden als Mensch vom Stern der Meere: Maria. Str. 2.
3. Die Passion. Die ewige Sonne läßt sich beim Untergang umdunkeln, auf daß wir zum Licht gelangen mögen. Christi Tod am Kreuz ist unser Leben. Str. 3.
4. Die Auferstehung. Am dritten Tag ging die Sonne der Gerechtigkeit wieder auf. Sie ist die Hoffnung unseres Lebens. Str. 4.
5. Die Himmelfahrt. Der Sohn erhob sich zu den höchsten Himmelshallen und wird angebetet von den Heerschaaren des Himmels. Str. 5.
6. Die Sendung des Hl. Geistes. Da sandte uns der Herr die Gaben seines Geistes, und es erhob sich die Gemeinschaft der Christenheit, die der Gehorsam gegen einen Gott vereint. Str. 6.

II. Anrede an die Gäste des Festes.

1. Aufruf, den hl. Ólafr und seinen heiligen Schrein zu verehren. Str. 7.
2. Gruß an die Könige Eystein, Sigurðr und Ingi und an den Cardinal Nikolás. Str. 8.
3. Gruß an den Erzbischof Jón und den Clerus. Str. 9.
4. Gruß an die Mitglieder der St. Ólafsgilde. Str. 10.
5. Gruß an alle Thrönder (Einwohner von Throndhjem) und alle Nordmänner. Str. 11.

III. Kurzer Blick auf das Leben des Heiligen.

1. Sighvatr und Óttar, die Meister der Dichtkunst, haben ihn schon besungen. Str. 12.
2. Fünfzehn Winter saß er auf dem Thron, bis er zu Stiklestad fiel. Str. 13.
3. Viele herrliche Thaten des Königs kennt Gott allein. Str. 14.
4. Vor dem Kampfe hatte Ólafr, der König von Rauma und Hordalab, einen Traum. Str. 15.

5. Er ſah eine Leiter, die in den Himmel reichte; er ſtieg hinauf und ward vom Herrn des Himmels aufgenommen. Str. 16.
6. Da ward die Schlacht von Stikleſtad geſchlagen und der König fiel. Eine böſe That war es, die ſeine Mörder thaten. Str. 17.

B. Der Hauptgeſang (Stefjamál).

Stef. Zu lindern das Leid der Völker, vermag Gottes hehrer Ritter alles; was er wünſcht, gewinnt der wack're Ólafr vom König der Sonne. Str. 18.

1. Sonnenverfinſterung beim Tode des Heiligen; wunderbares Licht über ſeiner Leiche. Str. 19—21.
2. Heilung eines Blinden durch Waſſer, das mit dem Blute des Königs gemiſcht. Str. 22—24.
3. Ein Stummer, dem die Zunge abgeſchnitten, erhält die Sprache an dem wieder ausgegrabenen Sarge des Königs. Str. 25—27.
4. König Magnús, des Heiligen Sohn, erhält wunderbaren Beiſtand im Kampfe gegen die Wenden. Str. 28—30.
5. Guttorm, Neffe des Heiligen, ſiegt unter ſeinem Beiſtand gegen dreifache Uebermacht im Sund von Angleſay. Str. 31—33.
6. Einer ungläubigen Frau, welche den Feſttag des Heiligen durch Backen von Brod verletzt, werden ihre Brode in grauen Gries verwandelt. Str. 34—36.
7. St. Ólafr gibt einem jungen Mann in Hlið, dem man die Zunge abgeſchnitten, Zunge und Sprache wieder. Str. 37—39.
8. Ein Mann, den die Wenden jämmerlich verſtümmelt, wird durch St. Ólafr geheilt. Str. 40—42.
9. Das Schwert des Heiligen, das bei der Schlacht von Stikleſtad ein Schwede geraubt, wird ſpäter wunderbarerweiſe in Griechenland, bei der Leibwache der Waräger, wieder aufgefunden. Str. 43—45.

(Jedes dieſer Wunder iſt lebendig und kurz in zwei und einer halben Strophe erzählt, an welch letztere ſich jeweils wieder der Stef oder Refrain anſchließt.

C. Der Epilog (Slaemr).

I. Weitere Ausbreitung der Wunder und der Verehrung des Heiligen

1. Der Kaiſer von Miklagarð (Conſtantinopel) erhält wunderbare Kunde vom Schwert des hl. Ólafr, erhebt es auf den Hochaltar und erfährt ſeine Macht im Kampfe. Str. 46—51.
2. Sieg der Waräger auf dem Petzina-Felde in der Walachei durch Beiſtand des hl. Ólafr über ein ſechzigmal ſtärkeres heidniſches Heer. Str. 52—56.
3. Heilung eines jungen Prieſters, dem grauſame Menſchen die Augen ausgeſtochen, die Zunge abgeſchnitten und die Beine gebrochen auf Fürbitte des hl. Ólafr. Str. 57—61.

II. Freudige Betrachtungen über die Verherrlichung des Martyrer-Königs. Dank gegen den Papſt, „das Haupt der Welt", für die Errichtung des neuen Erzſtuhles zu Throndhjem. Str. 62—66.

III. Schluß. Segenswünſche an alle. Bitte an König Eyſtein um den üblichen Sangeslohn. Str. 67—71.

Ein ſeltſames Gegenſtück zu dieſer glänzenden religiöſen Dráþa iſt die ganz und gar weltliche Jómsvíkinga-Dráþa des Bjarni Kolbeinsſon, der

als Bischof der Orkney-Inseln im Jahre 1223 starb. Wahrscheinlich ist sie ein Jugendwerk desselben, da er im Prolog schmerzlich über unglückliche Liebe klagt, dann aber in gewaltigen kriegerischen Accorden die berühmte Schlacht beschreibt, welche die sogen. Jómsvikinger, so genannt nach der in Dänemark gelegenen Jómsburg, dem Jarl Hákon und seinen Anhängern in Norwegen um das Jahr 987 oder 988 lieferten, die aber später von der Sage romantisch ausgesponnen wurde. Zwischen den prachtvollen Kampfesschilderungen klingt im Refrain des Hauptheils die anfangs erhobene Liebesklage durch, bis sie endlich nach gewonnener Schlacht verstummt.

Während die weltliche Drápadichtung im Laufe des 13. Jahrhunderts allmählich zurücktrat, entwickelte sich dagegen die religiöse Poesie in immer reicherer Fülle. Mehrere dieser Dichtungen, wie die „Placidusdrápa", „Heilags anda Visur" (ein Gedicht über den Heiligen Geist), „Leiðarvísan" (Wegweisung), „Leiknarbraut" (Weg der Gnade) und „Harmsól" (die Sonne der Reue), sind nach langer Vergessenheit in neuerer Zeit wieder ans Licht gezogen worden. Die letztere, ein Werk des Benediktinermönches Gamli Kanoki, ist eine regelrechte Drápa, welche die Nothwendigkeit und den Werth der Reue schildert. Alle diese Werke übertrifft indes weit eine Dichtung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die „Lilja" (Lilie) des Augustinermönches Eystein Ásgrímsson aus dem Kloster Thykkviboer an der Südküste der Insel.

In Sprache und Bild wie im Versmaß geht Eystein theilweise von den hergebrachten Formen ab, doch nur wie ein echter Künstler, um das Ueberlieferte harmonisch in weisem Maße freier zu entwickeln. Die sechssilbige Dróttkvaetzeile verlängert er zum achtsilbigen Verse und baut so eine regelmäßige achtzeilige Strophe auf. Die allzu dunkeln Ausdrücke der ältern Skaldendichtung sucht er zu meiden und spricht diese Absicht auch im Gedichte selbst aus. An ein paar Stellen fügt er zum Stabreim auch den Schlußreim. Im übrigen ist sein Gedicht eine regelrechte Drápa mit der üblichen Dreitheilung. Der Prolog hat 25, der Epilog 25, der Hauptgesang 50 Strophen. Der letztere ist wieder ganz regelmäßig durch Stäbe in zwei Haupttheile und diese wieder in je vier kleinere Abschnitte gegliedert. Die Einleitungsstrophe wiederholt sich in der letzten (hundertsten), so daß die ganze Dichtung gewissermaßen in denselben Grundgedanken eingerahmt ist. Das mag allzu kunstreich, ja fast gekünstelt erscheinen, doch der poetische Genius hat vollständig über die freiwillig gezogenen Schranken triumphirt. Bei der ersten Lesung ahnt man die Kunst nicht, welche sich unter dem lebendigen Fluß der schönsten Verse verbirgt; man fühlt nur, daß alles harmonisch zusammenstimmt.

Majestätisch wie Orgelklang tönt das erhabene Gebet, mit welchem die Dichtung beginnt:

Das ſchönſte Marienlied in isländiſcher Sprache.

Aller Weſen Gott und Schöpfer,
Herr der Engel, Herr der Völker,
Nicht gebannt an Raum, noch Zeiten,
Waltend ſtill im Friedensreiche,
Außen thronend wie auch innen,
Oben, unten, in der Mitte:
Lob ſei dir in Ewigkeiten,
Wahre Einheit in drei Zweigen!

Dann ruft der Sänger Gottes Gnade auf ſein Werk herab:

Zeig mir deine große Gnade,
Die ich mit zerknirſchtem Herzen
Sehnend ſuche; denn nichts will ich,
Herr, als was du Gutes bieteſt.
Reinige mein Herz und leite
Kunſtvoll löblich Wort zum Worte,
Daß geſtäbt das Lied und zierlich
Euch aus dieſem Mund ertöne.

Der Titel „Lilja", womit der Dichter die allerreinſte Mutter des Erlöſers bezeichnet, läßt ein zartes, liebliches Lied der Minne erwarten, beſeelt von dem erhabenen Gedanken des Hohenliedes, umwoben von den holdeſten Bildern der Natur, von Lenzespracht und Blumenſchöne. Dieſes Element fehlt auch nicht ganz, doch für den kampfluſtigen Normannen, den geiſtigen Erben der Vikingerzeit, bleibt es ein untergeordneter Schmuck. „Stark wie der Tod iſt die Liebe" — das iſt der Wahlſpruch ſeines Minneſanges. Die Madonna, die ihm vor Augen ſchwebt, iſt nicht die holdſelige Jungfrau und Mutter mit dem Himmelskinde, welche die kölniſchen Maler und Fieſole und Raphael ſo bezaubernd gemalt; es iſt die Judith des Neuen Bundes, das ſtarke Weib, das der Schlange den Kopf zertreten, die Mutter und Mitkämpferin des großen erhabenen Schlachtenkönigs, der den größten Kampf gekämpft und den glänzendſten Sieg erſtritten, der glorreich an die Stelle der kriegsluſtigen alten Götter trat, ihr Reich zerſtörte und die Feſſeln des Todes brach und hoch am Kreuze den Fürſten dieſer Welt mit all ſeiner Liſt und Macht auf ewig zu Schanden machte. Dieſe Auffaſſung tritt ſchon in dem Prolog hervor, der uns die Schöpfung, den Fall der Engel, den Fall der Menſchheit und den Plan der Erlöſung in wenigen grandioſen Zügen vor Augen führt.

Lebe neu! iſt Gottes Rathſchluß,
Lebe auf von Adams Falle!
Solche Gunſt zu ſich'rer Stunde
Ward geſandt von Gottes Händen;
Daß das Licht ſtieg lebend nieder,
Lebend, traun! und die Gequälten
Riſſe aus der Teufelsgrube:
So beſchloß der Engel König.

Zur Ausführung dieſes Rathſchluſſes mitzuwirken, mitzuleiden, das iſt Maria's Ruhm und Ehre: ſeine Früchte uns mitzutheilen, ihr ſüßes, herrliches Amt. Tiefpoetiſch, kraftgewaltig verfolgt die Dichtung nun den Weltkampf Chriſti bis hinauf auf Golgotha. Da — genau in der Mitte — ſteht ſie auf ihrem Höhepunkt.

Hei! ſie liefen, fanden Jeſus,
Zerrten grauſam, ſchlugen, banden,
Schleppten höhnend vor die Heiden
Ihn und geißelten den Nackten.
Dornen flocht die Brut des Teufels
Um die ſegensvolle Stirne,
Nagelte ans Kreuz ihn, ſtach ihn,
Bis ſein letztes Herzblut aufſpritzt.

Doch wie in den alten Schlachtgeſängen, wenn ſie mitten im dichteſten Kampfgewühl angelangt ſind, der Sieg zweifelhaft, die Niederlage faſt ſicher ſcheint und ſich nun doch plötzlich das Blatt wendet, ſo auch hier. Alle Anſchläge des Dämons ſchlagen fehl. Im Augenblick, wo Chriſtus, ſcheinbar beſiegt, ſtirbt, zieht er als Sieger hinab in die Vorhölle und befreit da die Gefangenen von Jahrtauſenden. Herrlich iſt ſein Eintritt da geſchildert.

Was gibt's Neues? Welterlöſung!
Weshalb? Jeſus hat gelitten.
Was gibt's? Feindesniederlage!
Wer iſt Sieger? Gott der Schöpfer.
Was gibt's? Heiligenbefreiung!
Wohin? In den Sitz des Ruhmes.
Was gibt's? Himmelsanerbieten!
Wem? Uns, die das Kreuz wir preiſen.

Segenslicht, o ſüßer Jeſu,
Lebenshort der todten Menſchheit!
Reiß mich aus dem Reich des Feindes,
Lieber Herr und halt mich bei dir.
Mit erhob'ner Hand hochpreiſend
Ewig ſoll auf beiden Knieen
Liegen, was du haſt geſchaffen,
Schöpfer mein, vor deinem Antlitz!

Chriſtus hat uns erlöſt, nicht Maria. Aber Maria iſt im ewigen Rathſchluß, in ihrem Leben, Wirken, Leiden und ihrer Herrlichkeit ſo mit Chriſtus vereint, ſo mit ihm verſchmolzen, daß die Liebe zur Mutter naturnothwendig aus der Liebe zum Sohne folgt. Und darum wendet ſich des Dichters Flehen vom Sohne zur Mutter und durch ſie zum Sohne zurück:

Vor dein Kind im Strahlenglanze
Stell dich, die du Gott geboren,
Fleh, daß milde Gnade finde
Jeder, und die Sünde weiche.

Wenn du bringſt auf ſanften Lippen
Bittwort für der Chriſten Seelen,
Maria, liebſte Mutter Jeſu,
Scheide mich nicht von den Deinen.

Reinen Lebens lichte Taube,
Tochter Gottes, Heil der Kranken,
Weg der Wonne, Licht der Lüfte,
Braut der Bräute, Himmelsherrin!
Gottes Herberg, Sorgenfreiſtatt,
Freudenquelle, Sündenſchranke,
Gnaden-, Segensborn der Völker,
Maid, dein Lob beſiegt die Engel!

Die „Lilja" blieb nicht vereinzelt. Sigurðr der Blinde (von 1450 bis ungefähr 1530), ein ſehr talentvoller und fruchtbarer Dichter, ſchrieb am Vorabend der Glaubenstrennung ein Seitenſtück dazu: „Roſa" (die Roſe), in 133 Strophen desſelben Versmaßes, nicht ſo formvollendet, wie die „Lilja", aber an poetiſcher Schönheit doch überaus reich. Zwiſchen beiden liegt ein ganzer Blütengarten von frommer, ſinniger Madonnapoeſie. Ueber 50 größere Mariendichtungen und 26 Marienlegenden ſind noch erhalten, dazu eine Menge anderer religiöſer Poeſien, auf verſchiedene Heilige, beſonders den hl. Ólafr, den hl. Petrus, den hl. Johannes Baptiſt und auf das wunderthätige Kreuz zu Kaldarnes.

Während die weltliche Poeſie einen großen Theil der alten Stoffe, der mittelalterlichen Romane und Sögur in ſog. Rímur (Volksballaden und Volksepen in kurzen und gereimten Zeilen) verwandelte, blühte jene religiöſe Dichtung nicht minder freudig weiter. Noch gegen die Zeit der Glaubenstrennung hin galten zwei Geiſtliche, Einar Snorraſon (um 1532), der Ölduhryggjar-Skáld genannt, und der Prieſter Gunni Jónsſon zu Hólar, für tüchtige Dichter. Weit bedeutender war indeſſen der letzte Biſchof von Hólar, Jón Araſon, deſſen „Kroßvíſur" (Kreuzlieder), „Píslagrátur" (Paſſionsklagen), „Ljómur" (der Glanz), nebſt anderen Gedichten, gleich der „Lilja" noch bruchſtücksweiſe im Volke fortlebten, auch nachdem es proteſtantiſch geworden war. Sie ſind ein Denkmal der innigſten Frömmigkeit, wie eines echt poetiſchen, ſchöpferiſchen Geiſtes.

Die Dichtung „Ljómur", welche mit dem alten Stabreim auch den Schlußreim in überaus kunſtreicher Weiſe verbindet, hebt mit folgender erhabenen Anrufung an den Heiligen Geiſt an:

Höchſter, Heiliger Geiſt!
Himmelskönig voll Stärke,
Liebend ſchau nieder zu mir!
Zu Land und Meer geſegnet,
Wahr in Willen und Werken,
Hör mich! Ich rufe zu dir.

Laß dem Pfuhl des Feindes mich entweichen,
Daß mich ſeine Qualen nicht erreichen;
Durch Maria's Sohn, den gnadenreichen,
Laß mein Lied zur Ehre dir gereichen!

Aehnlich wie in der „Lilja“ wird dann das ganze Leben und Walten des Erlöſers in ſeinen großen Hauptumriſſen dargeſtellt, als der entſcheidende Weltkampf des größten aller Helden, aus deſſen ſcheinbarer Niederlage der ewige Triumph hervorgeht. Alles wird aber nur kurz, mit der lebendigen, dramatiſchen Kraft der alten Skaldendichtung ausgeführt. So die Paſſion in folgenden zwei Strophen:

Dreiunddreißig Jahre
Lebt der Himmelskönig
Hier in Knechtsgeſtalt;
Aber ihm zu ſchaden,
Wuchs im Volk der Juden
Bittern Neids Gewalt.

Judas Skariot läßt ſich gewinnen,
Spricht und handelt ganz nach Satans Sinnen,
Haß und Bosheit wächſt im Herzen drinnen:
„Den ich küſſe, laßt ihn nicht entrinnen!“

Da fuhr Angſt und Bangen
In die Judenſchaaren,
Jeder denkt nur ſein.
Alle ſchreckbefangen
Flieh'n vor den Gefahren,
Jeſus bleibt allein.

Nur Maria und Johannes, beide
Halten feſt im bittern Herzeleide,
Trotzen allem Haß und allem Neide,
Stehen unverzagt dem Kreuz zur Seite.

In ebenſo gedrängter Weiſe ſchildert die Dichtung dann den Sieg Chriſti und das Weltgericht, in welchem Maria und Johannes, die Getreuen am Kreuze, zum letztenmal als Fürbitter auftreten. Mit ihrem Flehen vereint der Dichter dann das ſeine, das noch nach ſeinem Tode in Island und auf den Faröern fortklingen ſollte bis auf den heutigen Tag.

16. Islands Verfall nach der Glaubenstrennung.

Kaum ein Land Europa's hat unter den Folgen der Glaubenstrennung so schwer gelitten wie Island.

Mit Jón Arason war nicht bloß ein einzelner Mann und Kirchenfürst enthauptet, sein Todesstreich war auch der Todesstreich für das kirchliche Leben der Insel, für ihre Freiheit und Selbständigkeit, für ihre Literatur und ihre materielle Wohlfahrt. Es hat nicht viel gefehlt, und das edle, geistig so hochbegabte Volk wäre gleich Grönland dem vollständigen Untergang anheimgefallen.

Eine Menge Isländer haben im Laufe des Mittelalters Rom besucht, viele haben an den Kreuzzügen theilgenommen, zahlreiche Kleriker studirten in England, Frankreich, Deutschland und Norwegen. Mit dem Metropolitansitze in Throndhjem standen die Bischöfe von Hólar und Skálholt in stetem, regem Verkehr. Hauptsächlich durch die Kirche nahm Island an dem Geistesleben und selbst an dem materiellen Fortschritt der übrigen Christenheit theil. Noch bis in das 16. Jahrhundert hinein waren die isländischen Bischöfe die Stütze der nationalen Selbständigkeit und Bildung, der einheimischen Volkswirthschaft und des Handels mit anderen Völkern. Auf einmal war dies mächtige lebensvolle Band durchschnitten, Island von der christlichen Völkerfamilie ausgeschieden und den Händen der dänischen Könige, Beamten und Kaufleute überliefert.

Was von kirchlicher Kunst auf das ferne Eiland gedrungen war, wurde entweder zerstört oder hinweggeräumt oder weltlichen Zwecken zugewiesen. Der herrliche Cult der Kirche wurde verstümmelt und auf ein nüchternes Maß herabgedrückt. Die Religion wurde aus dem Volksleben in die officiellen Gotteshäuser zurückgedrängt, die Kirche ein Staatsinstitut. Die Klöster, Sitze der Wissenschaft und Wohlthätigkeit, wurden aufgehoben und nichts Gleichwerthiges oder Besseres an ihre Stelle gesetzt. Ihr Eigenthum wurde, wie dasjenige der zwei Bischofssitze, zu königlichem Lehen erklärt und die aus dem Verkauf der Liegenschaften gelösten Summen dem dänischen Staatsschatz zugetheilt. Die Bischöfe wurden zu Staatsbeamten herabgesetzt, welche der König anfangs noch vom Volke wählen ließ und bestätigte, später einfach selbst ernannte. Die Verwaltung der Kirchengüter wurde ihnen entrissen und weltlichen Beamten zugewiesen; selbst der Bischofszehnt und die Strafgelder mußten künftighin nach Kopenhagen entrichtet werden.

Gleich den Biſchöfen, verloren auch die Pröpſte, Pfarrer und Diakonen ihr Anſehen und ihren Einfluß, die Kirchen und Kapellen ihre alten Rechte, die geiſtliche Strafgewalt faſt jede Bedeutung.

Wie der lutheriſche Biſchof und Geſchichtſchreiber Finnr Jónsſon erzählt (Per. VI. S. II. c. I.), hatte Chriſtian III. anfänglich die Abſicht, die Klöſter, wenigſtens jene der Diöceſe Skálholt, in Gymnaſien und Schulen zu verwandeln. Ein Erlaß in dieſem Sinn vom 1. Februar 1541 verfügte: die Klöſter Helgafell und Videy ſollten Gymnaſien, Thykkvibaer, Skrida und Kirkjubaer Volksſchulen werden. Allein „zu nicht geringerem Nachtheil der Religion und Wiſſenſchaft, wie auch zu üblem Ruf der Reformation, als ob dieſelbe nur aus Sucht nach Bereicherung unternommen worden wäre, wie die Katholiken munkelten, begann des Königs Anſicht ſich zu ändern; denn nach wenigen Wochen nahm er ſein Edict in Bezug auf Videy zurück, unter dem Vorwand, dieſes Kloſter ſei als Landaufenthalt für ſeine Amtmänner ſo gelegen, daß ſie desſelben nicht entbehren könnten, was ihm fälſchlich Otto Stigoti oder ein anderer berichtet haben wird; Helgafell wurde 1543 oder 1544 von den Königlichen in Beſitz genommen. Die übrigen Klöſter aber traf in der nächſten Folgezeit bis etwa 1551 oder 1552 dasſelbe Schickſal; ſie wurden unter dem Titel ‚Redemptur' fortan vermiethet, der Ertrag dem königlichen Schatze zugewieſen." Ein Jahrzehnt ſpäter (1565) hörte Friedrich II., der Sohn des Reformationskönigs, man finde in den ehemaligen isländiſchen Klöſtern „allerlei Ornamenter, die man nicht brauche, bloß zu unnützer Zerſtreuung und Verderbniß" (allehande ornamenter, som intett brugis, men till unötte bortuendis oc forderffnis); er gab deshalb ſeinem Amtmann Paul Stiſſen den Auftrag, ſich danach umzuſehen, das Nöthige den Kirchen zu laſſen, „das übrige aber zu Unſerer und der Krone Aufſicht anzunehmen", die „großen" Inventarien der Klöſter aufzuſpüren, und „was ſich dann mehr findet als gebührt, in Unſerm Auftrag an ſich zu nehmen". Das Kloſter Videy wurde, wie Finnr Jónsſon ſagt, nach „Feindes- und Piratenart überfallen und ausgeraubt"; der Hauptführer der däniſchen Reformationsarmee, Claudius von Mervitz, wurde wegen der von ihm begangenen notoriſchen Räubereien, Frevel und Verleumdungen 1542 gerichtlich zu ewigem Kerker verurtheilt. Paul Hvitfeld, ein anderer Bevollmächtigter des Königs für die isländiſche Reformation, machte ſich an Biſchof Ögmundr und deſſen Schweſter Ásdíſa der niederträchtigſten Betrügereien und Gelderpreſſungen ſchuldig. „Gewiß", ſagt Jónsſon, „gereichten dieſe und andere Thatſachen, die ich nicht aufzählen will, den zu Bekehrenden zu großem Anſtoß, da die Reformatoren nicht ihr Seelenheil, wie ſie behaupteten, ſondern nur ihren zeitlichen Gewinn zu ſuchen ſchienen."

Während den Isländern ſoviel als möglich abgenommen, aber nahezu keines der königlichen Verſprechen gehalten wurde, krönte Chriſtian III. ſchon 1547 und dann wieder 1552 ſeine geiſtlichen Finanz-Operationen damit, daß

er den ganzen Handel nach Island und den Westmännerinseln als freies Operationsfeld der Stadt Kopenhagen und ihren Kaufleuten preisgab. Sie sollten diese Kronländer „haben, nützen, gebrauchen und behalten mit allen königlichen Renten und Rechten, Zoll und anderm Antheil"; nur sollten sie ihm für das Geschäft auf den Westmännerinseln jährlich auf St. Michelstag „200 gutgemünzte, unverfälschte Joachimsthaler als Abgabe entrichten", für Island aber ebenfalls jährlich auf St. Michelstag 1000 Kroner, die in Lübeck und Hamburg gangbar sind. Ueber die Verwaltung sollten Bürgermeister und Rath nach drei bis vier Jahren Rechenschaft ablegen, damit der König erfahren könne, „ob Uns und der Krone mehr Rente davon zukommen kann, dann sollen sie fürder mehr davon geben".

Der einzige Mann, welcher den politischen Blick, den kriegerischen Muth, das Ansehen und die Macht gehabt hatte, die evangelische Schacher- und Raubpolitik des Dänenkönigs zu durchkreuzen, war der streitbare Bischof Jón Arason gewesen. Der König erklärte ihn darum 1549 für vogelfrei, und da er ihm nicht anders beizukommen wußte, hielt er es nicht unter seiner Würde, sich in einem Handschreiben an eine Anzahl hervorragender Laien: Ormr Sturluson, Lögmadr für Nord- und West-Island, Dadi Gudmundsson aus Snóksdal, Erlendr Torvardsen, Lögmadr für Süd- und Ost-Island, Páll Vigfússon auf Hliðarendi, Eyjólfr Einarsson aus Dalr, Bjarni Erlendsson bei Ketilstadr, Björn Jonsson auf Eyvindará, Tórleifr Grimsson auf Módruvellir, Thorstein Finnbogason auf Haffrafellstungu, Jón Magnússon auf Svalbard, Árni Jónsson zu Draflastadr, Egill Jónsson auf Skard, zu wenden, den Bischof bei ihnen anzuklagen und sie unter vielen Liebesversicherungen und Gnadenverheißungen zu bitten und aufzufordern, „dem Bischof und seinen Anhängern fürder jede Hilfe und Beistand zu versagen". Dem Dadi Gudmundsson aber, einem erbitterten Feinde des Bischofs, gab er besondern Auftrag, den letztern gefangen zu nehmen und nach Dänemark auszuliefern. Als die Gefangennahme gelang, war das Nordland noch katholisch, ein großer Theil des Südens ebenfalls; die zwölf Männer, welche über den Bischof zu Gericht saßen, entschieden für vorläufige Gefangenhaltung und Auslieferung an den König; nur die Furcht, daß der Bischof durch die Ueberzahl des Volkes in Freiheit gesetzt werden möchte, trieb sie an, ihn rasch hinzurichten und dadurch dem „Evangelium" den Sieg zu sichern. „Beil und Boden sind die sichersten Wächter!" so meinte einer der Richter. Der dänische Schreiber Christian und der lutherische Superintendent Martin Einarsson stimmten bei, und so ward Jón Arason enthauptet.

Dem Absolutismus und der herzlosen Krämerpolitik Christians III. trat nun kein entschiedener Führer mehr entgegen. Eine Schilderhebung des Nordlandes war bald durch die Dänen niedergeworfen, und die Isländer ergaben sich ohne weitern thatkräftigen Widerstand in die neue Ordnung der Dinge.

Der Schlag traf zunächst die religiösen und kirchlichen Verhältnisse. Den Kirchen wurde nur das Nöthigste belassen, alles übrige säcularisirt. Die Geistlichen wurden schlecht bezahlt, die versprochenen Schulen nicht errichtet, das frühere Kirchengut zu großem Theil verschleudert. Die neue Heilslehre wirkte wie überall: niemand hatte mehr Lust zu guten Werken, am wenigsten zu solchen, die Geld kosteten. Fromme Vermächtnisse wurden kaum mehr gemacht. Die Prädicanten warteten meist vergebens auf die freien Gaben, welche früher den Priestern an den höheren Festen reichlich dargebracht wurden. Bei Taufen und Heiraten mochten die Reicheren noch allenfalls etwas hergeben, aber, wie Finnr Jónsson sagt, blieb es meist beim frommen Verlangen. „Denn mit der Reformation", so gesteht er ganz offen, „hörte die Freigebigkeit gegen Kirchen und Priester, wo nicht gänzlich, so doch großentheils auf" (III, 103) [1].

Für ein Land wie Island, das reichlichen Ertrag an Fischfang und Viehzucht bot, aber Korn, Salz, Holz, Eisen vermißte, kam alles auf günstige Handelsverbindungen an, welche ihm seine Landesproducte gut bezahlten und ihm zu günstigem Preis die anderen unerläßlichsten Dinge lieferten. Noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts wurden die bedrohlichen Rechte und Privilegien der Kopenhagener Kaufmannschaft und des Königs selbst durch Engländer, Deutsche und Holländer gemildert, welche nach Island Handel trieben, einigermaßen jenen Bedingungen entsprachen und durch Concurrenz die Ausbeutung von seiten der Dänen verhinderten. Nachdem indes die Kirche von Island wie ein Schwamm ausgepreßt war und keine überflüssigen „Ornamenter" mehr daselbst zu holen waren, sollte die Reihe nun auch an das unglückliche Volk kommen, dem mit der Selbständigkeit der Kirche zugleich jede Widerstandskraft abhanden gekommen zu sein schien. Um die dänischen Handelsinteressen zu heben, machte Christian IV. im Jahre 1602 den Handel nach Island einfach zum Monopol. Die Fremden wurden aus-

[1] Den gewaltsamen Charakter und die schädliche Wirkung der „Reformation" gesteht der protestantische Historiker K. Maurer mit anerkennenswerther Offenheit ein: „Den ersten Verkündigern der neuen Lehre, dem spätern Lögmanne Odd Gottskálksson und dem spätern Bischof Gizur Einarsson, welche, in Wittenberg geschult, aus inniger Ueberzeugung und in treuem Ernst sich dieser angeschlossen hatten, nahm König Christian III. die Sache aus der Hand, um die Glaubensreinigung in derselben bureaukratischen Weise durchzuführen, wie sie in Dänemark, Norwegen und Schweden durchgeführt wurde." Die Verurtheilung und Hinrichtung des Bischofs Jón Arason nennt er eine „tumultuarische" und gesteht, daß durch dieselbe nur der äußere Widerstand gebrochen ward. „Ungehindert konnten des Königs Beamte fortan Kirchen und Klöster plündern, sowie deren Liegenschaften einziehen; aber von einem innerlichen Durchdringen des evangelischen Geistes war begreiflich zunächst noch nichts zu verspüren und in politischer Hinsicht wirkte die Veränderung sogar entschieden nachtheilig, weil sie das Gegengewicht beseitigte, welches die Bischöfe des Landes bisher noch gegenüber dem einseitigen Druck der königlichen Beamten gebildet hatten" (Zur politischen Geschichte Islands. Leipzig 1880. S. 275).

geſchloſſen, die Städte Kopenhagen, Malmö und Helſingör erhielten das ausſchließliche Recht, nach Island zu handeln. Und ſo blieb es, nahezu ohne die geringſte Erleichterung, faſt zwei Jahrhunderte, nur daß die Träger des Monopols bisweilen wechſelten. Zeitweilig übernahm es die Regierung ſelbſt, zeitweilig wurde der geſammte Handel beſtimmten Handelscompagnien oder Kaufſtädten übergeben, mitunter auch einzelne Häfen beſonders an einzelne Kaufleute verpachtet; doch waren ſolcher Kaufleute nie viele und eine Concurrenz deshalb zur Unmöglichkeit gemacht. Zum Schutz des Monopols aber wurden die ſtrengſten Strafen eingeführt. Wer von Fremden ſich nur einen Sack Mehl verſchaffte oder ihnen etwas getrocknete Fiſche verkaufte, war im Ertappungsfall mit Ruthenſtreichen, Gefängniß, Confiscation bedroht. Die Folgen dieſer Handelsgeſetzgebung waren für Island von unberechenbarer Tragweite.

Den Preis der isländiſchen Waaren zu beſtimmen, lag nun ganz in den Händen weniger däniſcher Kapitaliſten und der Regierung, und ſie drückten denſelben ſo tief herunter als ſie konnten. Ein Schiffpfund Fiſch, das auf dem europäiſchen Markt bis zu 40 Riksdaler koſtete, wurde den Isländern nicht einmal mit 8 Riksdalern bezahlt. So war es mit Wolle, Talg, Butter, Thran, Dunen, Thierhäuten, kurz allem, was von Island ausgeführt wurde. Die Isländer waren unter ſchwerer Strafe gezwungen, alles zu ungünſtigen, oft wahren Bettelpreiſen an die Dänen zu verkaufen, und dieſe ſchlugen aus den Waaren dann Wucherpreiſe heraus.

Wie der Werth der Ausfuhrartikel blutſaugeriſch heruntergedrückt wurde, ſo wurde jener der Einfuhrartikel dagegen zum Sechs- und Achtfachen emporgeſchraubt. Während das Sinken der Ausfuhrpreiſe jede Thätigkeit, jeden Unternehmungsgeiſt lähmen mußte, jeden Wohlſtand untergrub, griff die Steigerung der Einfuhrpreiſe noch viel grauſamer in das Leben des Volkes ein. Die nothwendigſten Dinge zum Leben, wie Korn, Holz, Eiſen, mußten wie Luxusartikel bezahlt werden. Der Reichere konnte mit aller Anſtrengung kaum das Nothwendige ſich mehr beſchaffen, der Aermere vermochte den Preis dafür nicht mehr zu erſchwingen. Man hat berechnet, daß in den nächſten Jahren nach Einführung des Monopols etwa $^1/_6$ der Bevölkerung am Hungertode geſtorben iſt. Gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts erlag abermals $^1/_6$ der Bevölkerung der furchtbaren Wirkung des Monopols, und als die Regierung endlich einſchritt und 1758 der Handelsgeſellſchaft, welche das Elend herbeigeführt hatte, ihre Rechte entzog, dauerte es nicht lange, und die neuen Beſitzer wurden überführt, ſtatt Hilfe gebracht, völlig unbrauchbares Mehl nach Island verſchifft und zu wucheriſchen Preiſen daſelbſt verkauft zu haben. Die Isländer erhoben ſich jetzt zu verzweifeltem Widerſtand und gründeten eigene Handelsgeſellſchaften; allein vergeblich. Die däniſchen Kaufleute ruhten nicht, bis dieſe Geſellſchaften durch Proceſſe ſchwer geſchädigt und unterdrückt und alles wieder beim Alten war. Und ſo blieb es dann bis 1786.

Der Gegenſatz zwiſchen den wirthſchaftlichen Verhältniſſen des Mittelalters und der darauf folgenden Epoche zeichnet ſich ſehr merkwürdig an der Geſchichte eines Ausfuhrartikels, der im heutigen isländiſchen Handel keine erhebliche Rolle mehr ſpielt. Die Schwefelminen des Nordlandes wurden nämlich im Mittelalter fleißig ausgebeutet und kamen den Einwohnern ſelbſt zu gute. Auf die Ausfuhr von Schwefel und Falken hatte zwar der Erzbiſchof von Throndhjem das Recht des Monopols; aber gegen einen kleinen Zoll gab er die Ausfuhr frei. Nachdem jedoch 1563 die Regierung gegen einen Bettelpreis die Minen an ſich gebracht, war dieſer Handelszweig den Inſulanern entzogen, und die däniſche Krone erzielte im erſten Jahre ſchon aus der Ladung eines einzigen Schiffes den Reingewinn von 10 000 Riksdalern. Als ſpäter der Preis des Schwefels fiel, verpachtete die Regierung die Minen an däniſche und fremde Unternehmer. Für die Isländer ſelbſt aber wurde nichts gethan.

Es iſt ſicher kein bloßer Zufall, daß die herzloſe merkantile Ausſaugung der Inſel genau um jene Zeit begann, wo die Regierung nach Kloſterinventarien und überflüſſigen „Ornamentern“ zu ſpüren anfing, wo nach dem Ausdruck des Biſchofs Pjeturſſon „die frühere Freigebigkeit gegen die Kirchen und ihre Diener aufhörte und die Lage der isländiſchen Geiſtlichen eine überaus elende war“, die Zeit, wo die katholiſche Kirche aus dem Lande vertrieben wurde und mit der neuen Lehre der Staatsabſolutismus und der unbeſchränkteſte Egoismus ans Ruder kam.

Vergeblich ſuchte ſpäter (1576) der lutheriſche Biſchof Gudbrandr Thorláksſon mit königlicher Bewilligung Friedrichs II. ſeine Landsleute dazu zu bereden, ſich wieder der Seefahrt zu widmen und eigene Schiffe anzuſchaffen. Vertrauen und Muth waren ſchon ſo völlig geſunken, daß er auf den beharrlichſten Widerſtand ſtieß und daß man ihn ſogar beim König verklagte, weil er den Isländern etwas „Schädliches und Gefährliches“ aufhalſen wolle. Nicht viel beſſer ging es dem Biſchof Brynjólfr Sveinsſon, dem Wiederentdecker der Edda, als er 1670, auf Anregung des von Chriſtian V. geſandten Admirals Jens Rodſteen, die Bauern durch den Clerus auffordern ließ, Geld zur Anſchaffung von eigenen Handelsſchiffen zuſammenzubringen. Die meiſten entſchuldigten ſich mit gänzlicher Mittelloſigkeit, und es wurde nichts daraus. So vollſtändig war der alte Nationalgeiſt des unglücklichen Volkes gebrochen, das einſt die Inſel beſiedelt hatte, alle Meere des Nordens mit eigenen Schiffen befuhr, zwei reiche Biſchofsſitze und neun wohlbegüterte Klöſter beſaß, ſich ſeine eigenen Geſetze gab und den norwegiſchen Königen die trefflichſten Hiſtoriographen und Dichter lieferte, das tüchtigſte und begabteſte aller nordiſchen Völker. Jetzt hatte ſein Althing nichts mehr zu ſagen. Der Dänenkönig ließ ihm ſeinen Willen durch einen Admiral zutragen, dieſer wandte ſich an den Biſchof, der Biſchof an die Preſtr, die Preſtr an die „freien evangeliſchen“ Bauern — und dieſe erklärten, ſie hätten nicht einmal Geld für ein einziges eigenes Handelsſchiff.

Die Pacht, welche die dänische Krone in den Jahren 1602—1786 aus dem isländischen Handel zog, belief sich nach einer Durchschnittsberechnung alljährlich auf mehr als 7000 Riksdaler (nach einer Schätzung 7659, nach einer andern 7355, nach einer dritten 7316 Riksdaler). Da den Königen schon daran gelegen sein mußte, diese Geldquelle nicht ganz versiegen zu lassen, stellten sie wiederholt (1619, 1684, 1702, 1776) Waarentarife auf, wonach die dänischen Kaufleute sich bei der Ausfuhr richten sollten; allein wie in diesen Tarifen selbst das Interesse der Dänen mehr berücksichtigt war, als jenes der Isländer, so blieben letztere thatsächlich der Willkür der ersteren überantwortet. Behörden zum wirksamen Schutz der isländischen Producenten waren keine vorhanden. Für die nöthigsten Einfuhrartikel blieben sie an die dänischen Händler gewiesen, und wenn diese nur zu niederen Preisen kaufen wollten, so blieben die Waaren unabgesetzt liegen, da kein Concurrent sich fand, der besser bezahlt hätte. So kam Island immer mehr in Noth und Elend, während Dänemark sich aus seinem Handel bereicherte.

Nachdem das Althing praktisch schon nach Einführung der sogenannten Reformation fast jede Selbständigkeit eingebüßt hatte, ward ihm 1662 auch noch der letzte Schein von Selbstverwaltung genommen und die erbliche Alleinherrschaft des Königs gesetzlich ausgesprochen. Der König übernahm durch einen eigenen Beamten, den „Landfógeti", nun selbst die Finanzverwaltung der Kolonie, setzte dem Althing, das bis dahin die Justizpflege in Händen gehabt, einen königlichen Amtmann vor und ergänzte durch einen militärischen Befehlshaber die neue oberste Behörde. Alle Geschäfte gingen nun nicht mehr direct an den König, sondern erst an die königlich dänische Kanzlei und Rentenkammer. Wie die wirthschaftlichen, geriethen auch die Rechtsverhältnisse infolge dieser Veränderungen in den traurigsten Verfall. Die Justizverwaltung sank in greuliche Unordnung, das Althing verlor in den Augen des Volkes jedes Ansehen, die Mitgliederzahl wurde verringert, der Versammlungsort von dem geschichtlich ehrwürdigen Thingvellir 1799 nach Reykjavík verlegt, am 11. Juli 1800 aber das Althing selbst aufgehoben und damit der letzte Schatten einstiger Freiheit und Größe begraben. Denn die literarischen Schätze Islands, die kostbaren Denkmäler seiner mittelalterlichen Literatur, hatte Árni Magnússon schon am Ende des 17. Jahrhunderts, bis auf wenige unbedeutende Ueberreste, den Dänen überliefert und eine Feuersbrunst 1728 zwei Drittel derselben für immer zerstört.

Zu dem innern wirthschaftlichen und politischen Verfall des Landes gesellten sich von dem Anfang des 17. Jahrhunderts an äußere Heimsuchungen der verschiedensten Art. Im Jahre 1627 ward die Insel von türkischen Piraten überfallen, welche nach vielfachem Raub und Mord nur mit Mühe endlich zurückgeschlagen wurden und 400 Einwohner in die Sklaverei nach Algier führten. Auch englische und französische Seeräuber beunruhigten die Küste, während unter dem Volke selbst der Wahnglaube an Hexen schreckliche Processe hervorrief und etwa 30 Menschenleben dem

Feuertode überantwortete. Die Hekla hatte im Laufe des 17. Jahrhunderts vier größere Ausbrüche, der Vulkan Eyjafjalla einen, der Vulkan Katla zwei, die beide eine große Verheerung anrichteten. Viel ſchrecklicher entwickelte ſich jedoch die vulkaniſche Thätigkeit der Inſel im folgenden Jahrhundert, in welchem 22 Eruptionen aufgezählt werden. Dieſe Kataſtrophen pflegten jedoch nie allein zu kommen. Auf den Hekla-Ausbruch von 1693 folgte unmittelbar eine Viehſeuche, welche ſich über das ganze Land verbreitete und die ſchon hart geſchädigte Bevölkerung in empfindliche Noth verſetzte. Im Jahre 1707 brachen die Blattern aus und rafften 18 000 Menſchen, $^1/_3$ der Bevölkerung, dahin. Ein paar Jahrzehnte ſpäter folgte die ſchon erwähnte ſchwere Hungersnoth, welcher $^1/_6$ der Bevölkerung erlag. Der Ausbruch der Katla im Jahre 1755 machte fünfzig Bauernhöfe unbewohnbar und verwüſtete das dazu gehörige Land. Eine Viehſeuche vernichtete im Jahre 1762 die Hälfte des Schafſtandes auf der ganzen Inſel. Vier Jahre ſpäter nur (1766) ereignete ſich eine der ſtärkſten Eruptionen der Hekla, welche meilenweit alle Weiden verheerte, furchtbare Ueberſchwemmungen hervorrief und bis in den Herbſt das ganze Land in einem Kreis von 30 Meilen bedrohte. Als ſie endlich ausgetobt hatte, brach infolge von Futtermangel wieder Viehſeuche aus, und eine ſkorbutartige Krankheit raffte eine große Zahl Menſchen hinweg. Im Jahre 1772 warf die Hekla wieder ungeheure Bimsſteinmaſſen aus, deren Verwüſtungen ſich jedoch auf geringere Strecken beſchränkten. Im Jahre 1783 aber begann der ſchrecklichſte Vulkanausbruch, von welchem Island je betroffen wurde, derjenige des Skaptárjökull, an der weſtlichen Seite jener ungeheuern, faſt noch unbetretenen Wüſte, welche das ſogenannte Vatnagebirge im Südoſten der Inſel bildet. Während Aſche und Auswürflinge des Vulkans weite Landſtrecken überdeckten, entſandte der Vulkan im Juni jenes Jahres zwei Lavaſtröme, von welchen der eine längs der Skaptá ſich gegen 70 bis 80 km weit ergoß, ſtellenweiſe bis zu einer Breite von 21 km, der andere längs der Hvervisá 70 km weit, bei einer Breite von 15 km, Weiden und Gebüſch verſengend, alle Wohnungen unterwegs zerſtörend, den breiten und tiefen Fluß Skaptá in 24 Stunden völlig austrocknete. An beiden Flüſſen wurden weite Felsſchluchten von 150 bis 190 m Tiefe vollſtändig ausgefüllt und ausgeebnet, an der Skaptá ſtaute die Lava völlig einen Nebenfluß, bildete an einer ſteilen Felswand ſtatt des frühern Waſſerfalles eine glühende Lavacascade und füllte unten das Bett des Waſſerfalles aus. Im ganzen wurden 37 Bauernhöfe völlig verödet, 400 Menſchen obdachlos. Das Schlimmſte aber folgte erſt wieder hinterher. Unter Pferden, Rindern und Schafen brachen Seuchen aus; die ſchon vom Skorbut heimgeſuchten Einwohner aßen in ihrer Noth von dem Fleiſch der gefallenen Thiere, wodurch das Uebel noch mehr um ſich griff. Die Hungersnoth wuchs in den folgenden zwei Jahren, während welcher 9336 Menſchen dem Elend erlagen, 28 000 Pferde, 11 461 Stück Rindvieh, 190 488 Schafe umkamen.

Die Gesammtbevölkerung der Insel, die noch im Beginn des Jahrhunderts über 50 000 Seelen betrug, war im Jahre 1786 bis auf 38 000 herabgesunken. In Dänemark dachte man daran, die noch übrig gebliebenen Einwohner nach Jütland auswandern zu lassen und sie dort als Kolonisten in öden Heidestrecken zu verwenden.

Als das Elend jedoch diesen Höhepunkt erreicht hatte, begann man endlich in Dänemark auf die Stimmen derjenigen zu achten, welche die Ursache desselben vernehmlich genug bezeichneten. Es war vor allem der wackere isländische Patriot Skúli Magnússon, welcher schon früher die Gründung eines selbständigen isländischen Handels entschieden befürwortet hatte; dann der holsteinische Schriftsteller Detlev Eggers, welcher unerschrocken behauptete, daß nicht so sehr die furchtbaren Naturereignisse, als vielmehr die verkehrte Handelspolitik den stufenweisen Verfall des Landes herbeigeführt habe. Es wurde eine Commission niedergesetzt, welche die Lage Islands und die Ursachen seines Rückganges untersuchen sollte, und die Commission war vorurtheilsfrei genug, die furchtbare Wirkung des Handelsmonopols einzugestehen.

Der Handel nach Island wurde nun wenigstens für alle Unterthanen der dänischen Krone (d. h. für Dänemark, Norwegen, Schleswig-Holstein) freigegeben. Sofort stieg der Werth der isländischen Waaren: der Preis der Fische in zwei Jahren um das drei- und vierfache, die Ausfuhr von Talg und Wolle allein um das zehnfache (von 100 000 Pfd. jährlich auf 1 000 000). Die Isländer faßten wieder Muth, Verkehr und Wohlstand hoben sich, die Bevölkerung nahm von 1786—1800 um 23 % zu. Gründlich war jedoch dem Lande noch nicht geholfen. Die dänischen Kaufleute drängten immer wieder auf Einschränkung der Isländer, und als während der napoleonischen Kriege englische Schiffe die Nordsee unsicher machten, warnte die dänische Regierung selbst ihre Seefahrer, Island zu besuchen. Island wäre durch diese Warnung aufs neue dem Elend preisgegeben worden, wenn nicht einzelne dänische Schiffer sich nicht an die Warnung gekehrt und die Engländer selbst die Insel mit Zufuhr versehen hätten. Nach dem Frieden von Kiel (1814) wurde auch Ausländern der Handel nach Island gestattet, aber gegen eine so hohe Steuer, daß die Erlaubniß nahezu illusorisch ward. Die Steuer kam der dänischen Staatskasse zu gut, und der Verkehr nach Island beschränkte sich abermals fast ausschließlich auf Kopenhagen.

Wenn man die ganze Leidensgeschichte Islands von 1550 an überschaut, so muß man wirklich staunen, wie das Volk, abgeschnitten von aller Hilfe, hundertmal aus seinem Elend emporringend und hundertmal in dasselbe zurückgeworfen, in allen Bedingungen naturgemäßer Entwicklung gehemmt und gehindert, dennoch seine alte Heimatsliebe, seinen Freiheitssinn, seinen Muth und seine Regsamkeit nicht verlor. Groß einst in Thaten, hat es sich auch im Leiden heldenmüthig bewährt.

Ein großer Vortheil war es, daß es bei der Glaubenstrennung nicht dem Calvinismus oder einem der schrofferen protestantischen Religionssysteme anheimfiel. Durch den Lutheranismus, die Episkopalverfassung, die alte kirchliche Eintheilung, die Liturgie, vor allem aber durch die alte zähe Volks- und Familienüberlieferung blieb es in viel stärkerer Fühlung mit seiner katholischen Vergangenheit, als andere protestantische Völker. Man braucht nur die „Passions-Psalmen" des Hallgrimr Pjetursson, eines der beliebtesten religiösen Volksdichter, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die alte katholische Andacht zum leidenden und sterbenden Erlöser noch mächtig im Volke weiterlebte. Bei dem Gekreuzigten suchte und fand es Trost und Muth in seinem namenlosen Leiden. An den religiösen Grundwahrheiten des Christenthums hing es mit tiefem Ernste fest, und in einer sehr umfangreichen Erbauungsliteratur machte sich der Eifer geltend, mit welcher es dieselben umfing. Die Andacht zu Maria aber lebte nicht nur beim schlichten Landvolk weiter, auch der gelehrte Bischof Brynjólfr Sveinsson, dessen Name unzertrennlich mit jenem der Edda verbunden ist, hat, nach dem Beispiel der alten katholischen Skalden, die Mutter des Herrn in zahlreichen, lateinischen Gedichten gefeiert. Tief ergreifend klingt sein Bittruf zu ihr, der durch ihre Fürbitte allvermögenden Königin der Apostel und Heiligen, daß sie dem armen, verlassenen Inselvolke Hilfe bringen möge:

Excellens superum gloria civium
Angustis fer opem rebus in asperis,
Cui non defuit unquam
Praesens copia gratiae.

Quas debent inopes reddere gratias
Pro summis homines muneribus Deo,
Clemens atque benigna
Nostro nomine solvito!

Sic longum faveas gentibus indigis
Et nos multiplici crimine sordidos
Commendare memento
Mater sedula Filio!

Auch die Anhänglichkeit an die nationale Vergangenheit bewahrte das isländische Volk in treuem Herzen. Nachdem die literarischen Schätze des Mittelalters nach Kopenhagen gewandert waren, blieb ein großer Theil davon noch im Gedächtniß des Volkes erhalten. Viele der alten Sögur waren gedruckt und erhielten sich als Volkslectüre in den langen Winternächten. Die Bauern gaben sich wieder ans Schreiben und schrieben für sich ganze Bücher ab. Eine Menge junger Isländer aber zogen den alten Handschriften nach und bildeten in Kopenhagen eine kleine wissenschaftliche Kolonie, in welcher sich die Kenntniß des alten Islands lebendig erhielt, sich wissenschaftlich erweiterte und vertiefte und endlich auch dem politischen Selbstgefühl neue Nahrung zuführen konnte.

Manche dieser jungen Isländer dienten dänischen und schwedischen Forschern als Gehilfen, andere arbeiteten sich selbst zu unabhängigen Gelehrten empor, andere gingen als Geistliche und Beamte in die Heimat zurück. In der 1623 zu Kopenhagen errichteten sogenannten Regenz, einem mit der Universität zusammenhängenden Convict, bekamen die Isländer 20 Plätze. Der gelehrte Isländer Árni Magnússon war 1760 im Stande, reiche Stiftungen zu machen, aus deren Zinsen altisländische Handschriften neu herausgegeben, nordische Alterthümer gesammelt und auch zwei junge Isländer für das Studium derselben herangebildet werden sollten. Im allgemeinen hingen diese Gelehrten- und Studentenkreise so enge mit der dänischen Gelehrtenwelt zusammen und waren von dem beherrschenden Einfluß der Hauptstadt so abhängig, daß sich in denselben bis tief in das gegenwärtige Jahrhundert hinein keine eigentlichen isländischen Sonderbestrebungen geltend machten. Die lutherischen Bischöfe, Pröpste und Geistlichen, welche in Kopenhagen herangeschult wurden, erwiesen sich durchweg dem dänischen König-Papst als die bereitwilligsten Diener und die verläßlichsten Stützen seiner Autorität. Sie erhielten das Volk in schweigendem Gehorsam, beschwichtigten es, wenn das Joch des Monopols seine schrecklichen Wirkungen allzu fühlbar machte, sie vertrösteten es auf bessere Zeiten und wußten auch wohl durch unterthänigste Eingaben einige scheinbare Erleichterungen zu erwirken, ohne daß man in Kopenhagen Hand an die Wurzel des Uebels zu legen brauchte. Sie brachten es zu Stande, daß für Kirche und Schule wenigstens dann und wann eine Kleinigkeit geschah, und so unzureichend das sein mochte, galt es immerhin als ein Zeichen, daß „Unser Land Island" dem König noch am Herzen liege. Auch Juristen, Philologen und andere Gelehrten wirkten mehr oder weniger in diesem Sinn. Bei den drückendsten Heimsuchungen, bei den furchtbarsten Folgen des Handelsmonopols regte sich höchstens ein schmerzlicher Aufschrei um Hilfe, aber nie jener unbändige Trotz und Freiheitssinn, mit dem einst Islands erste Ansiedler dem Scepter des Königs Harald Schönhaar entwichen waren.

Während der 180 Jahre, daß das Handelsmonopol die Kräfte Islands aussaugte, um damit die dänische Staatskasse zu bereichern, und die Bevölkerung decimirte, um mit dem „Reingewinn" dann ein skandinavisches Wissenschaftspatronat in Kopenhagen aufzuspielen — hat kein einziger lutherischer Prediger oder Bischof den Muth gehabt, mannhaft seine Stimme gegen diesen lebensmörderischen Wucher zu erheben; dagegen schwärzten sie in ihren historischen Tractaten die katholische Kirche an, schilderten die Erzbischöfe von Throndhjem, die Bischöfe von Skálholt und Hólar als Blutsauger, die vom Marke des Landes gelebt hätten, und verdächtigten das Ordensleben des Mittelalters als ein geldgieriges Raubsystem, dazu erfunden, um mit Ablässen und Stolgebühren den gemeinen Mann auszuplündern.

17. Islands Wiederaufleben im 19. Jahrhundert.

Trotz aller religiösen Vorurtheile blieb das geſchichtliche Studium des alten Islands, ſeiner Sprache, Literatur und Geſchichte, nicht ohne Frucht. Es lebte wenigſtens vorerſt wiſſenſchaftlich neu auf. Die Edda wurde von zahlreichen Gelehrten ſtudirt, überſetzt und commentirt. Die alten Geſchichtsquellen wurden neu herausgegeben, die alten Literaturdenkmäler geſammelt. Es erſchienen bedeutende Werke über isländiſche Geſchichte und Literatur, es bildeten ſich für deren Erforſchung gelehrte Vereine und Geſellſchaften. Die bedeutendſte ſtiftete am 30. Mai 1816 der däniſche Philologe Rask als „Isländiſche Literaturgeſellſchaft", Hið islenzka bókmentafélag. Obwohl in ihrem Plane rein wiſſenſchaftlich, ward ſie doch zum Herde und zur Pflanzſtätte patriotiſcher Anſchauungen und Beſtrebungen. Mit dem Verſtändniß des alten Nationalgeiſtes begann auch dieſer ſelbſt wieder zu erwachen. Wie der königliche Abſolutismus, hatte auch das alte Lutherthum in den Stürmen der großen Revolution manchen Stoß erhalten. Die jüngeren Isländer, welche in Kopenhagen mit den Ideen der Neuzeit bekannt geworden, ſahen zu den Rechten der Krone nicht mehr mit dem dumpfen Heilsglauben und der unbegrenzten Reſignation ihrer Väter empor — wie zu einer unumſchränken Vogtei, welche der Himmel ſelbſt zugleich mit Luthers Evangelium den Königen von Dänemark für ihre Inſel übertragen. Sie fingen an, über ihr eigenes Volk und deſſen Rechte ſelbſtändig nachzudenken. Wohl hatte ſich Island in den Jahren 1256 bis 1264 nach und nach dem König von Norwegen unterworfen, aber freiwillig, mit Vorbehalt des eigenen alten Landrechts und der Macht, die bisher das Althing beſeſſen. Als ſelbſtändiges Land, mit unabhängiger Geſetzgebung, nicht als norwegiſche Provinz kam Island 1380 an die Könige von Dänemark. In den folgenden Jahrhunderten behielten ſich die Isländer wiederholt feierlich ihre alten Grundrechte und Privilegien vor; ſie ließen ſich nie auf die diplomatiſchen Clauſeln ein, durch welche das ſouveräne Erbkönigthum das däniſche Recht unumſchränkt für Island geltend zu machen ſuchte. Und nun — warum hatten ſie kein Althing mehr? Warum konnten ſie ſich nicht ſelbſt regieren? Warum hatten ſie nicht ihr eigenes Recht und ihre eigenen Gerichte, eigenen Handel und eigene Schiffe? Warum dienten die Erzeugniſſe ihres Landes nur fremder Bereicherung und nicht ihrem eigenen Nutzen? Sie hatten ihre eigene Sprache, ihre eigene Geſchichte: warum ſollten ſie nicht auch ihre eigene Verfaſſung haben?

Als infolge der allgemeinen europäiſchen Bewegung des Jahres 1830 es ſich auch in Dänemark 1831 um die Einführung von Provinzialſtänden handelte und man dabei den Isländern drei Sitze in dem Landtag der Inſeldänen zutheilen wollte, nahm der Ruf nach ſelbſtändiger Vertretung und Verwaltung ebenſo entſchiedene als praktiſche Faſſung an. Baldvin Einarsſon forderte die Einführung eines eigenen isländiſchen Landtages. Die für Beſchickung der däniſchen Provinzialſtände nöthigen Wahlen kamen in Island nicht zu Stande. Statt deſſen gingen 1837 Proteſte mit zahlreichen Unterſchriften gegen die beabſichtigte Aufnahme Islands in das däniſche Parlament nach Kopenhagen ab. Der König bewilligte hierauf 1838, daß zehn der höchſten isländiſchen Beamten ſich fortan alle zwei Jahre in Reykjavik verſammeln ſollten, um über die wichtigſten Angelegenheiten des Landes zu berathen und ihre Vorlagen dann an die däniſchen Provinzialſtände zu übermitteln. Eine ſolche königliche Beamtencommiſſion, anſtatt einer eigenen Landesvertretung, konnte den Wünſchen der Isländer natürlich nicht genügen. Sie erneuerten ihre Forderungen, und nach langen Unterhandlungen wurde ihnen am 8. März 1843 endlich ein eigener Landtag zugeſtanden, der den frühern Namen Althing führen und aus 20 vom Volk, 6 vom König gewählten Männern beſtehen ſollte. Er verſammelte ſich zum erſtenmal Anfang Juli 1845, zum zweitenmal 1847, und war auf dem beſten Wege, die einmal begründete Verfaſſung ruhig weiter zu entwickeln, als infolge der Revolutionsbewegung von 1848 ſich die alten Schwierigkeiten von neuem erhoben.

Als Dänemark nämlich in dieſem Jahre eine neue Verfaſſung erhalten ſollte, wurde abermals der Verſuch gemacht, Island einfach in Dänemark aufgehen zu laſſen, nur wurden diesmal der Inſel fünf Abgeordnete zugeſtanden. Davon wollten aber die Isländer nichts wiſſen. Sie forderten mündlich und ſchriftlich eigene Verwaltung und ein eigenes Althing. Volksverſammlungen wurden an verſchiedenen Punkten gehalten, eine größere, von 180 Männern beſuchte in Thingvellir. Eine Maſſenpetition mit 1940 Unterſchriften ging an die Regierung. Dieſe kam den Wünſchen inſoweit entgegen, daß ſie noch 1848 eine „isländiſche Abtheilung“ im Miniſterium errichtete, deren Beamtenſtellen mit lauter Isländern beſetzt werden ſollten. Im Jahre 1849 wurde dann ein Wahlgeſetz für das Althing entworfen und der Regierung vorgelegt. Während das Volk ſich in der Preſſe, auf Verſammlungen und im alltäglichen Leben mit immer regerem Intereſſe an den großen Verfaſſungsfragen betheiligte, war die däniſche Regierung unterdeſſen wieder auf ihre früheren Bedenken zurückgekommen, ſchob alles auf die lange Bank, und als auf dem Althing 1851 die Hauptfragen endlich erledigt werden ſollten, brach der königliche Commiſſär Graf Trampe, nachdem die Debatten kaum fünf Wochen gedauert hatten, plötzlich dieſelben ab und löſte die Verſammlung auf. Als er die Formel der Auflöſung be-

gonnen hatte, bat der isländiſche Volksführer Jón Sigurðsſon ums Wort. Graf Trampe verweigerte ihm das Wort und vollendete die officielle Formel. Da rief Sigurðsſon: „So proteſtire ich gegen dieſes Verfahren!“ Der Graf verließ ſeinen Sitz und erwiederte: „Ich glaube, die Althingsmänner haben gehört, daß ich im Namen des Königs die Verſammlung aufgelöſt habe.“ Darauf antwortete Sigurðsſon: „Und ich proteſtire im Namen des Königs und des Volkes gegen dieſes Verfahren, und ich behalte der Verſammlung das Recht vor, über die Geſetzwidrigkeit, die hier vorgeht, beim König zu klagen.“ Nun erhoben ſich alle Mitglieder und riefen nahezu einſtimmig: „Wir proteſtiren alle!“

In Bezug auf die gewünſchte Verfaſſungsgrundlage hatte der Proteſt keinen Erfolg; doch vergeblich waren deshalb die Anſtrengungen des Volkes, die Reden und Arbeiten ſeiner Führer keineswegs geweſen. Das Volk ſelbſt war in dieſen zwanzig Jahren von dem politiſchen Schlummer dreier Jahrhunderte wieder aufgewacht, hatte gelernt, wieder an ſeine Rechte und Vortheile zu denken, hatte ſich zu geſetzlicher Agitation und zu politiſcher Thätigkeit herangeſchult und die Kernfragen ſeines Daſeins mit klarem Blick und feſtem Willen erfaßt. Im Anfang zeigte ſich noch eine gewiſſe politiſche Unreife und Jugendlichkeit. Der Urſprung der Bewegung verrieth ſich noch deutlich darin, daß manche der Theilnehmer noch nicht mit den Ideen und Factoren der Neuzeit zu rechnen wußten. Sie lebten noch ganz in der Vergangenheit, wollten die altisländiſche Republik mit allem Drum und Dran von den Todten auferwecken und legten faſt mehr Gewicht darauf, wieder durch die Almannagiá nach dem alten Thingfeld zu reiten, als die nöthigen Wahlgeſetze nach dem Bedürfniſſe der Gegenwart einzurichten. Reiche Bauern, Juriſten, Lehrer und ſogar Studenten warfen ſich indes mit regſtem Antheil auf die Politik, lernten in dem langen Verfaſſungskampf die juriſtiſchen, wirthſchaftlichen und politiſchen Seiten desſelben genauer kennen und lenkten von der erſten poetiſch-akademiſchen Nationalbegeiſterung bald in die richtigen praktiſchen Geleiſe ein. Dabei bildeten ſich in der patriotiſchen Bewegung ſelbſt verſchiedene Schattirungen aus. Manche tüchtige Männer hingen durch die Ueberlieferung ihrer Familien noch mit der däniſchen Herrſchaft zuſammen, andere betrieben die nationale Sache mit jugendlich einſeitiger Begeiſterung, wieder andere ſuchten zu vermitteln und noch andere ſuchten durch geſetzliche Mäßigung und Conſequenz der nationalen Sache ein bleibendes Uebergewicht zu verſchaffen.

Unter den letzteren ragte Jón Sigurðsſon hervor (geb. 1811), noch in den beſten Jahren, der tüchtigſte Kenner der alten Geſchichte, Literatur und Rechtsgeſchichte, dabei ein gewandter Publiciſt, Redner und Staatsmann, in ſtürmiſchen Augenblicken voll der Ruhe und Faſſung, gegenüber der Verſchleppung und Saumſeligkeit der Regierung ein unermüdlicher Agitator, voll Rückſicht auf das, was Dänemark für Island gethan und noch thun wollte, aber

unerbittlich in Bezug auf das, was es unberechtigterweise verweigerte, voll von dem Geiste der großen nationalen Vergangenheit, die niemand besser kannte als er, aber ebenso bewandert in der neuern Gesetzgebung, ihren Formen, ihren verschiedenen Beziehungen, persönlich ein Biedermann, von allen geachtet und selbst seinen politischen Gegnern verehrenswerth. O'Connells schneidenden Witz, zündende Glut und niederschmetternde Gewalt besaß er nicht; aber an tiefem Ernst, praktischem Blick, eiserner Beharrlichkeit und staatsmännischer Einsicht gab er dem großen Befreier Irlands nichts nach. Er verdient gleich diesem unter die tüchtigsten Volksmänner des 19. Jahrhunderts gerechnet zu werden.

Jón Sigurðsson.

Den ersten großen Triumph feierte seine unermüdliche patriotische Thätigkeit, als die dänische Regierung am 15. April 1854 ein neues Gesetz über die Schiffahrt und den Handel nach Island erließ. Das Handelsmonopol wurde darin auch in Bezug auf das Ausland völlig aufgegeben. Schiffe aller Länder konnten nun ungehindert die Küsten Islands befahren, Island selbst sich wieder am Handel betheiligen, Ausfuhr und Einfuhr wurden durch heilsame Concurrenz der bisherigen Ausbeutung entzogen. Island lebte von dem Joche einer mehr als zweihundertjährigen Ausplünderung neu auf.

Ein Preßgesetz vom folgenden Jahre (1855) gab der isländischen Presse wenigstens soviel Freiheit, als die dänische seit 1851 besaß; auch in Bezug auf die Wahlen zum Althing wurde 1857 ein günstigeres Gesetz erlassen;

dagegen konnte man sich sowohl über die Stellung Islands zur Gesammtmonarchie, als auch über die Rechte in der Finanzverwaltung, besonders die Feststellung des Budgets, noch lange nicht einigen. Noch viele Petitionen wanderten nach Kopenhagen, noch mancher Gesetzes- und Verfassungsentwurf wurde hüben und drüben erwogen und besprochen, ohne daß sich beide Theile zusammenfanden. Als das Althing 1871 den Verfassungsentwurf zurückwies, welchen der dänische Reichstag im Januar desselben Jahres genehmigt hatte, schien es sogar zu einer schärfern Krisis kommen zu wollen. Die Isländer wurden unruhig. Auf den Volksversammlungen und in der Presse erscholl der Ruf nach Home-Rule dringender, lebhafter und ungestümer. Man drohte sogar laut, Island zu verlassen und in Nordamerika eine freie Heimat zu suchen. Am mächtigsten aber wirkte die durch Zahl und Ansehen bedeutende Volksversammlung, welche im Sommer 1873 in Thingvellir gehalten wurde. Das Althing, das sich bald darauf versammelte, mäßigte indes unter dem Einfluß des klugen Patrioten Jón Sigurdsson die ungestümen Wünsche des Volkes und zeigte sich der Regierung gegenüber so rücksichtsvoll, daß auch diese sich zu Zugeständnissen herbeiließ, und so kam am 5. Januar 1874 die gegenwärtige Verfassung Islands zu Stande, gerade ein Jahrtausend, nachdem der erste norwegische Ansiedler Ingólfr sich bleibend auf Island niedergelassen. Der König beschloß, im Sommer selbst nach Island zu reisen und die Proclamation der Verfassung mit der patriotischen Feier des Millenariums zu verbinden. Es war der erste Besuch eines Königs auf Island, obwohl die Insel seit sechs Jahrhunderten unter den Herrschern von Norwegen und Dänemark gestanden hatte. Die Hauptfeier fand vom 5. bis 7. August 1874 auf dem alten Thingfelde am Lögberg statt. Christian IX. erschien in Begleitung von Abgesandten aller Nationen und verkündete die neue Verfassung an derselben Stätte, welche längst durch alle bedeutenden Erinnerungen der Landesgeschichte geheiligt war. Indem er dem wackern Volke nach einer dreihundertjährigen Leidenszeit sein Althing und seine selbständige Verwaltung wiedergab, sühnte er die Mißgriffe seiner Vorgänger und brachte die langen Verfassungskämpfe endlich zu einem vorläufigen Abschluß. Es war das schönste Fest, das Island seit Jahrhunderten gefeiert.

Das Wesentlichste der neuen Verfassung und worauf den Isländern am meisten ankam, war, daß Island staatsrechtlich aus der Gesammtmonarchie abgelöst, auf eigene Füße gestellt und als selbständiges Land anerkannt wurde, nur durch Personalunion mit den übrigen Ländern der dänischen Krone verbunden. Das gewährte der erste Artikel der neuen Constitution. An den dänischen Reichsangelegenheiten nimmt es keinen Theil, an Dänemark zahlt es keine Steuern, es ist im dänischen Reichstag nicht repräsentirt.

Die Legislative übt der König gemeinschaftlich mit dem Althing aus, die Executive der König allein, die Richtergewalt die durch Gesetz näher zu bestimmenden Richter. Der König regiert durch einen Minister, der den

THE KING'S MOTHER. Queen Alexandra, the beloved Mother of the King, is the daughter of the late King Christian IX. of Denmark. She was married to the Prince of Wales (afterwards King Edward VII.) in 1863.

Maßregeln des Höfdings sich an den König wenden und dieser ihn nach seinem Ermessen zur Verantwortung ziehen oder entfernen. Alle königlichen Beamten müssen dänische Unterthanen sein und isländisch sprechen; der König kann sie absetzen und dislociren, aber nicht auf einen niedrigern Posten versetzen. Das Althing oder isländische Parlament besteht aus 36 Mitgliedern, die sich in zwei Häusern versammeln. Die untere Abtheilung, 24 Mitglieder stark, besteht aus lauter Volksabgeordneten, die obere aus sechs vom König, sechs vom Volke erwählten Repräsentanten. Stimmberechtigt zu den Althingswahlen sind alle unbescholtenen, unabhängigen Männer von 25 Jahren an, die wenigstens ein Jahr in dem betreffenden District gewohnt haben, und zwar 1. Bauern, wenn sie eine eigene Wiese versteuern; 2. Stadtbewohner, welche vier Riksdaler Steuer zahlen; 3. Fischer, die sechs Riksdaler Steuer zahlen; 4. Beamte und Angestellte ohne weitere Bedingung; 5. andere gebildete Leute (Theologen, Mediciner, Juristen 2c.), wenn sie ein Examen in Kopenhagen oder Reykjavik bestanden haben. Zur Wählbarkeit in das Althing muß noch das vollendete 30. Lebensjahr und vollständige persönliche Unabhängigkeit hinzutreten. Alle Mitglieder müssen ferner Isländer sein. Die Abgeordneten werden für sechs Jahre gewählt, es sei denn, daß die Versammlung vor Ablauf dieser Frist vom König aufgelöst würde.

Das Althing versammelt sich alle zwei Jahre im Anfang Juli zu Reykjavik, nimmt selbst die Wahlprüfungen vor und gibt sich seinen Vorsitzenden. Jedes Mitglied kann Gesetzesvorschläge einbringen und Adressen an den König richten. Steuern können nicht ohne Genehmigung des Althing auferlegt werden, und alle Steuern müssen gesetzlich geregelt werden. Keine Gelder dürfen aus der isländischen Staatskasse verwendet werden, ohne daß die Verwendung durch das allgemeine Landesbudget oder specielle Gesetze gebilligt ist. Bei jeder Sitzung soll dem Althing ein Budget für die nächsten zwei Jahre vorgelegt werden, mit genauer Specification aller ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben. Beide Kammern haben das Recht, über jeden einzelnen Posten genaue Auskunft zu verlangen.

Jede Gesetzesvorlage hat dreimalige Lesung zu passiren und geht dann an die andere Kammer. Können sich die beiden Kammern nach Aenderungs-Vorschlägen beiderseits nicht einigen, so tritt das Gesammtalthing zusammen. Bei der Stimmabgabe müssen sich dann aber wenigstens $^2/_3$ der Mitglieder betheiligen, und zur Annahme oder Verwerfung jedes Gesetzes, das Budget ausgenommen, ist die Zustimmung von $^2/_3$ der anwesenden Deputirten erforderlich.

Durch § 45 ist die evangelisch-lutherische Kirche noch als Landeskirche anerkannt und der Staatshilfe versichert, durch § 46 jedoch zugleich Gewissens- und Cultusfreiheit gewährleistet, soweit die guten Sitten und die öffentliche Ordnung dadurch nicht bedroht werden. Nach § 47 soll niemand um der

Religion willen ſeine bürgerlichen Rechte verwirken, noch ſich ſelbſt von Erfüllung ſeiner bürgerlichen Pflichten freiſprechen dürfen.

§ 54 proclamirt die abſolute Preßfreiheit, § 55 und 56 Vereins- und Verſammlungsfreiheit; durch § 60 ſind alle politiſchen Vorrechte, Titel und Würden des Adels abgeſchafft. Die Schulfrage iſt ganz der weitern Geſetzgebung überlaſſen; nur zum Schutze ganz verlaſſener und hilfloſer Kinder ſetzt § 53 feſt, daß das öffentliche Gemeinweſen ſich derſelben annehmen und für ihre Erziehung ſorgen ſoll.

Für die politiſche Verwaltung und das Gerichtsweſen iſt die Inſel in drei Aemter (Ömt oder Umdaemi) getheilt, jedes derſelben in Sýslur (pl. von Sýsla), die Sýsla in Hreppur oder Gemeinden. Süd- und Weſtamt ſind jedoch gegenwärtig unter einem Amtmann vereint, der in Reykjavik reſidirt, während der andere ſeinen Sitz in Akureyri hat; die drei Aemter ſind folgendermaßen weiter eingetheilt:

I. Das Südamt (26503 E.).
1. u. 2. Gullbringu- und Kjósar Sýsla (36 Quadratmeilen mit 8227 Einwohnern in 10 Gemeinden).
3. Borgarfjarðar Sýsla (32 □M., 2598 E., 9 Gem.).
4. Árnes Sýsla (156 □M., 6257 E., 13 Gem.).
5. Rángárvalla Sýsla (163 □M., 5360 E., 8 Gem.).
6. Skaptafells Sýsla (258 □M., 3504 E., 7 Gem.).
7. Veſtmannaeyja Sýsla (0,3 □M., 557 E.).

II. Das Weſtamt (18226 E.).
1. Mýra- und Hnappdals Sýsla (60 □M., 2328 E., 10 Gem.).
2. Snaefellsnes Sýsla (28 □M., 2644 E., 7 Gem.).
3. Dala Sýsla (38 □M., 2357 E., 8 Gem.).
4. Barðaſtrandar Sýsla (49 □M., 2857 E., 10 Gem.).
5. Ísafjarðar Sýsla (72 □M., 5551 E., 14 Gem.).
6. Stranda Sýsla (51 □M., 1861 E., 6 Gem.).

III. Das Nord- und Oſtamt (27716 E.).
1. Húnavatns Sýsla (141 □M., 5028 E., 12 Gem.).
2. Skagafjarðar Sýsla (94 □M., 4599 E., 12 Gem.).
3. Eyjafjarðar Sýsla (96 □M., 5325 E., 10 Gem.).
4. Thingeyar Sýsla (313 □M., 5336 E., 13 Gem.).
5. Norður Múla Sýsla (208 □M., 3825 E., 10 Gem.).
6. Suður Múla Sýsla (72 □M., 3603 E., 10 Gem.).

Die drei Kaufſtädte Reykjavik (ungefähr 3000 E.), Akureyri (545 E. nach der Zählung von 1880), Ísafjörðr (518 E. nach der Zählung von 1880) haben ihre eigene politiſche Verwaltung. Kirchſpiele mit mehr als 500 E. gibt es nur wenige:
im Südamt: Garðr (893 E.), Gaulverjabaer (508 E.), Oddi (550 E.), Kirkjubaejar-Klauſtur (541 E.), Heimaey (557 E.);
im Weſtamt: Helgafell-Stykkishólmr (568 E.), Eyri i Skutulsfirði (883 E.);
im Nord- und Oſtamt: Möðruvalla-Klauſtur (567 E.), Akureyri (713 E.), Hof i Vopnafirði (843 E.), Kirkjubaer (566 E.), Dvergaſteinn (617 E.), Hólmar (558 E.).

[Die Bevölkerungszahlen ſind aus dem Jahre 1880.]

Dank der Aufhebung des Handelsmonopols und dieſer ſelbſtändigen, echt freiſinnigen, den Bedürfniſſen des Landes entſprechenden Verfaſſung hat ſich die Lage Islands in dem ſeither verfloſſenen Zeitraum von Jahr zu Jahr ſichtlich gehoben. Schon 1850 hatte die däniſche Regierung officiell anerkannt, daß Island durch die zweihundertjährige Verkümmerung ſeines Handels einen Schaden erlitten habe, der ſich gar nicht mehr in beſtimmten Ziffern angeben laſſe, während Dänemark ohne Gegenleiſtung den alleinigen Vortheil daraus gezogen. Bei den darauf folgenden Verfaſſungsſtreitigkeiten gelangte ſie auch endlich zu der Einſicht, daß wenigſtens etwas geſchehen müßte, um das ſchreiende Unrecht der Vergangenheit zu ſühnen und den isländiſchen Finanzen wieder aufzuhelfen. Im Jahre 1865 bot ſie Island einen jährlichen Zuſchuß von 42000 Riksdalern auf 12 Jahre; ſpäter veränderte ſie dieſes Angebot auf 37500 Thaler jährlich auf immer, nebſt einem Zuſchuß von 12500 Thalern für die nächſten 12 Jahre. Da indes dieſe Anerbieten in ſtaatsrechtliche Forderungen verwickelt waren, welche die Isländer in ihrem Ringen nach Selbſtändigkeit nicht befriedigen konnten, ſo wurden ſie abgewieſen. Erſt als die Verfaſſungsfrage nach dem Wunſche der Isländer zum Abſchluß gekommen, fand auch dieſe Finanzfrage ihre endgiltige Regelung. Die däniſche Regierung verpflichtete ſich, zur Staatsverwaltung Islands jährlich 60000 Kroner (67500 M.) beizutragen und 20 Jahre lang einen außerordentlichen Zuſchuß zu leiſten, der mit 40000 Kroner beginnen und dann ſich alljährlich bis auf Null vermindern ſollte.

Mit Hilfe dieſes Zuſchuſſes befinden ſich die isländiſchen Finanzen dermalen in einem ganz erfreulichen Zuſtand. Die Jahreseinkünfte beliefen ſich nach dem officiellen Budget von 1882/83 auf 426500 Kr., darunter an Zoll auf Branntwein und Tabak allein 140000 Kr.

Die Ausgaben dagegen erreichten nur die Summe von 400000 Kr. Davon koſtete der Landeshöfding mit ſeinem Verwaltungsbureau 13400 Kr., das Althing mit ſeinen Diäten und Schreibereien 32000 Kr., die Civilverwaltung 52800 Kr., die Gerichtsverwaltung 80000 Kr.

Für Unterſtützung des Landbaues wurden 20000 Kr. ausgelegt, für Dampferſubventionen 18000, für Sanitätsweſen 36000, für kirchliche Zwecke 26000, für das Unterrichtsweſen 74000, für Penſionen 50000. Eine Staatsſchuld hat Island nicht, dagegen einen Reſervefond (viðlaga sjóður) von 700000 Kr. Das „Theuerſte", was die Kräfte der übrigen Staaten erſchöpft, iſt ihm erſpart: es hat kein Militärbudget.

Als ein eigentlich armes Land iſt alſo Island gegenwärtig nicht mehr zu betrachten. Auf den Reiſenden, der von Süden kommt, mag es allerdings noch immer den Eindruck eines ſolchen machen. Kein Wald, keine Obſtbäume, keine Saatfelder erfreuen das Auge; keine Straßen ſchlängeln ſich an den Bergen dahin, keine Brücken überſpannen die Flüſſe. Die drei Kaufſtädte gleichen eher noch Dörfern als Städten. Eis und Schnee ſteigt

den größern Theil des Jahres bis in ihre Nachbarſchaft hinab, und ſelbſt im Sommer wird es nie ordentlich warm. Die Bauernhöfe und Fiſcherwohnungen liegen meiſt weit auseinander, die Kirchen und Häuſer ſind zu klein und unanſehnlich, um den Eindruck von ſtattlichen Dörfern zu machen. Die aus Stein und Raſen aufgeſchichteten Hütten mit ihren Grasdächern, die meiſt primitive Einrichtung der Wohnung, die unſcheinbare bäuerliche Kleidung, die einfache, meiſt aus Fiſch und Milchſpeiſen beſtehende Nahrung, die weiten unfruchtbaren Strecken zwiſchen den kleineren bebauten — alles weckt die Vorſtellung von Dürftigkeit, Mangel, Armuth. Und doch ſind die Leute nicht eigentlich arm. Landwirthſchaft und Fiſchfang bringen ſo viel auf, daß ſie ſich die dem Lande fehlenden Producte ſchon verſchaffen und ein menſchenwürdiges Daſein führen können.

Von den 72000 Einwohnern leben etwa 54000 als Bauern von Wieſenwirthſchaft, Viehzucht, vorzüglich Schafzucht. Die um die Bauernhöfe ſelbſt liegenden, mit Steinmauern eingefriedigten beſſeren Wieſen (tún) liefern ein ganz treffliches Heu; die weniger guten Anger (engjar) wenigſtens Winterfutter für Pferde und Vieh; außerdem läßt man noch Theile des Heidelandes (die afréttir) im Sommer beweiden. Große Torfmoore liefern Brennmaterial, kleine Gärten wohl auch etwas Gemüſe. Die Zahl der Pferde wurde 1876 auf 31000 Stück geſchätzt, die des Hornviehs auf 20000. Das letztere iſt von nicht ſehr großer, aber guter Raſſe und liefert den nöthigen Bedarf an Milch, Käſe und Butter, und wenn die letzteren Artikel nicht beſonders gut ſind, ſo iſt das lediglich Schuld der Bereitung. Die Ausfuhr von Pferden wird in den letzten Jahren auf etwa 1000 Stück geſchätzt. Der wichtigſte Zweig der Landwirthſchaft iſt die Schafzucht, welche verhältnißmäßig wenig Sorge erfordert und dabei viel einbringt. Die Schafe werden im Frühjahr ausgetrieben und bevölkern die ausgedehnten Bergheiden. Da bleiben ſie bis in den Herbſt, wo ſie wieder zurückgeholt werden. Man rechnete 1876 etwa 415000 Schafe, darunter 178000 Milch- und Mutterſchafe. Im Jahre 1881 wurden (nach Notizen, welche ich der Güte des Herrn Tryggvi Gunnarsſon, Präſidenten der isländiſchen Handelsgeſellſchaft Gránufélag, verdanke) 925000 kg rohe Wolle, 9300 kg geſalzenes Schaffleiſch und 220000 kg Talg ausgeführt. Die Ausfuhr von geſponnener Wolle und von Schafhäuten iſt dagegen im Sinken.

Der andere Haupternährungszweig iſt der Fiſchfang, mit dem ſich etwa 7000 Menſchen beſchäftigen mögen. Er war durchgängig vor der Freigebung des Handels noch mehr vernachläſſigt als die Land- und Viehwirthſchaft, hat ſich aber ſeither ebenfalls bedeutend gehoben. Im Jahre 1881 wurden 7000000 kg meiſt eingeſalzene Fiſche ausgeführt und 10000 Tonnen Thran.

Die Ausfuhr von Eiderdaunen belief ſich in demſelben Jahre auf 2700 kg, das Jahr zuvor auf 3800 kg.

Von den Haupteinfuhrartikeln bezifferten sich 1879 Roggen und Roggenmehl auf 3 383 670 kg, Gerste auf 852 690 kg, Hülsenfrüchte auf 298 145 kg, Reis auf 462 950 kg, Zucker auf 341 480 kg, Kaffee- und Kaffeesurrogate auf 282 610 kg, Tabak auf 64 690 kg, Eisen und Stahl auf 61 070 kg, Holz auf einen Werth von 30 800 Kroner (schon gesägte Balken und Bretter nicht gerechnet), Eisenwaaren auf einen Werth von 169 322 Kroner, Leinwand auf einen Werth von 277 150 Kroner. Beträchtlich ist ebenfalls die Einfuhr von Salz, Fischgeräthen, Hausrath, Luxusgegenständen.

Die Einfuhr von Branntwein wurde in den Jahren 1864—1869 auf einen Werth von 248 020 Mark durchschnittlich im Jahr veranschlagt; im Jahre 1876 betrug sie 2120 hl; seither soll sie noch bedeutend zugenommen haben, während der Consum von Wein und anderen Spirituosen nicht die Hälfte jenes Quantums erreicht.

Was dem Lande am nöthigsten ist, das ist einerseits noch ein zunehmender Verkehr mit dem Continent und den übrigen europäischen Ländern, andererseits die Einrichtung eines lebhaftern und bessern Verkehrs im Lande selbst, Straßen, Brücken, Posten. Besonders sollte die Einfuhr von Holz und Baumaterial aller Art gehoben werden, damit die Leute sich bessere Wohnungen einrichten können.

Wie das Land mit keinem Militärbudget belastet ist, so ist es bis dahin auch ziemlich mit übertriebener Bureaukratie verschont geblieben. Unter dem Landvogt stehen zunächst die zwei Amtmänner, unter diesen die Sysselmänner der 19 Kreise (von denen aber mehrere keinen eigenen Sysselmann haben, sondern mit einer andern Sýsla vereinigt sind) mit ihrem Kreisrath (oder Kreisvorstehern), unter diesen die Gemeindevorsteher (Hreppstóri) und Gemeinderäthe der 171 Hreppr oder Gemeinden. Richter erster Instanz ist der Sysselmann in seinem Kreise, die zweite Instanz bildet das Obergericht in Reykjavik, weitere Appellation geht nach Kopenhagen. Kirchlich ist das ganze Land oder Bisthum in 19 Propsteien, diese in 141 Kirchspiele getheilt, von denen aber viele mehrere Kirchen besitzen. Für die Gesundheitspflege sind 20 ärztliche Districte gezogen, die ihren eigenen Arzt haben; die Centraldirection führt der Oberlandesarzt in Reykjavik.

Ein eigentliches Volksschulsystem gibt es noch nicht; doch sind Anfänge dazu gemacht und der Verkehr mit dem Ausland läßt vielen ein solches als wünschenswerth erscheinen. Für höhern Unterricht sorgen die Lateinschule von Reykjavik (125 Schüler), die Realschule zu Möðruvellir (40 Schüler) und drei Mädchenschulen.

Eine Universität, wie schon in deutschen Blättern behauptet wurde, besitzt Island nicht, sondern bloß eine Theologenschule in Reykjavik, an welcher zuweilen etwa 10 bis 20 junge Leute studiren, und eine sogen. Medicinschule, die es aber noch nicht auf 10 Schüler gebracht hat. Sie besteht lediglich darin, daß die zwei Aerzte in Reykjavik neben ihrer Praxis

her einige junge Leute in den medicinischen Fächern unterrichten. Die Juristen und künftigen Beamten müssen ihre Studien in Kopenhagen machen, wo im ganzen jährlich etwa 20 bis 30 junge Isländer zu studiren pflegen und zum Theil durch Stipendien unterstützt werden. Isländische Philologie und Geschichte ist dem Fleiße der Gymnasialprofessoren und einzelner Privatgelehrten überlassen.

Trotz dieser anscheinend ungünstigen Verhältnisse hat Island in neuerer Zeit eine nicht unbedeutende Literatur hervorgebracht und überhaupt ein reiches geistiges Leben entwickelt. Philosophie und Theologie sind dabei nur kümmerlich vertreten, aber um so ansehnlicher Geschichte, Politik und Poesie. Ihren gesunden, lebenskräftigen und fruchtbaren Kern erhielt die neue Literatur dadurch, daß sie in treuer Liebe auf die geschichtliche Vergangenheit zurückgriff und diese gleichsam neu aufleben ließ. Das größte Verdienst erwarb sich auch auf diesem Gebiete der große Patriot Jón Sigurdsson, mit ihm die tüchtigen Forscher Finnr Magnússon und Sveinbjörn Egilsson. Während durch sie fast die ganze alte Saga-Literatur in Neudrucken vom Grabe auferstand und durch Sammlung anderweitiger Geschichtsquellen ergänzt ward, arbeiteten Jón Espolin und Pjetur Pjetursson werthvolle Geschichtswerke aus, Konrad Gislason, Eirikr Jónsson und Gudbrandr Vigfusson eröffneten durch große lexikographische Werke das Verständniß der alten Sprache, Benedikt Sveinbjörnsson Gröndal und Gisli Brynjúlfsson förderten das Studium der nordischen Mythologie, Jón Thorkelsson die Erklärung der alten Saga, Jón Árnason sammelte die alten und neuen Sagen des Volkes, Björn Gunnlaugsson arbeitete eine treffliche Karte der ganzen Insel aus, Jón Sigurdsson begründete eine äußerst sorgfältige und fleißige Statistik.

Wie aber in all diesen Arbeiten der echt patriotische und historische Sinn des Volkes, sein mächtiger unbesieglicher Volksgeist zu Tage trat, so auch in der Poesie. Es gab hier keine künstliche Romantik. Die Dichtung sog von selbst ihre Nahrung aus den Ideen, Erinnerungen, Lebenswurzeln der Vergangenheit. Sprache und Form wuchs aus dem Studium der ältern Nationaldichtung hervor. Neue Anregung und neuen Gehalt schöpfte man aus dem Leben des Volkes. Als die bedeutendsten Skalden der Neuzeit glänzten Bjarni Thorarensen († 1841) und Jónas Hallgrímsson († 1845); an sie reihen sich Finnr Magnússon, Sveinbjörn Egilsson, Jón Thoroddsen, Grímr Thomsen, Gisli Brynjúlfsson, Benedikt Sveinbjörnsson Gröndal.

Durchaus charakteristisch ist es, daß bis jetzt keiner der Mode- und Lieblingsdichter des modernen Europa ins Isländische übersetzt ist, wohl aber Milton, Klopstock, Homer und einige Stücke von Shakespeare und Tegnér. Von Romanen besitzt Island erst einen einzigen, der als historische Erzählung sich eher der alten Saga nähert. Novellen sind nur ein paar geschrieben, die erste war Piltur og Stúlka (Knabe und Mädchen), ein schlichtes, ein-

faches Bild des heutigen bäuerlichen Alltagslebens — eine „Dorfgeschichte“ ohne sensationellen Charakter. Dramen gibt es nur einige wenige: „Die Geächteten“ (Útilegumenn) von Matthias Jochumsson, das Lesedrama Ragnarökkur von Gröndal und das Volksdrama Nyársnóttin von Indridi Einarsson. Um so reicher blüht die nationale Lyrik und Epik.

Von allen Völkern des Nordens, ja von Europa überhaupt, hat sich keines so von Ausländerei fern gehalten, ist sich so treu, so schlicht und wahr geblieben wie das isländische. Man kann es nicht näher kennen lernen, ohne es dafür zu lieben und hochzuschätzen. Es hat in den schweren Leiden der letzten Jahrhunderte an den Ueberlieferungen seiner Väter nicht nur wie an einem rührend elegischen Vermächtniß festgehalten, sondern wie an einem Erbgut, auf dem heiliger Vatersegen und die Verheißung einer bessern Zukunft ruht. Nur ein Punkt trübt den schönen Zusammenhang seiner ganzen Geschichte: es ist der Abfall von der katholischen Kirche, nicht aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen, sondern ihm aufgedrungen von außen. Bei der Abgeschiedenheit des Landes hat sich jedoch auch schließlich das Lutherthum tief in das Leben des Volkes hineingesenkt, ist mit seinen Erinnerungen mächtig verwachsen und hat den Blick für die fernere Vergangenheit sehr getrübt. Innerlich stark ist das Lutherthum aber nicht. Von Dänemark ausgegangen und von Dänemark gestützt, ist es ein Theil des alten Staatsmechanismus, der noch mit in die neue Constitution hinübergeschleppt ward. Principiell hat diese mit der alten Ordnung gebrochen, indem an die Stelle des Cäsareopapismus das Princip der Religions- und Gewissensfreiheit gestellt wurde. Wenn die isländischen Patrioten consequent sein wollen, so werden sie sich früher oder später auch einer vorurtheilsfreien Würdigung jener Kirche zuwenden müssen, unter deren mildem Walten Island die schönsten Tage seines Ruhmes und seines Glückes erlebt hat. Der Glaube, den Ari hinn Fróði und Saemundr hinn Fróði, Snorri Sturluson und Jón Arason bekannten, gehört ebenso gut in den Kreis ihrer fruchtbarsten Nationalerinnerungen, als das Papstthum selbst, das durch das ganze Mittelalter hindurch der mächtigste Hort der Volksfreiheit gegen die absolutistischen Gelüste der Könige gewesen ist.

Der Zusammenhang der isländischen Volksfreiheit mit den kirchlichen Ueberlieferungen des Mittelalters ist übrigens nicht ganz aus dem Bewußtsein des heutigen Geschlechts entschwunden, und in einem balladenartigen Liede auf den letzten katholischen Bischof Jón Arason hat der Dichter Gísli Brynjúlfsson seiner Heimat nicht bloß das Wiedererstehen ihrer Freiheit, sondern auch wieder Bischöfe verheißen, wie jene der alten Zeit:

An tapfrer Väter Tugend wuchs auf Jón Arason;
Von hehren Felsenzinnen klang ihrer Lieder Ton,
Er schwebt entlang die Thäler wie Todesantiphon:
Noch heut' beweinet Island den allerbesten Sohn.

Er ſtand in Jugendjahren, die Armuth ſcheut' er nicht;
Denn Muth ſchlug ihm im Herzen, der Unglückswogen bricht.
„Stützt euren künft'gen Biſchof!" ſprach ſcherzend er als Knab';
Den Weg, den wenige wandeln, ſchritt kühn er bis zum Grab.

Den Kampf hat er entboten tyranniſchem Geſchlecht;
Frei unter freiem Himmel ſoll blüh'n der Väter Recht!
Denn wahrhaft war er, furchtlos, treu ſeinem Heimatland;
Lieber, als feige weichen, läg' er todt im Sand.

Ihn ſchreckte nicht von Oſten der Flotten ſtolzer Lauf,
Der Heimat Bergesgeiſter rief er zum Kampfe auf.
Zum Panzer ward die Caſel, der Biſchofsſtab zum Schwert;
Er trieb vom Land die Lüge, hat ihrer Macht gewehrt.

Auf hohen Felſenzinnen ſtärkt er ſich Muth und Wehr,
Dann ſtürzt er wie ein Waldſtrom auf ſeiner Feinde Heer,
Zerſprengt die ſtolzen Schaaren der Dänen, derb und keck.
Zum Meer, zu ihren Schiffen flieh'n ſie in Angſt und Schreck.

Doch Neid und Bosheit ſchmieden dem Volk der Knechtſchaft Noth
Und Tage voll des Harmes in ſeines Helden Tod.
Zum Blutgerüſte ſchleppen ſie ihn als Opferthier,
Den Greis im Silberhaare: ſo fiel der Männer Zier.

Es fiel ſein Haupt, das greiſe, der Inſel treu'ſter Hort.
So heiſchte es das Schickſal, ſo des Verräthers Wort;
Doch ſpäte Enkel faſſen, was dieſer Greis gethan:
Island wird wieder ſchauen ſolch einen Biſchofsmann!

In Schmerz und Sorge trauert um ihn das ganze Land,
Kein Sänger weiß mehr Lieder, kein Held ihm auferſtand,
Und aus den Sklavenketten kein freier Mann erwacht:
Auf Island ruht der Schlummer dreihundertjähr'ger Nacht.

So ſchwanden hin die Tage. Doch Hoffnung winkt am Ziel!
Das Land iſt nicht verloren; ein einzig Haupt nur fiel.
Laßt uns die Herzen härten an dem, was uns geraubt;
Laßt nimmer uns vergeſſen dies blut'ge Biſchofshaupt.

Es war ſo alt, ehrwürdig! Doch alles Alte fällt;
Der Berge Zinnen fallen, es ſinkt die Pracht der Welt.
Doch grünend ſteigt die Erde von Neuem aus dem Meer
Und neue Sonnen ſtrahlen hellleuchtend rings umher!

18. Fjorde und Handelsplätze der Westküste.

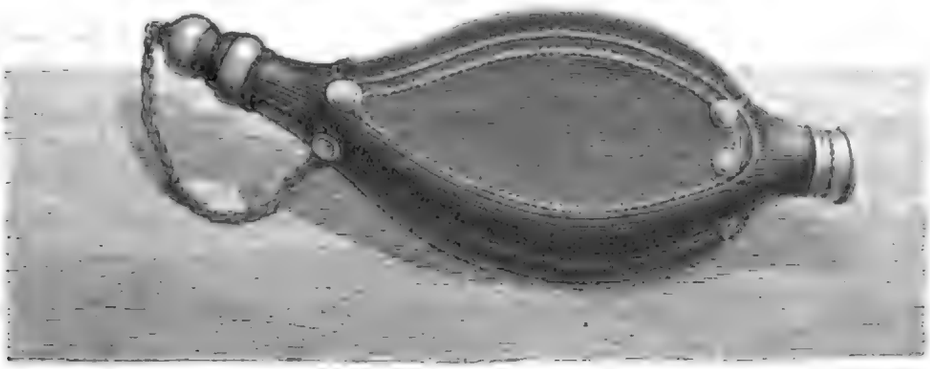
31. Juli.

Der letzte Tag unseres Aufenthalts in Reykjavík war gekommen; es war das Fest unseres Ordensstifters, des hl. Ignatius von Loyola, das zum ersten Male hier von Angehörigen seiner großen Familie gefeiert wurde. Wir hatten deshalb unsern Altar so gut wie möglich geziert und die schönsten Paramente, die zu finden waren, hervorgeholt. Nicht ohne eine gewisse Wehmuth packten wir sie ein, nachdem wir unsere beiden heiligen Messen gelesen. Wann werden endlich Priester kommen, um hier zu bleiben? Wann wird ein Glöcklein täglich die Bewohner von Reykjavík zum Gottesdienst laden?

Nachdem wir unsere Vorbereitungen zur Weiterreise der Hauptsache nach getroffen, besuchten wir unsere Freunde und Bekannten, um ihnen Lebewohl zu sagen. Bei dieser Gelegenheit hörten wir in den sonst so stillen Straßen zum ersten Male die Klänge einer Blechmusik. Wir fragten, was das bedeute, und nun erfuhren wir, daß sich die Musikanten von Reykjavík auf den nächsten Tag einübten, an welchem die erste Industrieausstellung auf Island eröffnet werden sollte — ein Ereigniß für das ganze Land! Durch gütige Vermittlung eines Freundes wurde uns die Gunst zu theil, die Ausstellung schon heute besichtigen zu dürfen. Als Ausstellungsgebäude diente das aus dunkler Lava neu gebaute Elementarschulhaus der Stadt. Es war wohl die primitivste und einfachste Ausstellung, welche in diesem Jahrhundert der Weltausstellungen gehalten worden ist; aber sie war insofern interessant, als sie von den materiellen Culturverhältnissen des Landes eine annähernde Vorstellung gab.

In dem ersten Zimmer kamen die Handwerke und die bäuerliche Industrie zu Ehren, in einem zweiten der Fischfang, in einem dritten die Wollindustrie nebst den feinern Künsten; doch war die Trennung nicht ganz haarscharf durchgeführt, wie es ja in Island keine professionsmäßige Trennung der Gewerke gibt. In jedem Haus wird gesponnen, gewoben und genäht. Jeder Bauer ist selbst Zimmermann, Schreiner, Schlosser, Schmied, allenfalls auch Sattler, Maurer und Fischer. Was mir zuerst in die Augen fiel, war ein Globus, einige Karten und ein Hausmodell; ein Knabe von 15 Jahren, Eirík Guðmundsson aus Miðdalr in Mosfell, hatte das alles zu Stande gebracht. Spinnräder, welche daneben standen, waren zwar sehr stark lackirt und glänzten wie Fixsterne, aber die sonstige Arbeit daran war

ziemlich roh. Neben verſchiedenen Proben von Winter- und Sommerbutter konnten auch die Butterfäſſer nicht fehlen. Die isländiſchen Tabaksdoſen, in Geſtalt von kleinen Pulverhörnchen, ſind bekannt. Auf unſerm Ausflug nach der Hekla führte Eyvindr immer eine ſolche mit ſich. Gleich beim Beginn unſeres Rittes zog er ſie hervor, riß das Zäpfchen aus der vordern Oeffnung, woran es mit einer Kette befeſtigt war, bog ſeinen Kopf nach hinten, ſteckte das Hörnchen in die Naſe, ſchüttelte daran und bot es dann mir zum Schnupfen, was ich jedoch dankend ablehnte. Solcher Tabakshörnchen waren viele da, mehr oder minder fein gearbeitet; doch erreichte keines die kunſtvolle Schnitzerei der frühern Zeit, wovon das antiquariſche Muſeum gute Proben bot. Sehr charakteriſtiſch für den ſinnreichen, geduldigen Arbeitsfleiß des Volkes war eine Nähmaſchine, welche ein Mann im Oſtlande, der nie eine ſolche geſehen, auf bloß mündliche Beſchreibung hin angefertigt hatte, und welche ganz brauchbar ausgefallen war. Ein Webſtuhlmodell bezeugte, daß der alte Webſtuhl hier zu Lande noch nicht



Isländiſche Tabaksdoſe.

aus dem Gebrauch gekommen. Sehr ſauber und ſolid gearbeitet ſchienen mir einige Pferdegeſchirre, ſowohl was die Leder- als die Metallarbeit daran betraf; am meiſten Pracht und Luxus aber entfaltete ein Frauenſattel. Zwiſchen Näpfen und Holzgeſchirren der verſchiedenſten Form und Größe, wie ſie die Milchwirthſchaft erheiſcht, deutete ein elegant eingelegtes Schmuckkäſtchen mit vielen Schubfächern und ein Schachbrett aus Meſſingblech auf die Luſt an feinerem Luxus hin; doch waltete überall das Einfache, Praktiſche und Nothwendige vor, und auch hier würde jeder Handwerker und Gewerbetreibende unendlich vieles vermißt und das Vorhandene in gar wenigen Proben vertreten gefunden haben. Es war nicht eine Ausſtellung von tüchtig geſchulten Profeſſioniſten, ſondern von fleißigen Autodidakten, welche da und und dort nach alter Familienüberlieferung gearbeitet und von eingeführten Muſtern zu lernen geſucht hatten. Es fehlt den Isländern gar nicht an praktiſchem Verſtand, Erfindungsgeiſt, Geſchick, Handfertigkeit; was ſie mitten in dem induſtriellen Lebensſtrom der Neuzeit um ein Jahrhundert zurückgehalten hat, iſt lediglich die frühere Armuth des Landes und des Volkes,

ihre Iſolierung vom allgemeinen Weltverkehr und die ſchwierige Communication im Lande ſelbſt.

Unter dem Titel Niðarsoðinn Silungur frá þingvöllum við Öxará hatte unſer Freund, der Paſtor Pálsſon von Thingvellir, Lachsforellen aus dem Thingvalla-See in Blechdoſen ausgeſtellt: ein ſehr gut gelungener Verſuch einheimiſcher Conſerven; ob der erſte, weiß ich nicht.

Während das erſte Zimmer ſonſt mehr die Handwerke vertrat, wie ſie ſporadiſch im Innern des Landes, mit mehr Erfolg in Reykjavik getrieben werden, galt das zweite dem Fiſchfang, der einen großen Theil der Küſtenbevölkerung beſchäftigt. Leinen, Angeln, Netze, andere Fiſchgeräthe hingen hier in großer Anzahl; daneben waren die wichtigſten Fiſchſorten — Häringe Steinbutten, Dorſche, Klippfiſche — eingemacht, geſalzen und getrocknet, nach ihrer verſchiedenen Qualität, Fangort, Zubereitung ausgeſtellt. Soweit ich beurtheilen konnte, war auch dieſer Theil der Expoſition nicht eben reich, doch immerhin ein erfreulicher und ermuthigender Anfang.

Der dritte Raum bot einen buntern Anblick dar. Hier war vereint, was ſich an Kunſt und an Webereien hatte auftreiben laſſen. Das erſte war wenig: einige Kreidezeichnungen von Ólafr Eiríksſon, die Leiſtungen eines Durchſchnitts-Gymnaſiaſten nicht übertreffend, einige colorirte botaniſche Zeichnungen und das Millenialbild von 1874 von Benedikt Gröndal, der am Gymnaſium naturgeſchichtlichen Unterricht ertheilt, und ein paar kleine Porträts, von einer Frau Melſteð gemalt. Ziemlich reich war dagegen, was weiblicher Fleiß an Webereien aufzuweiſen hatte. Denn faſt in jedem Haus findet ſich ein Webſtuhl. Bis jetzt verſahen die Hausfrauen und Töchter ihre Familien mit ſelbſtgewobenem Tuch. Dieſes Wolltuch, Vaðmál genannt, aus isländiſcher Schafwolle geſponnen und gewoben, iſt ungemein ſtark, dauerhaft und nahezu waſſerdicht, dabei angenehm weich und warm. Meiſt wird es grau, braun und ſchwarz gefärbt. Die verbreitetſte Sorte iſt ziemlich grob; doch werden, beſonders für die Frauenkleider, auch feinere Sorten angefertigt. Die Ausſtellung wies ſowohl Garne als Gewebe der verſchiedenſten Art auf, und außer den gewöhnlichen auch ſolche in ſehr lebhaften Farben. Als ich über einige ſehr ſchöne Gewebemuſter meine Bewunderung ziemlich laut ausſprach, geſtand mir Fräulein Pjetursſon, die Tochter des Biſchofs, welche mit Frau Dr. Schweitzer ebenfalls die Ausſtellung beſichtigte, ganz beſcheiden erröthend, daß ſie die Weberin ſei. Einige vorzügliche Teppiche waren von einer Wittwe in Reykjavik angefertigt. Ein herrlich warmer Ueberrock, außen braun, innen roth und grün gefüttert, war zu einem Preis von 50 Kroner käuflich. Da das Tragen von Wollhandſchuhen ganz allgemein iſt, ſo war von ſolchen eine Menge vorhanden. Sie haben immer ſechs Finger, ſo daß man etwas wechſeln kann. Manche hatten ſehr barocke Deſſins. Von einem Fräulein Margrjet Jónasdóttir waren Stickereien ausgeſtellt, die aber ſchon vom Jahre 1841 herrührten;

neuern Datums dagegen waren künſtliche Blumen, welche eine Schweſter des Stadtvogtes, Frl. Jónasſon, verfertigt hatte. Wie in den anderen Abtheilungen, ſo war auch in dieſer mehr Reykjavik als das Land überhaupt vertreten. Das war ſehr erklärlich, da der Seeweg nach Norden bis vor einigen Tagen verſchloſſen war, der Transport zu Lande mehrere Tage, wenn nicht eine Woche und mehr, in Anſpruch nimmt und nur die Küſtenortſchaften im Sommer leichtere Verbindung mit der Hauptſtadt haben. Ohne beſſere Verbindungswege kann kaum das nöthigſte Material für die verſchiedenen Gewerbe ins Innere des Landes dringen, und eine glänzendere Induſtrieausſtellung wird Reykjavik erſt feiern können, wenn einmal ordentliche Straßen da ſind und Wagen und Poſten ſie regelmäßig befahren. Hierfür ſcheint es aber nicht nur an Geld, ſondern auch an Intereſſe zu fehlen. Ich glaube, daß die Isländer auf ihr Reiten förmlich verſeſſen ſind und ſich ſchwer entſchließen werden, ihre Pferdchen an Wagen zu ſpannen.

Der übrige Theil des Tages verging mit Packen und Viſiten. Um 8 Uhr abends ließ P. von Geyr ſich mit dem Gepäck an Bord bringen. Graf Waldburg und ich machten noch einmal einen Rundgang durch die Stadt. Es war ſchon überall ſtill; nur am Strande tummelte ſich eine Menge Volk. Es war ſeit langem die erſte Gelegenheit, per Dampf in den Norden zu kommen. Viele Studenten hatten darauf gewartet, um in die Ferien zu gehen; Leute aus allen Ständen wollten mit und fuhren zum Theil ſchon der „Thyra“ zu, oder ſtanden noch mit ihren Angehörigen und Freunden am Ufer. Das Schiff war weit draußen auf der Rhede, und es verging wohl eine Viertelſtunde, bis das von dort für uns abgeſchickte Boot uns endlich aufnahm. Um das Schiff war aber ein noch viel tolleres Gewimmel als am Strande. Wohl an die zwanzig Boote hatten da angelegt, und wir mußten von einem ins andere ſpringen, um endlich die Schiffstreppe zu erreichen. Nachdem ein dichter Nebel bis in den Nachmittag hinein die ganze Bucht eingehüllt hatte, war es gegen Abend recht hell und freundlich geworden. Nur der Snaefellsjökull hatte ſich dem Wolkenmantel nicht zu entringen vermocht. Der Tag hatte ſchon etwas abgenommen; doch dunkelte es nur ſehr langſam, und noch gegen Mitternacht hin wurde es nicht vollſtändig dunkel. Auf dem Schiff und um das Schiff herum war ein ſo luſtiges Leben, daß man gar nicht mehr in Island zu ſein glaubte. Beide Decke waren von Isländern überfüllt. Faſt um jeden der Reiſenden war eine Gruppe von Bekannten, welche ihn umdrängten. In beiden Cajüten und oben auf Deck wurde wacker gezecht, meiſtens Bier, doch auch Wein und Aquavit. Dazwiſchen waren Gruppen von ganzen Familien, andere von Frauen und Mädchen, die ſich zum Abſchied noch tauſend Dinge zu ſagen hatten. Ihr Gepäck hatten die Isländer meiſt in kleine Holzkaſten gepackt, wie man ſie den Pferden anhängt, damit ſie von ihrer Küſtenſtation raſch weiter kommen könnten.

Das belebte Treiben auf dem Schiff erinnerte unwillkürlich an die komiſche Seite, welche die Ankunft von Schiffen, beſonders im Anfang des Jahres, früher darbot, als der Verkehr noch nicht ſo lebhaft war. Da kamen gegen Ende des langen Winters beſonders die Schnupfer und die Schnapsbrüder in große Noth und zählten die Tage bis zur Ankunft des erſten Seglers oder Dampfers. Auch das übrige Volk ſehnte ſich dann nach überſeeiſchen Waaren und Neuigkeiten — und das erſte Schiff aus Kopenhagen war wie ein Freudenengel aus einer beſſern Welt. Die durſtigen Bauern wußten dann freilich nicht immer Maß zu halten und verpraßten mitunter auf einen Sitz die Erſparniſſe mancher mühſamen Wochen. Ein isländiſcher Dichter hat das ſelbſt recht heiter in einem Gedichte beſchrieben, und da es auch zur Zeichnung des Volkslebens mit beiträgt, ſo ſetze ich es, mit einiger Kürzung, hierher. Es beweiſt, daß das humoriſtiſche Element dem Isländer nicht ganz abgeht, und niemand wird ſo unbillig ſein, das etwas derbe Genrebild à la Jan Steen auf ganz Island übertragen zu wollen. Es gibt in Island, wie allüberall, ſehr durſtige, aber auch ganz mäßige und muſterhafte Bauern.

Ach Gott! was wird das Frühjahr lang
Den Leuten drinnen im Lande!
Noch immer kein Schiff! Und ſie warten ſo bang,
Sie ſitzen mit allem im Sande.
Kein Mehl iſt in den Truhen mehr,
Kein Branntwein mehr im Glaſe,
Die Schreine ſind leer, die Taſchen ſind leer,
Und kein Tabak in der Naſe!
Mit ödem Kopf, mit langem Geſicht
Begegnen ſie ſich auf der Wieſe:
„Heil ſei dir, Freund! Haſt du mir nicht
Noch eine letzte Priſe?" —
„Ach, hätt' ich das, wie wär' ich froh,
Da könnt' der Sturm nur wettern!
Doch, ach, ich ſchnupf' ſeit langem Stroh
Und Staub von dürren Blättern." —
„So ſteht's mit dir, du armer Mann?
Mir wird's auch unerträglich;
Statt Tabak kau' ich Thymian,
Wir leben ganz unſäglich." —
„Ach, Thord, haſt du von Branntewein
Nicht einen Reſt noch über?" —
„Ach, hätt' ich den, ich theilt' ihn fein
Sofort mit dir, mein Lieber!
Allein, allein — zum Kuckuck nur,
Ich ſah ſeit ſieben Wochen
Von Branntewein nicht eine Spur,
Hab' nichts davon gerochen." —
„Doch ſag', wer reitet dort daher,

Den Kittel ſchief und offen?
Der Bjarni iſt's, der alte Bär —
Er iſt ja knallbeſoffen." —
„He, Bjarni! Halt ein wenig ſtill —
Sag', iſt ein Schiff gekommen?" —
„Jau! das iſt's, was ich melden will,
Hab' meinen Schnaps bekommen." —
„Und was gibt's Neues in der Welt?" —
„Kann noch nicht viel euch ſagen.
Man zankt um Glauben und um Geld
Und will ſich nicht vertragen,
Und London iſt mit Mann und Maus
In einer Nacht verſunken;
Der Kaufmann ſagt's, ein wack'res Haus
Bei dem ich eins getrunken!" —
Da lebt der alte Adam auf,
Verjüngt ſtrahlt nun die Erde.
Sie ſpringen nach Haus in fröhlichem Lauf,
Sie ſetzen ſich hurtig zu Pferde.
„Das Schiff! Das Schiff! Wir müſſen es ſeh'n!
Den Kaufmann ſeh'n, den Dänen,
Nun werden vom Jammer wir auferſteh'n
Und trocknen unſre Thränen!" —
„Auf! Auf! Mein Rößlein, ſpute dich,
Flieg' hin über Mooren und Steinen!"
Sie reden kaum, ſchau'n nicht um ſich,
Sie zappeln mit Armen und Beinen.
Sie ſauſen dahin wie das wilde Heer,
Zur Peitſche dient nur der Zügel,
Bis die Kaufſtadt winkt am blauen Meer,
Am dunkeln, felſigen Hügel.
Hurrah! Da ſteht das Schiff im Sund,
Mit Schätzen reich befrachtet.
Da ſteh'n die Händler mit lächelndem Mund,
Den Göttern gleich geachtet.
Die Bauern grüßen mit ſchüchterner Hand
Und biegen tief den Rücken:
„Willkommen, Herr Kaufmann, hier zu Land",
Sie ſtammeln voll Entzücken. —
„Gud velsigne jer" [1], ſpricht er froh
Und zeigt ſein Waarenlager;
„Alt i buden I skal faa,
Hvad Eder behager." [2] —
„Prächtige Waaren bringen wir,
Lammsfell feſt und trocken,
Dichtgeſponnene Wolle hier
Und hellgraue Socken." —

[1] Der Kaufmann ſpricht däniſch: „Gott ſegne euch!"
[2] „Alles in der Bude ſollt ihr bekommen, was jedem behagt."

Pfiffig guckt der Kaufherr drein:
„Hvad er det I vil begjaere?" [1] —
„Tabak, Tabak und Branntewein,
Branntwein und ikke mere." [2] —
Und es perlt im Gläschen das köſtliche Naß,
Es rieſelt durch Mark und Beine,
Ein zweites — ein drittes — „Ach, hätt' ich ein Faß!"
Kein Gläschen bleibt alleine.
„Was ſind wir ſchuldig, edler Mann?" —
„Nichts weiter, ihr habt noch zu gute."
Ach, keiner mehr recht rechnen kann,
Es flimmert der Schnaps im Blute.
„Sechs Fiſche liegen ja auf dem Tiſch,
Laßt euch den Trunk nur ſchmecken!" —
„Was?" munkeln die Bauern, „ein Centner Fiſch?
Wir bleiben in Schulden ſtecken."
Ein jeder legt noch ſechs Fiſche zu,
Ein jeder drei Paar Socken,
Sie trinken weiter in ſeliger Ruh',
Die Gurgel wird nicht trocken.
Zum Abſchied läßt ein jeder ſich
Noch eine Flaſche füllen.
„Topp," ſagt der Kaufmann, „die geb' ich
Umſonſt der Freundſchaft willen!"
Da fallen die Bauern ihm um den Hals,
Bedecken ihn mit Küſſen,
Das Haus iſt voll des Freudenſchalls:
„Ihr habt noch ein Gewiſſen!
Euch ſegne der Herr auf dem ſalzigen Meer,
Zu Land mög' der Herr Euch beſchenken.
Ach, kommet das nächſte Jahr wieder her
Und bringt uns von dieſen Getränken!"
Sie ſteigen zu Pferd, ſie ſprengen davon,
Doch nicht mehr ſtumm und ſtille,
Es ſauſt der Peitſche ſchriller Ton
In der Lachenden Gebrülle.
Sie lachen und jauchzen und ſchimpfen und ſchrei'n,
Sie hauen auf die Pferde,
Sie peitſchen aufeinander drein,
Sie peitſchen daneben die Erde.
Der eine taumelt, der andere fällt,
Der dritte liegt ſchon im Graſe,
Im Kopfe tanzet die ganze Welt,
Es bluten Mund und Naſe.
Zum Glück iſt's nicht mehr weit von Haus,
Man ſchleppet ſie zu Bette,
Man ſchirrt die armen Gäule aus
Und jammert um die Wette.

[1] „Was iſt's, das ihr verlangt?" [2] „Und nichts mehr."

Die Waaren alle sind verkauft,
Doch kam kein Geld zurücke,
Geschirr und Kleider sind zerrauft,
O arge Schicksalstücke!
Das Prümchen und der Schnupftabak
Ging unterwegs verloren,
Zerrissen ist der Mantelsack,
Zerschlagen Kopf und Ohren.
Das Fäßchen mit dem Branntewein,
Die Quelle aller Wonnen —
Es steckt kein Zapfen mehr darein,
Es ist ganz ausgeronnen.
Kein Mann ist heil, kein Gaul bereit,
Ihn auf den Markt zu tragen.
Das ist die neuste Neuigkeit
Vom Schiff aus Kopenhagen.

Unser Schiff war bei weitem besser als der „Ronny", breit, geräumig, noch neu und comfortabel eingerichtet. Der Capitän Hammer war ein dänischer Marineofficier, ein fein erzogener Mann. Er sprach fertig deutsch und englisch und nahm uns mit vieler Artigkeit auf. In der ersten Cajüte trafen wir Dr. Schweitzer mit seiner Frau, welche gleich uns die Rückfahrt um die Insel machen wollten. Dr. Schierbeck mit seiner Frau war auch da, um Abschied zu nehmen. Wir selbst erhielten noch einen Besuch um den andern. Fast alle die Herren, mit denen wir näher bekannt geworden, ließen sich noch ans Schiff rudern und blieben etliche Zeit bei uns, einige bis fast zur Abfahrt des Schiffes. Es war rundum nur ein Kommen und Gehen, ein Lachen und Schwätzen, ein Knixen und Abschiednehmen, wie auf einem Markt. Das Schiff schien ein großes Restaurant, von dem sich die Reykjaviker nur mit Mühe trennen zu können schienen. Erst als um Mitternacht das letzte Dampfsignal erscholl, fuhren die letzten Boote nach Hause; die schweren Anker wurden aufgezogen und hinaus ging's in nächtlicher Dämmerung dem Eismeer zu.

1. August.

Unsere Hoffnung, den Snaefellsjökull nun in seinem vollen Glanze in der Nähe zu sehen, sollte sich nicht erfüllen. Als ich um 8 Uhr auf Deck kam, hatten wir zwar schon längst das Vorgebirge umfahren, welches der alte Vulkan zwischen dem Faxafjördr und Breidifjördr nach Westen ins Meer hinausreckt; aber die obere Spitze des Berges war ganz in Wolken. Was von weitem der Fuß einer einzigen schönen Pyramide geschienen hatte, breitete sich zu einem vielzerklüfteten Gewirre kahler Hügel aus, deren letztere erst sich langsam nach den Wolken hin zuspitzten. Oben wohnt, der Sage zufolge, „Bardr Snaefellsáß", der Sohn des Riesenkönigs Dumbr und der Riesin Mjöll, von welcher der weißeste Schnee seinen Namen hat, einer der

wenigen Riesen, welche in der Mythologie einen menschenfreundlichen Charakter besitzen. Jetzt mußte er wohl schlafen oder übler Laune sein.

„Ist das nicht das miserabelste Land der Welt?" sagte der Major H., ein englischer Artillerieofficier, auf den mich P. von Geyr schon am Abend zuvor aufmerksam gemacht hatte und von dem die Dänen behauptet hatten, er müsse ganz sicher nicht recht bei Troste sein. Er war aber durchaus bei Troste, ein sehr gescheidter und allseitig gebildeter Mann. Er war zweimal schon in Indien gewesen, jetzt in Woolwich stationirt und an einer militärischen Zeitschrift betheiligt. Er hatte das Jahr zuvor Norwegen bereist und wollte dieses Jahr seine Ferien auf Island verwenden. Allein die Vergnügungsreise war ihm durch das Wetter gründlich verdorben worden. Er hatte sich am 5. Juli schon zu Leith auf der „Thyra" eingeschifft, welche programmmäßig am 1. Juli von Kopenhagen abgegangen war, und befand sich somit fast einen Monat auf dem Schiff. Dieses sollte an den Hauptstationen der Ost-, Nord- und Westküste landen und am 25. Juli in Reykjavik eintreffen. Es stieß aber an der Nordküste auf Eis und mußte nun die ganze Fahrt zurück machen, um von Süden her nach Reykjavik zu kommen. Die Schiffsgesellschaft sagte dem Engländer nicht zu. Im Nordland war es sehr kalt. Die ersten Küstenortschaften, wo das Schiff hielt, machten den ungünstigsten Eindruck. Der einzige Trost meines guten Majors war der menschenfreundliche Capitän Hammer, mit dem er einen großen Theil des Tages Karten spielte. Daneben studirte er etwas Isländisch aus einer recht praktischen Grammatik von Lund und einem Neuen Testament, das er von der Bibelgesellschaft um 1 sh. (eine Mark) bezogen hatte. In Reykjavik war er ans Land gestiegen, fand sich aber in all seinen Erwartungen auch hier so getäuscht, daß er nicht einmal einen Ausflug ins Innere machen wollte, sondern sich wieder an Bord des Schiffes begab und hoch und theuer gelobte, den Fuß in Island nicht wieder ans Land zu setzen. Dieser Schwur, welcher den Dänen und Isländern zu Ohren gekommen war, mußte ihnen natürlich wie eine ganz gottlose Lästerung vorkommen. Ich konnte mir aber recht gut vorstellen, daß Island einem Manne, der an englischen Comfort, englische Reinlichkeit und Lebensart gewohnt war, fast abscheulich erscheinen mußte, und daß Reminiscenzen aus Indien der nordischen Nebelwelt auch den letzten Reiz von Poesie raubten, den man sonst daran finden mag. Mit einem Galgenhumor, wie ich ihn noch selten gefunden, faßte er seine Reise als einen sehr vorzüglichen Ulk auf und versprach, darüber eine Saga zu schreiben. Meine Versuche, Island in seinen Augen zu retten, oder wenigstens zu entschuldigen, mißglückten vollständig. Island war in seinen Augen gerichtet. Dabei hatte aber sein Humor durchaus nichts Mephistopheliſches, Ironisches oder Satirisches. Es war nur der drollige Gegensatz seinen, modernen Weltbürgerthums zu dem urwüchsigen, patriarchalen Winkelbürgerthum, der mich nach beiden Seiten hin gar sehr erlustigte. Bald kam mir

Island ganz närrisch vor, das um fast ein paar Jahrhunderte in der äußern Civilisation zurückgeblieben ist; bald der Major, der so weit hergereist war, um es nicht zu sehen; bald die altisländischen Helden, die sich aus Eifersucht die Schädel einschlugen und dafür unsterblich geworden sind; bald die moderne Civilisation, die jetzt ungefähr wieder bei allem Unsinn angelangt ist, den die römische Kaiserzeit hervorbrachte. Der goldene Weg liegt eben in der Mitte, und Jung-Island bemüht sich tapfer, darauf voranzuwandeln.

Etwa um halb 2 Uhr mittags gelangten wir an eine Gruppe kleiner Inseln, welche im Breidifjördr ziemlich nahe nach der Küste hin liegen. Eine davon wurde mir als Ellida-ey, d. h. als die Insel bezeichnet, von welcher gegen Ende des 10. Jahrhunderts Erich der Rothe ausgezogen sein soll, um Grönland und Nordamerika zu entdecken. Da mochte der Herr Major nun lachen. Die armen Isländer sind wirklich sowohl dem Christoph Columbus als den Engländern zuvorgekommen! Schon im 9. Jahrhundert soll von Island aus eine Inselgruppe aufgefunden worden sein, die nach ihrem Entdecker die „Gunnbjörnsschären" (Gunnbjarnarsker) genannt wurden. Ihm folgte im nächsten Jahrhundert ein wegen Todtschlags geächteter Isländer, der aber auf den Inseln durch die eigenen Genossen den Tod fand. Erich der Rothe, der ebenfalls wegen Todtschlags von Island fliehen mußte, wollte diese Inseln aufsuchen, gerieth aber dabei an eine viel fernere Küste, die er Grönland, d. h. grünes Land nannte, wohl mehr um andere Ansiedler zu gewinnen, als um der Schönheit des Landes willen. Es gelang ihm auch, andere von Island herüberzulocken, und 985 wurde eine feste Ansiedlung gegründet. Sein Sohn Leifr war ein muthiger Seefahrer; er holte sich erst eine Braut auf den Hebriden, fuhr dann 999 zu König Olafr Tryggvason nach Drontheim und übernahm es, in dessen Auftrag den ersten christlichen Priester nach Grönland zu bringen. Auf der Fahrt dahin fand er Vínland hit góda, das gute Weinland, d. h. eine Küstenstrecke des nordamerikanischen Festlandes, wo wilder Wein wuchs. Von dort fuhr er weiter nach Grönland und ließ sich bei seinem Vater Erich nieder. In demselben Jahre (1000) also, wo das isländische Thing an der Almannagjá die Annahme des Christenthums beschloß, wurde Amerika entdeckt und erhielt Grönland seinen ersten Priester. Was die Bekehrung des alten Erich betrifft, stimmen die isländischen Berichte nicht völlig; nach dem einen Bericht ließ er sich, wenn auch nicht ohne Widerstreben, taufen, nach dem andern trennte sich seine christlich gewordene Gattin von ihm und blieb er vermuthlich heidnisch oder halbheidnisch. Auch beim übrigen Volk scheint sich das Christenthum anfänglich mit allerlei heidnischen Anschauungen gemischt zu haben. Doch wurde 1121 der Isländer Eirikr zum ersten Bischof von Grönland geweiht; von 1202 an beginnt eine regelmäßige Reihe der Bischöfe von Gardar und bald erhielt das Land auch Klöster.

Durch die Inseln, von denen die meisten irgend eine Hütte oder ein Torfhaus zeigten, gelangte die „Thyra" in eine kleine Bucht, die, von einer schroff abfallenden Felseninsel (Súgandisey) beschützt, einen ziemlich guten Hafen bildet. Es wurde der Anker geworfen. Wir benützten das Postboot, um ans Land zu steigen. Eigentliche größere Landungsbrücken für Dampfer, gibt es auf Island nicht. Die Schiffe müssen immer in einiger Entfernung vom Lande halten. Die Post besorgte der erste Steuermann, der uns sehr freundlich war.

Stykkishólmr ist ein ziemlich lebhafter Verkehrsplatz, der in den letzten Jahren gewonnen hat. Herr Zeulner aus Kopenhagen, der mit uns auf dem „Romny" nach Island gereist war, hatte hier eine Factorei. Nachdem wir, nicht ohne einige Turnkünste, aus dem Boot auf die kleine Landungsbrücke gelangt waren, suchten wir die Factorei auf, fanden aber statt eines thranduftenden Güterschuppens ein ganz artiges kleines Haus, mit feinen Möbeln, Blumen, Nippsachen und allem Kopenhagener Comfort ausgestattet. Als ich mich beim Complimentiren etwas unvorsichtig drehte, stieß ich mit dem Kopf an einen schweren metallenen Kronleuchter. Vor dem Haus war ein Garten und da stand sogar Apollo mit der Lyra. Herr Zeulner, der erst in der Nacht von einem weiten Geschäftsritt zurückgekommen war, erschien ziemlich verschlafen; unser Ueberfall schadete jedoch nicht, da er doch mit dem Schiffe weiter wollte. Um die Bucht haben sich an den Hügeln empor zehn bis zwanzig recht artige Wohnungen, darunter ein paar zweistöckige, angekruſtet, und so sieht Stykkishólmr schon einer kleinen Ortschaft gleich. Die Kirchengemeinde Helgafell, zu der Stykkishólmr gehört, hat über 500 Einwohner. Oben am Hügel, mit prächtiger Aussicht aufs Meer, lag das Pfarrhaus. Wir besuchten hier die Frau des Pfarrers, der uns in Reykjavík eingeladen hatte, und wurden nebst einigen Isländerinnen, die ebenfalls von dem Schiff gekommen waren, mit einem Gläschen Portwein tractirt. Unweit vom Pfarrhof war eine Art Belvedere errichtet, ein dreistöckiges Holzthürmchen, das uns einen Ausblick über die Inseln und den recht malerischen Breidifjördr verschaffte.

Thórsnes, die kleine Halbinsel, an der Stykkishólmr liegt, war in den alten Zeiten ein nicht unbedeutender Platz. Thórólfr Mostrarskegg, der das Land von der Stafá bis zur Thórsá in Besitz genommen hatte, ein eifriger Heide und Verehrer Thórs, baute da einen großen Thórstempel, der beim Volke in hohen Ehren stand, und daneben seine Wohnung, später Hofstadr (Tempelstätte) genannt. Mit Zustimmung aller benachbarten Ansiedler wurde der Platz zugleich zur Dingstätte für das Héradsthing (Districtsversammlung) erhoben. „Da war", wie das Landnámabók erzählt, „ein Stein Thórs, und da wurden den Männern die Knochen gebrochen, welche zum Opfer bestimmt waren, und rundum war der Kreis für das Gericht, welches die Männer zum Opfer verdammte." In der Eyrbyggja-Saga

wird von dem „Blótsteinn“ in Thórsnes ausdrücklich erwähnt, daß man das Blut der Opfer noch daran sehe. An dem Stein standen die Götzenbilder und der Opferkessel, in welchem man das Blut der Geschlachteten auffing. Die zahlreichen mit „Steinn“ und „Ketill“ (Kessel) zusammengesetzten isländischen Personennamen sind noch eine Erinnerung an diesen grausamen Opferdienst.

Bald nach der Einführung des Christenthums wurde auf dem Hügel, den schon Thórólfr Helgafell, „den heiligen Berg“, genannt hatte, eine weithin sichtbare Kirche errichtet. 1184 zogen die Augustinermönche, welche sich erst 1172 auf der Insel Flatey niedergelassen hatten, hierher, und an der einstigen Stelle blutigen Götzendienstes stieg durch mehrere Jahrhunderte frommes Gebet und Psalmengesang zum Himmel empor.

Die Dingstätte mit dem Opferstein ist in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden; dagegen hat sich von dem Kloster nichts erhalten. Wir konnten die merkwürdige Stelle nicht besuchen, da wir um 3 Uhr wieder an Bord sein mußten. Die Schiffsgesellschaft mehrte sich um eine Zahl Isländer, die zum Theil an eine der nächsten Stationen, zum Theil nach Norden wollten. Es war darunter der Sysselmann von Stykkishólmr, ein Verwandter des berühmten Patrioten Jón Sigurðsson.

Was ein Sysselmann ist, habe ich früher zwar flüchtig angedeutet; aber eine genauere Bestimmung kann nicht schaden. .

Die alte Republik Island war einst einfach nach den Himmelsgegenden eingetheilt, und diese Theile hießen Viertel. Die Eintheilung blieb unter den Norwegern. Auch die Dänen behielten sie bei, als sie durch einen Amtmann die ganze Insel verwalten ließen; erst 1770 wurde das Land in zwei Aemter getheilt (das nordöstliche und das südwestliche), 1787 auch das letztere Amt noch in ein südliches und ein westliches halbirt. Jetzt bestehen officiell noch drei Amtsbezirke, die jedoch nur von zwei Amtmännern verwaltet werden. Der eine in Reykjavík regiert das südliche und westliche Amt, der andere in Akureyri den Norden mit der Ostküste. Die drei Aemter (umdaemi) sind in Syssel (sýsla, d. h. etwa Kreise) und diese sind wieder in hreppar (Gemeinden) eingetheilt.

Gegenwärtig bestehen, nach mehreren kleinen Aenderungen in der Administration, 19 Landkreise oder Syssel mit 171 Hreppar und drei Stadtkreise (Kaupstaðr), die ihre eigene politische Verwaltung haben. Die drei sogen. „Kaufstädte“, d. h. die drei größeren Handelsplätze Islands, sind Reykjavík und Eyri (auch nach dem Fjorde, woran es liegt, Ísafjörðr genannt) an der Westküste und Akureyri im Nordlande. Die letzteren beiden Städte erhielten während unserer Anwesenheit auf Island eine neue Communalverfassung nach dem Vorbilde derjenigen von Reykjavík. An der Spitze der Geschäfte steht fürder ein Baejarfógeti (Bürgermeister) und ein Stadtrath von sechs Mitgliedern. Wahlberechtigt sind alle Stadtbürger von

25 Jahren an, in Schulangelegenheiten aber hat der Preſtr von ſelbſt saeti og atkvaedi, Sitz und Stimme, er braucht nicht erſt gewählt zu werden. Eine ſehr vernünftige Anordnung!

Wie der Landshöfding oder Gouverneur und die beiden Amtmänner, ſo werden auch die ihnen unterſtehenden Sýslumenn von der Regierung ernannt, die Hreppſtjórar oder Gemeindevorſteher dagegen von den Amtmännern der Bezirke, zu denen ſie gehören. Um Sýslumadr zu werden, muß man ein juriſtiſches Examen in Kopenhagen beſtanden haben, während für die Anſtellung als Geiſtlicher ein Examen in Reykjavík genügt.

Der Sýslumadr — um endlich auf die Hauptſache zurückzukommen — iſt der Stellvertreter der Krone in den einzelnen Kreiſen des Landes, und zwar nach allen Seiten hin; er führt die ganze Civilverwaltung des Diſtricts, treibt die Steuern ein, leitet die Wahlen, überwacht, was von Wegen vorhanden iſt, ſowie die vorgeſchriebene Einfriedigung der einzelnen Höfe, fungirt als öffentlicher Notar, controllirt die vorkommenden Erbſchaftsfälle, iſt Polizeipräfect, Friedensrichter und Vorſitzender des Héradthings, d. h. der jährlichen Gerichtsverhandlungen erſter Inſtanz.

Der Sýslumadr iſt alſo ein großer Mann vor dem Herrn, und der berühmte Montesquieu hat ſich ſehr getäuſcht, wenn er meinte, das germaniſche Recht ſei in den Wäldern erfunden worden. Ce beau système a été trouvé dans les bois! Nein! man muß ein Examen in Kopenhagen machen. Dann erſt erhält man die Amtskappe mit goldenem Rand, die blaue Uniform mit königlich däniſchen Amtsknöpfen und kann die adminiſtrative und richterliche Gewalt ins volle Gleichgewicht bringen. Das alles hatte mein Freund Sigurdur Jónaſſon, wohl ſchon der zwölfte Jónaſſon, mit dem ich ſelbſt näher bekannt geworden war. Er war ſehr aufgeräumt, und da ich mit Begeiſterung ſeines Oheims erwähnte, wurde auch er, obwohl däniſcher Kronbeamter, ganz poetiſch-national geſtimmt und ſprach über nationalen Aufſchwung, daß es eine Freude war. Die däniſchen Kaufleute ſchienen ſich an dieſem Patriotismus freilich weniger zu erbauen.

Der Himmel hatte ſich unterdeſſen etwas geklärt. Der Snaefells war zwar noch nicht ganz wolkenfrei; doch über langgeſtreckte Wolkenbänke ragte ſchimmernd ein Theil des Gipfels empor, während von einem Sattel dahinter größere Maſſen ſich aufballten und nur an einzelnen Stellen die Anſätze von einer zweiten und dritten Spitze durchblitzen ließen, die eine höher, die andere bedeutend niedriger als die erſte, alles ſchimmernd weiß mit den darunter liegenden Baſalthügeln und troſtloſen Lavafeldern eine echt nordiſche Landſchaft, mit den ſeltſamen Lichteffecten ein lohnender Vorwurf für einen Maler. Wie die Isländer erzählten, iſt die Beſteigung ſehr oft verſucht worden, ſchon im vorigen Jahrhundert und öfters in dieſem, von Isländern, Engländern und Franzoſen; doch ſei es keinem gelungen, die Spitze zu erreichen. Bald hätten tiefe Eisſpalten den Weiterweg abgeſchnitten, bald

Schneewehen ein weiteres Vordringen unmöglich gemacht und noch öfters Wolken und Nebel dasselbe zu einem unbesieglichen Wagniß gestaltet. In der Volkssage gehörte der Berg seit alter Zeit dem Riesen Bardr; in seinen Klüften und Abhängen aber trieben sich zahllose Zwerge und Kobolde herum. Eine Kirche am Südabhang des Vulkans heißt heute noch Tröllakirkja, d. h. Kobold- oder Hexenkirche, und an einer andern Kirche in Hítardalr zeigt man zwei rohe Steinfiguren, von denen die eine den Bardr Snaefellsáß, die andere Hít, die Riesin jenes Thales, vorstellen soll.

Der Breidifjördr, d. h. die breite Bucht, heißt nicht umsonst so. Sie bietet dem Meer zwar kein so großes Eingangsthor, wie der Faxafjördr, reicht aber durch zwei Seitenbuchten, den Gilsfjördr und Hvammsfjördr, um so tiefer ins Land hinein. Die meist ruhige Fläche, welche indes gegen Sturm und Unwetter doch nicht völlig gesichert ist, erscheint, besonders gegen die Küste hin, wie mit einer Unzahl von kleinen Inseln und Scheren übersäet. Es sind nicht, wie in den südlichen Hebriden oder auf Loch Lomond, artige grüne Nähkissen, aus dem Brautschatz urweltlicher Riesentöchter, sondern grobe Felsklötze, wie sie sich die Jötnar oder Riesen einst bei ihren urgermanischen Parlamentsverhandlungen an den Kopf geworfen haben mögen. Sie sind aber sämmtlich ins Wasser gefallen, und der Ocean hat sie seit Jahrhunderten tüchtig verwaschen.

Etwa zwei Stunden waren wir, bei ziemlich vormärzlicher Temperatur, über den breiten Fjord gefahren, da hielt unser Dampfer wieder zwischen schroff abfallenden Felseninseln, und wir konnten uns im Postboot an die, wie der Name sagt, flachere Insel „Flatey" bringen lassen. Ganz flach ist sie nicht; doch sind die Erhöhungen nicht von großer Bedeutung. Sie ist etwa 1,5 km lang und 1 km breit. Es war Ebbe und deshalb nicht leicht, trockenen Fußes an das knorrige Felsgestade zu kommen, wo es tüchtig nach Fischen duftete. Ziemlich weit oben lag ein ansehnliches Handelsboot, das mit der Flut da hinauf gerathen war und nun ganz im Trockenen saß. Meine beiden Freunde liefen gleich dahin, um im Ufersand und Geröll nach Seethieren zu suchen. Ich begleitete Dr. Schweitzer, welcher den Propst aufsuchen wollte. Das Pfarrhaus lag zwischen einigen anderen Bauernhöfen unfern des Strandes. Gerade als wir ankamen, trat der Herr Propst, schwarz gekleidet, den Cylinder auf dem Kopf und den Regenschirm unterm Arm, zur Hausthür heraus, um nach dem Dampfer zu gehen und nach einem der nächsten Fjorde zu reisen. Obwohl es mit dem Schiffe gar nicht eilte, ließ er sich nicht aufhalten, sondern wies uns nach kurzem Gruß an einen jungen Mann, welcher uns die Kirche und die Bibliothek zeigen sollte.

Bókasafn! Eine Bibliothek! Auf diesem Eiland mitten im Meere draußen, selbst für den Dampfer zwei Stunden von der isländischen Küste weg! Eine Bibliothek hier zwischen Krabben und Seeigeln, Stockfischen und Eidergänsen, Meer und Fels! Ich konnte mich von meinem Erstaunen

kaum erholen. Herr Schweitzer lächelte und fragte, wo die Bibliothek denn sei. Der Jüngling wies nach einer kleinen Holzbaracke hin, die etwa zehn Minuten weit an dem baumlosen, sturmgepeitschten Ufer stand: ich hätte das Lokal höchstens für einen Schober gehalten.

An dem ersten Hofe, an dem wir vorbeigekommen waren, hatte es so stark nach Fischen gerochen, daß mir der feinere Duft von Büchern fast unmöglich erschien. Der Hof war indes groß und gut im Stand, ein recht behagliches Bauernhaus. Noch besser war der Pfarrhof und ein paar benachbarte Häuser. Wir traten in eines, um ein Glas Milch zu trinken, und sahen dabei durch die Fenster in ein freundliches und wohnliches Zimmer hinein. Die Wiesen rundum waren von den besten, die ich noch in Island gesehen. Das Gras wird den Sommer über geschont und gibt einen ganz ordentlichen Schnitt. Die Schafe werden im Frühjahr nach den vielen unbewohnten Inseln gebracht, wo sie frei weiden können, und erst im Herbste heimgeholt. Auf anderen der zahlreichen Inseln nisten Eidervögel, deren Nester, sorgfältig ausgenützt, einen hübschen Ertrag abwerfen. Dazu ist der Fischfang wohl organisirt und beschäftigt viele Hände. So sind die Bauern auf Flatey wohlhabende Leute. Im Winter aber, dem trostlosen, langen Winter, kürzen sie sich die Zeit mit Lesen und Schreiben. Dafür haben sie ihre Bókasafn.

Das getheerte Holzhäuschen, etwa 10 Fuß breit und 18 Fuß lang, mit einer Holzthür versehen und von zwei kleinen Fensterchen erleuchtet, war wirklich eine Bibliothek. Einige Gestelle von gehobelten, aber nicht angestrichenen Brettern waren vom Boden bis an die Decke mit Büchern vollgepfropft. Wir schätzten sie auf etwa tausend, lauter schon ältere Bücher, lutherische Erbaungsliteratur, Psalmbücher, Predigten, alte Sögur, die bekannten Rechtsbücher, Geschichtswerke aus den letzten Jahrhunderten, dänische Werke aus den verschiedensten Fächern, darunter beispielsweise eine dänische Reisebibliothek aus dem vorigen Jahrhundert in 14 Bänden. Alles war sehr zerlesen. Die Bibliothek wird als Leihbibliothek, wo jeder sich seinen Lesevorrath holen kann, noch immer jeden Winter tüchtig benützt. Ein Schrank, den uns der junge Mann aufmachte, war voll Handschriften, nicht von alten, sondern von neueren, d. h. von geschriebenen Copien ganzer Bücher, z. B. die Copie eines Geschichtswerkes, das die Feldzüge Napoleon Bonaparte's I. behandelte. Ein anderer großer Manuscriptband in Folio enthielt die Geschlechtsregister der Insel — die sogen. Aettar-tölur. Alle diese fleißigen Abschriften, meist sehr schön und leserlich angefertigt, rührten von Bewohnern der Insel, einfachen Bauern, her. So sonderbar es erscheinen mag, daß ein Mann vier Jahrhunderte nach Erfindung der Buchdruckerkunst, ja im Zeitalter des Schnellpressendrucks sich noch daran gibt, ein gedrucktes Buch abzuschreiben, so halte ich das doch, wenn ich die Folgen der modernen Lesewuth in Betracht ziehe, durchaus nicht für absurd.

Ein Bauer, welcher beiſpielsweiſe während eines langen Winters den ganzen erſten Band von Janſſens Geſchichte des deutſchen Volkes ſich ſorgfältig abſchriebe, natürlich mit Bedacht, alles nachdenkend und überlegend, was ſich beim langſamen Schreiben von ſelbſt gibt, jeden Abend das Geſchriebene den Seinen erzählte und Geſpräche daran knüpfte, würde ſich nothwendig das Ganze ungemein lebhaft und feſt einprägen, ganz zu ſeinem Eigenthum machen und am Ende des Winters weit mehr an wahrer Bildung gewonnen haben, als ein anderer, der während dieſer Zeit 100 oder 200 Bändchen wohlfeiler, ſogen. Volksliteratur verſchlungen hätte. Gedächtniß, Verſtand und Charakter werden ſich in dem einen Falle ſtärken und vertiefen, in dem andern verwäſſern und verflachen. Die Verflachung des Geiſtes aber hat gewöhnlich wieder Verrohung im Gefolge. Nur geſunde und mäßige Koſt, ernſte, geduldige Arbeit nährt und bildet wirklich die Seele, ganz wie es im leiblichen Leben der Fall iſt.

Die Kirche von Flatey war, wie andere, ein einfacher, kleiner Holzbau, zeichnete ſich indes dadurch aus, daß ſie von außen mit einer ins Röthliche ſpielenden Steinfarbe angeſtrichen war. Von weitem ließ ich mich auf einige Entfernung wirklich täuſchen und meinte, ſie wäre von Stein. Ein Altarbild ſtellte das letzte Abendmahl dar, den Altartiſch ſchmückten zwei alte Leuchter von netter Zeichnung, den übrigen Raum zwei einfache Kronleuchter. Um die Kirche lag der kleine Friedhof mit Kreuzen von Gußeiſen und Stein. Das düſtere Meerbild erinnerte mich an die Inſel Jona in den Hebriden.

Gleich Jona beherbergte einſt Flatey wirklich ein Kloſter, von dem Biſchof Klaengr von Skálholt 1172 geſtiftet. Doch wurde dasſelbe ſchon 12 Jahre ſpäter nach Helgafell verlegt, und Flatey hat nie jene großartige Wirkſamkeit erlangt, wie ſie Jona weit über die Grenzen Schottlands entwickelte. Immerhin iſt ſein Andenken in der Geſchichte noch durch das ſogen. Flateyjarbók, eine mittelalterliche Chronik, erhalten, die im 14. Jahrhundert aus Aufzeichnungen zuſammengeſtellt und bis 1395 weitergeführt wurde und heute noch eine bedeutende Quelle für die ältere Geſchichte Skandinaviens bildet. Obwohl keine Trümmer hier das Walten der Mönche und Prieſter der alten Zeit verkündigten, ſo lud die einſame Kirche doch ein, ihrer zu gedenken; denn ſie und ihre Brüder ſind auf der nahen größern Inſel, wie drüben in Grönland und auf den Hebriden, in Schottland und Norwegen, die eigentlichen Pioniere der Civiliſation geweſen. Die katholiſche Kirche iſt auch hier am Rande des Polarkreiſes in uraltem Beſitz, und es iſt kaum zu bezweifeln, das geiſtige Leben hätte hier viel freudiger fortgeblüht, wenn dieſe Länder nicht von ihrem alten Rebſtock abgeſchnitten worden wären. Auf der „Bibliothek" ſtand noch eine wohlerhaltene polychrome Statue des heiligen Evangeliſten Johannes — der einzige freundliche Ueberreſt der alten Zeit.

An der Kirche traf ich wieder mit meinen Gefährten zuſammen. Es war nun nichts mehr zu ſehen, als die Bauernhöfe, vor denen die Leute

neugierig zusammenstanden, während viele der Schiffspassagiere am Ufer herumliefen. Ein Boot, auf das wir gerechnet hatten, kam nicht. Ein anderes, in das wir wollten, war zu klein und elend, das Wasser ging bis an den Rand. Endlich fanden wir an einem andern Punkte des Gestades ein drittes, großes, das mit Säcken voll Eiderdaunen bepackt war. Ein paar Isländer brachten noch ihr Gepäck herein, und dann wurden wir auf dem weichen Sitze ans Schiff gerudert.

2. August.

Während der Nacht entführte uns die „Thyra" aus dem Breidifjördr an den nordwestlichen Theil der Insel, welcher von dem Breidifjördr einerseits und von dem Húnaflói anderseits nahezu von dem Hauptlande abgerissen ist. Nur durch eine schmale Landzunge hängt er noch mit demselben zusammen. Durch mehrere tiefe Buchten, die von Südost nach Nordwest gehen, ist diese Halbinsel fächerartig gespalten und sieht auf der Karte fast wie eine Hand mit ausgespreizten Fingern aus. Den Kern der Halbinsel bilden zwei noch wenig erforschte Gebirge, der Glámu Jökull südlich, der Dránga Jökull nördlich. Beide erheben sich nur zu etwa 880 m, sind aber wegen der Nachbarschaft des Polarkreises mit ewigem Schnee bedeckt. Der erste umfaßt ein Gletscherfeld von 440, der andere von 825 qkm. Nur die in zahllose kleine Buchten zerrissene Küste ist bewohnt und gehört zu den Strecken, wo der Fischfang am meisten blüht.

Gegen 8 Uhr morgens erreichten wir den Eingang der ersten größern Bucht, des Patreksfjördr, der seinen Namen, wie schon erwähnt, von irischen Ansiedlern erhalten hat. Die Küste war nach beiden Seiten hin namenlos öd und traurig. Kahle Felscoulissen schoben sich, eine hinter der andern, nach dem Ufer vor, selten über 150 m hoch, von ähnlicher Gestalt und Höhe, am Ufer meist von Schutt umgeben. Dahinter Felsenhöhen von sehr einförmiger Zeichnung, bis zu etwa 400 m, und noch weiter zog sich darüber eine schmale Schneelinie in die grauen Wolken. Wie in den Faröern sind die Felswände treppenartig geschichtet, langgestreckte Tuff- und Trapplager übereinander von röthlichem Anhauch. Die ferneren Hügel erscheinen dunkel graublau, Meer und Himmel ebenso. Kein fröhlicher Farbenzug milderte das melancholische Ganze.

Etwa um 10 Uhr kamen wir an die innere Spitze der Bucht. Knatterndes Gewehrfeuer verkündigte uns schon vorher die Anwesenheit des „Dupleix", dessen Mannschaft hier Schießübungen anstellte. Bald zeigte sich der stattliche Kriegsdampfer und etwas weiter zwei große französische Fischerboote, auf welchen ganze Familien hausten. Die Weiber hielten eben Waschtag; rothe Wolljacken und weiße Wäsche baumelten als lustige Decoration im Takelwerk. Am Ufer verkündigte der Danebrog ein paar kleine Factoreien. Eine armselige Landungsbrücke, an welcher schon Waarenballen bereit standen, ermöglichte uns, von dem Boote ans Land zu kommen. Unfern der Factorei

trafen wir am Strande das Gerippe eines großen Walfiſches, das jedoch nicht mehr vollſtändig war. Während P. von Geyr mit der Zärtlichkeit eines Naturkundigen die ungeheuren Wirbelknochen betrachtete, und ich ihm boshaft rieth, das liebe Thierchen doch in ſein Muſeum aufzunehmen, fanden ſich zwei isländiſche Hunde bei uns ein, die uns zuerſt gewaltig anbellten. Es war ihnen jedoch nicht ernſt; denn als wir weiter gingen, ſchloſſen ſie ſich uns ganz gemüthlich an, liefen voraus, kamen zurück, hüpften um die Wette ſpielend an uns herauf, als ob wir ihre Herren geweſen wären. Wir hatten Zeit, ein weiter liegendes Gehöft zu erreichen, wo ſich zugleich isländiſche Fiſchinduſtrie und Pferdewirthſchaft entwickelte. In der Nähe ſtand ein kleines ſteinernes Monument, oben mit einem Kreuze geziert. Die Inſchrift lautete: „Ici repose le corps de Mr. Rebours du Pontrieux, capitaine du S. François, décédé dans cette baie, le 17 Août 1867, âgé de 31 ans. — Loin de nous, chers enfants, à nos regrets et douleurs, Dieu t'a appelé à lui, mais nous ne t'oublierons jamais.“ Auf dem Rückweg begegneten uns franzöſiſche Fiſcher, welche aus einem Nachen ſchwere Salzſäcke ans Ufer ſchleppten. Wir erkundigten uns, ob ſie Kranke an Bord hätten, um nöthigenfalls prieſterlichen Beiſtand leiſten zu können. Da niemand unſerer Hilfe bedurfte, die Leute ſich ziemlich unfreundlich zeigten, machten wir keinen Beſuch auf ihrem Boot, ſondern ließen uns an unſer Schiff bringen, das bald darauf wieder den Fjord hinausfuhr.

Die zwei nächſten Fjorde, den Tálkna- und Arnarfjörðr, brauchte dasſelbe nicht zu beſuchen, ſo daß wir noch am Abend den Dýrafjörðr erreichten, woſelbſt eine regelmäßige Station iſt. Die Scenerie nach den beiden Fjorden hin, welche wir paſſirten, war ähnlich der des Patreksfjörðr, nur noch öder und düſterer. Im Dýrafjörðr lud uns Dr. Schweitzer ein, während der Nacht mit ihm zu Pferde über einen Theil des Glámugebirges nach Ísafjörðr zu reiten. P. von Geyr und ich hatten keine Luſt; dagegen nahm Graf Waldburg die Einladung an und fuhr mit ans Land.

3. Auguſt.

Am Morgen befanden wir uns ſchon in Önundarfjörðr, wo ein bequemer natürlicher Hafen, von einer in die Bucht vorſpringenden Landzunge gebildet, den Schiffen einen trefflichen Zufluchtsort gewährt. Auf der Landzunge ſtanden einige gutgebaute Holzhäuſer. Mit der däniſchen Factorei iſt ein meteorologiſches Obſervatorium verbunden. Der Obſervator, ein artiger junger Mann, kam an Bord, mit ihm ein paar Studenten, welche ſonſt in Reykjavík ſtudirten, und einige Commis, die ziemlich zigeunerhaft ausſahen. Die Rede kam bald auf den ſogen. Surtarbrandr, eine Art Braunkohle, wovon ſich in der Nähe kleinere Lager finden. Größere gibt es an anderen Punkten der Weſtküſte, am Seydisfjörðr (Oſtküſte) und noch mehrerorts auf der Inſel. Dieſe Lager beſtehen theils aus vollſtändigen verkohlten

Baumstämmen, zum Theil aus einem Gemisch von Schiefer und verkohlten vegetabilischen Stoffen. Unter den Bäumen sollen sich nicht bloß die verschiedensten europäischen Nadelhölzer, dann Birken, Eichen, Buchen u. s. w. gefunden haben, sondern auch tropische Gewächse. Der Name bedeutet „Brand des Surtr" (des Schwarzen) d. h. des Feuerriesen, der im Beginne der Welt das Erdinnere in Flammen setzte und einst beim Weltbrand (Surtarlogi) die Erde verzehren soll. Wie die schieferige Braunkohle des Niederrheins läßt sich auch der Surtarbrandr in ganz dünne Blätter spalten, die bald die braunschwarze Farbe des Gesteins angenommen haben, bald sich durch hellere Farbe davon abheben. Eine nationalökonomische Bedeutung hat dieser Surtarbrandr nicht erlangt. Dafür kommt er in zu geringer Menge vor, und zudem gewährt er kaum so viel Hitze, um das Feuer in einer kleinen Bauernschmiede zu unterhalten. Wo der Torf nicht ausreicht, braucht man deshalb überall Steinkohlen, welche von Schottland eingeführt werden. Wie der isländische Silberschmuck, so gehört aber auch der Surtarbrandr zu den Raritäten, welche die Touristen aus Island mitzunehmen pflegen. Seltsam ist es schon, bei einer feuchten Winterkälte am Önundarfjord, in der nächsten Nachbarschaft des Eismeeres, von einer tropischen Vegetation zu hören, die einst hier geblüht haben soll und in furchtbaren Umwälzungen tief im Erdboden begraben ward. Von dem schneebedeckten Hochplateau des Glámugebirges war im Schoße des Fjordes eine weite Strecke sichtbar, die sich wie ein Leichentuch auf die Trapphügel des Ufers herabsenkte. Diese selbst aber starrten kahl und trostlos gleich riesigen Pyramiden, Sphinxen und Grabhügeln in das dunkle Meer hinein — ein melancholisches Wüstenbild des Nordens.

Um 10 Uhr vormittags fuhren wir ab. Der Charakter der Uferscenerie blieb wesentlich derselbe. Je weiter wir indes kamen, desto näher stieg der Schnee zum Meere hinab. Am Eingang in das Ísafjardardjúp schien er es beinahe zu erreichen. Wir waren hier über den 66. Grad schon lange hinaus und dem Polarkreis sehr nahe.

Diese Strecke entfaltete von allen bisherigen Küstenlandschaften den eigenartigsten malerischen Zauber. Das Ufer, felsig, öde, trostlos, meist steil nach dem Meere abfallend, ist durch zahllose kleinere Buchten zerrissen und zerklüftet, wie die phantastischen Felsennester der Hebriden. Aber nur selten senkt sich zwischen die von Bergstürzen auseinandergezerrten Felstreppen und Bergzacken ein von mattem Grün angehauchtes Thal. Wenn nicht gerade ein verstohlener Sonnenstrahl darauf hinleuchtet, verschwindet die kümmerliche Vegetation völlig in der sie umgebenden Wüste, ähnlich wie auf dem Höifjeldet, dem norwegischen Hochplateau. Die wirr unterbrochenen Felsterrassen sehen zertrümmerten Riesenburgen gleich, immer von neuem aufgethürmt und immer wieder gewaltsam zerbrochen. Wie düstere Spukgestalten ziehen sie am Blick vorüber, bis plötzlich eine weitere Bucht sich aufthut und die glitzernden

Schneefelder des dahinterliegenden Gebirges herabwallen bis an den Rand der See. Es ist keine gewöhnliche Winterlandschaft, es ist die ganze wilde Meerherrlichkeit des Nordens. Da wundert man sich nicht mehr über die phantastischen Bilder der eddischen Kosmogonie: die Eisströme, die das alte Chaos füllen; den Eissturm, der von Niflheim daherfegt; die Frostriesen, welche die furchtbare Oede bevölkern; Hymir, das winterliche Meer, das die Erde mit seinen schnaubenden Hunden gefangen hält; Thrym, den winterlichen Riesen, der Thór den Hammer des Donners entwendet und in sein unwirthlich Reich versteckt. Natürlich erscheint da die Vorstellung des Weltuntergangs als eines Fimbulwinters, d. h. eines Winters, dem kein Sommer mehr folgt. Plötzlich verschwindet der mächtige Eispalast wieder. Dunkle Felsbasteien recken sich drohend in die See hinaus, rücken zum engen Fjord zusammen, phantastische Bergzacken ragen über sie hinaus. Wolken senken sich zum Meer herab, doch der Wind trägt sie weiter und abermals erscheint von ferne der todtenstille Eispalast des Gletschers, das Riesenheim der gewaltigen Sage, größer, unheimlicher als zuvor. Man zeigte uns das kleine Fischerdorf Hóll in einem Thalgrund zwischen zwei ungeschlachten Felspyramiden. Wir wollten kaum glauben, daß da Menschen wohnten. Der Schnee senkte sich bis tief in diese Thalmulde, und monatelang bildet das Eis hier oft eine Brücke bis hinüber nach Grönland. Aber es hatte seine Richtigkeit. Die Gemeinde zählt über 300 Einwohner, und in den Monaten, wo das Meer eisfrei ist, lohnt der reichste Fischfang ihr mühseliges Dasein. Der Name Ísafjördr stammt von demselben Norweger Flóki her, welcher der ganzen Insel den Namen „Island" gab.

Etwas nach halb 2 Uhr mittags bog unser Dampfer aus dem breiten und in seiner Oede und Wildheit großartigen Hauptfjord in eine kleine Seitenbucht ein, welche die Richtung des Hauptfjords kreuzt, also von Südwest nach Nordost läuft, eine wahre Sackgasse, beiderseits und im Grunde von hohen, steil abfallenden Felsmauern geschützt. Gegen das Ende der Bucht streckt sich vom Westufer eine beträchtliche Landzunge in den Fjord hinein, so daß das Ende des Fjords einen mehrfach gedeckten Hafen bildet. Auf der Landzunge liegt die alte Ortschaft Eyri, früher von keiner hervorragenden Bedeutung, seit den regelmäßigen Dampfschiffverbindungen zur zweiten „Stadt" Islands angewachsen und gegenwärtig auch politisch den Städten Reykjavík und Akureyri gleichgestellt. Es gab hier sogar eine größere Landungsbrücke für die Kauffahrteischiffe. Unser Dampfer wagte sich indes nicht zu derselben vor. Ehe wir aussteigen konnten, brachte ein Boot unsere Reisegefährten Graf Waldburg und Dr. Schweitzer wieder an Bord, welche ungemein froh waren, nach ihrer nordisländischen Bergtour wieder eine menschenwürdige Mahlzeit zu bekommen. Der Ritt war eine entschiedene Strapaze. Ein Isländer hatte sie erst nach einem Hofe geführt, wo sie Pferde bekommen sollten. Aber die Pferde waren nicht da, sondern mußten

erſt weit hergeholt werden. In einer höchſt unbequemen ſchmutzigen Hütte mußten unſere Freunde faſt bis Mitternacht warten, bis endlich ein Führer aufgetrieben war und die Pferde brachte. Bei ungemüthlichem Dunkel und froſtigem Nebelrieſeln ritten ſie dann die Hügel hinauf, geriethen in den Schnee, mußten zeitweilig abſitzen und die Pferde am Zügel führen, und Wege reiten, die keine Wege waren. Dabei beläſtigte ſie die Sorge, das Dampfſchiff wieder rechtzeitig zu erreichen. Gar froh waren ſie deshalb, als ſich in der Morgenfrühe die Sicht auf den Ísafjörðr aufthat. Als ſie unten anlangten, ritt der Führer zu einem Häuschen, das er ein Hotel nannte. Da ſah es aber ſehr wunderbar aus. Das Zimmer höchſt unreinlich, die Tiſche voll Gläſer und geleerter Branntweinflaſchen. Der Wirth ſchien noch beduſelt und lachte an einem fort aus vollem Halſe. Obwohl es kalt war, zogen es die beiden Wanderer doch vor, lieber draußen im Gras bei den Pferden, als in der abſcheulichen Bude zu raſten.

Die „Thyra“ hatte in Eyri viel aus- und einzuladen. Wir erhielten darum vollauf Zeit, die zweite Stadt Islands und ihre Herrlichkeiten anzuſehen. Und da es nun einmal eine Stadt iſt, ſo wollen wir auch gleich eine Altſtadt, eine Neuſtadt und eine Hafenſtadt unterſcheiden. Die Anfänge zu alledem ſind vorhanden.

Wir beſuchten zuerſt die Altſtadt, indem wir die beiden anderen Stadttheile nur raſch durchwanderten. Sie iſt ein echtes altisländiſches Dorf am Abhang des ziemlich jähen Weſtufers, das hier weit hinauf mit Gras bewachſen war. Ihr Mittelpunkt iſt eine gewöhnliche Holzkirche mit Friedhof. Um ſie ſind in einiger Entfernung längs des Strandes Hütten im alten Stil aus Stein und Raſen, auch wohl mit einem hölzernen Anbau. Wir gingen weit den Abhang hinauf, bis das oben von den Felſen rinnende Waſſer die Wieſe ſo ſumpfig machte, daß der Spaziergang unfreundlich wurde. Jeder Winter ſchiebt große und kleine Blöcke über dieſe Wieſen hinunter, welche den Sommer über das Moos zu tapezieren beginnt. Ich ſkizzirte mir den Eingang in den Fjord und die Stadt, die ſich von da oben recht freundlich ausnahm. Die Felswände gegenüber waren ganz wie gewiſſe Felspartien in den Faröern, die treppenartig ſteil anſteigende Felsmauer, da und dort von Sandſtürzen, auch einmal von einer weiten kraterähnlichen Mulde unterbrochen, beim Sonnenſchein röthlich angehaucht. Unten längs des Ufers wenigſtens grüne Streifen, während auf der Seite meines Standortes die weiß angeſtrichene Kirche recht traulich von den grünen Wieſen ſich abhob. Die Neuſtadt und die Hafenſtadt bilden mit der Landzunge ein Dreieck, deſſen längſte Seite ungefähr in der Mitte der Bucht den beiden Ufern parallel läuft. Die Neuſtadt beſteht großentheils aus neuen, in europäiſchem Stil gehaltenen kleinen Holz- oder Steinhäuſern, theils noch ſchwarz getheert, theils weiß und bunt, mitunter in ſchreienden Farben bemalt. Dazwiſchen liegen Raſenplätze und Gärtchen, in welchen namentlich Rettiche

Fig. 1 shows a view of the Alps, as seen from the Lake of Geneva. The mountains in the distance are the Alps, and the lake in the foreground is the Lake of Geneva. The Alps are a range of mountains that extend through Switzerland, France, and Italy. They are the highest mountains in Europe, and are famous for their beauty and grandeur.

FIG. 1.—THE ALPS, AS SEEN FROM GENEVA.

Als Merkwürdigkeit wurde dem P. von Geyr berichtet, daß der Lootſe des Orts einen Spanfiſch (Trachypterus arcticus, bogmorus oder vogmorus) gefangen habe. Obwohl das Exemplar bereits nach England verſchickt worden war, gelang es meinem Freunde, dasſelbe noch ſteckbrieflich zu verfolgen und für das Naturaliencabinet in Ordrupshøj zu erwerben. $1^1/_2$ m lang, 20 cm hoch und nur 2 cm dick, gleicht der Fiſch wirklich einem Holzſpan. Die Isländer hielten ihn früher für giftig, weil die Raben ihn verſchmähen, und der Rabe iſt der Vogel, „der viele Dinge weiß".

Ísafjördr — wie die Stadt jetzt gewöhnlich genannt wird — hat ſich durch die regelmäßige Dampferverbindung in kurzer Zeit ſogar über Akureyri emporgeſchwungen. Es ſoll jetzt über 1000 Einwohner zählen und iſt nächſt Reykjavik jedenfalls der bedeutendſte Handelsplatz der ganzen Weſtküſte. Auch hier wird Wolle und gedörrtes Schaffleiſch zu Markte gebracht. Die Hauptſache aber iſt entſchieden die Fiſcherei. Außer dem eigentlichen Stockfiſch oder Dorſch (þorskr), dem Schellfiſch (ýsa) und dem Eishai (hákarl) werden in dem großen äußern Fjord, der zum Unterſchied von dem innern Seitenfjord das Ísafjardardjúp genannt wird, auch der Rochen (skata), der Seewolf (steinbítr oder hlýri), der Seehaſe (hrognkelsi), der Köhler (upsi), die Heilbutte (heilagfiskr) in großen Mengen gefangen. Der Fang des Härings (síld oder hafsíld), von den Isländern früher vernachläſſigt, iſt durch die Norweger auch hier in Aufſchwung gekommen und wirft einen bedeutenden Ertrag ab.

Das Eis brachte früher von dem Norden her mitunter Eisbären an dieſe Küſte; doch ſcheinen dieſe Gäſte ſeltener geworden zu ſein. Wenigſtens wurde uns von neueren derartigen Beſuchen nichts vermeldet.

19. Am Eismeer.

4. Auguſt.

Wovon ich als Knabe ſo oft geträumt, was ich aber nie in meinem Leben zu ſehen erwartete, das lag nun vor mir — das Nördliche Eismeer. In ſeinem ſtahlgrauen Panzer wogte es majeſtätiſch um unſer Schiff, dem felſigen Geſtade zu, über welches dichte, graue Nebelballen ſich tief herabſenkten. Noch vor einer Woche lag hier alles voll Polareis, und eine ſcharfe Winterkälte bezeugte, daß der Südſturm noch nicht alle Reſte der Blokade auseinander getrieben hatte. Etwas nach 9 Uhr morgens umſchifften wir die nordweſtliche Spitze Islands, das ſogen. Cap Horn oder Nordcap, das zwar den Polarkreis nicht völlig erreicht, aber ſich ihm auf ein paar engliſche Meilen nähert. Leider ſenkte ſich der Nebel immer tiefer herab, ſo daß wir von dem eigentlichen Vorgebirge nur die Uferlinie zu Geſicht bekamen. Dagegen blieb zeitweilig noch das Meer frei, und da erblickten wir in weiter Entfernung ein paar ſtattliche Eisberge, die langſam auf der dunkeln Fläche einhertrieben. Wir hatten wenigſtens eine Probe von arktiſcher Landſchaft. In ſeiner ſchimmernden Weiße nimmt ſich das Eis unter dem grauen Winterhimmel prächtig aus. Es war übrigens ordentlich kalt. Jedermann mummte ſich ein und ich mußte meinen leichten Sommerüberzieher ebenfalls gegen einen Winterrock umtauſchen. Vom Ufer her dehnte ſich leider der dichte Nebel bald auch über das Meer aus. Sicherheitshalber durfte das Schiff nur mit halber Kraft fahren, und in regelmäßigen Zwiſchenräumen erſcholl das ſchrille Dampfſignal — eine traurige und düſtere Erinnerung, da in den letzten Jahren trotz aller Vorſicht und aller Signale ſo viele Schiffe aufeinander geſtoßen und ſo viele Menſchenleben der unheimlichen Gewalt des Nebels zum Opfer gefallen ſind.

Bis ungefähr hierher war die „Thyra“ vierzehn Tage zuvor gekommen. Sie hätte nur noch etwa vier Stunden nach Ísafjörðr gebraucht; da ſtarrte ihr das Eis entgegen und zwang ſie, vier Tage und Nächte um ganz Island herumzufahren. So erzählte mir der engliſche Major. Wegen Eis und Nebel ſei die Fahrt nicht ganz gefahrlos geweſen.

Gegen 4 Uhr hatten wir den Eingang der weiten Bucht Húnaflói durchmeſſen und hielten in der Nähe von Skagaſtrönd. So wird nicht bloß dieſer ganze Theil der Küſte genannt, ſondern auch einer der Hauptlandungsplätze. Für die Schiffe gibt es hier keinen Hafen, nicht einmal ein ſchützendes Vorgebirge war zu erſpähen. Man iſt faſt ſo gut wie auf hohem Meere. Wir

wurden diesmal gehörig geschaukelt, als wir ans Land fuhren. Da nahm sich das Meer auch viel großartiger aus als von dem stolzen Dampfer. Am meisten aber freute es mich, zwei große Trümmer von Eisbergen in der Nähe zu sehen, welche die Flut hier ans Land geschwemmt hatte. Obwohl schon bedeutend zusammengeschmolzen und von der Brandung unterwühlt, bildete der eine noch einen Krystallpalast, in dessen blaugrünem Porticus unser ganzes Boot Platz gehabt hätte. An dem felsigen Landungsplatz lagen schon ganze Berge von Ballen und Säcke von Wolle zur Einschiffung bereit, und dazwischen ein paar kleine Haifische, gegen 2 m lang, häßliche Bestien, aber von den Isländern nicht nur des Thrans wegen geschätzt, sondern auch im Nothfall als Nahrungsmittel im Gebrauche.

Der Hákarl, wie die Isländer diesen Fisch nennen — der Eishai, Scymnus glacialis —, erreicht ausgewachsen eine Länge von 5,6 bis 7,8 m und ist an der ganzen isländischen Küste herum zu Hause. Die Haut ist schmutziggrau und braungefleckt und wird von den Isländern zu Schuhen verwandt. Das Fleisch wird meist weggeworfen; ärmere Leute vergraben es indes wohl einige Monate in die Erde, hängen es dann in die Luft, und so soll es wenigstens unschädlich und genießbar werden. Bei einem Besuch in Reykjavik wurde uns zur Probe davon angeboten; doch fanden sowohl Dr. Schierbeck als Graf Waldburg den Geschmack so abscheulich, daß sie den Bissen nicht hinunterbrachten, sondern möglichst rasch aus dem Munde entfernten. Dabei riecht es wie fauler Käse, aber noch eindringlicher. Bei Hungersnoth wird es indes viel genossen. Das eigentlich Kostbare an dem Fisch ist seine ansehnliche Leber, welche durchschnittlich etwa 280 englische Quart Thran liefert. Dieser Thran dient zur Gerberei und soll hauptsächlich nach Schweden und Deutschland gehen. Da der Fisch sehr häufig ist, so bringt er den Isländern weit mehr ein als die selteneren Walfische. Im Sommer wie im Winter wird auf ihn Jagd gemacht mittelst starken Stricken, an denen ein etwa 15 cm langer Widerhaken befestigt ist. Als Lockspeise dient Pferdefleisch, das zuvor in Blut getaucht ist, oder Seehundsfett. Der Geruch des todten Hai ist so unausstehlich, daß die Fischer gewöhnlich nur die Leber herausnehmen und den Kopf abschneiden, den Leib aber nicht ins Boot nehmen, sondern an der Außenseite desselben mitschleppen. Ins Wasser werfen sie ihn nicht gerne, weil dann gleich andere Haie sich daran füttern und weniger zum Anbeißen geneigt sind. Die ganze Fischerei ist ein höchst unästhetisches Gewerbe. Wer aber an den Küsten Islands reisen will, der darf sich vor Thran- und Fischgeruch nicht allzu sehr scheuen. An jedem Strande weht derselbe dem Ankommenden entgegen. Weiter vom Landungsplatz stießen wir auf einen todten Wal, dem nur die Leber ausgenommen war. Das übrige war noch zu haben, und ich nahm mir zum Andenken wenigstens ein Stück von den Barten mit. Es ist etwas Reizendes um so einen nordischen Speckkoloß in freier Natur!

In gemüthlichem Gegenſatz zu dem immer übelduftenden Fiſcherleben ſteht in Island wie überall das bäuerliche Weſen. Etwas weiter nach dem Lande hinein lagen gleich ein paar Gehöfte, und zwiſchen dem Strande und den romantiſchen Felszinnen der Uferberge dehnten ſich leidliche Weidegründe aus. Eben ritt des Weges daher eine kleine Karawane, Männer und Frauen, in ſonntäglichem Staat. Für Beſuche putzen ſich die Isländerinnen immer ſo gut als möglich auf; mit ihren langen Reitkleidern ſitzen ſie als Amazonen ganz ſtolz in dem feinen Sattel, ſchwingen ſich mit Eleganz vom Pferde, und die geſchmackvolle Tracht bewirkt, daß eine ſolche Reitergruppe ganz allerliebſt maleriſch ausſieht, wie ein Bild aus einem freundlichen Alpenlande. Da heißt es dann „Saelir“ und „Saelar“; unter zahlloſen Küſſen bewillkommt man ſich; aus den Familientruhen werden die feinen Täßchen hervorgeholt und die Kaffeevisite beginnt. Die Männer aber, immer ſchlechter gekleidet, beſorgen ihre Pferde und gönnen ſich dabei vor allem einen Schluck Branntwein, um ihr Herz gegen die ſcharfe Polarluft zu ſtählen.

Nachdem wir dem Abſteigen der kleinen Cavalcade zugeſehen, wollten wir ein weiter entlegenes Gehöfte aufſuchen, wo ein Bekannter wohnte: ein urſprünglicher Däne, der ſich vom Laufjungen in einer Nägelfabrik zum Kaufmann emporgearbeitet hatte und mit uns von Kopenhagen nach Reykjavik gereiſt war. In kurzer Zeit jedoch erſcholl vom Dampfſchiff her das erſte Signal. Ich hielt es für das Sicherſte, ihm zu folgen, und trat den Rückweg an. P. von Geyr ließ ſich nicht einſchüchtern, ſondern machte ſeinen Beſuch. Er hatte Recht. Nachdem er über eine Stunde bei Herrn Berenſen geweilt, kam er mit dieſem an Bord, und die „Thyra“ blieb noch eine, zwei, drei Stunden, ja bis tief in die Nacht. Es waren viel mehr Güter einzuladen, als der Capitän geglaubt hatte. Abends kam dichter Nebel, ſo daß die Weiterfahrt gefährlich war, und ſo lichtete die „Thyra“ erſt um 2 Uhr morgens die Anker.

Die Uferanſicht am Skagaſtrönd bot eine freundlichere Zeichnung, als die einförmigen Riffe und Felsbaſteien an der Weſtküſte. Ein vielgezackter Hügelrücken lief in einiger Entfernung dem Strand entlang, oben mit Felſenzinnen gekrönt, vorwiegend röthlich, doch nicht ohne einiges Grün; rechts und links davon zeigten ſich fernere bläuliche Hügel.

Skagaſtrönd gehört zur Húnavatns-Sýsla, welche mehrere nach dem Húnaflói hin mündende Thäler umfängt. Das berühmteſte derſelben iſt das zwiſchen ſteilen Bergen eingeſchloſſene Vatnsdalr, woſelbſt ſich zum Theil die alte Vatnsdaela-Saga abſpielte und woſelbſt Óttar wohnte, der Vater der unſteten Hallfreðr Vandraedaſkáld. Zu Melſtaðr, am Ausgange des Mjoſidalr, lebte einſt (1598 bis 1648) als Pfarrer der gelehrte Arngrímr Jónsſon, der durch ſeine Werke (Brevis Commentarius Islandiae 1593, Crymogaea 1609 und Specimen Islandiae 1635) ſich die größten Verdienſte um die Kenntniß und Geſchichte der Inſel erworben hat, wenn ihm

auch viele der wichtigsten Geschichtsquellen, wie die Sturlunga-Saga, das Íslendingabók u. s. w. in seiner Einsamkeit am Eismeer unbekannt geblieben zu sein scheinen. Nur etwa 30 km südlich von der Dampfschiffstation Skagaströnd liegt eine der bedeutendsten Culturstätten Islands, Thingeyrar, heute allerdings nur ein Kirchspiel von 358 Seelen, aber einst der Sitz jenes Benediktinerstiftes, aus dem mehrere der größten Geschichtsschreiber Islands hervorgegangen. Die neue Steinkirche habe ich schon erwähnt; von dem Kloster hat sich leider nichts erhalten.

Auch die Poesie hat übrigens in diesen Regionen nach den Zeiten des Hallfredr noch weiter geblüht. Denn Sysselmann daselbst war um die Mitte des 14. Jahrhunderts Einar Gilsson, der Verfasser der Ólafs-Ríma, d. h. eines größern Gedichtes, welches die früheren Legenden über den Martyrtod und die Wunder des hl. Ólafr nicht mehr in den alten Versmaßen, sondern in kurzen, gereimten Verszeilen, den sogen. Rímur, besang. Ihm wird auch von einigen die Skíðaríma zugeschrieben, die köstlichste komische Epopöe, welche sich aus dem Mittelalter noch erhalten hat.

Der Held derselben ist der Bettler Skíði, eine urwüchsige Gestalt des Volkshumors, so meisterlich gezeichnet wie nur eine der Proletarierfiguren, die Walter Scott in seinen Romanen mitwirken läßt. Lang, hager, ausgemergelt, mit eckigen Backenknochen und dünnem Bart, bummelt der langarmige Stromer, seinen Bettelranzen an der Seite, den zu Keilereien unentbehrlichen Bettelstock in der Hand, von Hof zu Hof durch den ganzen Nordwesten der Insel und läßt sich, anstatt zu arbeiten, von den Bauern füttern. Er hat vernommen, daß bei Thorgil Oddason in Staðarholt eben ein fetter Ochs geschlachtet worden ist, und geht gleich dahin, um sich Leder für zwei Paar Schuhe zu erbetteln. Dann zieht er weiter nach Hvamm zu Sturla und bekommt hier ein Messer von Stahl und einen kleinen Ranzen geschenkt. Von Hvamm trottelt er weiter nach Hítardalr, wo Thorleifr wohnt. Dieser ist aber mit Sturla entzweit, und da er hört, daß der Bettler von ihm her kommt, will er ihm nicht zu essen geben. Skíði legt sich nun auf den Hof zu den anderen Bettlern und schneidet sich aus dem erhaltenen Ochsenleder seine Schuhe zurecht. Dann wird er müde, packt seine Sachen zusammen in sein Ränzel, legt sich zum Schlafen nieder und hat einen Traum.

Inn kom maðr í stofuna stórr: með staeltan hamar í hendi;
þatt var enn illi Ása-þórr: er Óðinn kóngur sendi.
Herein kommt ein Mann in die Stube groß, mit stählernem Hammer in Händen;
Das war der böse Ása-Thórr, den Ódinn der König thät senden.

Im Auftrag des Göttervaters ladet er den armen Skíði nach Walhalla (Valhöll) ein, um daselbst die unter den Göttern ausgebrochenen Händel zu schlichten. Skíði nimmt die Einladung an. In rascher Fahrt durchkreuzen die beiden Island und wandern von Kap Horn im Ostland über das Meer nach Norwegen. Die Wogen reichen ihnen kaum über die Schuhe. In

Norwegen treffen sie einen Mann Namens Ölmódr, der eben Zauberei treibt. Nachdem sich Skíði mit ihm gezankt, geht's weiter durch Norwegen und Dänemark bis zu der Halle Ódins in Asia-Land. Da sitzt Ódinn mit den zwölf Asen auf den Richterstühlen und trinkt sein Bier. Um die Götter schaaren sich die Helden der Vorzeit, Haraldr Hilditönn und König Hálfdan der Milde, Hrolfr Kraki und Starkaðr der Alte, die Völsunger und Gjúkunger, kurz, das ganze Götter- und Heldenpersonal der ältern Edda wie der mythischen und halbmythischen Saga. Ódinn nimmt den Skíði aufs herablassendste auf und läßt ihn neben sich sitzen: „Heill ok sæll minn Skíði!" Er fragt ihn nach dem Zustand von Island:

Eru margir meiri enn þú menn á Íslandi?
Gibt es außer dir noch mehr in Island große Männer?

Skíði nennt den Thorgil, der ihm das Leder zu den zwei Schuhen, und Sturla, der ihm das Messer und den Ranzen geschenkt. Darauf will ihm Ódinn auch etwas schenken, und Skíði erbittet sich eine neue Zwinge an seinen Bettelstab und eine gute Ration Butter in seinen Topf. Beides wird bewilligt, obwohl Ódins Frau Freyja die Butter nicht gern hergibt. „Hafi-þér Guðs-laun, Ódinn! Habe dir Gottes Lohn!" ruft da Skíði als echter christlicher Bettler aus. Da hält sich aber Ódinn die Ohren zu und verbietet ihm, diesen Namen wieder zu nennen. Dagegen fordert er ihn auf, sich eine Braut zu wählen und bei den Göttern seine Hochzeit zu halten. Er gibt ihm freie Brautwahl, nur Freyja behält er sich selber vor. Skíði wählt sich die junge Hildr, die Tochter des Högni von Mjóva, und Ódinn macht nun selbst den Brautwerber.

Ódinn fragt die junge Maid: „Du darfst dich schon besinnen —
Ist's dir, gold'nes Kind, nicht leid, so wackern Mann zu minnen?"

Hildr: „Hjeðinn bin ich versprochen schon und sollt' nicht von ihm lassen;
Doch ist es meinem Vater recht, soll mir auch Skíði passen."

Ódinn: „Hilditönn soll Zeuge sein, Herr Hálfdan auch, der Schnelle!
Drum trinken wir den Brautkauftrank zusammen auf der Stelle!"

Skíði reicht die schmutz'ge Hand, sich Hildr zu vermählen,
Ódinn gab ihm Asia-Land und was er sonst mocht' wählen.

Der Königsname ist nun sein; kühn ist er, weis und wacker.
Doch Einige stechen auf ihn ein: „Der Skíði ist ein Racker!"

Kaum hört das Skíði, schlägt er gleich ein Kreuz, voll Angst und Grausen.
Da fühlt er einen wucht'gen Streich auf seine Nase sausen.

Gott Heimdall schlug ihn so halb krumm mit seines Hornes Kanten.
Drauf Högni sprach: „Wer geht so um mit meinen Anverwandten?"

Nun entsteht eine allgemeine Prügelei unter den Helden Walhalla's, die aufs ergötzlichste geschildert wird. Geirmundr Heljarskinn, ein ganz gewöhnlicher Bauer, der eigentlich weder zu den Göttern noch zu den Helden

gehört, schwingt seine breite Axt; er und Haraldr und Ubbi, der Friese, gerathen ins Handgemenge; Starkadr der Alte trifft den Ivarr ins Auge; Ubbi schlägt achtzehn Männer nieder, aber Hrókr der Schwarze zieht gegen ihn los und wirft ihn, aus achtzehnhundert Wunden blutend, zur Thüre hinaus. Die Söhne Arngríms und die Völsunger kommen wegen Skîði in Aufruhr; Sörli der Starke und der berühmte Göngu-Hrolfr (Rollo), der einst Paris belagert, schlagen mit blanken Schwertern drein; Gunnar bearbeitet Sigurdr Sveinn so furchtbar, daß ihm das Schwert in dessen Zähnen stecken bleibt; der in eine Schlange verwandelte Fáfnir speit ganze Ströme von Eiter aus und wüthet gegen Skîði; dieser treibt seinen festen Pfeil in den schrecklichen Rachen des Ungethüms und reißt ihm den fürchterlichsten Zahn aus. Thórr selbst mischt sich mit dem Hammer Mjölnir in das furchtbare Gedränge; sämmtliche Asen rufen:

„Den Skîði werfe hinaus wer kann: sonst bringt er um uns alle!"

Doch Skîði leistet tapfern Widerstand, ja Wunder von Heldenmuth: den Baldr und den Njördr stößt er in die Hölle, fünfzehn Götter läßt er auf die Erde fallen, zwölf wirft er in den Mond, bis endlich Sigurdr das Schwert des Zornes, Gramr, ergreift, ihn bemeistert und aus Walhalla hinauswirft. Schmerzlich bemerkt er nach dieser polizeilichen Maßregelung, daß er seinen Bettelranzen zurückgelassen, und fleht Sigurdr an, ihm denselben zu lassen. Ásmundr wirft ihm denselben nach, und von dem kräftigen Wurf erwacht Skîði unten im Hofe des Thorleifr zu Hítardalr.

Aber welch' Erwachen! Verwundet und zerschlagen liegt er da.

Vier der Zähne fehlten gar vorn ihm in der Runde,
Der fünfte aber wacklig war, weh that's ihm im Munde.

Die zwei neuen paar Schuhe sind in Fetzen zerrissen; an seinem Stab findet er einen Ring, der acht Pfund schwer ist; sein Betteltopf ist voll Butter, kein Zweifel, Butter aus Asia-Land! Doch da man sie den Hunden zu fressen gibt, liegen sie bald alle todt am Boden. In seinem Ranzen aber findet er einen Heldenzahn aus Walhalla, zwanzig Pfund schwer. Man schnitzte den schönsten Bischofsstab für den Bischof von Hólar daraus. Skîði indes geht es schlecht, und der Dichter fürchtet, daß es ihm nicht besser gehen wird, solange er sich nicht entschließt, seine losen Reden aufzugeben und sich Samstags zu waschen.

Das ganze Gedicht zählt nicht weniger als 800 Verse, mit zierlichen und reinen Reimen zu 200 Strophen aufgebaut[1]. Ob Einar Gilsson (um die Mitte des 14. Jahrhunderts) wirklich das Gedicht verfaßt hat, ist sehr unsicher, da es in den alten Quellen bald einem Einar Fóstri, bald einem

[1] Es wurde in neuerer Zeit dreimal in isländischer Sprache neu herausgegeben von K. Maurer (1869), Th. Wisén (1880), G. Vigfusson (1883). Dem isländischen Bischof Vigdalin († 1823) gefiel es so gut, daß er es ins Lateinische übertrug.

Sigurðr Fóstri zugeschrieben wird. Ziemlich übereinstimmend wird der Verfasser aber als jener Skalde bezeichnet, der Björn, den Jerusalemsfahrer, auf seinen Reisen begleitet habe. Jedenfalls stammt das Gedicht aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und ist ein sprechendes Zeugniß, daß die Kenntniß der älteren Sagen- und Mythenwelt damals noch keineswegs erstorben war, und daß der „römische Aberglaube" die Söhne des Nordens durchaus nicht um ihren fröhlichen Humor gebracht hat. Züge von Don Quijote und von Sancho Pansa sind in Skíði's Gestalt aufs drolligste vereint, und die munteren Verse gleiten mit ihrem steten Wechsel von Heldenpathos und naiver Laune, komischer Schilderung und dramatischem Zwiegespräch ungemein leicht und wohllautend dahin.

5. August.

In der Frühe des Morgens schon waren wir in den Skagafjörðr gelangt, welcher einen der tiefsten Einschnitte in die Nordküste macht. Der Kurs beinahe südwärts. Wir kamen an einigen Inseln und Riffen vorbei, welche durch die Sage berühmt geworden sind. Eine dieser Klippen heißt der Karl, d. h. der Mann, und eine daneben die Kerling, d. h. die Kerlin oder Frau. Möchten sich deshalb die neueren Töchter der Germanen nicht so leicht daran stoßen, daß man einmal einen tüchtigen Menschen einen wackern „Kerl" nennt. Das ist zum wenigsten so anständig als Monsieur oder Signore! Der „Kerl" ist eine dürre hagere Felsnadel, die „Kerlin" dagegen sieht von einiger Entfernung fast wie ein Segelschiff aus. Bedeutender als diese Riffe ist die Insel Drángey — ein Felsencastell, das nach allen Seiten fast lothrecht etwa 180 m in die See abfällt. Nur an einer Stelle ist die Felsmauer geborsten und bietet einen Abhang, an dem man hinaufkommen kann, um die zahlreichen Vogelnester zu plündern, die sich auf dem Hochplateau und an den Löchern der Felsen befinden. Grettir Ásmundarson, ein gewaltthätiger Recke, der zwanzig Jahre lang als Geächteter an diesen Küsten hauste, fand in der Felsbastei seinen letzten Zufluchtsort. Die Grettissaga, welche seine Abenteuer erzählt, ist eine der wildesten und schaurigsten alten Heldengeschichten, voll Mord und Spukgestalten, und entspricht ganz dem unheimlichen Felsennest, wo sie ihren Abschluß findet.

Die Poststation Saudakrókr, Südwinkel, liegt im tiefsten, südlichen Ende des Fjords. Sie ist von Bedeutung, weil von hier sowohl über die ganze Halbinsel Skagaströnd, als dem Fluß Jökulls-á hinauf und ebenso nach Húnaflói und Akureyri hinüber viele Höfe und kleine Ortschaften mit bebautem Lande liegen, meist an den zahlreichen Flüssen, welche an verschiedenen Punkten des Eismeeres münden. Den Mittelpunkt des ganzen Landstrichs bildete einst der Bischofssitz Hólar im Hjaltadalr, keine zwei Stunden von Saudakrókr. Gar nicht weit liegt die ehemalige Benediktiner-Abtei Thingeyrar, d. h. der Platz, wo sie gestanden, und noch näher die

Stätte des Frauenklosters Reynisstadir. Viel hat sich auch in Hólar aus katholischer Zeit nicht erhalten; immerhin hörte ich von einem alten Flügelaltar mit silbernen Ornamenten, von Bildern der drei heiligen Isländer Thorlákr, Jón und Guðmundr, von einem merkwürdigen Taufstein und alten Grabmälern. Wir überlegten, wie wir dahin kommen könnten. Allein die Postdampfer lassen sich durch nichts bestimmen als durch ihre Woll-, Thran- und Fischladungen. Unter den günstigsten Verhältnissen hätten wir allenfalls über Hólar die Station Akureyri zu Pferde noch bis zur Abfahrt des Dampfers erreichen können. Aber die geringste Verzögerung konnte uns ebenso gut nöthigen, einen ganzen Monat im Nordland zuzubringen. Dazu hatten wir keine Lust und verzichteten deshalb auf den Ritt.

Die Gegend von Saudakrókr bot nicht viel Anziehendes dar. Eine sandige Hügelkette, die Moräne eines einstigen Gletschers, verbarrikadirte die Aussicht ins Innere des Landes; am Fuße desselben stand eine Reihe von Baracken, Häuschen, Factoreien mit der dänischen Flagge, dem Danebrog. Am Strande herrschte aber fröhliches Gewimmel, und Pferdekarawanen kamen von Zeit zu Zeit die Hügel herab, und Boote brachten eine Menge Wollballen, Thranfässer und Fischbündel an Bord. Der große Mann in Saudakrókr war der Sysselmann Briem, eine kräftige Gestalt in Uniform. Ein so dichtes, weißes Vollhaar umwallte sein Haupt, daß er einen „Winter" hätte vorstellen mögen oder einen greisen Gesetzessprecher aus den Zeiten der Saga. Wir waren mit mehreren seiner 19 lebenden Kinder auf unserer Reise bekannt geworden. Einer seiner Söhne, candidatus juris, und eine Tochter, welche sich zwei Jahre in Kopenhagen zur Lehrerin ausgebildet hatte, fuhren von Kopenhagen mit nach Reykjavik; ein anderer Sohn, Partner eines großen Handelsgeschäfts, das seinen Sitz in Glasgow-Huset (Reykjavik) hat, stieg in Leith ein, besuchte uns öfter in Reykjavik und erwies uns manche Gefälligkeit. Er war Mitglied des Althing, ein sehr intelligenter, tüchtiger Geschäftsmann. Wenn ich mich nicht irre, war ein anderer Bruder von ihm ebenfalls Althingsmann und Prestr. Wieder ein anderer Bruder hatte etliche Jahre früher eine Auswandererkolonie als Prestr nach Winnipeg (Britisch-Nordamerika) begleitet, war aber schon gestorben.

„Jede Frau, die mehr als acht Kinder hat, soll schwer gestraft, jede, die mehr als zehn Kinder hat, todtgeschlagen werden," erklärte einer der Mitreisenden, mit der classischen Herzlosigkeit eines modernen Nationalökonomen à la Malthus. So oft ich sonst sein gesundes, nüchternes Urtheil bewunderte, so forderte dieses doch zum Widerspruch heraus. Allerdings mag der isländische Kindersegen im allgemeinen mit der Armuth der inländischen Nahrungsquellen in einigem scheinbaren Gegensatz stehen; aber im gesammten Lande ist doch nicht so viel schreiende Noth als in den Armenquartieren der großen britischen Städte, wie ich es mit eigenen Augen gesehen habe. So jämmerlich wie die unterirdischen Kellerwohnungen der Armen

a cable was run out and secured to the shore. As the vessel swung round, the cable was hauled in, and the vessel was brought to her moorings. The cable was then slackened, and the vessel was allowed to swing round to the other side of the cable, which was again hauled in, and the vessel was brought to her moorings on the other side.

Fig. 1.—Mooring Vessel in Deep Water.

In this way the vessel was moored in deep water. In shallow water, the cable was run out and secured to the shore, and the vessel was moored in the same way.

ſeidenes Fichu um den Hals und eine rothe Schürze. Als Kopfputz aber hatte ſie, wie ihre Mutter, die Hufa, die kleine ſchwarze Calotte mit der ſchweren Quaſte, die auf die Schulter niederhängt. Während unſeres Aufenthalts in Reykjavík war ſie in den Norden geritten und hatte ihre förmliche Anſtellung als Lehrerin erlangt. Sie hat nun die weibliche Jugend aus zwei der nördlichen Syſſel, d. h. etwa 20 Mädchen aus beſſer geſtellten Familien, zu unterrichten. Die Fächer ſind: Isländiſch, Leſen, Schreiben und Rechnen, Däniſch, Singen, Nähen und Stricken. Es ſind, wie ich hörte, bis jetzt vier ſolcher Mädchenſchulen auf Island eingerichtet; im Jahresbudget für 1884/85 waren für Mädchenſchulen (Kvennaskóli) 3000 Kroner angeſetzt, für Kleinkinderſchulen 2000, für Volkselementarſchulen 4000, aber nur unter der Bedingung, daß von anderer Seite (den Gemeinden und Familien) weitere 2000 Kroner zu dieſem Zweck zuſammengebracht würden.

Unſere Schiffsgeſellſchaft vermehrte ſich in Saudakrókr um zwei däniſche Familien und den Dr. Keilhack aus Berlin, den wir früher in Reykjavík getroffen hatten. Wir waren ſehr erſtaunt. Denn der Herr Doctor hatte uns vorher geſagt, er wolle mit ſeinem Collegen Schmidt das ganze Weſtland bis in das Glámu- und Dránga-Gebirge, dann das Nordland bis zum Mývatn (Mückenſee) und endlich das Oſtland bis in den Vatna Jökull durchreiten, um dann erſt mit einem der ſpäteren Schiffe zurückzukehren. Sie waren zuſammen am 3. Juli ſchon von Reykjavík aufgebrochen und über Reynisvellir nach Saurbaer am Hvalfjord geritten. Sie hatten ſich nicht Pferde gemiethet wie wir, ſondern jeder zwei Reitpferde zu 135 Mark und drei Packpferde zu je 90 Mark gekauft. Bereits in Saurbaer wurde eines der Packpferde unbrauchbar und ſie machten mit den Nöthen des Pferdekaufs nicht poetiſche, ſondern höchſt proſaiſche Bekanntſchaft. Sie mußten für das invalide Pferd ein anderes eintauſchen, hohen Zuſchlag zahlen und erhielten dafür einen Beißer, der ſie überall beläſtigte und den ihnen niemand tauſchweiſe abnehmen wollte. So wanderten ſie weiter an den Borgarfjord, dann nach Reykholt, das durch ſeine warmen Quellen und als Wohnſtätte des Snorri Sturluſon berühmt iſt. Von hier wandten ſie ſich dem Innern der Inſel zu, ohne indes tiefer in die noch unerforſchten Gebiete des Eiriks-Jökull einzudringen. Endlich reiſten ſie nordwärts nach Hvammr am Fuß des Vulkans Baula. Doch hier erkrankte Dr. Keilhack an einem ernſtlichen Fieber.

Nur mit großer Mühe gelang es ihm noch, in einem dreizehnſtündigen Ritt den Hafenort Borðeyri am Húnaflói zu erreichen, wo wenigſtens auf einige Pflege und Gelegenheit zur Heimreiſe zu rechnen war. Ganz erſchöpft kam er hier an. Nach mehrtägigem fruchtloſem Warten auf Beſſerung bat er ſeinen Genoſſen, allein weiter zu reiſen. Zum Glück fand er im Hauſe eines däniſchen Kaufmanns, Bryde mit Namen, eine gute Wohnung und liebevolle Pflege. Doch das Fieber wollte nicht weichen und ärztlicher Beiſtand war nicht zu haben. Der nächſte Arzt wohnte zwei Tagereiſen ent-

fernt. Erlösung aber war lange nicht zu hoffen, da Treibeis den Eingang in den Húnaflói versperrte. Erst nach 17 langen Tagen des Harrens erschien am 31. Juli endlich der „Camoëns", um in Bordeyri 300 bis 400 Auswanderer abzuholen, die über Schottland nach Amerika wollten. Mit dem englischen Schiff kam Dr. Keilhack bis Saudakrókr, wo er, mit vier Auswandererfamilien in ein kleines Häuschen zusammengepfercht, abermals ein paar schreckliche Tage und Nächte auszustehen hatte, bis endlich die „Thyra" ankam. Ganz war auch jetzt noch die Noth nicht vorüber. Der gute Herr sah überaus elend und leidend aus, hatte weder Gepäck noch Wäsche bei sich und erregte bei einigen Passagieren nicht Theilnahme, sondern gesundheitspolizeilichen Verdacht. Sie gingen ihm nicht nur sorgfältig aus dem Wege, sondern forderten vom Capitän sogar, daß er, um Ansteckung vorzubeugen, bei der nächsten Station ans Land gesetzt werde.

Als ich die ganze Leidensgeschichte gehört hatte, dankte ich dem Himmel, daß wir auf weitere Reitereien im Innern des Landes verzichtet hatten. Wenn man einmal ein isländisches Thal, einen Berg und Gletscher gesehen, so bieten weitere Ausflüge fast nichts Neues dar. Nur für den Naturforscher oder geographischen Forschungsreisenden ist etwas Ausbeute zu erhoffen, und auch dann nur, wenn er an Geld, Zeit und Strapazen die größten Opfer auf sich nimmt.

Im ganzen sind ungefähr 14757 qkm der Insel mit Gletscherfeldern bedeckt, von welchen die größten im Südosten, ein paar ansehnliche nach der Mitte hin, einige kleinere im Nordwesten liegen. Sie vertheilen sich in folgende Gruppen:

1. Der Vatna-Jökull oder Klofa-Jökull (8259 qkm).
2. Der Hofs-Jökull (1376 qkm).
3. Der Láng-Jökull (1431 qkm).
4. Der Eiriks-Jökull (110 qkm).
5. Der Snaefells-Jökull (zwei kleine Gletscher).
6. Der Mýrdals-Jökull (991 qkm).
7. Der Torfa-Jökull (ungefähr 110 qkm).
8. Der Glámu-Jökull (440 qkm).
9. Der Dránga-Jökull (825 qkm).

Das Gletscher-Areal der Alpen wird auf 3303 qkm geschätzt, der Jostedalsbrae in Norwegen, das größte Firnenfeld Europa's, auf 1200 qkm. Die Gletscherfelder Islands bedecken einen Flächenraum, der fast jenem des Königreichs Sachsen gleichkommt. Der Vatna-Jökull allein ist größer als das Großherzogthum Hessen. Die Grenze des ewigen Schnees ist durchschnittlich 870 m; doch reichen die Gletscher oft tief in die Thäler hinab und an der nordwestlichen Küste erreichen sie oft nahezu das Meer. Diese Gletscherarme, die langsam nach den Thälern hin fortschreiten, werden „Skridjöklar" (schreitende Gletscher) oder „Falljöklar" (fallende Gletscher) genannt. Die ausgedehntesten Gletscher sind noch kaum von einem mensch-

lichen Fuß betreten worden. Lord Watts gelang es 1875, den Vatna-Jökull zu durchkreuzen.

Was die Auswanderer betrifft, so ist das Auswandern auf Island schon seit Ende der fünfziger Jahre in Schwung gekommen. Die ersten Truppen von Auswanderern wandten sich Brasilien zu, doch, wie es scheint, mit wenig Glück. Im folgenden Jahrzehnt kam Nordamerika in Aufnahme. Ein früherer Kaufmann, Einar Björnsson, kaufte sich eine kleine Insel im „Obern See" und zog eine kleine Schaar mit sich hinüber. Im Jahre 1873 wanderten etwa 200, im folgenden Jahre über 300 Isländer nach Canada aus, und Winnipeg, d. h. sowohl die Stadt Winnipeg selbst, als die Kolonie Neu-Island am Winnipeg-See, ist seither ein Hauptziel der isländischen Auswanderung geblieben. Es erscheint daselbst ein Wochenblatt „Leifur" in isländischer Sprache; in Winnipeg hat auch Frau Torfhildr Thorsteinsdóttir Hólm den historischen Roman herausgegeben, welcher das Leben des lutherischen Bischofs Brynjólfr Sveinsson phantasievoll schildert. Die meisten Isländer, nicht an die stramme Jagd nach dem Dollar gewöhnt, fühlen sich in Amerika nicht heimisch. Wir trafen in Reykjavík die junge Wittwe eines Predigers, die sehr zufrieden war, sich wieder auf ihrer Heimatinsel zu befinden. Noth, Hunger und Elend treiben indes alljährlich eine Anzahl Menschen, ihr Glück in Amerika zu versuchen, und die jungisländische Bewegung hat das Interesse dafür stets angeregt. Für das Land ist diese Auswanderung (man veranschlagt die Isländer in Amerika schon auf 6000 Köpfe) natürlich kein geringer Verlust. Die Wohlhabenderen machen Projecte, um dem Land durch Hebung der Landwirthschaft, der Fischerei und des Verkehrs aufzuhelfen, und unterdessen entziehen sich die Aermeren, auf deren Kraft hauptsächlich gerechnet wird, der für den Augenblick allerdings nicht vielversprechenden Arbeit.

Von Saudakrókr fuhren wir den Fjord wieder zurück, nördlich nach Grafarós und Hofsós. Die Kirche von Hólar bekamen wir einige Zeit in Sicht: die merkwürdigste Erinnerung an der ganzen Küste. Vier und ein halbes Jahrhundert haben hier katholische Bischöfe gethront und die Küstenbewohner des Eismeers mit dem großen Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte verbunden. Jetzt ist Hólar, wie so mancher einstige Bischofssitz am Mittelmeer, zu einem unbedeutenden Dörfchen herabgesunken. Von dem übrigen Ufer bekamen wir nicht viel zu sehen, da der Nebel gegen Abend sich weit zum Meere herabließ. Dagegen zeigte sich nach Norden hin noch ein großer Eisberg, viel bedeutender als die früheren, und vier Walfische kamen in ihrem fröhlichen Spiel dem Schiff so nahe, daß der Steuermann etwas den Curs ändern mußte, um nicht mitten unter die dicken Gesellen hineinzugerathen. Die Temperatur betrug 4° C. Das Meer war an der äußern Küste, wie immer, etwas bewegt; gegen 11 Uhr abends gelangten wir jedoch in den Siglufjördr, eine stille, ruhige Bucht, wo sich so gemüthlich schlafen ließ wie auf dem Lande.

6. Auguſt.

Wie ſchön die Bucht war, zeigte erſt der Morgen, der für mich — ich geſtehe es — ziemlich ſpät anbrach; denn ich hatte es für praktiſch befunden, vor Mitternacht nicht leicht zu Bette zu gehen. Ich ſah den Herren zu, die gewöhnlich lange Whiſt ſpielten, und wenn die letzte Partie glücklich beendigt war, hielt ich noch ein gemüthliches Literatur- und Culturgeſpräch mit dem engliſchen Major. Tags zuvor war Molière an der Reihe geweſen, den wir beide ſehr hochſchätzten; den letzten Abend hatten wir uns über Dryden unterhalten und dann, ich weiß nicht wie, auf Naturphiloſophie und Darwinismus übergeſattelt. Der Major unterſchied ſehr richtig zwiſchen der einfachen Naturbetrachtung und der Hypotheſenmacherei, die ſich daran anſchließt, zwiſchen begründeten Hypotheſen und vollſtändig willkürlichen Träumereien, zwiſchen Darwins vorherrſchend empiriſchen Unterſuchungen und dem philoſophiſchen Dogmatismus, den andere daran anhängten. Für den Naturbeobachter Darwin — und als ſolchen wollte er Darwin hauptſächlich aufgefaßt wiſſen — war er entſchieden begeiſtert; von Häckel dagegen ſagte er: Haeckel is the most awful dogmatical tyrant! und: Scientifical tyranny is as absurd as any other. Eine ſehr zutreffende Bemerkung, die heute mehr als je Beherzigung verdient!

Von allen Uferſcenerien dieſer Tage gefiel mir keine ſo gut, wie dieſer Siglufjord. Es herrſchten hier nicht die plumpen, ſchweren Felsgeſtalten, die wie ungeheure Grabſteine und Briefbeſchwerer auf die Landſchaft drücken. In ſanft ausgeſchweifter Biegung erheben ſich die Hügel von dem grünen Uferrand zu feineren Spitzen empor, waren ziemlich weit hinauf mit etwas Grün bekleidet. Der Schnee oben erſchien nicht in langen, gewaltigen Maſſen, ſondern nur flockenweiſe über die Spitzen und an die obere Berghalde hingeſtreut. Darüber geiſterte leichter Nebel in weißen Flocken an den Gipfeln herum. Die Bucht unten war ſpiegelglatt, wie ein trauter Bergſee. Nur die Fiſchbaracken und Thranbuden am Strande verdarben ein wenig die Romantik des Bildes.

Die Temperatur betrug 8 Uhr morgens 5° C. Der Capitän ſagte, es hätte in der Frühe auf das Schiff geſchneit. Mir kam es ziemlich winterlich vor. Als wir aus dem Fjord herausdampften, nahm der Nebel wieder zu, und wir mußten ziemlich langſam um das Vorgebirge herumfahren, welches den kleinen Siglufjördr von dem größern Eyjafjördr trennt. Dieſe anſehnliche Bucht zieht ſich faſt von der Mitte der Nordküſte nach dem Innern des Landes hinein und iſt etwas länger als der Bodenſee von Bregenz bis über Konſtanz nach Radolfszell hinab ($8^1/_2$ geogr. M.), doch nur am Eingang der Breite dieſes Sees entſprechend. Bald verengern ihn ein paar Inſeln, von welchen er wohl ſeinen Namen hat, und dann rücken die Ufer langſam näher zuſammen. Das Jahr zuvor (1882) lag der ganze Fjord bis in den September hinein voll Eis, wie auch andere Fjorde des Nordens.

Zur Charakteriſtik des Klimas und des Verkehrs mag dienen, was uns Dr. Keilhack erzählte. Der däniſche Kaufmann Bryde, bei dem er in Bordeyri Aufnahme und Pflege gefunden, hatte ſich zuerſt allein am Hunaflói niedergelaſſen. Nachdem aber ſein Geſchäft ſich blühend entwickelt, wollte er auch ſeine Familie von Kopenhagen nachkommen laſſen, um ſich bleibend in Island einzurichten. Die Frau verkaufte im Frühjahr 1881 die Wohnung in Kopenhagen, packte ſämmtlichen Hausrath ein und ging mit ihren Kindern zu Schiffe. Allein der „Camoëns", auf dem ſie ſich in Leith eingeſchifft (weil die däniſchen Poſtſchiffe nicht in Bordeyri landen), ſtieß auf Eis und fuhr nun, ohne auf Island zu halten, nach Leith zurück. Da ſich im Sommer und Herbſt des Eiſes wegen keine weitere Gelegenheit bot, blieb der guten Frau nichts übrig, als ihr Kopenhagen wieder aufzuſuchen und dort zu überwintern. Im Mai machte ſie ſich dann wieder auf den Weg; doch der unglückliche „Camoëns" bereitete ihr abermals die bitterſte Verlegenheit. Er gerieth im Nebel in die Klippen der Snaefells-Halbinſel, bekam einen großen Leck und mußte, nothdürftig geſtopft, nach Leith zurück, um dort ordentlich ausgebeſſert zu werden. Frau Bryde war diesmal wenigſtens zu Reykjavik ans Land gekommen. Ein däniſches Schiff hatte ſie weiter an den Reykjarfjördr am Eingang des Húnaflói gebracht. Doch nun jagte der Nordwind das Treibeis vor die weite Bucht, und ſo blieb die arme Frau mit ihren Kindern in dem traurigen Küſtenort gefangen, bis gegen Ende Juli der ſchon erwähnte Südſturm das Eis verjagte und ein Segelſchiff ſie abholen konnte. Erſt nach anderthalbjährigem ſchmerzlichem Harren waren Vater, Mutter und Kinder endlich beiſammen.

Der „Camoëns" beſucht Island regelmäßig ſechsmal während der Sommermonate von Schottland aus und braucht von Leith nach Reykjavik durchſchnittlich vier Tage. Den officiellen Poſtverkehr zwiſchen Dänemark und Island beſorgt die „Vereinigte Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft" in Kopenhagen zwölfmal im Jahr. Während des Sommers machen ihre Dampfer auf der Hin- oder auf der Rückfahrt die Runde um die Inſel und beſuchen die feſtgeſetzten Küſtenplätze, im Winter fahren ſie nur nach Reykjavik. Von Anfang November bis Mitte Januar fährt kein Schiff, ſo daß ſogar Reykjavik etwa zwei Monate lang ganz außerhalb der Welt bleibt, wenn ſich nicht zufällig ein nicht-officieller Dampfer oder Segler dahin verirrt. Eine Telegraphenverbindung mit dem übrigen Europa haben die Isländer ſchon längſt erſehnt, aber noch nicht erhalten.

20. Akureyri.

Der Eingang in den Eyjafjördr zeigt eine gewiſſe Großartigkeit. Schroffe Felspyramiden von 300 bis 600 m, eine hinter der andern ſich aufthürmend, bilden ſeine Propyläen, höhere Berge den Hintergrund dazu. Der Kaldbakr am Oſtufer erreicht 1161 m, die Rimar am Weſtufer 1262 m. Viel Wechſel iſt in den Umriſſen nicht; doch das Licht, mit ſchweren Wolkenbergen kämpfend, bringt in den graublauen Tönen von Meer und Fels ein düſter-gewaltiges Farbenſpiel hervor. Der Schatten der Wolken zeichnet in die Felſen dunkle Schluchten und Riſſe hinein, während da und dort lebhafte Lichter dazwiſchen blitzen; mit ähnlicher Wirkung, wie die blendendweiße Möve auf der dunkeln Flut.

Weiter in den Fjord hinein verflachte ſich die Scenerie. Langgeſtreckte Hügelrücken, oben kahl, unten von kargem Wiesland bedeckt, begrenzten das Meer. In weiten Abſtänden zeigten ſich Gehöfte, dann und wann auch eine Holzkirche. Das wenige Leben verſchwindet aber in dem weiten, todten Raum.

Gegen das ſüdliche Ende der Bucht hin wurde das Bild wieder ſchöner. Sie fing ſich in einer grünen Thalſchlucht, von der über ſandigen Hügelterraſſen zackige Felſenzinnen ſich ſteil erhoben. Am Fuß der Hügel trat eine kleine Ortſchaft hervor; zwiſchen den Maſten und Flaggen zahlreiche Schiffe und Boote. Es war etwa 4 Uhr nachmittags, als wir uns der Rhede näherten. Die Sonne hatte langſam die Nebel verſcheucht, bis auf einen Wolkengürtel, der ſich über den untern Hügeln lagerte, was die Bergſpitzen darüber höher und maleriſcher erſcheinen ließ. Mit dieſen Wolkenbogen erinnerte mich der Berg unwillkürlich an den ſchweizeriſchen Pilatus und die ganze Scenerie an das Ende des Vierwaldſtätterſees bei Luzern; doch natürlich alles zu den eintönigen Farben und Formen des Nordens herabgeſtimmt. Das war indes der erſte freundliche Eindruck. Als wir die Rhede von Akureyri ſelbſt erreicht hatten, waren die romantiſchen Bergzacken hinter dem näherliegenden proſaiſchen Sandwall verſchwunden, an deſſen Abhang ſich langgeſtreckt Akureyri, die dritte Kaufſtadt Islands, entwickelte — mehr einem größeren Fiſcherdorf als einer Stadt vergleichbar.

Wir freuten uns ſehr, da zu ſein, nicht nur, weil uns in Akureyri nach ſechstägiger Meerfahrt ein voller Tag Landaufenthalt verheißen worden,

sondern auch, weil wir hier den einzigen katholischen Einwohner finden sollten, den Island gegenwärtig unter seinen 70 000 Eingebornen zählt: den bereits erwähnten Gunnar Einarsson. Wir hatten seine Wohnung bald aufgefunden, und obwohl er keinen von uns persönlich kannte, so hieß er uns doch herzlich willkommen. Da er nicht darauf eingerichtet war, drei Mann zu beherbergen, so übernachteten wir auf dem Schiff, trafen aber zugleich die nöthigen Verabredungen, um am andern Morgen im Hause seines Schwagers die heilige Messe lesen zu können.

Unser Abendbrod nahmen wir im „Hotel", einem erträglich eingerichteten Wirthshaus, das aber doch keinen Ueberfluß an Platz bot. Obwohl wir ein Zimmer für uns haben wollten, wurden wir in eine Stube gebracht, wo schon für mehrere gedeckt war, und bald erschien die Familie Schweitzer, die auch für sich hatte sein wollen. Wir freuten uns indes alle, wieder so unverhofft zusammenzutreffen. Als wir gehen wollten, trafen wir den Dr. Keilhack im anstoßenden Zimmer zu Bett. Sein Gefährte Schmidt war eben auch wohlbehalten von seinem Ritt durch die nordwestliche Insel angekommen. Er hatte schreckliche Mühsale ausgestanden, befand sich aber munter und war mit dem Resultat seiner Untersuchungen ganz zufrieden. Er hatte eine ansehnliche Sammlung von Insekten und Gesteinen zusammengebracht.

Wir machten in Gunnars Begleitung noch einen Spaziergang am Strande, von den Leuten vielfach verwundert angesehen. Denn fast alle Leute, die uns begegneten, waren zu Pferde. Zu Fuß gehen höchstens arme Teufel, nicht aber anständige Leute.

7. August.

Der Eyjafjörðr gehört zu jenen Theilen Islands, in welchen schon bei der ersten Ansiedelung christliche Elemente gelangten. Helgi hinn Magri, der sich hier niederließ, war der Sohn der irischen Königstochter Raförta und theils in Irland, theils in den Hebriden erzogen worden. „Er war aber sehr verworren in seinem Glauben (blandinn mjök i trú)," sagt das Landnámabók von ihm; „er glaubte an Christus, rief aber bei Seefahrten und in schweren Nöthen und in allen wichtigen Dingen Thórr an." Bei der Ankunft befragte er Thórr, wo er landen sollte; das Vorgebirge aber, wo er dann landete, nannte er Christnes, d. h. Cap Christi. Seine Söhne wurden wieder völlig heidnisch. Erst 120 Jahre später, als das Althing sich für das Christenthum erklärt hatte, zog auch im Nordlande bleibend der Glaube Christi ein. Die beiden ersten Missionsbischöfe, welche in Nord-Island wirkten, waren Deutsche: Friedrich aus Sachsenland und Bernhard, ebenfalls aus Sachsenland. Beide schlugen ihren Sitz zu Giljá im Vatnsdal, unfern des Húnaflói auf. Bernhard, vom Papste selbst zum Bischof in Norwegen geweiht, stellte sich 1047 als Missionär dem Erzbischof Adalbert von Bremen zur Verfügung und brachte dann 19 Jahre (1048—1067 auf

Island zu. Gleich dem hl. Patrick zog er überall herum und ſegnete alles wie die alte Chronik berichtet, „mit heiligen Worten, Kreuz und Weihwaſſer:

Kreuze und Glocken,
Brücken und Brunnen,
Furt und Waſſer,
Berg und Schellen."

Neununddreißig Jahre nach Bernhard 1106 aber beginnt die regelmäßige Biſchofsreihe der Biſchöfe von Hólar. Der zweite derſelben, Ketill Thorſteinsſon, geweiht den 12. Februar 1122, † 6. Juli 1145, war ein Abkömmling der Helgi hinn Magri. So berichtet Ari Fróði, Islands ehrwürdiger Chroniſt.

Ob ſeit den Zeiten der Glaubenstrennung je in Akureyri Meſſe geleſen worden iſt, weiß ich nicht. Herr Baudoin hielt ſich wohl einige Zeit in der Nachbarſchaft zu Neſi, nicht aber in Akureyri ſelbſt auf. Jedenfalls ſtiegen wir in der Frühe des Morgens mit rechter Herzensfreude ans Land, um daſelbſt das heilige Opfer zu feiern. Das Haus, wo Gunnars Schweſter und Schwager wohnte, lag weit vom Landungsplatz weg, faſt eine halbe Stunde, in einer Art Vorſtadt, Oddeyri genannt. Es war zweiſtöckig und ganz neu, in europäiſchem Stil gebaut, unten von Stein, oben von Holz. Die gute Frau, obwohl noch Proteſtantin, begrüßte uns mit ſichtlicher Freude und wies uns die „ſchöne Stube" des Hauſes an, welche mit Möbeln aus Schottland beſſer ausgeſtattet war. Hier richteten wir auf einem Tiſche unſern Altar zurecht und laſen dann die heilige Meſſe. Gunnar communicirte; ſeine Schweſter wohnte mit großer Andacht beiden Meſſen bei. Die Herzensgüte und Frömmigkeit der braven Leute rührte mich innig. Obwohl wir Gunnar früher nie geſehen hatten, ſo waren wir als Katholiken doch gleich Freunde und Brüder, und das erfüllte auch ſeine Verwandten mit gemüthlichem Vertrauen. Sie fühlten, daß der katholiſche Prieſter doch kein ſo ſchreckliches Weſen iſt, wie ihnen beim Confirmandenunterricht vorgemacht wird, und das Papſtthum durchaus nicht die Grundſuppe alles Böſen. Gunnars Schwager war in Dänemark und England geweſen; in einem feinen Bücherſchrank hatte er ſich eine kleine Bibliothek engliſcher Bücher mitgebracht. Die Luſt an Lectüre und geiſtiger Bildung iſt bei den Isländern ein wirklich hervorſtechender Volkszug. Denn dieſer Mann war ein ſchlichter Mann vom Volke und verdiente ſich ſein Brod durch Zubereitung von Fiſchconſerven.

Das Haus ſtand an einer Landzunge, die ſich noch weiter quer in den Fjord hineinerſtreckt und dieſen zu einem recht bequemen und ſichern Hafen geſtaltet. Doch führt die Eyjafjarðará, welche von Süden her in die Bucht mündet, ſo viel Thon und Schlamm mit ſich, daß derſelbe auf die Dauer unbrauchbar zu werden droht. Als wir wieder zur Stadt gingen, trafen wir einen Zug von 180 Pferden, welche in lebhaftem Galopp von Möðruvellir daherjagten. Sie wurden nach Akureyri getrieben, um dort auf der „Thyra" nach Kopenhagen eingeſchifft zu werden. Ein paar Reiter mit

tüchtigen Peitschen sprengten vorn, zu beiden Flanken und hinter dem Zuge her, um den ganzen vierbeinigen Janhagel beisammenzuhalten. Es sah köstlich aus. Weniger angenehm war der Duft, der uns aus einer großen Thranbrennerei entgegenwehte, an welcher der Weg vorbeiführte. Uebrigens schien mir dieses rentable Institut weit größer angelegt als ähnliche in Reykjavík und Ísafjörðr. Am Eingang des eigentlichen Städtchens steht die Post. Zu meiner großen Erheiterung hatte ich schon abends zuvor von Dr. Schweitzer gehört, daß der Postmeister zugleich noch Bäcker und Photograph sei. Er holte dort, wenn ich nicht irre, sich einen Brief, seiner Frau eine Photographie und Lottchen ein Semmelbrödchen. Am Landungsplatz trafen wir die 180 Ponies — einen wahren Pferdemarkt. Die Einschiffung hatte gleich nach Ankunft der ersten begonnen. Sie wurden von etlichen Burschen ans Ufer gejagt, dort von handfesten Leuten in ein Boot gestoßen oder nöthigenfalls halb getragen. Dann ging's an den Dampfer, wo ihnen einzeln ein breiter Gürtel um den Leib geschlungen ward. Daran baumelten sie eine Weile zwischen Himmel und Erde, meist jämmerlich zappelnd, während die Kette des Dampfkrahns aufwärts rasselte. Oben stand auch schon Mannschaft bereit und beförderte sie in das untere Deck, wo sie eins neben dem andern festgekoppelt wurden. Im Schiffsraum war ein ganzes Heumagazin, um sie auf der Weiterreise zu beköstigen.

Akureyri pflegt bei den englischen Touristen (andere sind auf Island sehr selten) nicht hoch in Gnaden zu stehen, dagegen besuchen sie gewöhnlich den „berühmten" Wald von Háls und den Godafoß. Dr. Schweitzer war schon in der Frühe dahin abgeritten. Wir konnten ihm nicht folgen, da es bereits spät geworden. Ein eigentlicher Wald ist übrigens der „Wald" von Háls nicht, sondern bloß das größte Birkengestrüpp, das es auf Island gibt, und insofern eine Merkwürdigkeit. Dagegen lobte Herr Schweitzer nachher den Wasserfall sehr.

Auf Gunnars Wunsch besuchten wir zuerst den Kaufmann Laxdal, der uns abends zuvor seinen Salon zur Verfügung gestellt hatte, damit wir gemüthlich unter uns sein könnten. Der Herr, der sich offenbar behaglichen Wohlstandes erfreute, war die Freundlichkeit selbst. Er hatte einen Theil seines Reichthums dazu verwandt, sich ganz auf modernem Fuße einzurichten. Bald nach uns trafen verschiedene andere Besuche ein, und alle wurden mit einem Glas Sherry bewirthet. Unter den isländischen Gästen war Dr. Hjaltalin, der Director der neuen Realschule (gagnfraeda-skóli) in Möðruvellir, welche gegenwärtig etwa 40 Schüler zählt und vom Staate mit 8500 Kroner jährlich subventionirt wird. Herr Hjaltalin ist ein tüchtig gebildeter Mann, der sich längere Zeit in Schottland aufgehalten und etwas von praktischer, moderner Weltanschauung erworben hat.

Was Island vor allem noth thäte, wären gute Ingenieure und Geld, um ordentliche Verbindungslinien im Lande herzustellen. Die Post zwischen

Figure 1

Mean body mass of adult males was 4.2 kg (n = 11) and of adult females 3.1 kg (n = 14). Sexual dimorphism in body mass was therefore moderate, with males approximately 35% heavier than females. Head-and-body length averaged 58 cm in males and 52 cm in females. Tail length was consistently shorter than head-and-body length in both sexes, a feature that distinguishes this species from the sympatric *Varanus rudis*, in which tail length exceeds head-and-body length.

Figure 1. Adult male *Varanus gilleni* basking on a sandstone outcrop at Site 3, 14 October. Note the pale dorsal banding and the relatively short tail.

zum Preſtr ordinirt und bekam die Pfarre Hvalsnes, nicht ſehr weit von Reykjavik, ſpäter jene von Saurbaer am Hvalfjördr. Von einer Art Ausſatz befallen, mußte er jedoch 1669 ſeine Stelle aufgeben und zog ſich in eine elende Hütte erſt zu Kirkjukot, dann zu Ferfikla zurück, wo er, vollſtändig hilflos, halb erblindet, nach unſäglichen Leiden endlich am 27. October 1674 ſtarb. Neben ſeiner Mutterſprache verſtand er Däniſch, Latein und Deutſch. In ſeinen jüngeren Jahren ein munterer Gelegenheitsdichter und beliebter Prediger, wandte er ſich in ſeiner langen Leidenszeit ganz der geiſtlichen Dichtkunſt zu. Es wird erzählt, daß er nie geſucht habe, ſich zu bereichern oder auch nur in zeitlichen Dingen voranzukommen, daß er vielmehr die Armuth als den Antheil Jeſu Chriſti betrachtet und wirklich geliebt habe. Die fünfzig Paſſionspſalmen (Fimmtiu Passíu-Sálmar), ſein ſchönſtes Werk, athmen wirklich die innigſte, ſelbſtloſeſte Liebe zum Erlöſer. Sie ſind eines der verbreitetſten religiöſen Volksbücher geworden. Im Jahre 1876 kam die einunddreißigſte Ausgabe davon in Reykjavik heraus. Aus ſeiner letzten Zeit ſtammen drei Lieder vom „Tode“, von denen das eine gewiſſermaßen das „Dies irae“, das allgemeine Grablied des isländiſchen Volkes geworden iſt. Wenn man an den verlaſſenen, einſamen Kranken denkt, der mit Noth und Schmerz ringend in ſolchem Liede ſeinen einzigen Troſt fand wird man es gewiß nicht ohne Rührung leſen:

Wie eine Frühlingsblume
Aufſprießt aus dunklem Grund,
Gezeugt am reinen Lichte,
In des Tages Morgenſtund',
In einem Nu ergriffen,
Sinkt zu der Erde Schoß,
Mit welkem Kelch und Blättern:
So iſt des Menſchen Loos.

So läuft die frohe Jugend
Unſichern Todesweg,
So wankt der Fuß des Greiſes
Entgegen demſelben Steg.
Und keiner hat Brief und Siegel
Auf nur ein Stündchen Zeit,
Es trennt der Tod uns alle
Ohne Barmherzigkeit.

Fürwahr, der Tod gleicht völlig
Dem flinkſten Schnittersmann,
An alles vor ſeinen Füßen
Legt er die Senſe an.
Die grünen Gräſer und Kräuter,
Die Blumen farbenreich,
Das Rohr und die ſtrahlende Roſe,
Er rechnet ſie alle gleich.

Das Grablied des isländiſchen Volkes.

Es ſtürmt voran das Leben,
Hält inne nicht im Lauf,
Bis daß mit grimmem Griffe
Der Tod das Grab macht auf.
Und die ganze Welt muß wandern
Denſelben Weg daher,
Ob willig oder gezwungen,
Ob leicht es ſcheint, ob ſchwer.

Es weicht der Tod kein Haarbreit
Vor Macht und Majeſtät,
Für alles Geld der Erde
Kommt er keine Minute zu ſpät.
Ihn kümmert nicht im mindeſten,
Ob er gefällt, mißfällt,
Kein Flehen kann ihn ſänft'gen,
Kein Zorn ihn innehält.

Die Menſchen irren im Dunkel
Und keiner weiß ſich Rath,
Wann und zu welcher Stunde
Und wo der Tod ihm naht.
Derſelbe Weg führt alle
Ein in dies Erdenhaus,
Doch ziehen verſchiedene Pfade
Nach allen Seiten hinaus.

Die Macht des Todes kränket
Alle mit gleicher Pein:
Wie ſollt' ich hoffen dürfen,
Er ſchonte mein allein?
Von Adam ſtammt mein Leben,
Mein Leib, des Moders Raub,
Und meine eig'nen Thaten
Verdammen mich zum Staub.

Ich hab' es nicht erobert
Dies Leben, nicht erwählt,
Gott hat als höchſter Lehnsherr
Den Geiſt dem Leib vermählt.
In ſeinen Händen ruht er,
Sein Daſein und Geſchick;
Der Tod holt nur als Bote,
Was Gottes iſt, zurück.

Wohl! In des Herren Namen,
Da ſolche Noth mir droht,
Gleich' ich nicht den Begrab'nen,
Die längſt umfing der Tod?
Denn wenn der Ruf erdröhnet,
Da kauft ſich keiner frei:
So mag die Nacht denn kommen,
Ich zittr'e nicht dabei.

Es lebt ja meine Liebe,
Mein Heiland und mein Freund,
Und Jesus ist sein Name,
Der alle Macht vereint.
Als Todesüberwinder
Er selbst am Kreuze starb,
Dem ärmsten aller Sünder
Er Seligkeit erwarb.

Sterbend hat er getödtet
Den Tod, und Sieg gebracht,
Vernichtet des Todes Scepter,
Zerstört des Grabes Macht.
Senkt in das Grab die Leiche;
Mein Geist hebt sich befreit,
Kein Leid kann ihn erreichen
In ewiger Seligkeit.

Jesus ist all mein Sinnen,
Ich ruhe in seiner Macht,
Ob ich draußen oder drinnen,
Bei Tage wie bei Nacht.
Er ist mir Hort und Hilfe,
Mein Leben nenn' ich sein,
Er wird, des bin ich sicher,
Im Tode mit mir sein.

Ich leb' in Jesu Namen,
Ich sterb' in Jesu Hand.
Wenn alle mich verlassen,
Bleibt er der Hoffnung Pfand.
Tod! du gewalt'ger Herrscher!
Jetzt bin ich kampfbereit;
In Christi Kraft ich rufe:
Willkomm! zu jeder Zeit!

Tausende schmerzgepreßter Herzen mag das schöne Lied getröstet, erbaut, zum Himmel emporgehoben haben, wenn sie weinend in das Grab schauten, in das die Leiche eines theuern Vaters, einer treuen Mutter, eines lieben Kindes versenkt werden sollte. Denn es wird bei allen Beerdigungen gesungen, nach der Leichenrede. Bei der neunten Strophe wird der Sarg erhoben und dann in die Erde gesenkt. Der junge Isländer, der mir das Lied mittheilte, sagte mir, daß die vorletzte Strophe das erste Gebet gewesen sei, das ihn seine Mutter nebst dem Vaterunser gelehrt habe, keinen Tag habe er es zu beten unterlassen, und so mag es für viele andere eine gnadenvolle Erinnerung an denjenigen geworden sein, der allein in allen Schicksalen dieses Lebens Trost, Heil und wahre, bleibende Freude gewähren kann.

Da Gunnar Secretär des Amtsmadr oder Amtmanns war, so machten wir auch diesem höchsten Beamten des Nordlandes unsere Aufwartung. Klima

und Wetter ſind zu ungünſtig, als daß die Leute Luſt hätten, viel Luxus auf das Aeußere der Wohnungen zu verwenden; dagegen ſuchen es die Beſſergeſtellten ſich im Innern ſo ſchön und angenehm zu machen als möglich. Bunte Teppiche und Vorhänge, Bilderſchmuck, ſchöne Möbel, ein Klavier und eine ſchöne, gutgewählte Bibliothek: da kann man ſich in den 300 trüben Tagen des Jahres auf die 65 beſſeren getröſten. So war es auch bei dem „Oberpräſidenten“ des Nordlandes. Vor ſeinem Hauſe ſteht übrigens Islands größte Merkwürdigkeit, der einzige Baum, der wirklich etwas vorſtellt, ein Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparia) von etlichen 10 m Höhe, trotz ſeines matten Grüns in der ſonſt kahlen Landſchaft ein wahres Wunder.

Wenn ein Schiff angekommen, ſo iſt in Island ſicher überall Beſuch und Geſellſchaft. Wir trafen bei dem Amtmann den Conſul Holm und ſeine Frau, die zu Schiff mit uns von Saudakrókr gekommen. Nachher kam der Propſt des Syſſels. Proteſtantismus und Jeſuitismus, Handel und Ariſtokratie, Deutſchland und Dänemark fand ſich da friedlich beiſammen, und da der Herr Amtmann ſelbſt lang beim Miniſterium in Kopenhagen angeſtellt geweſen war, ſo war von altisländiſchem Weſen hier keine Rede, alles bewegte ſich in ganz modernem Ton.

Das Mittagsmahl nahmen wir im „Hotel“; es beſtand aus den verſchiedenſten Arten Butterbrod, d. h. verſchieden durch die darauf gelegten Dinge, theils einheimiſche, wie geräuchertes Schaffleiſch, Lachs, Schafkäs, theils auch importirte. Der Wirth war ein halber Deutſcher, ein Nord-Schleswiger mit den markirten, kräftigen Zügen eines norddeutſchen Bauers, ſeine Frau aber eine Isländerin. Im Saale war ein Billard. Das ganze Lokal ſah gut aus; nur hat das Tabakkauen ſeine unangenehmen Folgen und hindert die Reinlichkeit, die vor allem in einem Speiſelokal wünſchbar wäre.

Nach Tiſch gönnten wir uns noch einmal einen Ritt, was mir — ich muß es noch einmal geſtehen — als eine der Hauptſachen in Island erſchienen iſt. Bekommt Island einmal ordentliche Wege, Brücken, Poſten, Wagen, oder gar eine Eiſenbahn, dann wird es ein Land werden wie jedes andere. Jetzt iſt alles noch ans Reiten gekettet und wird dadurch eigenthümlich und intereſſant. Zur Taufe und zur Beerdigung, zum Gottesdienſt und zum Althing, zur Schule und zur Heuernte, zum Markt und zum Doctor, überall hin muß man reiten. Mann, Weib und Kind wachſen mit dem Pferde auf und gewöhnen ſich ſo an ein Stück Naturleben in freier Luft, wie es die heutige verfeinerte Civiliſation nicht mehr bietet. Damit geht perſönliche Abhärtung und das freie Hofſyſtem Hand in Hand. Jeder iſt ſein eigener Herr und Poſtmeiſter, meiſt auch ſein eigener Handwerker in allen Dingen, Hauswirth, Juriſt und, ſoweit möglich, Doctor. Hört einmal die Reiterei auf, dann wird das alles verſchwinden.

Gunnar führte uns zuerſt nach Oddeyri, wo wir am Morgen Meſſe geleſen hatten. Wir beſuchten einen Verwandten des Amtmanns, einen

reichen Kaufmann, Namens Hafstein, an den wir Grüße von Reykjavik auszurichten hatten. Auch hier war alles ganz modern und comfortabel eingerichtet. P. von Geyr freute sich sehr an den ausgestopften Vögeln, mit welchen der Salon decorirt war, Schnepfen, Raller, Brachvögel und ein prächtiger isländischer Falke. Den letztern Vogel haben sich die neueren isländischen Patrioten als Wappen ausersehen — weiß auf blauem Feld —, während das alte Wappen Islands ein Stockfisch war.

Von Oddeyri ging es dann quer über Feld und steil die Hügel hinan, welche an der Westseite des Fjords nach Möðruvellir laufen. Da hörte gleich wieder alle moderne Welt auf und begann die kahle nordische Heide: öder Fels, nur schwach mit Gras und Moos bekleidet. Das Innere der Bucht sah indes der vielen Schiffe und Boote wegen recht schön und belebt aus. Ueber Stock und Stein, immer steil aufwärts, gelangten wir auf die Höhe, die sich zu einem kleinen Hochplateau erweitert. Von den Bergen im Westen kommt der Fluß Glerá daher und stürzt sich an einem steilen Abhang zwischen dunkeln Felsen über die Felsterrasse herab. Das Nordland hat ziemlich viele solcher Wasserfälle, von welchen die meisten diesen Glerárfoß sowohl an Höhe als Wassermenge übertreffen. Doch bietet er eine ganz malerische Felspartie und dazu noch die Merkwürdigkeit, daß eine kleine Holzbrücke unmittelbar über den Sturz führt, das einzige Kunstwerk dieser Art, das wir bis jetzt in Island getroffen hatten.

Wie an den tosenden Wasserfällen der Almannagjá, so mochte man sich auch in dieser schwermüthig träumerischen Natureinsamkeit leicht in jene Stimmung hineinversetzen, aus der so viele neu-isländische Lieder hervorgegangen sind, wie das folgende von Benedict Gröndal. Kehren in diesen Liedern auch manche Motive immer von neuem wieder, wie die poetische Personification Islands als der silbergekrönten, jungfräulichen Königin des nordischen Eispalastes, so entbehren sie doch sonst vielfacher Abwechslung nicht und verrathen ein tiefes, wahres Gefühl, für das auch der Fremdling nicht unempfindlich bleiben kann:

Schön bist du, mein Heimatland!
Erbin alter Zeiten.
Traut am Fuß der Bergeswand
Deine Au'n sich breiten.
Singend rauscht der Wasserfall
Von der Felsenzinne,
Wo des Skaldenliedes Schall
Muth einst pries und Minne.

In die Vorzeit schau' ich dann:
Knaben, hehre Greise,
Schild an Schild und Mann an Mann
Lagern sie im Kreise.

Gröndals Lied zum Millenialfeſt 1874.

Egill ſingt zum Saitenſpiel
Unterm Zelt der Sonne,
Und der Helden lauſchen viel
Seinem Lied in Wonne.

Manche Helden haſt du doch
Längſt zu Grab geſungen:
Lebt dir einer heute noch?
Iſt dein Herz zerſprungen?
Was hat dies Jahrtauſend dir
Neu an Ruhm gewonnen?
Ward zur Leiche deine Zier?
Iſt dein Ruhm zerronnen?

Nein! Von deiner Berge Schnee
Iſt dein Ruhm gedrungen
Fernhin über Land und See,
Hält die Welt umſchlungen.
Deinesgleichen weit und breit
Herrſcht auf keinem Throne,
Eisumſtarrte Königsmaid
Mit der Silberkrone.

Halte feſt der Hoffnung Licht,
Keinem Schmerz erliege,
Wein' um deine Kinder nicht,
Kampf nur führt zum Siege!
Wenn dir ſchwere Wunden ſchlägt
Auch die dunkle Norne,
Süße Frucht das Leiden trägt
An dem Thränenborne.

Herrlich ſeh' ich ſchreiten dich
In der Zukunft Weite.
Schirmend legt die Woge ſich
Rings an deiner Seite.
Schimmernd reihen ſich zum Kranz
Deine alten Sterne,
Und des Nordlichts Zauberglanz
Flutet in die Ferne.

Der Himmel hatte ſich nach einigen freundlichen Stunden ſchon wieder überzogen und hüllte bald den Fjord in griesgrämige Wolkenſchleier ein. Ein feiner Nebelrieſel begleitete uns auf dem Heimwege und ſtimmte bedeutend den freundlichen Eindruck herab, den ich abends zuvor von Akureyri bekommen hatte. Doch hellte es ſich nach einer Stunde wieder auf, und wir konnten unſern Ritt wieder fortſetzen, um uns noch die andere Seite der Umgegend anzuſehen. Da zwiſchen dem Hügel und der Bucht nur wenig Raum iſt, ſo dehnt ſich Akureyri mehr in die Länge als in die Breite. Am ſüdlichen Ende ſteht die Kirche, eine der größten auf Island, mit ſteinernem Unterbau, oben von Holz, aber weiß übertüncht, ſo daß ſie von weitem faſt

wie ein Steinbau aussieht. Weiter nach Süden stehen nur noch vereinzelte Häuser. Dann schließt sich der Fjord und mündet in ein engeres Thal, welches von der Eyjafarðará durchströmt wird. Wir ritten eine Strecke gegen Hrafnagil hinauf. Der Fjord verschwand bald hinter den steilen Hügeln und wir waren in vollständiger Einsamkeit. Doch war diese Partie bei weitem schöner als die Umgebung von Reykjavík. Der Thalgrund war mit guten Wiesen geschmückt, die sich ziemlich weit an die Hügel emporzogen.

In die Stadt zurückgekehrt, sahen wir uns noch Kirche und Bibliothek an und besuchten den Sysselmann oder Bürgermeister. Die Kirche, im Innern weiß ausgemalt, bot wenig Bemerkenswerthes dar. In der Sacristei fanden wir einen alten Schrank vom Jahre 1672 mit schönen Schnitzereien im Geschmacke jener Zeit, mit dem Namenszuge des Erlösers. Ein Flügelaltar, augenscheinlich übermalt, stellte in der Mitte das letzte Abendmahl dar, links die Kreuzigung, rechts die Auferstehung. Auf der Rückseite der Flügel prangten die vier Evangelisten noch mit ihrem Heiligenschein. Das jetzige Altarblatt brachte die Kreuzigung in etwas sentimentaler Weise zur Darstellung: Maria sinkt ohnmächtig den sie umgebenden frommen Frauen in die Arme. In Haltung und Ausdruck war nichts von jener Innigkeit und Erhabenheit, mit der einst Bischof Jón Arason die Passion geschildert:

Um die Stirne windet
Sich zur Schmerzenskrone
Dicht der Dornenkranz.
Blutend springt die Stirne,
Blut strömt rieselnd nieder,
Es erlischt ihr Glanz.
Doch da tönen süße Engelslieder:
Daß in jedem Herz sie hallten wieder!
Wunder! Felsen schütteln ihre Glieder,
Erde bebt, da Gott sein Haupt senkt nieder!

Die Bibliothek befand sich weiter nach dem Innern der Stadt in einem zweistöckigen Holzhause, ziemlich hoch an dem steilen Hügel. Sie besteht aus 3000 Bänden, wie sie Menschenfreundlichkeit und Schicksal in langer Zeit bunt zusammengewürfelt hatten. Neben vielen alten Islandica prunkten die glänzenden Einbände zahlreicher nordamerikanischer Werke über Geschichte, Statistik und Oekonomie, das edle Geschenk eines Mr. Fisher. Der Bibliothek gegenüber stellte ein ähnliches größeres Zimmer das Casino vor, während der obere Stock als Stadtgefängniß diente: eine seltsame Dreitheilung!

An dem Sysselmann lernten wir einen lieben, gemüthlichen Alten kennen. Die ganze Familie setzte sich um uns herum, und wenn wir ihnen hätten eine Saga erzählen wollen, so hätten sie uns sicher bis Mitternacht zugehört. Es war indes schon spät geworden, und da sonst in Akureyri nichts mehr zu sehen war, so ließen wir uns wieder an das Schiff bringen.

21. Das Ostland.

Noch einmal erhob sich jetzt die Frage, ob wir auch das Ostland der Insel durchwandern sollten. In einem halben Tag war, bei tüchtigem Ritt, der Wald von Háls, der größte Birkenwald der Insel, zu erreichen und der Godafoß, ein recht malerischer, wenn auch nicht sehr großartiger Wasserfall. Zwei Tagereisen weiter lag Reykjahlið am Mückensee (Mývatn), der nächst dem Thingvalla-See der größte Landsee auf Island ist, rings umgeben von merkwürdigen vulkanischen Bergen. Von Reykjahlið läßt sich durch die furchtbare Wüste des Ódádahraun bei günstiger Witterung in vier Tagen der Vulkan Askja erreichen, der noch 1875 in Thätigkeit war, oder der Herdubreið, „der Breitschulterige", einer der schönsten und seltsamsten Berge. In der Nähe dieses Berges, an dem Flusse Jökulsá á Fjöllum, liegt Mödrudalr, von wo ein Reitweg nach dem Seydisfjördr, ein anderer nach dem Eskifjördr führt. Auf der erstern Route hat man den Fluß Jökulsá á Brú zu passiren und dann das Lagarfljót, einen breiten, seeartigen Strom, der in das Hjeradsflói mündet; auf der zweiten gelangt man zu einem der höchsten Wasserfälle der Insel, dem Hengifoß.

Die Beschreibungen dieser Gegenden lauteten nicht in jeder Hinsicht einladend. Preyer und Zirkel (1860) bezeichneten den Weg von Akureyri hinauf nach Reykjahlið als den ermüdendsten, den sie auf ihren wochenlangen Ritten zurückzulegen hatten. Wiederholt waren steile Berge und tiefe, reißende Flüsse zu passiren, die Quartiere waren ärmlich und in der Nähe des Mývatn wurden sie von so lästigen Mückenschwärmen überfallen, daß „die Pferde fast wahnsinnig wurden". „Ihre Schwärme sind so dicht, daß man oft seinen nebenher reitenden Reisegefährten nicht zu erblicken vermag, daß man die Augen nicht öffnen, nicht athmen kann: kurz, es ist eine der entsetzlichsten Plagen, welche nur mit der ägyptischen der Heuschrecken zu vergleichen ist. Wir suchten uns durch Schleier und durch starkes Tabaksrauchen in etwas davor zu schützen, doch hilft das sehr wenig." Die Entschädigung, welche die Reisenden für diese ungewöhnlichen Mühsale fanden, ward lediglich naturwissenschaftlicher Art: das Studium der verschiedenen Enten und anderer Wasservögel, welche den Mückensee bevölkern, der herumliegenden Solfataren, Krater, Lavaströme und Berge. Paijkull, der Island 1865 besuchte, erklärte nun freilich, daß sich zwar die Reisenden „gudsjemmerlig" über die Mückenschwärme zu beklagen pflegten, daß er aber bei seinem Aufenthalt

an Ort und Stelle keine Beſchwerde davon zu erleiden hatte, nur ganz unbedeutend an dem Tage, da er die Gegend verließ. Er erfreute ſich an den unzähligen Schaaren von Waſſervögeln, Enten, Möven und Seeſchwalben, welchen die vielen Mücken nicht zur Mühſal, ſondern zur reichlichen und willkommenen Nahrung gereichten. Capitän Burton und ſeine Reiſegenoſſen nahmen (1872), offenbar durch jene Berichte veranlaßt, Schleier mit, fanden ſie aber überflüſſig: „We hardly saw a Mý.“ Auch fand er am Mývatn „keinen Platz, wo Fiſche und Vögel im Ueberfluß leben und wo die Wunder Islands ſich vereinigen“. „Der Grund des Sees“, ſagt er, „iſt ſchwarz und ſchlammig; das Waſſer längs des Ufers iſt ſeicht und voll Unkraut, Schilf und Schaum; von dem letztern iſt das Geſtade und der Rand der Inſeln weiß . . . it is a glorious breeding-ground for the ‚blood-drawing‘, chief inhabitants of the district . . ., d. h. das richtige Neſt für Blutegel.

Mehr Intereſſe gewann Burton den Bergregionen ab, welche zwiſchen dem Berufjördr an der Oſtküſte und dem Mývatn liegen, beſonders einem zweiten Snaefell (von dem an der Weſtküſte wohl zu unterſcheiden), dem zweithöchſten Berge der Inſel (1820 m hoch), und dem ſchon genannten Herdubreid, einem einzelſtehenden Bergkoloß, deſſen blauſchwarze Felspyramide oben mit einer ſehr regelmäßigen ſtumpfen Schneeſpitze gekrönt iſt. Von den Abhängen des Snaefells gewann er einen Fernblick in die ungeheure Wüſte des Vatna-Jökull. „Ich konnte nur“, ſagte der ſonſt ſehr realiſtiſche Berichterſtatter, „die Feierlichkeit, die ſeltſame Doppelnatur der wilden Ausſicht bewundern. Sie bot hier nur ein hartes, unbefriedigendes Photographiebild, eine zauberhafte Aetzung von Rembrandt oder Doré, in welcher die lebhafte Weiße des Schnees und die Schwärze der Felſen das Ferne nah erſcheinen ließen: unter den chaotiſchen Trümmerhaufen war keine Schattenabſtufung, keine Schatten- und keine eigentliche Lichtſeite. Da, über dem Mittelgrunde einer ſtahlblauen Ebene, lag die Traumlandſchaft eines fernen Berges, wie von Claude Lorrain lieblich dahingehaucht. Die zarten Farbentöne, ein zartes bläuliches Weiß und ein warmes Schneeweiß mit ätheriſchem roſenrothem Anflug, ſchienen bald aufzuglühen, bald langſam zu erlöſchen, hierhin und dorthin zu ſchweben, als ob geiſterhafte Nebel, dem Auge unſichtbar, über den blaßgrünlichen Himmel dahinſegelten. Bald ſtrahlte die untergehende Sonne faſt horizontale Fluten von Licht über den hügeligen Horizont aus und verklärte die Scene mit goldener Pracht. Jeder Zug des Bildes glühte und ſprühte friſch und ausdrucksvoll. Eine ſo ſtille und ſtrahlende Landſchaft ſchien nicht von dieſer Welt zu ſein.“ Die Nacht brach indes herein, die Viſion erloſch und es blieb nur die troſtloſeſte Wüſte zurück, in welcher die Reiſenden Mühe hatten, ihre armen Ponies weiterzubringen.

„All ruined, desolate, forlorn and savage.“

Um den Eindruck dieſer Natureinſamkeit und jenes wunderbaren Farbenſpieles zu genießen, braucht man indes nicht an den Vatna-Jökull zu pilgern. Schon in der Nähe von Reykjavík, an der Hekla und an den Fjorden der Weſtküſte kann man beides genießen. Mehr angezogen hätte uns allenfalls der Beſuch der Askja und des Hengifoß. Die Askja iſt ein ganzes Syſtem von neuen Kratern aus dem Jahre 1875; einer derſelben hat ſich ſeither in einen Schlammkeſſel verwandelt, der, 100 m im Durchmeſſer und 50 m tief, noch unaufhörlich dampft und rumort, wie die Schlammkeſſel in Haukadalr, aber alles in großem, gewaltigſten Maßſtab. Th. Thoroddſen, der einen anſehnlichen Theil des innern Island durchſtreift hat, erklärt die Region der Askja unbedingt für das Großartigſte und Impoſanteſte.

Derſelbe Forſcher hat den Hengifoß zum erſten Male beſchrieben. Der Fluß, der ihn bildet, die Hengifoß-á, kann ſich an Waſſerfülle lange nicht mit der Hvitá meſſen; ſie iſt ein kleiner, aber ſehr reißender Bergbach, der am Stapahlið plötzlich in eine Tiefe von 110 m hinabtoſt. „Der Elv ſtürzt von einer gänzlich lothrechten Klippenwand hinunter, bahnt ſich darauf den Weg durch tiefe Klüfte nach Lagarfljót hinab und bildet auf dem Wege mehrere kleine Waſſerfälle, unter denen der Lillaneßfall, der ſich von einer lothrechten Wand mit prachtvollen Baſaltſäulen hinunterſtürzt, der ſchönſte iſt.“ Mit den berühmten Waſſerfällen Norwegens (Skjäggedalsfoß 150 m, Rjukanfoß 245 m, Vöringsfoß 144 m, Vettisfoß 260 m, Vermofoß 300 m) kann ſich freilich der Hengifoß nicht meſſen, ſondern höchſtens der Dettifoß, eine Tagereiſe nördlich vom Mückenſee gelegen, von dem Fluſſe Jökulsá á Fjöllum gebildet, der bei einer Breite von etwa 180 m eine Höhe von 60 bis 90 m hinabſtürzt.

Alles in allem ſchienen uns jedoch dieſe Merkwürdigkeiten des Oſtlandes, Hengifoß und Dettifoß, Mývatn und Askja, doch in keinem Verhältniß zu den Anſtrengungen und Opfern zu ſtehen, welche eine längere Wanderfahrt durch das Oſtland an uns geſtellt haben würde. Wir hätten unſern Aufenthalt um faſt zwei Monate verlängern müſſen. Denn das nächſte Poſtſchiff verließ den Seydisfjördr erſt am 29. September. Wir kamen deshalb zu dem Entſchluß, unſere Reiſe für diesmal nicht weiter auszudehnen.

Wir waren nicht lange auf dem Schiff, als ſich Gunnars proteſtantiſcher Schwager einſtellte, um uns noch einmal zu ſehen. Er drückte uns allen die Hand und dankte in den herzlichſten Worten für die Ehre, die wir ſeinem Hauſe angethan, indem wir daſelbſt unſern Gottesdienſt gehalten hätten. Nicht ohne Rührung nahm ich von dem braven, treuherzigen Manne Abſchied, der, unbekümmert, was die Leute ſagen möchten, uns ſein Haus ſo liebevoll zur Feier der heiligen Geheimniſſe angeboten hatte. Er ſetzte ſich dabei ſicher mißliebigen Aeußerungen aus. Denn in dieſen kleinen Oertchen ſpricht ſich gleich alles herum, und nicht alle Isländer mögen ſo wacker und

vorurtheilsfrei denken, wie dieser Mann. Eine künftige bleibende Mission in Island wird nicht nur mit einer solchen, der Kirche im tiefsten Herzensgrunde nahe stehenden, tüchtigen Gesinnung zu rechnen haben, sondern auch da und dort mit einer nach Fusel duftenden Aufklärung, die, wie der Fusel selbst, vom Auslande her importirt ist. Vereinzelt haben wir auch hiervon wohl ein Beispielchen erlebt. Es erschiene mir jedoch ungerecht, das ganze Volk dafür tadeln oder bespötteln zu wollen. Obwohl wir überall als katholische Geistliche auftraten, wurden wir sonst mit einer Herzensgüte, Achtung und Aufmerksamkeit empfangen und behandelt, welche die herzlichste Anerkennung und Dankbarkeit verdient. P. von Geyr wie mir wäre es eine wahre Freude gewesen, bei diesen lieben, guten Leuten zu bleiben, die Entbehrungen zu theilen, welche das Klima und die insulare Lage in so hoher Breite ihnen auferlegt, uns ganz in ihre Zustände hineinzuleben und uns nach bestem Vermögen ihrem Wohle zu widmen.

Akureyri hat ungefähr 600 Einwohner. Eine genaue Zahl konnte ich nicht ermitteln. Doch versicherte man mir, daß es gegenwärtig von Ísafjörðr überflügelt sei. Gegen Reykjavík, das allenfalls auch auf dem Continente als Landstädtchen gelten möchte, stehen beide sehr zurück; doch kam mir Akureyri, vom Meere aus gesehen, immerhin noch bedeutender vor; eine größere Kirche, mehr ansehnliche Häuser und diese näher beisammen. Seine Wichtigkeit hat es dadurch, daß das Nordland überhaupt grasreicher, bewohnter und ergiebiger ist, als die Südküste, was denn mehr Wohlstand und Betriebsamkeit im Gefolge hat. Auch die Pferde sollen im Norden besser sein. Dagegen hat das Nordland, vom Golfstrom weiter entfernt, durch die kalten Strömungen des Eismeeres sehr zu leiden. Auf der Insel Grimsey, welche dem Eingange des Eyjafjörðr gegenüber etwa 5 geographische Meilen von der Nordküste liegt, beträgt die mittlere Jahrestemperatur 1,4 ° C.; die Durchschnittstemperatur des wärmsten Monats, Juli, ist 7,1 ° C., die des kältesten Monats, März, —3,5 °. Akureyri wird vielleicht ein wenig günstigere Temperaturverhältnisse haben, doch schon bedeutend rauheres Klima als Reykjavík, wo die Durchschnittswärme im ganzen Jahre 4 ° C. erreicht. Nicht viel höher mochte jetzt, in der besten Zeit des Jahres, die Temperatur am Eyjafjörðr sein. Grimsey ist die einzige zu Island gehörige bewohnte Insel, die jenseits des Polarkreises liegt. Die Einwohner, 90—100 an Zahl, haben einen eigenen Pfarrer. Sie leben vom Ertrag der an der Inselküste befindlichen Vogelberge und vom Fischfang.

8. August.

Erst morgens 6 Uhr verließ die „Thyra" Akureyri und steuerte wieder den Eyjafjörðr hinaus. Es war entschieden kalt, und Nebel hüllte beide Ufer in einen winterlichen Mantel. Das Schiff war jetzt überfüllt: isländische Prestr, Kaufleute, Bauern, Frauen und Stulken, die nur etliche Stationen weit ins Ostland wollten; Färinger, die in ihre Inseln zurück-

reiſten; ein Trupp isländiſcher Studenten, welche die Kopenhagener Univerſität bezogen; dann mehrere däniſche Kaufleute, ein ſchwediſcher Philologe, welcher von ſeiner vierten Islandsfahrt nach Hauſe zurückkehrte; dazu die alte Geſellſchaft, Dr. Schweitzer mit Frau und Kind, Dr. Keilhack, Groſſirer Zeulner, der Kaufman Jacobſon, der Conſul Holm und der Factor Bopp mit ihren Frauen, der engliſche Major und ein engliſcher Kaufmann und endlich wir drei. Oben an der Tafel wurde gewöhnlich engliſch, in der Mitte däniſch und deutſch, unten aber isländiſch geſprochen. Zur Abwechslung führte der ſchwediſche Gelehrte Dr. Rolf Arpi aus Upſala auch wohl eine ſchwediſche Unterhaltung, wußte aber ebenſo gut auch in allen anderen Sprachen zu converſiren. Zweimal hatte er das ganze Jahr, zweimal wenigſtens den Sommer auf Island zugebracht, um die isländiſche Sprache nebſt ihren kleinen Dialektverſchiedenheiten möglichſt gründlich zu ſtudiren. Obwohl ein ebenſo feiner Gentleman wie der engliſche Major, theilte er deſſen Eingenommenheit gegen die Isländer nicht im mindeſten, war ihnen vielmehr als Skandinavier ſehr freundlich und wohl geſinnt. Nach ſeiner auf eigener Erfahrung beruhenden Mittheilung iſt auch der isländiſche Winter gar nicht ſo fürchterlich, wie man ſich vorſtellt. In einem guten Pfarrhaus oder auf einem reichern Bauernhof läßt ſich ganz behaglich überwintern. Für Licht, Feuer und Proviant iſt da ſchon geſorgt. Die engen Stübchen werden bald warm und ſind geräumig genug, um darin zu ſtudiren. An Geſelligkeit fehlt es auch nicht. Der Winter treibt die Leute von ſelbſt zuſammen, und ſo ſchlimm wird das Wetter ſelten, daß man nicht ohne Strapaze den nächſten Hof oder die nächſte Ortſchaft erreichen kann. Auf tägliche Zeitung und die Vergnügungen der großen Städte muß man natürlich verzichten; aber dafür wird erzählt und geplaudert und auch wohl geſpielt, und die langen Abende gehen im häuslichen Kreiſe ganz vergnüglich vorüber. Wie überall, trifft das Ungemach des Winters in ſeiner vollen Härte nur die Armen, und dieſe mögen oft ſehnlich die wenigen wärmeren Monate herbeiwünſchen, beſonders wenn Krankheit die Familie heimſucht und bei der weiten Entfernung des Arztes kaum Rath und Pflege zu haben iſt. Der Charitas wäre da ein weites Feld geöffnet; aber für das Innere des Landes müßte man Krankenbrüder haben, die den Anſtrengungen weiter und mühſeliger Ritte gewachſen wären.

Der von ſeinem Fieber noch keineswegs geneſene Dr. Keilhack hatte in Akureyri ſich ein ärztliches Atteſt erwirkt, wonach ihm gar nichts fehle. Damit brachte der Capitän die gegen ihn erhobenen Klagen zum Schweigen; er konnte nun unangefochten mit uns weiterreiſen.

Ein Theil der haute-volée ſaß den größten Theil des Tages oben in der Rauchkabine und ſpielte Whiſt. Die isländiſchen Studenten ſaßen dabei und ſchauten zu oder bummelten mit ihren kurzen Pfeifchen auf dem Deck herum. Viel luſtiger war das zweite Deck anzuſehen, wo ſich in der Mitte ein an-

ſehnlicher Heuſchober eröffnete. Zu beiden Seiten ſtanden die 180 „lieben Thiere", rieben, kratzten und biſſen ſich und machten die verſchiedenſten Capriolen. Auch Dr. Keilhack hatte in Akureyri ſich noch entſchloſſen, einen Pony mitzunehmen, auf welchem er, ſeiner eigenen humoriſtiſchen Bemerkung zufolge, ſeinen Einzug in Berlin zu halten gedachte. Einem Isländer kaufte er einen jungen weißen Fuchs ab, den dieſer mit an Bord gebracht hatte. Er ließ das Thier anfangs frei laufen. Es legte ſich auf das Heu in der Nähe der Pferde. Dieſe waren doch ſo neugierig, nach dem neuen Ankömmling zu ſchnobern. Es bekam ihnen aber übel. So klein und zahm und unſchuldig Reineke in ſeinem weißen Schneepelz ausſah, er fuhr ihnen gleich an die Nüſtern und gab ihnen einen ordentlichen Biß. Erſt nach verſchiedenen ſolchen Attentaten verkroch er ſich endlich und gönnte ſich nur dann und wann noch einen kleinen Spaziergang. Die Bewegung des Schiffes ſchien die Pferde wenig anzugreifen. Hinter dem drolligen Pferdeſtall hatten gewöhnlich die Matroſen zu ſchaffen; an anderen Plätzen des zweiten Decks ſtanden und ſaßen zwiſchen Kiſten, Kaſten und Fäſſern die Isländer umher in allerlei bunten Gruppen, denen die Tracht der Frauen eine gewiſſe Eigenthümlichkeit gab.

Es wurde jetzt an keinem Fjord der Nordküſte mehr gehalten, und da ſtarker Nebel uns ſowohl die Küſte als die Inſel Grimsey verhüllte, ſo konnte man nicht viel Beſſeres anfangen, als etwas zu leſen und ſich dann frühe zur Ruhe zu legen.

9. Auguſt.

Im Laufe des Nachmittags überſchritt das Schiff zum zweiten Male den Polarkreis, führte aber ſchon vor dem Morgen die friedlich Schlummernden aus dem Reiche der Eisberge und Eisbären in die gemäßigte Zone zurück. Als ich um 9 Uhr an Deck kam, hatten wir die nordweſtliche Spitze der Inſel, Cap Lánganes, längſt hinter uns und befanden uns bereits in Oſt-Island; doch der leidige Nebel ließ uns nicht viel davon ſehen — nur einen ſchmalen Küſtenſtreifen des Vopnafjördr mit etlichen Factoreien. Vor der Küſte lagen niedrige Felsriffe und Scheeren, noch kahler als das Ufer ſelbſt. Doch wurde auch hier aus- und eingeladen, und es kamen wieder allerlei neue Geſtalten an Bord. Im ganzen mögen etwa ſechs lutheriſche Prediger an Bord geweſen ſein, einige ziemlich herrenmäßig gekleidet, die anderen ſehr bäuerlich.

Die Weiterfahrt war wieder ſehr eintönig. Es wurde $6^1/_2$ Uhr abends, bis wir in den Seydisfjördr einliefen. Da hellte es ſich endlich ein wenig auf und am Ufer ſelbſt ward es wieder lebendig. Das däniſche Kanonenboot „Diana" begrüßte uns mit zwei Schüſſen vom Lande. Die „Thyra" erwiederte ſie und in den ſteilen Uferbergen vervielfachte ein prächtiges Echo Gruß und Antwort. Die Uferfelſen, aus Baſalt und Dolomit, zackten ſich treppenartig zu hohen, ſteilen Felspyramiden auf. Zahlreiche Sturzbäche

Ausblick von der Handelsstation Seydisfjördr. (Nach einer Skizze des Verfassers)

strömten über die Klippen herab oder rieselten in langen Silberfäden von einem Abhang zum andern. Dem Ufer entlang zeigten sich neben den älteren isländischen Gehöften und Fischerhütten zahlreiche norwegische Holzhäuschen, weiß oder rothbraun angestrichen. Gegen das Ende des Fjords rückten die Wohnungen zu einer kleinen Ortschaft zusammen, während viele Boote um das dänische Kriegsschiff herum lagen. Die Officiere der „Diana" kamen zur Begrüßung an Bord; vom Lande erschienen zahlreiche Nachen mit Waaren. Wir waren wieder unter Leuten und die Landschaft stellte wenigstens die Umrisse eines freundlichen Bergsees dar. Seydisfjördr hat etwa 500—600 Einwohner, darunter viele Norweger, welche, allem Anscheine nach, mehr von der einstigen Rührigkeit und Energie der alten Skandinavier bewahrt haben mögen, als ihre isländischen Stammgenossen. Man darf sich in seinem Urtheil jedoch nicht allzu sehr von diesen freundlichen Häuschen beeinflussen lassen. Die größte Factorei in Seydisfjördr gehört einer isländischen Handelsgesellschaft, welche von Kopenhagen aus schon seit mehreren Jahren tüchtig arbeitet, um den früher von den Dänen monopolisirten Handel allmählich wieder in isländische Hände zu bringen. Diese Gesellschaft (Gránufjelag), gestiftet im Jahre 1870, besitzt mehrere eigene Fahrzeuge und steht von drei Städten aus mit etwa 30 kleineren und größeren Handelsplätzen in Verbindung. Der günstige Erfolg zeigt sich schon darin, daß es in Island neben 27 dänischen schon 34 isländische Handelsfirmen gibt. Die ersteren sind allerdings noch reicher und machen größere Geschäfte; doch haben sich die letzteren schon zusehends gehoben und lassen für die Zukunft das Beste hoffen.

10. August.

Dr. Schweitzer wünschte auch im Ostland eine Reittour zu machen, und Graf Waldburg schloß sich ihm an. Gewitzigt durch die vorige Expedition, hatten sie sich schon am Abend Pferde bestellt und konnten um 10 Uhr vormittags von Seydisfjördr aufbrechen. P. von Geyr und ich benützten die Stunde, welche uns noch zur Verfügung stand, um uns die kleine Ansiedelung und deren Umgebung näher anzusehen. Neues gab es eigentlich nicht; aber schließlich sind diese Küstenorte noch die Hauptsache, was Island an menschlichem Leben und Treiben aufzuweisen hat. Neben einigen kleinen Kaufläden ragte die große Factorei eines Herrn Jacobson hervor. Gleich daran reihten sich nach der einen Seite schon Fischerhütten und Thransiedereien, nach der andern bessere Häuser, darunter eine „Post" und ein „Hotel". Das kleine Thal, in das sich die letzte Spitze des Fjords verlief, war überaus anmuthig. Nach der andern Seite der Ansiedelung war der Boden felsiger. Ein stark ausgetretener Reitpfad führte hier nach einem größern Wasserfall. Der kleineren war eine Menge, viel mehr, als wir am Abend zuvor beobachtet hatten. Alles strahlte jetzt in fröhlichem Sonnenschein. Nur an den Spitzen der Berge hingen noch einige Flocken von Ge-

wölk. Die treppenartige Formation wurde schön dadurch gehoben, daß auf den vorspringenden Schichten Schnee lag, während die schroffen Abhänge, davon frei, ihre röthlichen oder schwärzlichen Wände sehen ließen. Nach dem Meere hin zeigten sich am untern Saum der bläulichen Uferhügel zahlreiche kleine, nette Häuschen. Der spiegelglatte Fjord selbst war von Booten belebt. Eine scharf gezeichnete Pyramide, höher als alle anderen, trat schroff in die Bucht vor und verursachte eine Biegung derselben in fast rechtem Winkel. Von den Zinnen der Spitze dehnten sich größere Schneelager zu einer weitern Spitze hin. Stellenweise stieg aber der Schnee weit zu Thale, bis auf etwa 100 m von der Meeresfläche. Es war eine wirklich malerische Scenerie, eine der besseren, welche uns die lange Küstenfahrt geboten hatte. Ehe wir den Wasserfall erreichen konnten, rief uns das Signal wieder aufs Schiff. Um 11 Uhr fuhr man ab.

Die Fahrt dauerte indes diesmal nicht lange und war sehr angenehm. Um 5 Uhr schon befanden wir uns am Eingange des Reydarfjordes. Da das Meer etwas bewegt war, so entwickelte sich an den Scheren und Felsenriffen, welche davor waren, eine herrliche Brandung. Riesige Schaumberge, wie ich sie nur am „Munken" in den Farörn gesehen, zischten an den niederen Felszacken empor und stürzten in die düstere weite Flut zurück, um in regelmäßigem Takt dies Schauspiel zu wiederholen. Die „Diana" war vor uns her gefahren und schwebte wie ein dunkles Gespenst hinter den Klippen dahin. Die Berge, welche den Fjord einfaßten, waren augenscheinlich nicht sehr hoch, von etwa 300 bis zu 1000 m; aber der Schnee lag an der Südseite tief zum Meere herab, und da sich im Hintergrunde noch höhere und breitere Schneemassen zeigten, so mischte sich die Winterlandschaft mit der Vorstellung eines Schneegebirges. Rechts erhoben sich die Hügel in phantastischen Gestalten zertrümmerter Burgen, Thürme und Mauern. Die Bucht selbst, glatt wie ein Landsee, ist die größte der Ostküste. Am schönsten wurde die Sicht, wo sich der kleinere Eskifjördr von der Hauptbucht nach Norden abzweigt. Die Basaltmauern des Hólmfjall, welche beide trennen, steigen schroff zu ansehnlicher Höhe empor, während nach Süden hin noch die vielzackige und schneebedeckte Bergreihe sichtbar bleibt, die den Hauptfjord begrenzt.

Die Dampfschiffstation, Keim einer rasch zunehmenden Ortschaft, liegt im Eskifjördr, der die Stelle eines ganz guten Hafens versieht. Einige mächtige Grönlandswale hatten sich das Jahr zuvor da hinein verlaufen. Sie fanden den Rückweg nicht mehr und wurden deshalb angespießt und ausgespeckt. An der Rhede trafen wir einen norwegischen Dampfer, klein, aber völlig gepanzert, der ausschließlich dem Walfischfang gewidmet ist. Der Besitzer, Svend Foyn, soll gute Geschäfte machen. Er lag übrigens nur ausnahmsweise hier vor Anker: das Reich seiner Thätigkeit liegt viel weiter nördlich, nach Grönland hinüber. Das Hauptgeschäft in Eskifjördr ist der Häringsfang und der Handel mit Doppel-Kalkspath.

Eskifjördr. (Nach einer Skizze des Verfassers)

Zwei gute Landungsbrücken führten ans Ufer, wo geräumige Flächen zum Trocknen der Fiſche ſowohl geebnet als mit Steinen belegt waren. Daneben befanden ſich anſehnliche Lagerſchuppen, alles mehr geſchäftsmäßig angelegt und geordnet als an anderen Küſtenorten. Die zahlreiche Mannſchaft eines norwegiſchen Fiſcherbootes war eben in voller Thätigkeit. Unter Abſingen einer einförmigen Strophe, die aber ſehr kraftvoll und gedehnt vorgetragen wurde, reſften ſie ein gewaltiges Netz ein. Das Lied ſoll frommen Inhalts, ein Gebet um geſegneten Fang ſein. Ich dachte unwillkürlich an den wunderbaren Fiſchfang und deſſen herrliche Darſtellung durch Raphael: ſo ernſt und feierlich ging der Fang vor ſich.

Es iſt merkwürdig, daß die Isländer ſelbſt ſich mit dem Häringsfang verhältnißmäßig nur wenig abgeben. Der werthvolle Fiſch, dieſes gewöhnliche Gericht an nordiſchen Mahlen, dieſe Abſtinenzſpeiſe der Klöſter und frommen Familien, dieſe Hausmedicin bekaterter Studenten, kommt um die ganze Küſte, beſonders in einzelnen Fjorden, in reichlichſter Menge vor. Die fremden Fiſcher können ſeiner nicht maſſenweiſe habhaft werden, da ſie nur in einiger Entfernung von der Küſte auf offenem Meere fiſchen dürfen. Allein die Isländer faſten nun einmal nicht, weil ſie keine Katholiken ſind, und kneipen auch nicht, weil ſie keine deutſchen Studenten ſind — und zur Mahlzeit ziehen ſie meiſt andere Fiſche vor, den Lachs und die Forelle, welche ihre Flüſſe und Seen reichlich liefern, den Dorſch oder Kabliau, den Lang- und Schellfiſch, welche an der ganzen Küſte herum am meiſten mit der Angelſchnur, ſchon weniger mit Leinen und Netzen gefangen werden. Bei weitem die Hauptſache iſt aber der Dorſch. Der Dorſch iſt es, der in den Küſtenorten meiſt die Hauptmahlzeit ausmacht, der getrocknet als „Stockfiſch“ (harðr fiskr) oder geſalzen als „Klippfiſch“ (saltfiskr) in großen Bündeln, die wie Reiſigbündel ausſehen, faſt Tag für Tag von den Ponies aus den Küſtenplätzen nach dem Innern des Landes getragen wird, der auf dieſe beiden Arten zubereitet und zudem noch als „Tonnenfiſch“ (saltaðr þorskr) an den Handelsplätzen auf die Schiffe verpackt wird. Er iſt nebſt dem Hammelfleiſch zugleich der wichtigſte Ausfuhrartikel und die Hauptnahrung des gemeinen Mannes. Am meiſten wird er nach Spanien und Dänemark ausgeführt, aber auch in England iſt wenigſtens der isländiſche Klippfiſch beliebt geworden und wird gut bezahlt.

Weshalb die Isländer den Häring weniger ſchätzen, weiß ich nicht. Ganz friſch, wie wir ihn auf der Fahrt wiederholt auf die Tafel bekamen, ſchmeckt er ganz ausgezeichnet, viel beſſer, als wenn er ſchon die lange Reiſe vom Norden nach dem Süden gemacht. Aber es iſt nun einmal ſo. Die Isländer haben den Häringsfang faſt ganz den Norwegern überlaſſen, welche zahlreich, beſonders an die Oſtküſte herüberkommen, ſich das Bürgerrecht erwerben und nun berechtigt ſind, die Netzfiſcherei in den Fjorden ſelbſt zu betreiben. Am meiſten blüht ſie in dem Seydisfjördr, den wir zuletzt be-

ſucht, und hier im Eskifjördr und der damit verbundenen Hauptbucht, dem Reidarfjördr. Die Isländer ſtehen ſich dabei nicht ſchlecht, da die Fiſcher den Grundeigenthümern vier Procent von ihrem Fangertrag, der isländiſchen Staatskaſſe aber 25 Oere (28 Pfennig) per Tonne entrichten müſſen. Im Jahre werden zwiſchen hundert- und zweihunderttauſend Tonnen ausgeführt, und ſo ergibt dieſe Steuer einen anſehnlichen Beitrag zu den Einnahmequellen der isländiſchen Staatsverwaltung.

Der Walfiſchfang wird von den Isländern ebenfalls nicht geſchäftsmäßig betrieben, wie einſt von den Holländern, jetzt von den Schotten und Norwegern. Nur wenn ſich ein ſolches Meerungeheuer gelegentlich in einen der Fjorde verirrt, laufen die Leute zuſammen und nützen es aus, ſowohl Leber und Speck, als auch jene Lagen, die ſich zwiſchen dem Speck und dem eigentlichen Fleiſch befinden, und abgekocht und in ſaure Molken oder Eſſig gelegt eine genießbare Speiſe bieten. Auch auf den Fang des Grind oder „Meerſchweins", den die Färinger ſehr eifrig betreiben, verlegen ſich die Isländer nur gelegentlich und ſelten.

Vom Strande erheben ſich die Hügel auch nordwärts ziemlich ſteil, ſind aber im Gegenſatze zum Südufer des Fjords weit hinauf mit niedrigem Pflanzenwuchs beſtanden. Wir kletterten ein paar hundert Fuß hinan, bis zu einem Waſſerfall, der von dem oberſten Hügelkamme erſt in ſenkrechtem Sturze über ſchwärzliche Baſaltwände hinabtoſte, dann, ſich mit einem andern Gießbach vereinigend, über eine zweite Terraſſe hinabbrauſte, darauf ſich theilte und auf ſchiefer Ebene weiterſchoß, bis er nach mehreren anderen Brauſewaſſerkünſten ſich endlich im Thale unten beruhigte. Die geſammte Cascade mochte etwa eine Höhe von 100 m haben. Die obere Partie war ein prächtiges Landſchaftsſtück. Auch die Ausſicht auf die beiden Fjorde ſchien mir ſehr maleriſch, als ich es verſuchte, eine Skizze davon zu entwerfen. Beim Hinaufſteigen hatte ich den Einfall, mir von den Pflanzen unterwegs einen Strauß zu ſammeln. Er fiel bedeutend reicher und farbenſchöner aus, als ich vermuthet hätte. An den Felspartien ſtanden Zwergweiden und Zwergbirken, wie ſie den ſogen. isländiſchen Wald zu bilden pflegen; an den Bächen aber, die von den Felſen herabrieſelten, fanden ſich viele Waſſerpflanzen. Aus den zierlichen Blätterbüſchen der Weiden ſchauten deshalb viele kleine Blumengeſichtchen freundlich heraus.

In ſchönem Blau prangte die Kreuzblume Polygala vulgaris und die Glockenblume Campanula rotundifolia, in lieblichem Hellroth das geſellige Heideblümchen Calluna vulgaris, in lebhaftem Gelb der Herbſtlöwenzahn Leontodon autumnalis, das blütenreiche Habichtskraut Hieracium floribundum, das echte Labkraut Galium verum, in zartem Gelbgrün die Orchidee Coeloglossum viride. Der gefüllten achtblättrigen Silberwurz Dryas octopetala geſellte ſich die Pinguicula vulgaris (Fettkraut) und die Veronica officinalis (Ehrenpreis), beide auf Island ſehr verbreitet, von

Cerastium alpinum (Alpen-Hornkraut) die Variation lanatum, dann der ſternförmige Steinbrech Saxifraga stellaris, der Schafklee Trifolium repens. Wie an allen Fjorden zierte auch hier Parnassia palustris (das weiße Leberkraut) die feuchten Wieſen. Geum rivale (die Ufer-Nelkwurz) ließ ſich von dem ſpritzenden kleinen Gießbach das noch friſche nickende Köpfchen befeuchten, während der Wald-Storchſchnabel Geranium silvaticum am Verblühen war. Sehr kräftig ſtand an der Berghalde die Alpen-Rauſchbeere Empetrum nigrum mit ihrer ſchwarzen, bereits genießbaren Beere (Kraekiber). Von Gentianen fand ſich hier Gentiana campestris, während uns anderwärts auch Gentiana amarella, tenella, aurea, nivalis begegnete. Im feuchten Thalgrund fügten ſich noch die Tofieldie Tofieldia borealis, das Alpen-Frauenkraut Alchemilla alpina, ein kleines weißes Polarpflänzchen Koningia islandica und die Bach-Montie Montia rivalis dem Strauße bei. In der Nähe der Häuſer fand ſich dieſelbe falſche Kamille, Chrysanthemum inodorum, welche in Reykjavik überall an allen Erddämmen und Gartenzäunen zu ſehen iſt und nicht ſelten auch die Dächer der Bauernhäuſer tapezieren hilft.

Soviel theilte mir P. von Geyr über die botaniſche Bedeutung meines Straußes mit. Bellis perennis, das Tauſendſchönchen, vermißte er hier wie überall, und fand es ſonderbar, daß gerade dieſe ſonſt allergewöhnlichſte Pflanze, wie auch der Spatz, der Straßenjunge unter den Vögeln, ihm in Island nirgends begegnete. Sonſt ſtimmt die Flora von Island im allgemeinen mit derjenigen des nördlichen Skandinaviens, während das benachbarte Grönland ſchon viele amerikaniſche Pflanzen aufzuweiſen hat. Die größte und wichtigſte Krautpflanze Islands iſt die echte Engelwurz, Archangelica officinalis, isländiſch Hvönn (pl. Hvannir), welche ſowohl roh als gekocht genoſſen und in kleinen Gärten gezogen wird. Sie ſpielt auch im Volksaberglauben ihre Rolle und iſt von den Dichtern verherrlicht worden.

Es war 8 Uhr abends geworden, und wir waren von dem Waſſerfalle, den ich zu Ehren des „Schulze" in Berlin den „Schulzefoß" nannte, ins Thal herabgeſtiegen, als zu unſerer großen Freude unſere beiden Gefährten, Graf und Profeſſor (wie ſie auf dem Schiffe gewöhnlich genannt wurden), in ſtrammem Trab daherritten. Sie hatten abermals eine ordentliche Strapaze beſtanden, ohne eigentlich viel Neues zu ſehen. Der Führer war ſtark angetrunken, die Pferde zwar an ſich gut, aber vom vorigen Tag her abgerackert. Für Pferde und Führer mußte jeder 14 Kronen entrichten. Auf dem faſt zehnſtündigen Ritte (von morgens 10 Uhr bis abends 8 Uhr) trafen ſie bloß drei Höfe, in denen kaum etwas Ordentliches zu haben war. Die Wege waren ſchlecht. Auf der Paßhöhe geriethen ſie eine Zeitlang in Schneegeſtöber. Gegen den Eskifjördr hin kamen ſie an einem Waſſerfall vorbei, welchen Graf Waldburg als ziemlich bedeutend ſchilderte. Sie ſtiegen ab und fanden eine Grotte, welche ſich unmittelbar unter dem Fall wölbte und von welcher aus der toſende Sturz ſich ſehr gewaltig ausnahm.

Nachdem wir wieder alle beiſammen waren, beſuchten wir den Kaufmann Tullinius, den angeſehenſten Mann in Eskifjördr. Er beſaß früher einen Theil der Kalkſpathlager daſelbſt und war für den übrigen Theil derſelben Pächter der Regierung, bis ihm ſpäter, 1872, die Regierung die ganze Mine für 16 000 Kroner abkaufte.

Die doppelte Strahlenbrechung der Spathkryſtalle wurde ſchon 1669 von dem däniſchen Gelehrten Bartholin entdeckt, was veranlaßte, daß bereits von dieſer Zeit an in Island nach denſelben gegraben wurde. Sie wurden indes nur in ganz geringen Mengen ausgeführt. Erſt 1850 ließ der im Seydisfjördr wohnhafte Kaufmann Thomſen eine eigentliche Mine anlegen, deren Beſitz durch mehrere Hände ging und einigen, wenn auch nicht ſehr hohen Ertrag gewährte. Für einen ſchön durchſichtigen Kryſtall erhielt Herr Tullinius z. B. in London 100 Pf. Sterl. Doch war die größere Menge des gewonnenen Spathes entweder undurchſichtig oder wegen verſchiedener Fehler zu optiſchen Zwecken unbrauchbar und deshalb von nur geringem Werthe. Der Vorrath ganz transparenter oder wegen beſonderer Formation merkwürdiger Exemplare, welchen uns Herr Tullinius zeigte, war ziemlich groß. Ein Stück hatte gerade in der Mitte der Achſe einen hellen Waſſertropfen, ein anderes eine Nadel. Beide waren für optiſche Zwecke unverwendbar; aber als Raritäten ſchlug ſie der Herr doch ſo hoch an, daß er ſie für unverkäuflich erklärte. Andere Stücke bot er zu 60 bis 80 Kroner, andere zu geringeren Preiſen an. Graf Waldburg und Dr. Keilhack kauften ſich Stücke zu 20 Kroner.

Obgleich es kalt war, blieb ich bis tief in die St.-Lorenz-Nacht hinein auf Deck. Zahlreiche Sternſchnuppen in der Nähe von Caſſiopeia bereiteten uns ein unerwartet ſchönes Feuerwerk.

11. Auguſt.

Das Schiff nahm am Morgen noch an einer andern Station am Eskifjördr Ladung ein und fuhr dann ab. In der Morgenbeleuchtung ſah die Fjordlandſchaft, wie immer, proſaiſcher, kahler aus. Gegen Mittag waren wir ſchon an der äußern Küſte, wo die gewaltige Brandung an den Uferfelſen ein großartiges Schauſpiel bot. Während dasſelbe langſam entſchwand, tauchten hinter dem dunkeln Uferſtreifen immer größere Schneelager auf. Schwere Wolkenberge laſteten darüber. So glich der letzte Blick auf Island ziemlich dem erſten: eine ſchneebedeckte Felſenburg zwiſchen dem dunkeln Meer und einem trüben, winterlichen Himmel.

Eine ernſte Wehmuth erfaßte mich, wie bei einem Abſchied auf Nimmerwiederſehen. Ich muß geſtehen: ich habe in den wenigen Wochen, die mir auf dieſem merkwürdigen Eilande zuzubringen vergönnt war, Land und Leute herzlich liebgewonnen. Jedermann wird das aus den kurzen Skizzen herausfühlen, die ich von meinem leider nur ſo kurzen Aufenthalte entworfen.

Island iſt in allen Stücken der gerade Gegenſatz des wonnigen, ſonnigen Südens. Doch wie die wunderbaren Herrlichkeiten des Hochgebirges, flößt ſeine einſame großartige Natur unwillkürlich Zuneigung und Begeiſterung ein. Ehrwürdig iſt ein Volk, das im Kampfe mit den größten Entbehrungen und Leiden ſolchen Muth bewährt hat wie das Volk von Island, das die heiligen Erinnerungen ſeiner Vergangenheit mit ſo heldenmüthiger Treue bewahrt hat, das nach allen Umwälzungen des heutigen Europa in der Mehrheit ſeiner Bürger noch chriſtlich denkt und fühlt. In ſeinem Kampfe um berechtigte Freiheit und Selbſtändigkeit hat es eine Ausdauer und Mäßigung an den Tag gelegt wie wenige andere Völker. In ſeiner Geiſtesbildung iſt es ruhig auf der Bahn der Ueberlieferung vorangeſchritten, hat ſich aber wohl gehütet, die literariſchen und geſchichtlichen Schätze ſeiner Vergangenheit gegen das Flittergold moderner Vielwiſſerei einzutauſchen. Die vorchriſtlichen Sagen und Geſchichten haben ſich in der ehrwürdigen, faſt unveränderten Volksſprache neben den Erinnerungen des katholiſchen Mittelalters lebendig erhalten, und die friedliche Verſchmelzung des chriſtlichen mit dem germaniſchen Geiſte iſt noch heute die Grundlage des Volkslebens geblieben. Die Glaubenstrennung hat dieſes Band nur zum Theil zu löſen und zu lockern vermocht, die franzöſiſche Revolution hat keinen tiefern Einfluß auf das innere Leben erlangt. Mochten vereinzelte Isländer ſich im Auslande an die Freuden und Leiden der Hypercivilisation gewöhnen: der echte Isländer bewahrt ein unvertilgbares Heimweh nach ſeiner Inſel im Herzen. „Nur im Nord ruht ſein Magnet.“ Es liegt etwas Großes, Ideales in dieſer Liebe zur altehrwürdigen, geſchichtlichen Heimat, und ſo möge denn dieſe Wanderbilder ein Lied Benedikt Gröndals beſchließen, das dieſe Heimatliebe in begeiſternder Weiſe ausdrückt:

Nordwärts zieh' ich breite Pfade
Mit des Dampfes Flammendrang,
Schneller als nach Flut und Regen
Fliegt ein Schiff den Fluß entlang.
Städte, Burgen flie'hn vorüber
Zahllos: ohne Ruh' und Raſt
Dreht ſich, gleich des Erdballs Kreiſel,
Der Maſchine Eiſenlaſt.

In des Südens ſtolzen Sälen
Sah ich Roſ' und Lilie blüh'n,
Stolze Männer, holde Frauen,
Lieblich war ihr Wort und kühn;
Von den himmelhohen Thürmen
Scholl der frohe Stundentanz,
Von den goldgeſchmückten Wänden
Strahlte heller Lichterglanz.

Doch indes die Pracht ich ſchaute,
Standeſt du im Silberkleid

„Südfahrt" (Sunnanför) von B. Gröndal.

Vor mir, ſchimmernd, ſchneegegürtet,
Eisgekrönte Heldenmaid.
Lieber will bei dir ich wohnen,
Heimat, als in frembem Glanz,
Lieber bei dir einſam träumen,
Als mich dreh'n im leichten Tanz.

Niemals wird die Sonne tagen,
Da ich nicht gedenke dein,
Hehre, ſchöne Aſentochter,
Mit dem Brauthelm licht und rein,
Mit dem Schleier, zart gewoben
Aus Kryſtall und weißem Schnee,
Feuerglut im tiefen Buſen
Trotz der eisumwogten See.

Herrlich taucht die Morgenſonne
Deine Bergeswelt in Glut,
Ihre Runenſchrift, die gold'ne,
Abends auf dem Meere ruht.
Magſt du auch zum Meere eilen
Jeden Abend, ſchöner Strahl,
Lebſt am Himmel meiner Seele
Du bei Tag und Nacht zumal.

Ruf' vom Grabe deinen Söhnen,
Saga, die Vergangenheit,
Ihren Zauber, ihre Schätze,
Ihrer Helden Herrlichkeit,
Daß ſie ſteh'n und kämpfen mögen,
Nie ermattend halten Stand,
Nimmer dulden, daß der Fremde
Heil'ge ſich das gute Land.

Wann wird uns die Stunde ſchlagen,
Wo der Knechtſchaft Nacht zerfließt,
Wo der Blumen ſchönſte Fülle
Aus dem freien Boden ſprießt?
Ja, der Tag, er wird erwachen,
Wo das Recht zum Scepter greift,
Und der Tag wird dann erſt enden,
Wenn mein Volk zum Grabe reift!

22. Von Island nach Norwegen.

Das war in alten Zeiten keine ungewöhnliche Fahrt, als noch die Seedrachen der Normannen alle Meeresküſten unſicher machten vom Nordcap bis zum Goldenen Horn in Konſtantinopel oder Mikligard, wie es damals hieß. Norwegen war für die Isländer jener Zeit nicht bloß ihr eigentliches Heimat- und Stammland, mit dem hundert Erinnerungen und gemüthliche Beziehungen ſie noch verbanden: es war auch das nächſte Stück des europäiſchen Continents, das ſich von ihrer Felſeninſel aus in wenigen Tagen erreichen ließ. Da wohnte ihr Primas, ſpäter auch ihr König. Von da kamen noch immer Biſchöfe, Prieſter, Mönche herüber. Throndhjem und Bergen waren die nächſten Handelsplätze, an denen man ſich die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe holen mußte, auch Weizen und Wein zum Opfer der heiligen Meſſe. Helden und Skalden, Gelehrte und große Männer gehörten durch ihr Wirken vielfach beiden Ländern zugleich an. Während die ganze ältere ſkandinaviſche Cultur hinüber nach Island wanderte, kamen ſpäter Isländer nach Norwegen zurück und wurden die erſten und größten Geſchichtſchreiber des norwegiſchen Volkes.

Heute iſt das alles ganz anders geworden. Nur die Oſtküſte von Island wird noch häufig von norwegiſchen Fiſchern beſucht. Sonſt iſt Island eben däniſche Kolonie, und aller regelmäßige Poſtverkehr geht über Kopenhagen. Weder im Seyðisfjörðr noch im Eskifjörðr war ein Handelsſchiff, das bald nach Norwegen abzugehen gedachte. So blieb uns nichts übrig, als den Heimweg wieder über die Faröer zu nehmen und, wie einſt die Vikinger, dann die britanniſchen Küſten heimzuſuchen. Unlieb war es mir im Grunde auch gar nicht, die merkwürdige Inſelgruppe noch einmal zu ſehen, welche ſchon im Mittelalter die Hauptſtation zwiſchen Island und Norwegen bildete. In ihrem Klippenlabyrinth hat mancher verwegene Seeräuber Leben und Raub eingebüßt; an ihren Geſtaden hat aber auch mancher Mönch und Biſchof friedliche Raſt gefunden, wenn er von Bergen oder Throndhjem gen Island fuhr.

Wir trafen ſie diesmal in ganz anderer Beleuchtung als das erſte Mal, faſt frei von Gewölk, im Sonnenglanze eines wunderherrlichen Tages. Während des Vormittags tauchten ſie als dunkler Streifen über dem weiten, einſamen Meere auf, von jedermann mit Freude begrüßt, obwohl wir erſt dreißig Stunden unterwegs waren. Langſam traten dann die Höhen der

mittleren Inseln deutlicher hervor, der Slattaretindur auf Oesterö und der Skjalingfjeld auf Strömö; die niedrige Insel Mygenäs schied sich klar von dem noch unentwirrten Complex der übrigen; endlich ließen sich auch diese an der Richtung ihrer Höhenzüge genauer erkennen. Wir hatten die ganze Nordfront der wild zerklüfteten Felsengruppe vor uns und fuhren durch das breiteste ihrer Thore, zwischen den Inseln Kalsö und Oesterö, in das zackige Gewirre hinein. Sei es, weil kein Gewölke mehr die kahlen, melancholischen Bergeshöhen umhüllte, sei es, daß die noch frische Erinnerung an die isländischen Küstenbilder den Eindruck dämpfte: die ganze Inselgruppe kam mir jetzt kleiner und niedriger vor, die Felsen kahler und melancholischer; um so freundlicher dagegen die kleinen grünen Thalmulden, die sich dazwischen betteten, und die Gehöfte und Dörfchen, welche dieselben schmückten. Gegen 4 Uhr abends hatten wir schon wieder das offene Meer nach Osten vor uns und bogen nach kurzer Fahrt um die Südspitze der Insel Oesterö in den kleinen Sund ein, welcher die Inseln Strömö und Naalsö trennt. Etwa um 5 Uhr warfen wir vor Thorshavn die Anker. Es war ein prächtiger Sonntag Abend; die Schiffe im Hafen und die Factoreien waren beflaggt, die Färinger, welche sich alsbald in Nachen an das Dampfboot drängten, in sonntäglichem Staat. Auch unser früherer Lootse, der wackere Zacharias, war unter ihnen, schüttelte uns freudig die Hand und brachte uns flink ans Ufer. Er war diesmal nicht zugeknöpft, sondern trug ein sonntägliches, wohlgestärktes Hemd von tadelloser Weiße zur Schau.

Gleich bei der Landung erhielten wir die betrübende Nachricht, daß einer der Katholiken, welche wir vor sieben Wochen besucht, der schon damals kranke Paul Jensen, gestorben sei. Die heilige Communion, die ich ihm in seiner armen Fischerhütte gereicht, war die letzte seines Lebens gewesen. Manche der Protestanten drangen nach seinem Tode alsbald sehr lebhaft in den Propst von Thorshavn, daß er die Gelegenheit benützen möchte, um den „Abtrünnigen" recht ostensiv lutherisch zu beerdigen und so wenigstens im Tode wieder zu annectiren. Ganz konnte der Propst diese Zumuthung nicht von sich weisen. Paul mußte beerdigt werden, und man konnte die Leiche nicht aufbewahren, bis wir von Island zurückkämen. Der Propst übernahm also die Bestattung, mied aber dabei alles, was darauf hindeuten konnte, daß er den Verstorbenen noch als Mitglied seiner Gemeinde betrachtete, sagte vielmehr den Leuten, daß wohl in kurzem katholische Geistliche von Island her kommen würden, um dem Verstorbenen nach seinem Ritus die letzte Ehre zu erweisen. Schöner und freundlicher konnte er nicht handeln. Da der Capitän uns gesagt hatte, daß wir erst des andern Morgens 11 Uhr abfahren würden, so schickten wir alsbald Boten an die Wittwe des Dahingeschiedenen und an den braven Schmied Jakob, damit sie sich morgens in der Frühe zur Einsegnung des Grabes einfinden möchten. Ein Spaziergang am Ufer führte uns zu dem Hause des Propstes. In demselben wohnte

an die dreißig Jahre bis vor kurzem die Wittwe eines Schiffscapitäns, welcher bei einem Sturme seinen Tod in den Wellen gefunden hatte. Sie konnte von ihrem Fenster aus die Stelle sehen, wo er unterging. Alle Versuche, sie fortzubringen und durch Wohnungswechsel zu zerstreuen, waren umsonst. Ihr einziger, wehmüthiger Trost war es, auf die Klippen und in die Wogen hinauszustarren, welche einst alle Träume ihrer Jugend, ihr erstes Lebensglück und dessen Hoffnungen verschlungen hatten.

P. von Geyr besuchte den Propst, der sich sehr freundlich erwies. Wir stiegen noch weiter an die Felshügel hinan, welche die kleine Bucht von Thorshavn einschließen.

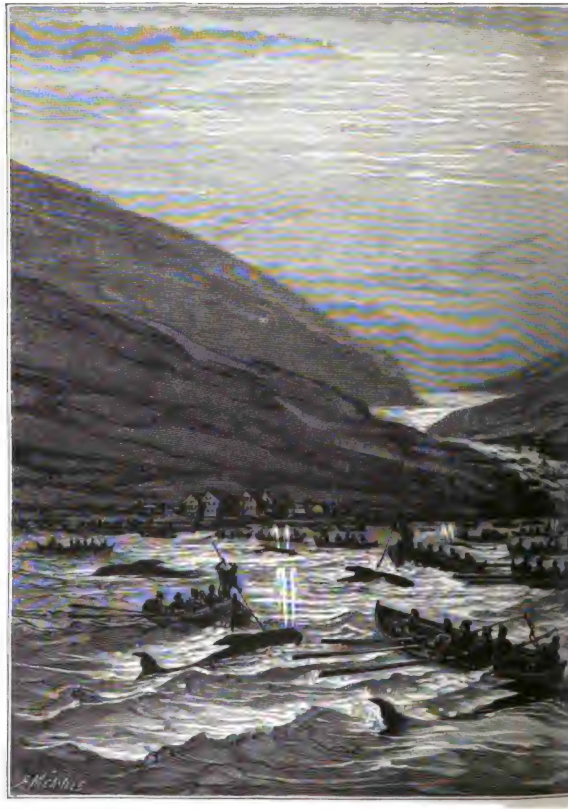
Als wir von unserm kleinen Spaziergang zurückgekehrt waren, traf vom Schiffe die unwillkommene Botschaft ein, daß wir schon um Mitternacht weiterfahren müßten. Die beabsichtigte Todtenfeier für den verstorbenen Paul wurde dadurch zur Unmöglichkeit. Es ließ sich nun nichts thun, als in aller Stille noch am Abend das Grab einzusegnen und für die gute Seele an demselben zu beten. Als Herr Hansen und Dr. Schweitzer davon hörten, sprachen sie alsbald den Wunsch aus, uns begleiten zu dürfen. Die nöthigen Paramente und Weihwasser hatten wir schon zur Hand, und so zogen wir denn abermals hinaus in der Richtung nach dem Missionshaus hin, wo ziemlich nahe beim Gestade der kleine Kirchhof von Thorshavn sich am Hügelabhang ausbreitete. Ein paar Färinger, die uns dahin gehen sahen, schlossen sich neugierig an. Es war spät geworden, ungefähr 10 Uhr. Der Mond schimmerte über dem Sunde, der träumerisch zu unseren Füßen lag, und über die melancholischen Felshügel der Insel. Ich fühlte mich tief ergriffen, als ich, mit Rochette und Stola angethan, auf dem lutherischen Friedhofe stand, an dem Grabe des ersten katholischen Färingers, der hier seit den Zeiten der Reformation wieder eine geweihte Ruhestätte erhalten sollte — am Grabe eines armen Fischers, den ich nur einmal im Leben gesehen, der mir aber als Katholik Freund und Bruder war. So freundlich lautete das Gebet: „Herr, durch dessen Erbarmen die Seelen der Gläubigen ruhen, würdige dich, dies Grab zu segnen, und gib ihm deinen heiligen Engel zum Hüter, und befreie die Seelen derjenigen, deren Körper hier begraben werden, von allen Banden der Sünden, auf daß sie in dir stets mit deinen Heiligen ohne Ende sich freuen mögen." Dann das erhabene Benedictus und die tröstliche Antiphon: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird, wenn er auch gestorben sein wird, leben, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit." Ein Kreuz konnten wir unserm guten Paul in diesem Augenblick nicht auf die letzte Ruhestätte pflanzen, weil alles so plötzlich gekommen war; aber wir konnten sie wenigstens durch Weihwasser mit dem heiligen Siegeszeichen bezeichnen. P. von Geyr sprach dann einige Worte der Erinnerung an den Dahingeschiedenen, und wir beteten etliche Vaterunser auf Dänisch für seine Seelen-

ruhe. Unſere nichtkatholiſchen Freunde waren von der ſchlichten Ceremonie und den ſchönen Gebeten der Kirche ſichtlich gerührt. Dr. Schweitzer ſagte ſpäter, dieſer Abend ſei ihm der merkwürdigſte auf der ganzen langen Reiſe geweſen. Ich glaube, daß viele Nichtkatholiken ähnliche Eindrücke empfinden würden, wenn ſie dem katholiſchen Gottesdienſt mitunter ernſt und aufmerkſam folgten. Aber es gehört eine gewiſſe Stille und Ruhe dazu, welche man im Gewühle des großſtädtiſchen Treibens nur zu leicht verliert. Mir ſelbſt hat die feierliche Stille jenes Abends und der einſame Friedhof an dem fernen Inſelſtrand einen unvergeßlichen Eindruck hinterlaſſen.

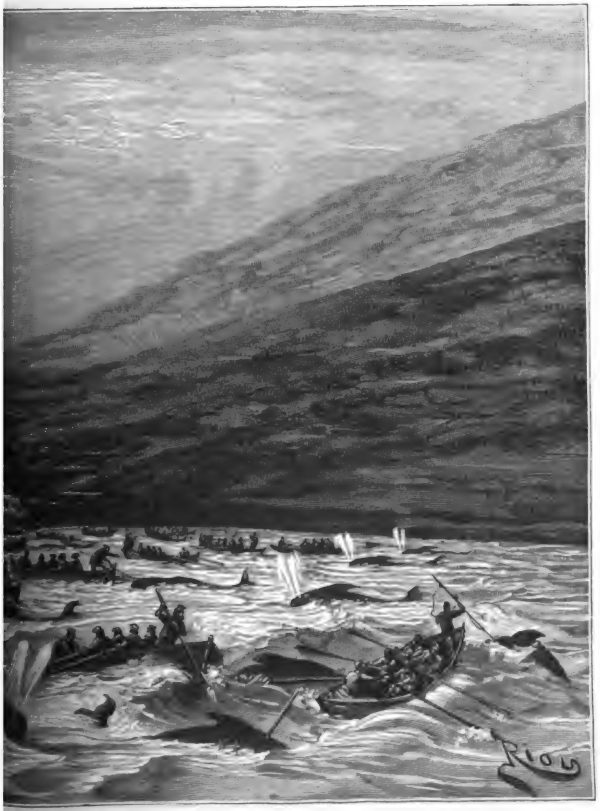
Es wurde gegen Mitternacht, bis wir wieder ans Schiff kamen, welches um 4 Uhr morgens die Anker lichtete. In der Frühe des nächſten Morgens befanden wir uns zwar noch auf den Faröern, aber nicht mehr am Geſtade von Strömö, ſondern in einer geräumigen Bucht der ſüdlich gelegenen Inſel Suderö, Trangisvaag genannt. Es wurde hier viel ein- und ausgeladen; wir hatten Zeit, eine Höhe zu erſteigen, von der ſich Inſel und Meer zum Theil überſehen ließ. Die Elemente der Scenerie waren dieſelben, wie bei den anderen Inſeln; doch iſt Suderö bedeutend niedriger, und an den von uns durchfahrenen Sunden war, Klacksvik abgerechnet, nirgends ein ſo wohlgeſchützter Hafen zu treffen. Die Bucht glich einem Felſenthal im Hochgebirge, wo der Baumwuchs aufhört. Zwiſchen den verwetterten Klippen eingefangen, war das Meer faſt ſo ruhig wie ein See. Am Eingange der Bucht thürmte ſich eine kahle Felſeninſel auf, ſchmal genug, um noch freien Ausblick zu gewähren. Die kleine Ortſchaft beſtand aus meiſt wohlgebauten Fiſcherhütten und Bauernhäuſern, zwiſchen denen einige Factoreien ſich ſtattlicher breit machten. Das mit Gras bewachſene Dach des Kirchleins trug einen Dachreiter. Die wohlgetheerten Factoreien am Geſtade hatten weite Vorplätze zum Trocknen und Salzen der Fiſche, womit eine Anzahl Mädchen eben beſchäftigt war. Man ſah gleich, daß geſchickte Kaufleute hier etwas Organiſation in den Fiſchfang gebracht hatten. Ein Herr Jacobſon aus Kopenhagen, der mit uns fuhr und deſſen Factorei im Seydisfjördr (Island) wir geſehen hatten, zeigte uns auch hier eine ſolche, die ihm gehörte.

P. von Geyr, welcher früher wiederholt die Faröer beſucht und ſich wochenlang dort aufgehalten hatte, um den wenigen verlaſſenen Katholiken daſelbſt die Tröſtungen unſerer heiligen Religion zu ſpenden, war mit dieſem einförmigen Fiſcherleben ſehr genau vertraut und wußte uns alle Einzelheiten desſelben eingehend zu ſchildern. Er war nicht nur bei dem gewöhnlichen Fiſchfang mit dabei geweſen, ſondern auch bei dem ſehr ſchwierigen Vogelfang auf den ſteilen Hämmern, und bei dem Grindfang, welcher bis dahin die Hauptſpecialität der Färinger ausmachte, aber zu deren großem Leidweſen in den letzten Jahren immer mehr abnahm.

Der Grind iſt eine Delphinart (Delphinus globiceps), die in großen Heerden den nordiſchen Archipel beſucht. Er iſt glänzend ſchwarz und wird



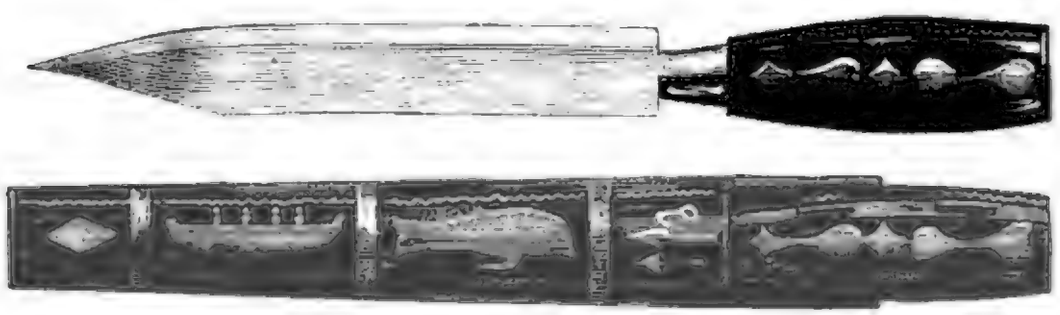
Fang de



Grindwals.

6 bis 7 m lang; das Maul iſt nicht ſpitz, wie bei den anderen Delphinen, ſondern tritt gar nicht von dem dicken, runden Schädel vor. Die Ankunft einer ſolchen Heerde iſt für die Inſulaner das größte Ereigniß, das es gibt. Wie der Blitz geht die Nachricht davon von Hütte zu Hütte, von Ort zu Ort. „Grindabod! Grindabod!“ tönt es von einer Landzunge zur andern über das Meer dahin. „Grindabod!“ rufen ſich die Nachbarn zu und holen in der Stube die großen Meſſer, welche man für dieſe Seeſchlachten bereit hat. Vater und Sohn bewaffnen ſich damit und eilen ihren Kähnen zu, während die Kinder ihre blonden Lockenköpfchen zum Fenſter hinausſtrecken und den Forteilenden nachrufen: „Grindabod!“ Bald ſtoßen die Kähne vom Ufer, ſammeln ſich und fahren in Schlachtlinie aufs Meer hinaus, um die Delphinheerde zu umzingeln. Eine eintönige Melodie begleitet den Takt der Ruder: ein Gebet, daß Gott reichen Fang verleihen möge.

P. von Geyr kam einmal eben von Hvidenäs nach Thorshavn zurück, als der gewaltige Schlachtruf erſcholl und alles Volk zuſammenſtrömte, um ſich der Delphine zu bemächtigen. Doch bald kehrten die Fiſcher traurig



Meſſer zum Grindfang.

und entmuthigt vom Meere zurück. Ein Kobold, hieß es am Abend, habe den Grind vertrieben: ein ſchwarzes, vierbeiniges Ungeheuer mit langen Zähnen ſei aus den Wogen emporgetaucht und ans Geſtade gekrochen. Ohne Gewehre wagten die Leute dem Unthier nicht zu nahen. Doch während ſie nach den Häuſern liefen, um ſolche zu holen, machte ſich der Unhold aus dem Staube. Der altnordiſche Geſpenſterglaube iſt unter den Färingern wie unter den Isländern noch ziemlich ſtark. Vielleicht war das Unthier ein an die Inſeln verſchlagenes Walroß, vielleicht ſahen ſie im Schrecken eine größere oder ſeltenere Robbe für ein Ungethüm an, wozu die Beſchreibung freilich nicht ſtimmte. Ganz enttäuſcht ſollten die guten Leute doch nicht bleiben. Nach einigen Tagen erſcholl wieder der Ruf: „Grindabod!“ Und diesmal gelang es den Fiſchern, die Heerde richtig zu umzingeln und an ein ſogen. Malvaag, d. h. eine flache Uferſtelle, zu treiben. Ein paar Dutzend Boote lagen ſchon bereit, die Leute waren noch von dem früheren Alarm zum Fange gerüſtet. Mit bewundernswerther Raſchheit und Gewandtheit ſtachen ſie von zwei Seiten her in See und umringten die der

Bucht zutreibenden Wale, welche anfänglich nichts Arges zu ahnen schienen. Bald indes drängten sie sich näher auf einen Haufen zusammen, wurden unruhig und versuchten umzukehren. Doch Steinwürfe und Ruderschläge trieben sie voran, und immer enger schloß sich der Kreis der Boote. Unter wildem Geschrei stürzten sich nun die Jäger auf die nächsten Thiere los, spießten sie mit ihren Harpunen und jagten sie auf den Strand. Ein fürchterliches Gewirre begann. Weithin färbte sich die See mit Blut, während die verwundeten Thiere statt Wasser Blutstrahlen hoch aufspritzten. Wie die Thiere, so rückten auch die Boote wie zum Handgemenge zusammen. Am Strand kam den gehetzten Thieren eine ganze Schaar von Männern entgegen, die mit Stricken, an denen ein eiserner Haken befestigt war, die Beute faßten und ans Land zogen. Andere standen hier schon mit den gewaltigen Messern bereit und schnitten den Thieren die Gurgel durch. Da kannte man die sonst so ruhigen, gemüthlichen Färinger nicht mehr. Mit Blut überspritzt und im Blute watend, hieben, stachen, stießen sie gleich Kannibalen unter wüthenden Rufen wie rasend auf ihre Beute los, und als endlich die ganze Heerde zappelnd, todt oder halbtodt am Ufer lag, begann erst eine Metzelei, die wahrhaft grauenhaft anzusehen war. Alles stürzte jetzt mit den großen Messern auf die erlegten Thiere los, um sie vollends zu tödten, zu zerlegen und auszuweiden. Kein einziges war der Verfolgung entgangen. Der Fang war diesmal nicht sehr groß, bloß 70 Stück. Ein guter Fang darf nicht unter 200 bleiben.

Gewöhnlich sind Kirche und Staat bei dem Grindfang vertreten: die Kirche durch den Prestr, der den Leuten um guten Fang beten hilft; der Staat durch den Sysselmann oder Kreisvorsteher, welcher die Ordnung dabei überwacht und nach vollendeter Schlacht die Vertheilung der Beute vorzunehmen hat. Einen bestimmten Antheil erhält natürlich der Staat, einen andern die Kirche, ebenso die Armen und die Schule. Die Bootsmannschaft, welche zuerst Alarm schlug, erhält einen ganzen Wal, und der Mann, der die Delphinheerde zuerst bemerkte, den Kopf davon. Das übrige wird gleichmäßig vertheilt — Fleisch, Knochen, Speck und alles. Das Fleisch wird sowohl frisch als getrocknet gegessen und soll fast wie Rindfleisch schmecken. Kopf und Eingeweide liefern reichen Thran. Nach einem feierlichen allgemeinen Dankgesang zieht jeder mit seinem Antheil nach Hause und hält ein Festmahl von frisch gekochtem Grindfleisch. Mein Freund fand das Gericht durchaus erträglich. Als Beuteantheil eroberte er sich zwei Schädel für sein Naturaliencabinet in Kopenhagen.

Auf der Insel Suderö wird auch eine andere Art von Delphinen gefangen, die aber nicht heerdenweise, sondern nur paarweise auftritt: der Dögling oder Entenwal (Hyperodon rostratum). Auch die kleinste Delphinart, der Braunfisch oder das sogen. Meerschwein (Phocaena communis), wird auf den Farörern viel gefangen und gegessen, während die Jüten sein Fleisch verschmähen und nur zur Thranbereitung ausnützen.

Dem Vogelfang wohnte P. von Geyr einmal auf der Inſel Naalsö bei, welche Thorshavn gegenüberliegt und an deren ſteilen Felsklüften Tauſende und aber Tauſende von Seevögeln niſten. Schon vom Boote aus wurde darauf geſchoſſen. Mein Freund vermochte zu keinem feſten Schuß zu kommen; einer der Färinger aber puffte in kurzer Zeit zwanzig Vögel herunter: Seepapageien (Mormon arctica oder fratercula), dann die dreizehige oder Winter-Möve (Larus tridactylus) und Seeſchwalben (Sterna macroura). Die Inſel beſteht aus einer ſchmalen, fruchtbaren Landzunge und einem ſteilen Felſenhügel von 380 m Höhe. Am Fuße desſelben liegt ein freundliches Dörfchen, das den altnormanniſchen Namen Eide, d. h. Landenge, trägt.

Der Aufſtieg war überaus beſchwerlich. Die Trapplager, aus welchen ſich die Inſelberge terraſſenartig aufbauen, haben meiſt einen ſehr ſteilen Abfall und ſind von zahlreichen Gießbächen, Waſſerrinnen und Schuttbächen durchſchnitten. Da gilt es nun, muthig über dieſe kleinen Bergſtürze zu klimmen, während das Geröll bei jedem Schritt zu rutſchen beginnt und größere Blöcke hinab zum Strande kollern, dann an dem ſteilen Felſen hinankletternd ſich einen Weg zu ſuchen und ſo endlich die Horizontalebene der Terraſſe oder des ſogen. Hammers zu erreichen. Als man auf der Oſtſeite dahin gelangt war, wandte ſich der Führer, ein gaſtfreundlicher Bauer aus Eide, nach der Nordſeite hinüber. Da fiel der Berg in einer Höhe von etwa 250 m ſteil nach dem Meere hin ab. Links von dieſem Abgrunde mußte man über die Felſen noch weiter emporklettern, bis endlich über den Köpfen der Wanderer ganze Schaaren von Vögeln flatternd umherſchwärmten. Da, zwiſchen den Felſen, meiſt an ganz unnahbaren Stellen, haben ſie ihre Neſter angelegt. Um ihnen beizukommen, bedienen ſich die Färinger eines kleinen Netzes, das an einer 3 bis 4 m langen Stange befeſtigt iſt. Damit wiſſen ſie, wenn die Vögel an den Felſen vorbeiſtreifen, ſo geſchickt nach ihnen zu ſchlagen, daß ein Mann im Tage ſeine 200—300 Vögel erhaſchen mag. Die Jäger laſſen einander auch wohl an Seilen über die ſteilen Felswände herab, um an die tieferliegenden Neſter zu gelangen. Dieſe Jagd iſt aber ein gefährliches Ding, ſchon wegen der Strömungen und Stürme, welche der Jäger überwinden muß, um nur an die ſogen. Vogelberge zu kommen; dann wegen der ſchwierigen Pfade, plötzlichen Bergrutſche und ſchwindelnden Abhänge, an denen ſich meiſt die Neſter befinden. Man hat berechnet, daß in den Jahren 1846—1875 etwa 293 Färinger, meiſt junge, wackere Burſche, beim Fiſch- und Vogelfang ihr Leben gelaſſen haben. Von 1876—1882 trafen etwa 13 dergleichen Unglücksfälle auf ein Jahr. Im Jahre 1882 allein verunglückten 33 Leute. Es wurde deshalb ein Verein gegründet, um ſowohl geeignete Vorſichtsmaßregeln durchzuſetzen, als auch die Familien, die von ſolchen Unglücksfällen betroffen werden, zu unterſtützen.

Der Vogelberg auf Naalsö ist ausschließlich von Seepapageien (auch Papageitaucher, Lunde genannt) bewohnt. Es ist ein recht artiger Vogel, von der Größe einer Krickente, mit kurzen Flügeln, dickem Kopf und einem starken Schnabel, der jenem der Papageien ähnelt, doch an der Spitze nicht umgebogen ist. Grelle rothe und gelbe Streifen heben das sonst weiße und schwarze Gefieder.

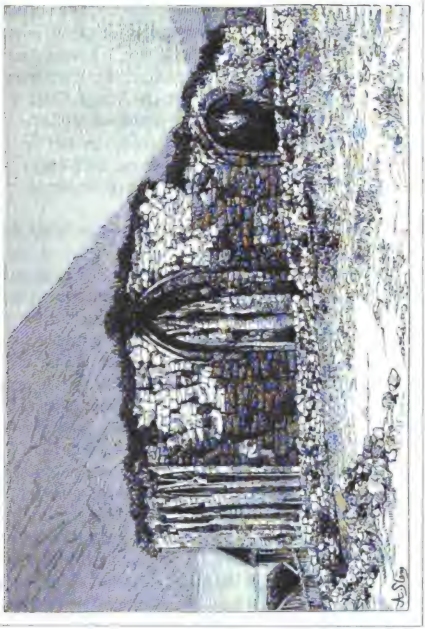
An historischen Merkwürdigkeiten gibt es auf der ganzen Inselgruppe nur eine einzige, die Ruine der bischöflichen Kathedrale von Kirkebö (Kirkjubaer, d. h. Hof der Kirche), an der Südspitze der Insel Strömö. P. v. Geyr besuchte sie in Begleitung des Herrn Bergh, Oberlehrer an der Realschule von Thorshavn, die etwa 40 Schüler zählt. Der alte Bischofssitz befindet sich zwischen dem Strande und einer hohen, jäh abfallenden Felsenwand, welche das Plätzchen gegen den Nord- und Ostwind schützt. Erhalten ist noch ein altes Gehöfte, nach norwegischer Art aus übereinander gefügten, großen Baumstämmen gezimmert, worin einst die Bischöfe gewohnt haben sollen. Erhalten ist ferner eine alte Steinkirche aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, welche jetzt als Pfarrkirche dient. Erhalten sind endlich die Ruinen einer größern Kirche, welche Kathedrale werden sollte und eben im Bau begriffen war, als die Glaubenstrennung alle Mittel versiegen ließ und die stattlichen Mauern unbedeckt Sturm und Wetter überantwortete — ein seltsames Denkmal religiösen Eifers und sittlicher Läuterung. Der Bau ist 22 m lang, 6 m breit und an den Seiten 8 m hoch; die prächtigen dicken Quadern sind noch wohl erhalten; auch einige Sculpturen, darunter eine Kreuzigungsgruppe, haben Zeit und Unwetter getrotzt.

Kirkebö gegenüber besuchten die beiden Wanderer einen Holm, d. h. eine kleine Felseninsel, die ausschließlich von Eidergänsen (Somateria mollissima) bewohnt ist. Man hat den Vögeln mit Steinen und Brettern kleine Abtheilungen hergerichtet, damit sie ihre Nester bequemer bauen können. Das nehmen sie denn ganz gemüthlich an, müssen es sich aber auch gefallen lassen, daß man ihnen nach und nach die Daunen stiehlt, womit sie ihr weiches Nest austapezieren. Die brütenden Thiere waren überaus zahm und so in ihr wichtiges Geschäft vertieft, daß sie sich ganz ruhig Kopf und Rücken streicheln ließen. Die Nester waren aber bloß von Weibchen bewohnt. Die Männchen waren schon weiter in den Norden verzogen, wohin ihnen die Weibchen folgen, sobald die Brut flügge ist.

Die Färinger-Geschlechter werden ungefähr in dieselbe Zeit hinaufreichen, wie die isländischen. Die Haupthandlung des ältesten Sagenbuches, der „Färehinga-Saga", spielt indes erst am Vorabend der Christianisirung, am Schlusse des 10. Jahrhunderts, in der Zeit des Königs Olafr Tryggvason, der, wie die Saga meldet, nur fünf Jahre regierte (995—1000) und doch fünf Königreiche zum Christenthum bekehrte.

Doch holt die Saga noch weiter aus, und es wären nach ihr die mächtigsten Familien nicht unmittelbar von Skandinavien, sondern von Irland

und den Hebriden herübergekommen. Eine Tochter Thorsteins des Rothen, der seinerseits ein Sohn des Königs Olafr des Weißen in Dublin und der Audr Ketilsdóttir war, heiratete einen Bauern auf dem Hofe Gata auf Oesterö, und ihr Clan, Götuskegg geheißen, ward fürder der mächtigste auf den Inseln. Snaeúlfr, der sich auf Sandö anbaute, kam von den Suðreyjar (Südinseln, Hebriden) herüber.



Ruinen der Kathedrale von Kirkebö.

Drei der angesehensten Männer, Hafgrímr von Suderö, Thrándr von Gata und Bjarni von Svinö, verbanden sich gegen die zwei Brüder Brestir und Beinir, die einen Hof auf Stuvö und einen andern auf dem großen Dimon besaßen. Brestir hatte eine Christin zur Frau, die Cäcilia hieß, und ein Söhnchen Sigmundr, neun Jahre alt, Beinir eine heidnische „Frille" Namens Thóra, und ein Söhnchen Thórir, elf Jahre alt. Die zwei Brüder

fielen im Kampfe, Hafgrímr ſtürzte im Ringen mit Breſtir über die Felſen. Thrándr wollte auch die beiden Knaben tödten, aber Bjarni vertheidigte ihr Leben, worauf Thrándr die Sorge für ihre Erziehung übernahm und ſie nach Norwegen ſchickte.

Sigmundr Breſtisſon ward in Norwegen, wie der ihm gleichalterige König Ólafr Tryggvaſon, ein echter Vikinger, tapfer, waffengewandt, ſtreitluſtig, unerſchrockener Abenteurer zur See wie zu Lande. Beim blutigen Tode des Vaters und Ohms hatte Thórir geweint, Sigmundr aber geſagt: „Laßt uns nicht weinen, Freunde, aber uns deſſen länger eingedenk ſein.“ Er kam zurück und erkämpfte ſich auf den Inſeln den Rang eines Höfdings. Obwohl er als ſolcher zuerſt dem Hákon Jarl als Lehensherrn gehuldigt hatte, ſo gehorchte er doch dem Aufgebot des Königs Ólafr Tryggvaſon, der ihn, nachdem er in Nidaros (Drontheim) und im Weſtlande (Norwegen) das Chriſtenthum eingeführt hatte, zu ſich beſchied. Er traf ihn in Söndermöre, ließ ſich taufen und übernahm den Auftrag, die Färinger zu bekehren. Wie überhaupt in Skandinavien, ging es etwas wunderlich naiv zu bei dieſer von Staatswegen angeordneten Bekehrung.

„Da nun der Frühling begann,“ erzählt die Saga, „kam König Ólafr eines Tages ins Geſpräch mit Sigmundr und ſagte, daß er ihn ausſenden wolle nach den Faröer, um das Volk zu ‚chriſtnen‘, das dort wohnte. Sigmundr ſuchte ſich gegen dieſen Auftrag zu entſchuldigen, fügte ſich aber nachher des Königs Willen. Der König ſetzte ihn zum Befehlsmann über alle Inſeln und gab ihm Lehrer mit, die das Volk taufen und in den nöthigſten Lehren unterweiſen ſollten. Sigmundr ſegelte ab, ſobald er fertig war, und ſeine Reiſe verlief glücklich. Da er nun in die Faröer kam, berief er die Bauern zum Thing nach Strömö; da kamen viele zuſammen. Als das Thing verſammelt war, ſtand Sigmundr auf und hielt eine lange Rede, worin er erzählte, daß er drüben in Norwegen bei König Ólafr Tryggvaſon geweſen ſei; dann ſagte er auch, daß der König ihn zum Befehlsmann über alle Inſeln gemacht habe. Die meiſten Bauern nahmen das wohl auf. Darauf ſagte Sigmundr: ‚Das will ich auch für jedermann zu wiſſen thun, daß ich einen andern Glauben angenommen habe und Chriſt geworden bin, und daß ich Auftrag und Botſchaft von König Ólafr habe, alles Volk hier auf den Inſeln zum wahren Glauben zu bekehren.‘ Thrándr antwortete auf ſeine Rede und ſagte, es wäre billig, daß die Bauern dieſe ſchwierige Sache unter ſich beſprächen. Die Bauern ſagten, das ſei gut geſagt. Sie gingen nun auf die andere Seite der Wieſe, und Thrándr ſprach nun vor den Bauern, daß es für ſie das beſte ſein würde, ſtracks die Botſchaft abzulehnen, und mit ſeinen Gründen brachte er ſie ſo weit, daß ſie alle eins darüber wurden. Da aber Sigmundr ſah, daß alles Volk ſich hin zu Thrándr gedrängt hatte, ſo daß niemand bei ihm zurück war außer ſeinen Leuten, die ſchon Chriſten waren, ſagte er: ‚Allzu große Macht habe ich

nun Thrándr gegeben.' Darauf ſchaarte ſich das Volk dahin, wo Sigmundr und ſeine Leute ſaßen; ſie hoben gleich die Waffen empor und ſchauten nicht friedlich. Sigmundr und ſeine Leute ſprangen auf und gingen ihnen entgegen; da ſagte Thrándr: ‚Laßt das Volk ſich ſetzen und nicht ſo heftig thun; aber das will ich dir ſagen, mein Freund Sigmundr, daß wir Bauern hier alle einig geworden ſind, auf den Antrag, den du vorbringſt, ſo antworten zu wollen, daß wir in keiner Weiſe die Glaubensveränderung annehmen wollen, und wir wollen dich auf dem Thing anfallen und dich tödten, ſo du das nicht aufgeben und dich uns nicht durch Gelübde verpflichten willſt, daß du nimmermehr dieſe Sache auf den Inſeln vollführen willſt.' Da Sigmundr merkte, daß er dieſes Mal nichts für den Glauben ausrichten könnte und daß er nicht Macht hätte, mit dem ganzen Volke zu ſtreiten, das da zuſammengekommen war, ſah er ſich genöthigt, das zu geloben, was ſie verlangten, mit Zeugenſchaft und Handſchlag, und damit ſchloß das Thing. Sigmundr hielt ſich während des Winters in Skuvö auf und war ſehr unzufrieden, daß die Bauern ihn bezwungen hatten, aber ließ ſich doch nichts merken.

„Einſt um Frühlingszeit, da die Ströme ſehr ſtark gingen, und das Volk es für unmöglich hielt, auf der See und zwiſchen den Inſeln zu ſegeln, fuhr Sigmundr von ſeinem Heim in Skuvö mit dreißig Mann zu Schiffe; nun wolle er, ſagte er, eines von beiden verſuchen: entweder des Königs Auftrag ausführen, oder entgegengeſetzten Falls ſterben. Sie ſteuerten nach Oeſterö und nahten ſich der Inſel ſpät in der Nacht, ohne daß einer es gewahrte; ſie ſchlugen darauf einen Kreis um den Hof Gata und ſtemmten eine Stange gegen die Thüre der Stube, worin Thrándr ſchlief, und brachen ſie auf, worauf ſie Thrándr ergriffen und herausführten. Da ſagte Sigmundr: ‚Das trifft ſich nun ſo, Thrándr, daß das Glück wechſelt. Du zwangſt mich im Herbſt und ſetzteſt mich harter Willkür aus; nun will ich gleicherweiſe dich ungleicher Willkür ausſetzen: das eine iſt gut, daß du den wahren Glauben annimmſt und dich ſtracks taufen läßt; aber das andere iſt, daß du auf der Stelle getödtet werden ſollſt, und dieſe Bedingung iſt ſchlimm für dich; denn du verlierſt da raſch deine großen Reichthümer und dieſer Welt Glück und bekommſt dafür der Hölle Qual und ewige Pein in der andern Welt.' — Thrándr ſagte: ‚Nicht will ich verlaſſen meine alten Freunde.' — Sigmundr beſtimmte da einen Mann, um Thrándr zu tödten, und gab ihm eine große Axt in die Hand; aber da er mit erhobener Axt gegen Thrándr ging, ſah ihn Thrándr und ſagte: ‚Hau mich nicht ſo hurtig! Ich will erſt noch was ſagen. Wo iſt mein Freund Sigmundr?' — ‚Hier bin ich,' ſagte dieſer. — ‚Du ſollſt gemeinſam Rath ſchaffen unter uns,' ſagte Thrándr, ‚und ich will den Glauben annehmen, den du wünſcheſt.' — Da ſagte Thórir: ‚Hau ihn, Mann!' — ‚Nicht ſoll er alſo niedergehauen werden,' erwiederte Sigmundr. — ‚Das wird dein und deiner

Freunde Tod sein,' sagte da Thórir, ‚sofern er nun entschlüpft.' — Sigmundr sagte, daß man es wagen sollte. Thrándr wurde da getauft zugleich mit seinem Hausvolk von einem Priester. Sigmundr ließ nun Thrándr mit sich bringen, da er getauft war. Seither zog Sigmundr auf allen Inseln herum und ließ nicht ab, bis alles Volk darauf gechristnet war. Im Sommer setzte er darauf sein Schiff in Stand und gedachte nach Norwegen zu fahren und König Ólafr seine Steuern und zugleich Thrándr von Gata zu bringen. Aber da Thrándr das merkte, daß Sigmundr im Sinne hätte, ihn zum König zu führen, bat er ihn, ihm diese Reise zu erlassen. Dieses wollte Sigmundr nicht zugestehen, und sobald Fahrwind war, lichtete er die Anker; aber sie waren nicht weit hinaus aufs Meer gekommen, da traf sie beides: starke Strömungen und ein großer Sturm, so daß sie zurück in die Faröer getrieben wurden, wo das Schiff entzweigeschlagen ward; alle Fracht verloren sie, aber das meiste Volk wurde geborgen. Sigmundr rettete Thrándr und viele andere. Thrándr sagte, daß die Reise nicht gut für sie ablaufen würde, wofern sie ihn gegen seinen Willen mitfahren ließen; aber Sigmundr sagte, daß er gleichwohl mitfahren sollte, unerachtet er keinen Gefallen daran hätte. Sigmundr nahm da ein anderes Schiff und sein eigen Gut, um es dem König anstatt der Abgaben zu bringen; denn er hatte nicht Mangel an fahrender Habe. Er stach nun ein andermal in See und kam jetzt etwas weiter des Weges als zuvor, aber traf wieder starken Gegenwind, der ihn zurück in die Faröer trieb und das Schiff entzweischlug. Sigmundr sagte, es scheine ihm, es sei große Hinderung für ihre Reise. Thrándr sagte, das würde so gehen, so oft er das versuchte, wenn er mitfahren sollte gegen seinen Willen. Sigmundr ließ da Thrándr los auf die Bedingung, ihm einen heiligen Eid zu schwören, daß er den christlichen Glauben haben und halten solle, aufrichtig und treu gegen König Ólafr und Sigmundr sein, keinen Menschen auf den Inseln verhindern oder abhalten wolle, ihnen Treue und Gehorsam zu erzeigen, sondern fördern und ausführen diese Botschaft des Königs Ólafr, und ebenso jede andere, die er ihm auf den Faröern auszuführen gebieten würde; und Thrándr beschwor ohne den mindesten Vorbehalt alles, was Sigmundr ihm vorzulegen ausfinden konnte. Thrándr zog demnächst heim nach Gata, und Sigmundr blieb ebenfalls den Winter über auf seinem Hof in Skuvö. Denn da er das letzte Mal zurückgetrieben wurde, war es schon tief im Spätjahre. Sigmundr ließ da das Schiff, welches am wenigsten beschädigt war, in Stand setzen, und den Winter über war alles ruhig auf den Faröer, und es fiel nichts Bemerkenswerthes vor."

Ein Volkslied, das sich bis heute erhalten hat und noch zum Tanze gesungen wird, schildert die Zwangsbekehrung in etwas anderer Weise. Sigmundr Brestisson zieht darin nach der Insel Svinö, an der Nordwestspitze der Gruppe, überfällt daselbst den Bondi (d. i. Bauer, Gutsbesitzer) Bjarni

im Schlafe und zwingt ihn mit Todesdrohung, den Glauben anzunehmen. Das Lied lautet in färingiſchem Dialekt (nur wenig vom Isländiſchen verſchieden) und in freier Ueberſetzung folgendermaßen:

Nú skàl tàka upp annan tátt,
og sigla norður til Svínoyjar brátt.

Nun ſoll anheben der zweite Geſang,
Wir ſegeln gleich nördlich noch Svinö entlang.

Í Svínoy býr ein menskur mann,
Bjarni bondi heitir hann.

Zu Svinö wohnt ein tapfrer Mann;
Ihn heißet Bjarni Bondi man.

Teir vundu upp segl í húnar hátt
og sigldu so til Svínoyjar brátt.

Sie hißten das Segel wohl auf am Maſt
Und fuhren gen Svinö ſonder Raſt.

Sjogvarnir bróta sum buðafles,
nú fór hann norður um Mjóvanes.

Es kochte die See wie Fleiſch im Topf,
So fuhren ſie nördlich um Mjóvakopf.

Sigmundur sigldi um Svínoyjar fjörð,
skútan bognaði sum ein gjörð.

Sigmundur fuhr um Svinö-Furt;
Es bog das Schiff ſich wie ein Gurt.

Kastar hann akker á hvítan sand,
firstur steig Sigmundur fótum á land.

Er wirft den Anker im weißen Sand,
Zuerſt ſetzt Sigmund den Fuß ans Land.

Tá ið hann kom í bondans gàrð,
allt lá folk í svövni hàr.

Und da er den Hof des Bauern traf,
Lag alles Volk in tiefem Schlaf.

Sigmundur dró út sína knív smá,
so listuliga letur hann lokur frá.

Sigmund ſein Meſſerlein zog herfür,
So ſchlau löst' er den Riegel der Thür.

Eg hàvi ei verið í Svínoy fírr,
nú skàl bróta bondans dir.

„Ich war in Svinö noch nie zuvor;
Nun mach' ich auf des Bauern Thor."

Ei vitsti Bjarni fírr enn tá,
Sigmundur ivir hans herðum stár.

Bjarni merkt nichts, was vor ſich geht,
Bis Sigmund ihm über den Schultern ſteht.

Fljóðið steig í serki fram:
vinn ikki gomlum manni skamm.

Hausfrau aus dem Bette ſchreit:
„Thu' nicht dem alten Mann ein Leid.

Gerið tigum ei tàð skamm,
at tàr drepið gamlan mann.

Thu' nicht dir ſelbſt die Schande an,
Zu tödten einen alten Mann."

Vil hann Bjarni kristin verða,
tá skàl eg honum einki gera.

„Wohlan, will Bjarni nur chriſtlich werden,
So werd' ich ihm machen keine Beſchwerden."

Tàð vàr bondans firsta orð,
hann bàð breiða dúk á borð

Das war des Bauern erſter Spruch:
„Breitet auf den Tiſch das Tuch!"

Tàð vàr bondans annað orð,
hann bàð bera màt á borð.

Das war des Bauern zweiter Spruch:
„Bringt zu eſſen uns genug!"

Tàð vàr bondans triðja orð,
hann bàð bera dreka à borð.

Das war des Bauern dritter Spruch:
„Bringt zum Trinken Glas und Krug!"

Hàr vàr bæði gleði og gàman,
Bjarni og Sigmundur drukku sàman.

Fröhlich und froh waren beide Mannen:
Bjarni und Sigmund tranken zuſammen.

Tàð vàr teirra gàman í,
teir drukku og dansaðu í dàgar ni.

Und ſollt' es nicht eine Freude ſein?
Sie tranken und tanzten Tage neun.

Tàð gjördi Sigmundur, meðan hann vàr
kristnaði Bjarni og allt hàr vàr.

Und das that Sigmund zu jener Zeit:
Taufte Bjarni und all' ſeine Leut'.

„Nun ging es“, meldet die Saga weiter, „mit dem Chriſtenthum auf den Faröern ebenſo wie allgemein ſonſt in dem Reiche der Jarle, daß jeder lebte, wie er wollte; ſie ſelbſt aber hielten ihren Glauben wohl. Sigmundr hielt ſeinen Glauben wohl und all ſein Gefolge, und er ließ auf ſeinem Hofe eine Kirche errichten. Von Thrándr aber wird erzählt, daß er ſeinen Glauben wirklich bedeutend abgeworfen habe, und alle ſeine Genoſſen.“

Sigmundr wurde hernach von Thrándr erſchlagen und in der von ihm erbauten Kirche begraben. Die Macht des Heidenthums war indeſſen für immer gebrochen. Es lebte nicht wieder auf. Thrándr ſelbſt lehrte ſeinen Pflegeſohn Sigmundr Leifsſon das Vaterunſer und anſtatt des Credo das Schutzengelgebet:

Ich hab' einen guten Engel.
Nicht gehe allein ich aus;
Meinen Füßen folgen
Fünf Gottesengel.
Bete ich mein Gebet,
Bringen ſie es zu Chriſtus;
Sing' ich Pſalmen ſieben,
Sorgt Gott für meine Seel'.

Als Sigmunds Mutter Thóra äußerte, das ſei wohl nicht ganz das richtige Credo, antwortete Thrándr: „Damit ſteht es ſo, wie du weißt, daß der Chriſt zwölf oder mehr Jünger hatte, und jeder von dieſen wußte ſein eigenes Credo; nun habe ich mein Credo und du dasjenige, was man dich gelehrt, und es gibt gar viele Credos, und es iſt dergleichen nicht bloß auf eine Weiſe recht.“

Der Hiſtoriker Jörgenſen findet in dieſem Zug einen Widerſpruch zu der ſonſtigen Charakteriſtik Thrándrs in der Färeyinga-Saga, der ſich indes völlig löſt, wenn man annimmt, daß Thrándr zwar lange ein ſehr hartnäckiger Heide war, das Chriſtenthum erſt nur gezwungen annahm, dann aber es ſich ſchließlich gefallen ließ und ſo gut betete, als es eben in ſeinen alten Kopf ging. Wenn Maurer den ſchönen Spruch eine „Formel zum Beſprechen“ nennt, ſo iſt dieſer Ausdruck offenbar in „Schutzengelgebet“ zu verbeſſern. Ob dieſes Gebet der Zeit Thrándrs angehört, oder erſt den ſpäteren mittelalterlichen Chroniſten der Sage, mag dahingeſtellt bleiben. Letzteres ſcheint mir wahrſcheinlicher. Jedenfalls haben wir in jenen Verſen ein altnordiſches Schutzengelgebet vor uns, das weit ins Mittelalter zurückreicht, da die Chroniſten immer aus lebendiger Volksüberlieferung ſchöpften, und das ſich auf den Faröer bis herab ins neunzehnte Jahrhundert erhalten hat, wie das ſchöne Paſſionsgedicht „Ljómur“ des Biſchofs Jón Araſon und wie die „Lilja“ auf Island. Wie die Andacht zur Madonna, ſo iſt auch jene zu den lieben heiligen Engeln

nicht mehr aus jener fernen stürmischen Inselwelt gewichen, nachdem sie einmal davon Besitz ergriffen.

Einen eigenen Bischof scheinen die Faröer erst am Anfang des zwölften Jahrhunderts erhalten zu haben. Als solcher wird Guðmundr genannt (1103 bis 1139), ein milder und freundlicher Mann. Im Winter wohnte er zu Kirkebö, auf einem der besten Gehöfte der Inseln, zu welchem der südliche Theil von Strömö mit 200 Stück Rindvieh und 5000 Schafen gehörte. Den Sommer über fuhr er von Insel zu Insel, um seines Hirtenamtes zu walten. Schon die Holzkirche, welche er zu Kirkebö baute, soll die schönste und stattlichste auf den Inseln gewesen sein. Sie genügte ihm aber noch nicht; er baute eine noch bessere von Stein und weihte sie dem heiligen Martyrer Magnús Jarl, demselben, welchem 1139 Rögnvald Jarl die prächtige Kathedrale zu Kirkwall auf den Orkney-Inseln widmete.

Ueber die reiche Dotation des Bisthums fehlen alle schriftlichen Quellen aus früherer Zeit. Erst nach mehr als fünfhundert Jahren hat der lutherische Pastor J. H. Schröter die mündlichen Ueberlieferungen gesammelt, welche darüber noch unter den Insulanern im Umlauf waren, sie aufgezeichnet und in der Kopenhagener Antiquarischen Zeitschrift veröffentlicht. Nach diesen Aufzeichnungen wurde auf den Faröer zwar gleich nach Annahme des Christenthums eine Kirche zu Kirkebö errichtet, aber ein Priester ließ sich daselbst nicht nieder. Die Insulaner blieben an die Priester gewiesen, welche auf der Reise von Norwegen nach Island gelegentlich bei ihnen Rast hielten. Der Hof zu Kirkebö gehörte einer reichen Wittwe Namens Aesa, welche sowohl durch ansehnliche Geschenke die Kirche ausstattete, die neben ihrem Hause stand, als auch die Geistlichen gastfreundlich aufnahm, die auf der Reise daselbst Gottesdienst hielten. So nahm sie auch den Bischof Guðmundr auf, der von Norwegen herüberkam, um auf den Faröern zu bleiben, unterstützte ihn bei seinen Visitationsreisen im Sommer, gewährte ihm gastlichen Winteraufenthalt und pflegte ihn, als er alt und gebrechlich wurde. Soweit enthält der Bericht nichts Ungereimtes; alles übrige ist aber so deutlich parteiisch gefärbt, daß man schon einen mehr als gewöhnlichen Glauben besitzen müßte, um es auf das bloße mündliche Zeugniß der heutigen lutherischen Färinger hin steif und festiglich für wahr zu halten. Ich habe mich gewundert, daß angesehene Historiker ein so luftiges Zeugniß wie eine zuverlässige Quelle behandelten. Oder soll ich auf die Aussage einiger Färinger Fischer und Mütterchen hin, welche noch fähig sind, einen Seehund für einen Kobold zu halten, annehmen, daß die fromme Stifterin von Kirkebö vor 500 Jahren zugleich die hochmüthigste und leichtfertigste Frau auf den Inseln gewesen sei, der erste Bischof ein schwacher Greis, der ihr alles nachsah, der zweite Bischof aber ein so raffinirter Bösewicht, daß er sie zum Bruch des Fastengebotes am Char-

freitag verführen ließ, um infolge deſſen ihr ganzes Eigenthum für die Kirche zu confiſciren und ſie hilflos auf eine öde Felſeninſel zu verſtoßen, wo ſie dann ſchon vor Ende des 12. Jahrhunderts die glorreiche „Reformation“ und „Säculariſation“ als Rache für die ihr angethane Unbill prophezeit? Wer das „glauben“ kann, der mag dann freilich auch „glauben“, daß die Dänen des 16. Jahrhunderts aus purer Liebe zum „reinen Evangelium“ alles Kirchengut auf den Inſeln wie in Island eingeſackt und das arme Volk durch ihr Handelsmonopol nahezu völlig ausgeſogen und an den Bettelſtab gebracht haben!

Von Trangisvaag bis Edinburgh brauchten wir diesmal zwei und einen halben Tag und zwei Nächte. Wir wären noch raſcher angekommen, hätte nicht am erſten Abend ſchon ein Unwetter unſere Fahrt durchkreuzt, das mir faſt wie ein kleiner Sturm vorkam; es waren wenigſtens alle Anfänge eines ſolchen vorhanden. Als wir zur Bucht von Trangisvaag hinausfuhren, hatten wir noch das herrlichſte Wetter. Unter ſonnigem Himmel ſteuerten wir an dem großen und kleinen Dimon vorbei — zwei wilde Felſeninſeln, welche wie Burgen ſich aus dem Meere erhoben. Dann gab es noch eine ſehr anmuthige Sicht auf die langgeſtreckte Hügelkette von Suderö. Ein friſcher Wind ſchwellte alle Segel, welche das Schiff beſaß, und ſo fuhren wir mit doppelter Kraft des Dampfes und des Windes. Gegen Abend nahm jedoch der letztere in unerfreulicher Weiſe zu. Das Meer ward unruhig, die Wellen höher und mit immer reicherem Schaum gekrönt. Der Capitän commandirte: Die Segel herunter! und da hatten wir denn Gelegenheit, die Hurtigkeit und Gewandtheit der Matroſen zu bewundern, die wie Katzen die Strickleitern hinaufkletterten bis hinauf zum Maſt und an die äußerſten Raaen und flugs Segel um Segel eingereſft hatten. Es war auch Zeit, denn das Schiff begann ſchon ein wenig zu tanzen. Große Wogen ſpritzten hoch am Spriet auf und auch wohl ein wenig über das Verdeck herein. Je mehr es dunkelte, deſto ſchöner ward der Anblick des ergrimmten Elementes, der einhertoſenden Wellen, des blitzenden Schaumes, des auf- und niederwogenden Schiffes. Ich bedauerte ordentlich, nicht ſeemänniſch geſchult zu ſein, um das Schauſpiel noch länger zu genießen. Allein ſo war es klüger, zeitig die Koje aufzuſuchen, alles Bewegliche darin möglichſt zu befeſtigen und ſich dann, eingepuppt wie ein Trichterwickler, in den Schlaf wiegen zu laſſen, wie einſt in glücklicher Kinderzeit.

Viel hatte der kleine Sturm nicht auf ſich, wie uns die Seeleute lächelnd verſicherten, die ſämmtlich ſchon Ernſteres erlebt hatten. Immerhin kamen wir während der Nacht nur ein paar Meilen voran, und erſt am folgenden Abend zeigte ſich der Leuchtthurm auf Duncansby-Head, an der nördlichſten Spitze von Schottland.

Den darauffolgenden Morgen fuhren wir in leichtem Nebelregen die ſchottiſche Küſte entlang. Gegen Mittag hellte es ſich auf. Montroſe, Ar-

broath und andere Ortſchaften traten deutlich in Sicht. Mit wahrem Jubel begrüßte ich wieder Wald und Bäume und freute mich an der Neugier und dem Staunen der isländiſchen Studenten, welche hier zum erſten Male Wald, größere Städte, Eiſenbahnen und das bunte Leben moderner Induſtrie vor ſich ſahen. Bei herrlicher und voller Abendbeleuchtung paſſirten wir die ſteile Felſenklippe des Leuchtthurmes Bell Rock und die kleine Inſel May, in deren Nähe wir über hundert weiße Segel — meiſt Fiſcherbarken — auf dem Meere zählten, während in der Ferne der wunderliche Baß Rock auftauchte. Es war ein bezauberndes Bild voll Leben und Freudigkeit. Im Firth of Forth begegneten uns dann ſchon größere Segler und Dampfer. Die Pracht der Landſchaft trat näher an uns heran, und endlich raſteten wir im bunten Treiben der Rhede von Leith, vor uns die Salisbury Craigs und das Felſenſchloß der ſchottiſchen Könige, welches die Kapelle der hl. Margaretha krönt.

Während das Schiff auf die Einfahrt in die Docks wartete, ſangen uns die Isländer wieder von der Bergkönigin Ísafóld, die Dänen vom „König Chriſtian am hohen Maſt"; die jungen Leute aus den Farörern aber reihten ſich zu einem jener alten Ringeltänze, zu denen ſie ſich ſelbſt die Melodie ſingen. Den Text dieſer Melodien bilden Volksballaden, die noch aus dem Mittelalter herrühren. Ja, in einigen derſelben lebt noch die älteſte germaniſche Heldenſage weiter, beſonders diejenige Sigurds, des Siegfrieds unſeres Nibelungenliedes. Nachdem das Verſtändniß für die runenhaften Lieder der Edda abgenommen, wurde nämlich im ſpätern Mittelalter die Heldenſage in breiten Proſaromanen ausgeführt, aus dieſen wieder in die ſogen. Rímur oder Volksballaden umgeſtaltet und ſo haben ſie ſich noch zum Theil im lebendigen Gedächtniß des Volkes erhalten. Dieſe Balladen ſind recht friſch und volksmäßig, aber, den langen Winternächten entſprechend, zu deren Aufheiterung ſie beſtimmt waren, ſehr breit und lang. Das Sigurdslied allein hat 11 verſchiedene Stücke, und von dieſen hat die Epiſode vom Schmied Regin allein 131 Strophen, diejenige von Brunhild 50 Strophen. Dabei hat jede dieſer zahlloſen Strophen immer wieder denſelben Refrain, in welchem Sigurðr der Drachentödter und ſein Pferd Grani gefeiert wird. So beginnt die Epiſode von Brunhild mit dem Vers:

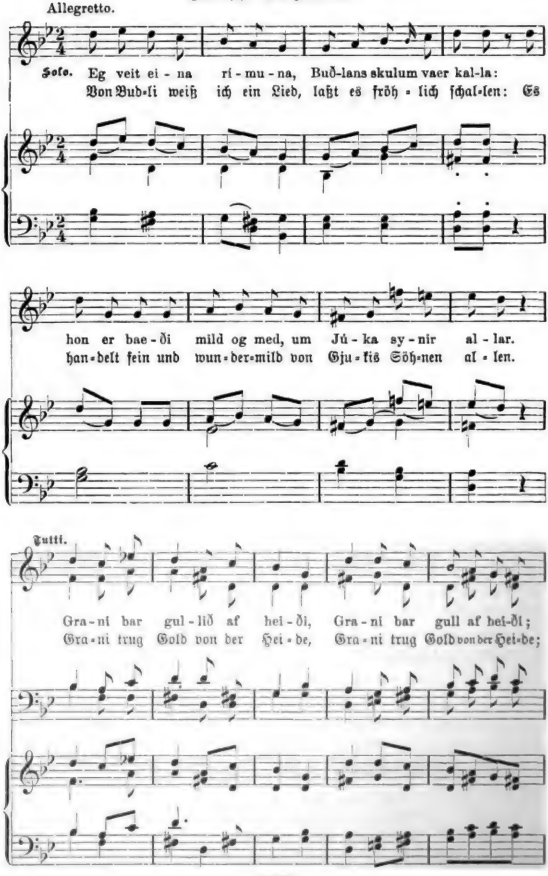
Von Budli weiß ich ein Lied,
Laßt es fröhlich ſchallen,
Es handelt fein und wundermild
Von Gjuki's Söhnen allen.

Dann folgt der allgemeine Kehrreim:

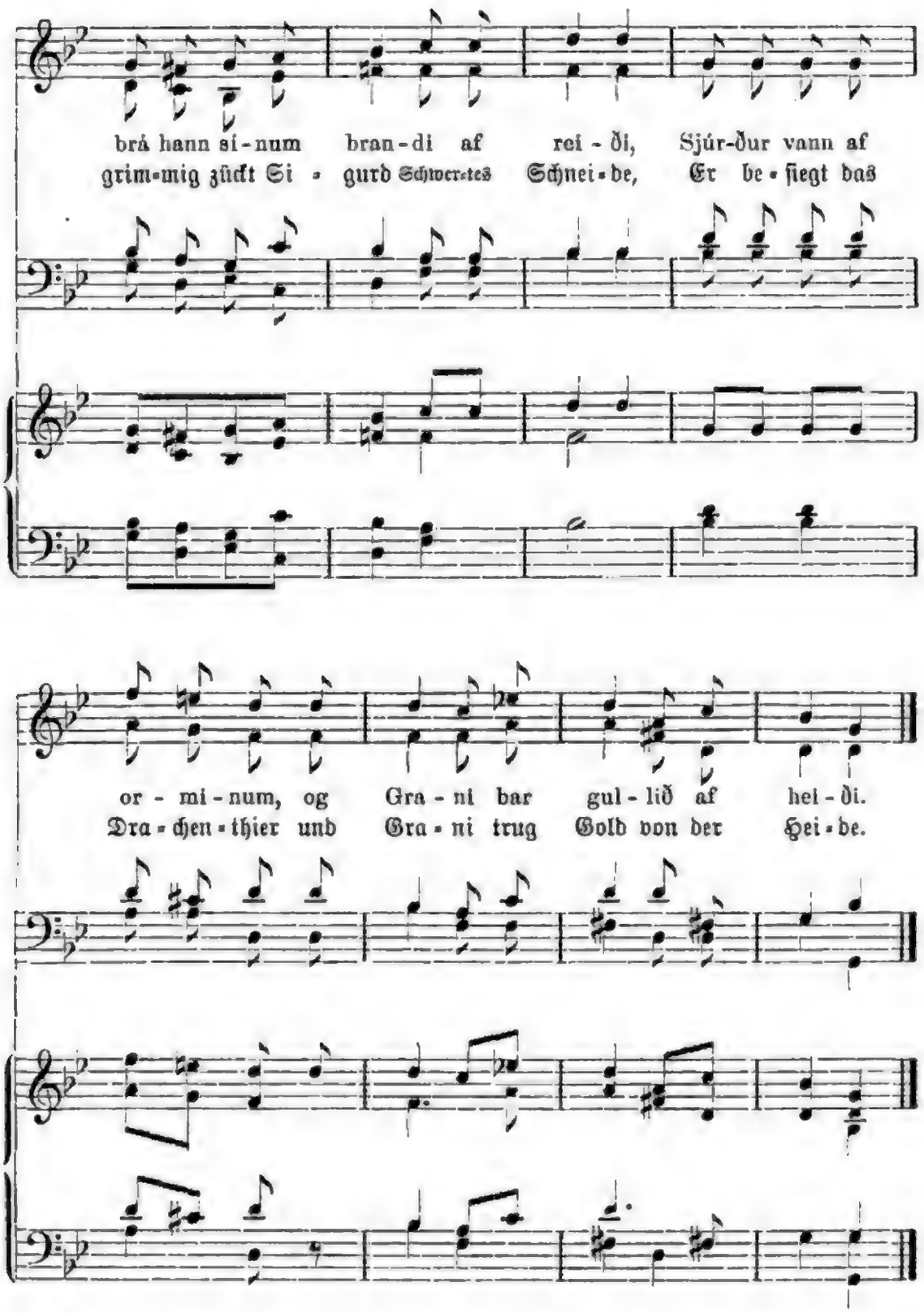
Grani trug Gold von der Heide,
Grimmig zückt Sigurd Schwertes Schneide.
Er überwand das Drachenthier
Und Grani trug Gold von der Heide.

Das Lied von Brunhild und Sigurd.

Faröiſche Tanzmelodie.



Digitized by Google



Als wir tags darauf die belebten Straßen Edinburghs durchwanderten, war mir ordentlich zu Muthe, als hätte ich ein Stück Robinſonade durchgemacht. So neu, fröhlich, intereſſant kam mir alles vor. Es kann auch kaum einen ſchroffern Contraſt geben, als die Factoreien am Eskifjördr und all' die Paläſte an Prince's Street; die Fiſchereiplätze von Trangisvaag und den herrlichen Park um Walter Scotts Monument; das ärmliche Fort von

Thorshavn und das stolze alte Castle von Edinburgh, wie es hoch und herrlich Alt- und Neustadt überragt. Natürlich war es eine große Freude, einmal wieder in einer schönen Kirche Messe zu lesen, und dann statt unter Fremden und Protestanten unter vielen Katholiken, Freunden und Mitbrüdern zu sein.

Lange konnte ich indes Edinburgh nicht genießen. Von den zwei Ponies, welche Graf Waldburg in Island gekauft und mit einem englischen Dampfer vorausgesandt hatte, hatte der eine unter ein paar Hundert anderen Pferdchen seine Signatur verloren: er war nicht mehr zu finden. Mr. Slimon, der Inhaber jenes Dampfers, bot zur Entschädigung unserm Freunde an, sich aus vielen Hundert Ponies, welche auf einem Gute in der Nähe des Verkaufs harrten, sich den besten selbst auszusuchen. Ich mußte ihn als Dolmetsch begleiten und hatte nun zum ersten Male in meinem Leben das Glück, auf Pferdehandel zu gehen. Es war mir wirklich interessant, das Schicksal der lieben kleinen Thiere, welche mir auf Island so viel Freude gemacht, noch weiter zu verfolgen. Zunächst eilten wir wieder hinab nach Leith aufs Comptoir des Mr. Slimon, eines ebenso geschickten als gewinnenden Geschäftsmannes. Er gab uns einen Commis mit, der uns in einem Wagen zur Stadt hinaus kutschiren ließ — über eine Stunde weit. Wir kamen an Fettes' College vorbei, einem gotischen Prachtbau, einer Schule im größten englischen Stil — der Stiftung eines Edinburgher Kaufmanns. Etwas weiter zeigte sich wieder ein großartiges Gebäude, das der Clerk Daniel Stewarts College nannte. Die Landschaft war wunderschön, von zahllosen Häusern und Häusergruppen, Gütchen und Villen belebt, links die Vorstädte von Edinburgh und dann die nahen Hügel, rechts der Firth of Forth mit seiner Gürtelbahn und seinem Schiffsverkehr. Nach einer guten Stunde hielten wir in Barnton Park, einem ausgedehnten Landgut, das einst einem reichen Herrn Namens Ramsay gehört hatte. Er war, wie der Clerk erzählte, ein großer Pferdeliebhaber — a great man for horse-races — und hatte sich mit diesem kostspieligen Vergnügen ruinirt. Mr. Slimon hatte dann die Besitzung an sich gebracht und hält nun in den verschiedenen Abtheilungen des großen Parkes die isländischen Ponies, die er durch seine Agenten in Island aufkaufen und mit seinen eigenen Dampfern nach Schottland bringen läßt. Daneben treibt er noch Handel mit isländischer Wolle und hat seine Dampfer auch zu Personentransport eingerichtet. Er hat sich mit dem gesammten isländischen Geschäft schon ein ansehnliches Vermögen erworben.

Die kleinen Pferde aus den Thälern des innern Island, ohne viel Umstände an einen der Küstenplätze getrieben, dann in die Schiffe gepackt, kommen gewöhnlich sehr ausgemergelt und schmutzig in Leith an. Da finden sie dann aber ein wahrhaft glückseliges Land. Der Park von Barnton ist von Waldparzellen und eigentlichen Parkanlagen in zahlreiche große, eingefriedigte Wiesen getheilt, wo die Ponies in Heerden von 50, 70 und mehr Stück frei weiden können — ein Gras, wie sie ihr Lebtag keines geschaut.

„Gráskjóna“, die Stute, welche Graf Waldburg am Fuße der Hekla gekauft, war kaum wieder zu erkennen, ſo fett und glatt ſchaute ſie jetzt drein. Auf wohlbekiesten Wegen wurden wir von einer Abtheilung zur andern gefahren. Drei ſtramme ſchottiſche Pferdeknechte ritten voraus, mit Peitſchen und Laſſos bewaffnet. Mit Hurrah, Hundegebell und Peitſchenknall wurden die Thiere jeder Abtheilung in eine Ecke zuſammengetrieben. Da ſtand ich denn zwiſchen dem wilden, vierbeinigen Geſindel an der Hecke als lebendiges Vocabular und überſetzte, ſo gut es ging, all' die Lobſprüche, welche die Pferdeknechte in breiteſtem Schottiſch den einzelnen Gäulen zollten, in ſchwäbiſches Deutſch. Oft genug überſchritten freilich ihre techniſchen Ausdrücke meinen gewohnten Ideenrayon, und ich mußte mittelſt Synonymik die ſpeciellſten Trefflichkeiten von Kopf, Hals, Bauch, Beinen u. ſ. w. eines jeden Subjects zu entziffern ſuchen. An Kraft und Natürlichkeit ließ dieſe Sprache nichts zu wünſchen übrig. Retournons à la nature! hätte Rouſſeau gewiß begeiſtert ausgerufen. Die Natur hat indes auch ihre Fatalität, ſo gut wie die Cultur. Es war keine Kleinigkeit, ſo zu überſetzen, während die Ponies immer wild herumrannten und den Ueberſetzer ihres Lobes mit Hufſchlägen bedrohten. Noch viel ſchwieriger war es für mich, unter dieſen Fluten von Lob, dieſem unruhigen Pferdegetrab, Peitſchenknall aus all' den belobten vorzüglichen Thieren das vorzüglichſte herauszufinden und danach meinen unmaßgeblichen Rath zu ertheilen. Vereinigte ſich nach mannigfachen Zweifeln mein Urtheil mit jenem des Grafen, dann begann erſt das tollſte Spiel. Der Pony merkte es und ſuchte zu entweichen, die Knechte mit ihren Laſſos und die Hunde hinter ihm her. Der Laſſo traf nicht immer, und dann ging eine wilde Jagd los, dergleichen ich noch nie geſehen. Alle anderen Ponies riſſen nach verſchiedenen Seiten aus. Nach unendlichem Wirrwarr ward endlich das „ſchönſte“ Pferd eingebracht und einer anatomiſch-phyſiologiſchen Unterſuchung unterworfen. Dann ſtellte ſich aber heraus, daß es nicht das „ſchönſte“ war, und nun begann die Jagd von neuem; erſt bei etwa 50, dann bei 70 anderen, dann wieder bei einigen 50 anderen. Mit dem nächſten Schiff, ſagte der Oberknecht, würden wiederum 700 erwartet; wenn der Herr Graf wolle, ſo könne er auch dieſe noch abwarten. Ich dankte im ſtillen dem Himmel, daß die 700 noch nicht da waren und daß ich ihre Vorzüge nicht mehr zu überſetzen brauchte. Unter ein paar Hundert wurde endlich doch der „ſchönſte“ Hengſt gefunden, und man konnte zurück nach Leith. In Leith angekommen, ließen wir die getroffene Wahl von Mr. Slimon ratificiren, welcher auch den Transport der beiden Pferde bis zur nächſten Bahnſtation bei Schloß Wolfegg übernahm. Ankaufspreis und Transportkoſten von Reykjavik bis Wolfegg eingerechnet, kam jedes der Thiere nur auf etwa 250 Mark zu ſtehen, und doch waren es zwei allerliebſte, kräftige, geſunde Dinger, welche einer vornehmen Equipage durchaus keine Unehre machten.

In Edinburgh trennte ich mich von meiner bisherigen Reisegesellschaft, welche um Mitternacht weiter nach Kopenhagen dampfte, während ich ein paar Tage in Schottland rastete und dann über Galashiels, Melrose, Hawick, Bellingham und Hexham nach New-Castle on Tyne fuhr, durch eine der schönsten Partien des schottischen Vorder- oder Grenzlandes, das Land Walter Scotts, und dann, ungefähr die Mitte der Cheviot-Berge kreuzend, durch einen Theil des in der Kirchengeschichte so bedeutsamen Nordhumbriens. Zu Melrose unterbrach ich die Fahrt, um noch einmal Abbotsford, den poetischen Landsitz Walter Scotts, zu besuchen. Welch ein Gegensatz gegen die Bilder der vorigen Wochen! Das mit allem Reichthum der Vegetation geschmückte schottische Grenzland, die reizenden Ufer des Tweed, all' diese Kirchen, Schlösser, Dörfer, Städtchen, das regste Leben moderner Industrie und daneben die lieblichste idyllische Landeinsamkeit — und mitten zwischen all' den ehrwürdigen Abtei- und Burgruinen das gotische Landschloß, welches der größte der schottischen Dichter sich aus lauter mittelalterlichen Elementen aufgebaut und worin er die merkwürdigsten Reliquien aus alter Literatur und Geschichte versammelt hatte, um das vielgeschmähte Mittelalter wenigstens in der Poesie neu aufleben zu lassen! Urgroßenkelchen des gemüthlichen „Grandfather", allerliebste blonde Lockenköpfchen — das älteste hieß ihm zu Ehren Walter —, spielten vor der ernsten Waffenhalle, die er mit den Wappen der Kers, Scotts, Turnbulls, Maxwells, Chisholms, Elliots und Armstrongs geziert hatte. Das Schloß hatte sich seit meinem frühern Besuch kaum verändert. Nur hatte es eine größere und schönere Kapelle erhalten, mit einem prächtigen Flügelaltar geziert. Nicht wenig erbaut und gerührt war ich, als der jetzige Besitzer, Herr Maxwell-Scott, ein Sohn des Lord Harries und Sprößling eines der edelsten schottischen Adelsgeschlechter, sich selbst einfand, um mir bei der heiligen Messe zu dienen, und mich bat, dieselbe doch für die Seelenruhe des Erzbischofs Vaughan in Sidney aufzuopfern, dessen plötzlichen Tod der Telegraph tags zuvor gemeldet hatte. Es gibt wirklich eine große internationale Verschwörung unter uns Katholiken, aber nicht des Hasses und des Umsturzes, sondern der Liebe und des Gebetes!

Noch des Morgens reiste ich weiter, traf glücklich den Zug in Melrose, der sogar die Güte hatte, eine oder zwei Minuten innezuhalten, bis ich mein Billet erhielt. In Hawick waren noch die Anstalten zu einer großen landwirthschaftlichen Ausstellung zu sehen, welche einige Tage zuvor unter dem Patronat des Herzogs von Buccleuch daselbst gehalten worden war. Es ist ein sehr freundliches Städtchen, mit schönen Landsitzen in der Nähe, alles reich und sorgfältig bebaut. Die Cheviotkette ist an der Stelle, wo die Bahn sie passirt, ziemlich niedrig; ich ward bei langsamem Ansteigen kaum aufmerksam darauf. Als ein höchst malerisches Specimen einer ältern englischen Stadt stellt sich Hexham dar, zwischen anmuthigen Hügeln ge-

legen. Schon vorher erreicht die Bahn das Flußthal des Tyne und zieht ſich ihm entlang bis New-Caſtle. In der Nähe dieſer Stadt muß die ländliche Gemüthlichkeit der Induſtrie weichen. Fabriken, Magazine, Arbeiterwohnungen, alles mehr oder weniger von Rauch geſchwärzt, drängen ſich immer näher an die Bahn und wachſen endlich zum dichten Netze einer geſchäftigen Fabrikſtadt zuſammen. Ein franzöſiſcher Abbé, der von New-Caſtle nach Abbotsfort kam, ſagte hier, die Reiſe ſei ihm wie jene Dante's von der Hölle durchs Fegfeuer in den Himmel vorgekommen. Das iſt nun jedenfalls ſtark; aber etwas iſt ſchon daran. Unmittelbar am Tyne, über den ſich eine große Eiſenbrücke ſpannt, ſtellt ſich die Stadt nichts weniger als anmuthig dar: ein unaufhörliches Gewühle von Schiffen, Nachen, Fuhrwerken aller Art und Menſchen zwiſchen meiſt ſehr praktiſchen, aber unſchönen Bauten. Ein kleiner Steamtender brachte uns um 3 Uhr in etwa einſtündiger Fahrt den Fluß hinab, der mich vielfach an den Clyde in Glasgow erinnerte, nach Tynemouth, wo der ganz neugebaute, herrliche Dampfer „Norge" uns aufnahm, das bequemſte Dampfſchiff, das ich bis jetzt getroffen.

Die Reiſegeſellſchaft beſtand theils aus norwegiſchen und engliſchen Geſchäftsleuten, theils aus engliſchen Touriſten, welche einen cheap trip nach Norwegen machen wollten. Die letzteren wogen vor. Obwohl die Nordſee ziemlich bewegt war, hatte ich bei der Größe und trefflichen Bauart des Schiffes gar nichts davon zu leiden, ſondern konnte mich aller Annehmlichkeiten einer Meerfahrt ungeſtört erfreuen. Eine friſche Briſe gemahnte daran, daß wir gen Norden fuhren, faſt bis zur Höhe der Orkney-Inſeln. Stundenlang brütete düſteres Gewölk über der melancholiſchen Flut; dann kämpfte ſich die Sonne durch und zauberte die prächtigſten Lichter über Himmel und Wellen hin. Das iſt ſo ſchön, daß man nicht müde wird, hineinzuſchauen in Sonnenglanz und Wellentanz, ohne eigentlich an etwas Beſtimmtes zu denken. Den vielbeliebten Vergleich des Meeres mit der norddeutſchen Heide halte ich aber für nicht ganz zutreffend. Die Heide iſt ſtill, ruhig, beſchaulich, träumeriſch; das Meer aber beſtändig am Arbeiten und Wühlen, wechſelnd in Licht, Farbe und Stimmung, beweglich und bewegt, ſtets zu Kampf und Revolution geneigt, nur durch Compromiß der Naturgewalten im Zaum gehalten und von der Erfindungskraft des Menſchen überwunden. Die Träumerei, welche die Heide anregt, geht darum ins Kleine, Weiche, Zarte, Empfindſame; die Träumerei am Meere bekommt etwas von der ſtärkenden Salzluft mit, lenkt ſich von ſelbſt aufs Große, Erhabene und Gewaltige. Dort waltet der Genius ruhigen Beſitzes und ſtillen Sehnens, hier der Genius unruhigen Strebens und unbändigen Freiheitsgefühls. Das folgende Lied des norwegiſchen Dichters Simon Olaus Wolff gibt die Hauptaccorde der Stimmung recht anſchaulich wieder:

Schön iſt das Meer, wenn es ſtahlblanke Schilde
Ruhig hinwälzet zum Vikingergrab;
Schön, wenn ſich ebnet ſein Wogengefilde,
Himmel und Wolken drin ſpiegeln ſich ab!
Herrlich, wenn abends die Sonne drauf ſtrahlet,
Feuer hinſprühend durchs blitzende Rund;
Lieblich, wenn Mondglanz in Herbſtnächten malet
Zitterndes Silber auf tiefblauem Grund.

Schön iſt das Meer, wenn des Sommers am Abend
Mächtige Wogen zum Ufer es ſchäumt,
Wenn ſich die Seele, drin badend und labend,
Tiefer ſtets taucht und Geheimniſſe träumt;
Wellen umarmend zum Reigen ſich ſchlingen,
Nixen ſich heben vom Grunde empor,
Winken hernieder und locken und ſingen
Hold zu der Harfen goldenem Chor.

Groß iſt das Meer, wenn es toſet und wettert
Zackig am Nordpol in nächtlicher Bucht,
Donnernd am Eiſe den Eisberg zerſchmettert,
Ragende Klippen peitſcht ſeine Wucht.
Ueber dem Sargtuch der ſchlummernden Lande
Nordlicht trauernd als Ampel glüht;
Doch das Meer ſprengt die tödtlichen Bande,
Frei und gewaltig zum Ufer es zieht.

Stolz iſt das Meer, wenn es zürnend ſich recket,
Stürme umprallen ſein ehernes Kleid,
Brauſend die ſchwellenden Arme es ſtrecket
Hoch zu den Wolken und tobet und dräut.
Feuer brennt Hügel und Berge zuſammen,
Erzene Burgen ſchmilzt ſeine Glut;
Aber das Meer trotzt Feuer und Flammen,
Sammelt im Kampf ſich nur wachſenden Muth.

Kühn iſt das Meer, und gewaltige Söhne
Hat es geboren im fruchtbaren Schoß:
Höret der Viking ſein Sturmesgedröhne,
Fühlt er ſich ſicher und mächtig und groß.
Hoch auf zum Himmel aus ſchäumenden Wellen
Spritzet der Walfiſch den ziſchenden Strahl;
Reitend den Drachen, den wilden, den ſchnellen,
Seekönig eilet zu Berge und Thal.

Rollt nicht die Nordſee noch heut' ihre Wogen
Rund um des Nordlands felſiges Reich,
Wölbet zum Grabmal ſtählerne Bogen
Ueber die herrlichſten Helden zugleich?
Brauſt ſie nicht hin über Schwerter und Rüſtung
Ruhmreicher Jarle in Hjörunga's Kluft?
Rauſchet ſie nicht an felſiger Brüſtung
Hoch über Svolder und Tryggvaſons Gruft?

Die Nordſee.

Wiegt mich, o See, deine ſchäumende Decke,
Steigen die Helden vom Grabe daher,
Fridthjof und Alf auf der ſauſenden Schnecke;
Blitz iſt ihr Schwert mir, ihr Antlitz das Meer,
Abendroth Blut an zerſchlagenen Schilden,
Sturm iſt ihr Kriegsruf in ſchwankender Schlacht,
Mond iſt die Norne: die Recken, die wilden,
Führt ſie gen Walhall in ſchimmernder Pracht.

Schwimmende Burgen ſeh' drüben ich ragen
Hoch auf der See mit todſchwangerer Laſt;
Nordlands Löwen die Wimpeln tragen,
Trotzig glüht er vom wankenden Maſt.
Blitz iſt ſein Auge und Donner die Stimme,
Kugeln auf Kugeln die Lüfte durchſprüh'n:
Tordenſkjöld naht mit des Donnerers Grimme,
Alles erbebt — und die Feinde entflieh'n.

Schwanweiß ringt mit dem Giſchte der Brandung
Gleich einer Möve das kämpfende Boot;
Feſt hält das Ruder an eichener Wandung
Muthig der Steurer und trotzet dem Tod.
Lilien ſtreut dem Normannen zum Kranze
Dankbar die See über Ginnungagap,
Während die Schnecke in hurtigem Tanze
Siegreich umſegelt das ſtürmiſche Cap.

Brauſe dein Sturmlied um Nordens Geſtade,
Herrliches Nordmeer, der Mannheit Idol!
Sing uns die Lieder der Freiheit und lade
Froh uns zum Siege von Pole zu Pol.
Sonnenglanz funkle im freudigen Blicke
Jedem Normannen zu Schiffe, zu Land.
Frei wie ſein Herz, wie der Heimat Geſchicke,
Woge uns Reichthum und Ehre zum Strand.

Es dunkelte, als wir Tynemouth verließen. Eine Nacht, einen Tag und noch eine Nacht fuhren wir auf der Nordſee dahin. Am zweiten Morgen ſchon zeigte ſich die norwegiſche Küſte.

Anhang.

I. Der älteste Bericht eines Deutschen über Island.

(Um 1070.)

Die ersten Nachrichten über Island vermittelte den Deutschen Adam von Bremen, der Chronist der Hamburger Erzbischöfe, um das Jahr 1070, also etwa 70 Jahre, nachdem Island christlich geworden, 14 bis 20 Jahre, nachdem der erste Isländer Ísleifr (1056) in Bremen selbst zum Bischof für Skálholt geweiht worden war. Sein Bericht, der sich auf Mittheilungen des ihm befreundeten Dänenkönigs Svend Estridsson stützt, lautet also [1]:

„Die Insel Thyle, welche durch unendlichen Raum von den übrigen getrennt, weit draußen mitten im Meer gelegen ist, gilt", wie es heißt, „für kaum bekannt." Ueber sie wird sowohl von römischen als von barbarischen Schriftstellern vieles vermeldet, was der Mittheilung werth ist. „Zu äußerst von allen", sagen sie, „liegt Thyle, wo es während des Sommersolstitiums, wenn die Sonne durch das Zeichen des Krebses geht, keine Nacht gibt, während des Wintersolstitiums ebenso keinen Tag. Das geschieht, wie einige glauben, alle sechs Monate." Derselbe Beda schreibt, „die hellen Sommernächte versprächen unzweifelhaft, daß es während des Solstitiums immer Tag bleibe, wenn sich dagegen die Sonne dem Winter zuwende, immer Nacht". Pytheas von Marseille schreibt, „das geschehe auf der Insel Thyle, die um sechs Tage Seefahrt von Britannien entfernt liege". Dieses Thyle wird gegenwärtig Island genannt, von dem Eis, das bis zum Ocean herabreicht. Darüber wird auch die Merkwürdigkeit berichtet, daß selbiges Eis vor Alter so schwarz und hart erscheint, daß es angezündet brennt [2]. Es ist aber eine

[1] Pertz, Mon. Germ. VII, 384. 385.

[2] Das lautet sehr komisch, ist aber in Wirklichkeit gewiß zu entschuldigen, wenn man die damaligen Kenntnisse der Naturwissenschaft in Betracht zieht. In der Eisregion, ja fast unmittelbar unter dem Eise, findet sich der „Surtarbrandr", die schwarze, brennbare Kohle, welche als eine der Merkwürdigkeiten Islands gilt. Es ist wahrscheinlicher, daß Adam um diese gewußt, als daß sich seine Angabe auf Plinius und Beda stützt. Weder bei Plinius (Hist. Nat. II. 75) noch in der angezogenen Stelle des Beda (De rat. temp. c. 31) steht etwas dergleichen.

ſehr große Inſel, ſo daß ſie viele Völker beherbergt, die bloß vom Ertrag ihres Viehes leben und mit deſſen Fellen ſich bekleiden: es gibt dort kein Getreide, nur ſehr wenig Holz, weshalb die Bewohner in unterirdiſchen Höhlen leben, Haus und Lager gemeinſchaftlich mit ihrem Vieh theilend. Deshalb führen ſie in Einfalt ein heiliges Leben, und da ſie nichts mehr ſuchen, als was die Natur ihnen gewährt, ſo können ſie fröhlich mit dem Apoſtel ſagen: „Nahrung und Kleidung habend, ſeien wir damit zufrieden.“ Denn ihre Berge gelten ihnen für Städte, ihre Quellen für Wonne und Herrlichkeit. Ein glückliches Volk fürwahr, deſſen Armuth niemand beneidet, und am glücklichſten dadurch, daß jetzt alle das Chriſtenthum angenommen haben. In ihren Sitten beſitzen ſie viele Vorzüge, vorab die Liebe, vermöge welcher ſie ihr Gut mit fremden Ankömmlingen wie mit den Eingebornen theilen. Ihr Biſchof gilt ihnen als König; auf ſeinen Wink achtet das ganze Volk; was immer er kraft göttlicher Autorität, gemäß der Schrift und der Sitte anderer Völker ihnen vorſchreibt, das nehmen ſie als Geſetz auf[1]. [Hierfür hat unſer Metropolit Gott unendlich gedankt, daß ſie zu ihrer Zeit bekehrt wurden, obwohl ſie vor Annahme des Glaubens einigermaßen das Naturgeſetz beobachteten und deshalb nicht ſo ſehr von unſerer Religion abwichen.] Auf ihre Bitten hat er einen ſehr heiligen Mann, Namens Isleph, zum Biſchof geweiht. Derſelbe wurde aus eben dieſem Lande zum Papſte geſandt, und von dieſem unter ganz außergewöhnlichen Ehrenbezeugungen längere Zeit in Rom zurückgehalten, und erwarb ſich dabei die nöthigen Kenntniſſe, um die erſt kürzlich zu Chriſtus bekehrten Völker in der Heilslehre zu unterrichten. Durch ihn ſchickte der Erzbiſchof Briefe an die Isländer und Grönländer, grüßte ehrfurchtsvoll ihre Kirchen und verſprach ihnen, baldigſt ſelbſt zu ihnen zu kommen, um das Maß ihrer Freude zu erfüllen. Mit Rückſicht auf dieſe Worte darf man den trefflichen Willen loben, den der Biſchof gegen die Geſandtſchaft an den Tag legte, da wir ja wiſſen, daß auch der Apoſtel zur Verkündigung des göttlichen Wortes nach Spanien reiſen wollte, aber dieſen Plan nicht ausführen konnte. Das habe ich der Wahrheit gemäß über die Isländer und das äußerſte Thyle erfahren, das Fabelhafte übergehe ich.

[1] Ein Scholium (151 bei Lappenberg, Pertz) bemerkt hier: Civitas ibi maxima est Scaldholz.

II. Charakteriſtik Islands aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts.

(Von Giraldus Cambrenſis [Gerald de Barry], geb. 1146, lebte noch 1220 [1].)

Ysland iſt die größte der nördlichen Inſeln, um drei Tage Seefahrt nördlich von Irland gelegen. Die Bevölkerung iſt wortkarg und wahrheitsliebend. Denn ſie redet wenig und kurz und gebraucht den Eid nicht, da ſie nicht zu lügen weiß. Denn nichts verabſcheut ſie ſo, wie die Lüge. Bei dieſem Volk iſt der König zugleich Prieſter, der Fürſt zugleich Oberhirt. In dem Biſchof vereinigen ſich nämlich die Rechte der bürgerlichen Gewalt und des Prieſterthums. Dieſes Land nährt und entſendet große und edle Falken und Weihen. Blitz und Donner ſind daſelbſt äußerſt ſelten; dagegen haben ſie an einer andern, weit größern Heimſuchung zu leiden. Alljährlich oder alle zwei Jahre bricht aus irgend einem Theil der Inſel Feuer hervor, brauſt mit Sturmesgewalt dahin und brennt alles zuſammen, was ihm begegnet; woher aber dieſes Feuer ſtammt, aus der Höhe oder aus der Tiefe, iſt ungewiß.

[1] Giraldi Cambrensis Topographia Hiberniae I. cap. 13. — Im Chronicon de Lanercost (geſchr. um 1346) taucht ſchon die abergläubiſche Vorſtellung auf, daß ſich auf Island ein Thor der Hölle befinde. Von Wilhelm, Biſchof auf den Orkaden, der England 1275 beſuchte, wird erzählt: „Dixit quod in Yslandia aliquo loco ardet mare spatio unius milliaris et relinquit post se scoriam nigram et sordidam. Alibi erumpit ignis e terra in certo tempore, septimo vel quinquennio, ac ex inopinato. Comburit villas et omnia reperta nec potest extingui aut fugari, nisi per aquam benedictam manu sacerdotali consecratam. Quodque mirabilius est, dixit, quod audiri possunt in illo igne sensibiles vagitus animarum ibidem tortarum.“ Chronicon de Lanercost, ed. Jos. Stephenson, Edinb. 1839, p. 97.

III. Verzeichniß des katholiſchen Epiſkopats von Island.

Von 1056—1550.

(Nach Jón Sigurdsson, Safn til Sögu Íslands. 1856.)

A. Die Biſchöfe von Skálholt.

	Geweiht.	Geſtorben.
1. Ísleifr Gizurarſon	1056	1080
2. Gizur Ísleifsſon	1082	1118
3. þorláfr Runólfsſon	1118	1133
4. Magnús Einarsſon	1134	1148
(Hallr Teitsſon, erwählter Biſchof, reiſte ins Ausland, um die Weihe zu erhalten, und ſtarb in Utrecht 1150.)		
5. Klaengr þorſteinsſon	1152	1176
6. þorláfr þorhallsſon, der Heilige	1178	1193
7. Páll Jónsſon	1195	1211
(Teitr Beſſaſon, erwählter Biſchof, ſtarb ohne Weihen in Norwegen.)		
8. Magnús Gizurarſon	1216	1236
(Magnús Guðmundarſon, erwählter Biſchof, ſtarb ungeweiht.)		
9. Sigurdr þjettmarsſon, Norweger	1238	1268
10. Árni þorlákſsson (genannt Staða-Árni)	1269	1298
(Runólfr Sigmundarſon, Abt und Bisthumsverweſer von 1290—1304.)		
11. Árni Helgaſon	1304	1320
(Ormr þorſteinsſon, erwählter Biſchof, ſtarb ungeweiht. Ormr Steinsſon ſtarb auf einer Romreiſe. Grimr Skútuſon war drei Monate Biſchof; Ort ſeines Todes unbekannt.)		
12. Jón Halldórsſon	1322	1339
13. Jón Indriðaſon, Norweger	1339	1341
(Sigmundr Einarsſon, Official.)		
14. Jón Sigurdarſon	1343	1348
15. Gýrdr Ivarsſon	1349	1360
(Snorri þorleifsſon, Official.)		
16. þórarinn Sigurdarſon, Norweger	1363	1364
(Snorri þorleifsſon, Official.)		
17. Oddgeir þorſteinsſon, Norweger	1366	1381
(Páll, pr. Official.)		
18. Michaël, Däne	1383	?
(þorſteinn Snorraſon, Abt von Helgafell, Official 1391.)		

	Geweiht.	Geſtorben.
19. Vilchin (Vilhjalmr), Däne	1394	1406
(Vermundr, Abt von Helgafell, Official von 1406 bis 1408 des Weſtlandes. Oddr Jónsſon, Official des Südlandes 1406—1408. þórarinn Andrjesſon, Official des Oſtlandes 1406—1408.)		
20. Jón, Norweger oder Däne	1408	1413
21. Árni Ólafsſon, der Milde	1413	1430
(War von 1419 an abweſend.)		
22. Jón Gerreksſon, Däne	1430	1433
23. Jón, ein Däne (?)	1434	?
24. Godſvin (ein Däne oder Deutſcher)	1437	1448
(Steinmódr, Abt von Videy, Official 1448.)		
25. Marcellus	1449	1460
(Nie in Island; in ſeinem Namen verwalteten die Diöceſe: Gottſkálk, Biſchof von Hólar 1449—1457. Matthäus, nannte ſich Biſchof von Hólar 1457. 1458. Andreas, Biſchof von Grönland 1459—1462.)		
26. Jón Stephánsſon Krabbe, Däne	1462	1465
27. Sveinn Pjetursſon, der Seher	1466	1476
28. Magnús Eyjólfsſon	1477	1490
29. Stephán Jónsſon	1491	1518
30. Ögmundr Pálsſon	1521	1542

B. Die Biſchöfe von Hólar.

1. Jón Ögmundarſon, der Heilige	1106	1121
2. Ketill þorſteinsſon	1122	1145
3. Björn Gilsſon	1147	1162
4. Brandr Saemundarſon	1162	1201
5. Guðmundr Araſon, der Gute	1203	1237
(Kygri-Björn Hjaltaſon, erwählter Biſchof, ſtarb auf ſeiner Romfahrt.)		
6. Bótólfr, Norweger	1238	1246
(Sigurðr, Biſchof von Skálholt, Viſitator 1243—1244.)		
7. Heinrekr Karlsſon, Norweger	1247	1260
(Nur 5 Jahre in Hólar anweſend.)		
8. Brandr Jónsſon	1263	1264
9. Jörundr þorſteinsſon	1267	1313
10. Auðunn þorbergsſon, der Rothe, Norweger	1313	1321
11. Laurentius Kálfsſon	1323	1330
12. Egill Eyjólfsſon	1331	1341
(Einar Haflidaſon, Official 1341.)		

	Geweiht.	Gestorben.
13. Ormr Ásláksson, Norweger	1342	1356
(Arngrímr, Abt von þingeyrar, Official. þorstein Hallsson, Official.)		
14. Jón skalli Eiríksson, Norweger	1358	1391
(Zum Bischof für Grönland geweiht 1343, kam nach Island 1358. Einar Hafliðason, Official 1391.)		
15. Þjetr Nikolássson, Däne	1392	1402 (?)
(þorðr þorðarson, Steinmoðr þórsteinsson, Halldór Loptsson, Officiale 1403.)		
16. Beinir	1402	1414
(Logi Stigsson, Official 1406. Jón þorfinnsson, Official. Jón, Bischof von Skálholt, Visitator 1409. Jón Hallfreðarson, Abt von Vera, Visitator 1413—1414.)		
17. Jón Tofason, Däne	1415	1423
(Kam nach Island 1419; unterdessen verwaltete die Diöcese Árni, Bischof von Skálholt 1415—1419. Michael, Official 1423—1424.)		
18. Jón Jónsson	1424	1427
(Jón, Abt von þykkvibær, Official 1426. Jón Pálsson, Official 1427—1429.)		
19. Jón Vilhjálmsson	1425	1435
(þorkell Guðbjartsson, Official 1436.)		
20. Jón	1436	?
(Godsuin, Bischof von Skálholt, Bisthumsverweser 1437—1444.)		
21. Gottskálk Gottskálksson, Norweger	1442	1457
(Kam nach Island 1444. Jón Pálsson, Official 1457 bis 1459. Matthäus, nannte sich Bischof von Hólar 1450 bis 1458.)		
22. Ólafr Rögnvaldsson, Norweger	1459	1495
(Jón þorvaldsson, Guðmundur Jónsson, Officiale.)		
23. Gottskálk Nikolássson, Norweger	1498	1520
(Jón Arason, Official 1521—1522.)		
24. Jón Arason	1524	1550

Während der 486 Jahre seines Bestandes war der bischöfliche Stuhl von Skálholt mithin 328 Jahre lang mit Isländern besetzt, nur 158 Jahre mit Ausländern, derjenige von Hólar 225 Jahre mit Isländern, 219 Jahre mit Ausländern, wenn man die in kirchlicher wie politischer Hinsicht mit Island so eng verbundenen Norweger gerechter Weise einfachhin als Ausländer bezeichnen darf. Von den 54 Bischöfen des Mittelalters überhaupt waren 26 Isländer, 15 oder 16 Norweger, nur 12 oder 13 Ausländer (d. h. Dänen, Engländer oder Deutsche). Darnach ist die Ansicht eines sonst hochverdienten Historikers zu berichtigen, das ganze Mittelalter hindurch seien die isländischen Bischofsstühle fast ausschließlich mit Ausländern besetzt worden.

IV. Die Geſetzesſprecher der Republik Island von 927 bis 1271.

(Nach Jón Sigurðsson, Safn til Sögu Íslands. 1860.)

Lögſögumenn.		Gleichzeitige Herrſcher von Norwegen.
1. Úlfjótr	927—929	Haraldr Hárfagri (Schönhaar) 872—931.
2. Hrafn Ketilsſon haengs	930—949	Eirikr (Blödöx) 931—935. Hákon Aðalſteinsfóſtri 935—961.
3. þórarinn Ragabróðir, Óleifsſon	950—969	Herrſchaft der Erichsſöhne und des Jarl Hákon 961—995.
4. þorkell máni, þorſteinsſon	970—984	
5. þorgeir Ljósvetninga goði, þorkelsſon . .	985—1001	Óláfr Tryggvaſon 995—1000.
6. Grimr Svertningsſon	1002—1003	Däniſch-ſchwediſche Herrſchaft in Norwegen 1000—1015.
7. Skapti þóroddsſon .	1004—1030	Óláfr Haraldsſon, der Heilige 1015—1030.
8. Steinn þorgeſtsſon .	1031—1033	Magnús Óláfsſon, der Gute 1030—1047.
9. þorkell Tjörfaſon .	1034—1053	Haraldr Harðráði 1047—1066.
10. Gellir Böllverksſon .	1054—1062	
11. Gunnar hinn ſpaki, þorgrimsſon . . .	1063—1065	Óláfr Kyrri (der Stille) 1066—1093.
12. Kolbein Floſaſon .	1066—1071	
13. Gellir Böllverksſon (zweites Mal) . .	1072—1074	
14. Gunnar þorgrimsſon (zweites Mal) . .	1075	
15. Sighvatr Surtsſon .	1076—1083	
16. Markús Skeggjaſon .	1084—1107	Magnús Berfaettr 1093—1103. Eyſteinn, Sigurðr und Óláfr 1103. Óláfr †1115, Eyſteinn 1122, Sigurðr der Jeruſalemsfahrer 1130.
17. Úlfhjeðinn Gunnarsſon	1108—1116	
18. Bergþór Hrafnsſon .	1117—1122	
19. Guðmundr þorgeirsſon	1123—1134	Magnús Sigurðsſon der Blinde und Haraldr Gilli 1130—1136.
20. Hrafn Úlfhjeðinsſon .	1135—1138	Ingi und Sigurðr, Haraldsſöhne 1137, Sigurðr † 1155, Ingi † 1162.
21. Finnr Hallsſon . .	1139—1145	Eyſteinn Haraldsſon u. Magnús Haraldsſon
22. Gunnar Úlfhjeðinsſon	1146—1155	1142, Magnús † 1145, Eyſteinn 1157.

Lögſögumenn.		Gleichzeitige Herrſcher von Norwegen.
23. Snorri Hunbógaſon	1156—1170	Hákon Sigurdsſon Herdibreidr 1157—1162. Magnús Erlingsſon 1164—1184.
24. Styrkár Oddaſon .	1171—1180	
25. Gizur Hallsſon . .	1181—1200	Sverrir Sigurdsſon, König der Birkebeiner 1177—1202.
26. Hallr Gizurarſon .	1201—1209	Hákon Sverrisſon 1202—1204. Guthorm Sigurdsſon und Ingi Bardsſon 1204. Unruhen.
27. Styrmir hinn Fródi, Káraſon	1210—1214	
28. Snorri Sturluſon .	1215—1218	Hákon Hákonsſon der Alte 1217—1263.
29. Teitr þorvaldsſon .	1219—1221	
30. Snorri Sturluſon (zweites Mal) . .	1222—1231	
31. Styrmir Káraſon (zweites Mal) . .	1232—1235	
32. Teitr þorvaldsſon (zweites Mal) . .	1236—1247	
33. Ólafr þórdarſon, hvítaſkáld	1248—1250	
34. Sturla þórdarſon .	1251	
35. Ólafr þórdarſon (zweites Mal)	1252	
36. Teitr Einarsſon .	1253—1258	
37. Ketill þorláksſon . .	1259—1262	
38. þorleifr hreimr, Ketilsſon	1263—1266	Magnús Hákonsſon Lagabaetir (der Geſetzesbeſſerer) 1263—1280.
39. Jón Einarsſon . .	1267	
40. þorleifr Ketilsſon (zweites Mal) . .	1268	
41. Jón Einarsſon (zweites Mal)	1269—1270	
42. þorleifr Ketilsſon (drittes Mal)	1271	
Untergang der Republik.		

V. Einar Ásmundsſons Vorſchläge zur Hebung Islands.

Der engliſche Rheder Bligh Peacock aus Sunderland glaubte mit Recht, daß es für die Hebung Islands am wichtigſten wäre, daß die Einwohner ſelbſt ſich eingehend mit den Fragen ihres materiellen Fortſchritts beſchäftigten, und ſetzte zu dieſem Zweck einen Preis von 5 Pfd. Sterl. für die beſte Schrift aus, welche ein Isländer hierüber verfaſſen würde. Die Isländiſche Literaturgeſellſchaft in Kopenhagen nahm das Anerbieten dankbar an und ſetzte ihrerſeits noch zwei Preiſe von 3 und 2 Pfd. Sterl. aus. Die meiſten der eingelieferten Arbeiten waren von ſchlichten Bauern verfaßt; ſo auch diejenige, welcher die Literaturgeſellſchaft den erſten Preis zuerkannte und welche Jón Sigurdsſon ſelbſt 1871 ſeinen Landsleuten aufs wärmſte anempfahl. Der Titel lautet:

Um framfarir Islands. Ritgjörd eptir Einar Ásmundsson, bónda i Nesi i Laufás sókn, soemd verdlaunum og géfin ut af hinn íslenzka bókmentafjelagi. Kaupmannahöfn 1871.

(Ueber den Fortſchritt Islands. Geſchrieben von Einar Ásmundsſon, Landwirth zu Nes in der Pfarre Laufás. Preisgekrönt und herausgegeben von der Isländiſchen Literaturgeſellſchaft.)

Einige Notizen aus dieſer Schrift werden unſere Beobachtungen theils ergänzen, theils beſtätigen.

1. Volksunterricht. Mit Recht erklärt Einar Ásmundsſon dieſen Punkt für den allerwichtigſten. Gibt es auch auf Island keine Analphabeten und beſitzt das Volk allgemein eine gute Durchſchnittsbildung und viel Leſeluſt, ſo wendet ſich dieſelbe doch mehr dem Religiöſen und dem Bedürfniß nach Unterhaltung zu, als der materiellen und praktiſchen Aufgabe des Lebens. Es wäre darum dringend nöthig, Elementarſchulen zu gründen, welche den Anſprüchen der Gegenwart entſprechen. Da die Regierung bis dahin keine errichten wollte, ſo macht Einar den Vorſchlag, Freiſchulen auf Subſcription zu gründen. Unterdeſſen ſollten ſchon jetzt in allen Diſtricten die fähigſten Männer ſich der Jugendbildung annehmen und das Niveau der Volksbildung in den Familien ſelbſt zu heben ſuchen. Mehr Isländer ſollten der Isländiſchen Literaturgeſellſchaft beitreten, dieſe aber in ihren Publikationen dem praktiſchen Realwiſſen mehr Rechnung tragen. Was die Fächer betrifft, ſo empfiehlt Einar vorab die Sprachen: das Däniſche, das Deutſche und Engliſche, das Studium der heimiſchen und allgemeinen Geſchichte, die Natur-

wissenschaften, Physik, Chemie, Geometrie, Arithmetik und die Elemente der praktischen Baukunde. Da voraussichtlich noch lange jeder Isländer sich selbst sein Haus wird bauen müssen, so sollte gerade hierin rationeller Unterricht ertheilt werden. Für die religiöse Erziehung ist nach seiner Ansicht genügend gesorgt, und ist es keineswegs seine Absicht, dieselbe zu verkürzen oder zurückzudrängen.

2. Landbau. Es wird hier zunächst auf die trefflichen statistischen Berichte der Literaturgesellschaft verwiesen (Skýrslur um landshagi á Islandi). Nach denselben gab es in Island (1866) 20357 Stück Rindvieh, 393295 Schafe, 35241 Pferde ꝛc.

Vor allem sollte man darauf bedacht sein, mehr guten, umfriedigten Wiesboden (tún) zu gewinnen. 1866 gab es in Island 5 km solcher Umfriedigungsmauern und 56040 qm gutgeebneten Wieslandes. Das ist viel zu wenig. Durch Ebnen und Umzäunen ließen sich weit mehr ertragsfähige Wiesengründe gewinnen. An Feldern und Gartenland (kálgardar) besaß Island (1866) etwa 1091960 qm. Kartoffel, Rüben und die verschiedenen Kohlarten gedeihen ganz gut. Die Abneigung der Isländer gegen die Küchengemüse bekämpft Einar als eine große Thorheit. Baumcultur hält er für möglich und räth sie an; Kornbau aber erklärt er für eine Sache der Unmöglichkeit. Um so mehr müßte aber Gartenbau und Viehzucht gemeinsam betrieben, eine rationelle Landwirthschaft eingeführt, Muster-Farmen errichtet, gute Oekonomen im Ausland herangebildet werden. — Das isländische Vieh ist gar nicht schlecht, nur sollte ihm mehr Sorge zugewendet werden. Eine einzige Kuh gibt bei ordentlicher Pflege 40 Liter täglich, ungefähr 4000 per Jahr. Bessere Ställe sind aber durchaus unerläßlich. Das gilt auch von den Schafställen: die Schafzucht wäre dadurch bedeutend an Werth zu erhöhen. Ebenso die Pferdezucht. Der Ertrag der Eidervögel betrug (1870) 40000 Riksdaler. Diese Summe könnte mehrmals vervielfacht werden, wenn die nöthigen Schutzmaßregeln ergriffen und durchgeführt würden. Da aber vereinzelte Bemühungen nicht ausreichen, schlägt Einar besonders Pflege des Vereinslebens und Gründung einer allgemeinen landwirthschaftlichen Gesellschaft vor.

3. Fischfang. Je ärmer Island an Landproducten, desto mehr Reichthum bot ihm von jeher das Meer. In dieser Hinsicht könnten die Einnahmequellen verzehnfacht werden. Franzosen, Engländer, Norweger, Dänen, Holländer, Belgier und Amerikaner fischen an den Gestaden Islands zu Tausenden: Tausende von Isländer könnten also damit ihr Brod finden. Was im Wege stand und noch steht, ist der Mangel an gedeckten Schiffen. Die kleinen offenen Barken gewähren weder Platz für den Fang, noch Schutz gegen das Wetter. Im Jahre 1867 hatte Island nur 74 gedeckte Schiffe, 243 offene Boote zu 12 bis 8 Rudern, 1171 Boote zu 6 bis 4 Rudern, 1707 ganz kleine Nachen. Das reicht nicht aus. Es müssen größere und

beſſere Schiffe gebaut und für dieſe ordentliche Häfen (für den Winter) hergerichtet werden. Warm empfiehlt Einar die Gründung einer Seeſchule, wo die jungen Leute in allen neuen Erfahrungen der Seefahrt herangebildet würden. Am meiſten Gewicht legt er aber auf den Stockfiſchfang.

„Der Stockfiſchfang", ſagt er, „iſt und wird immer das Wichtigſte auf Island bleiben. Das Meer bietet dieſen Fiſch in ſo ungeheurer Menge, daß man dieſelbe kaum bewältigen könnte, wenn Schiffe und Werkzeuge in gutem Stande wären, beſonders wenn die Schiffe groß genug wären, um den Fiſchen hinaus ins Meer zu folgen, wo ſie gerade in größter Anzahl beiſammen ſind."

Der Haifiſchfang iſt oft möglich, wo andere Fiſche nicht zu haben ſind, und verſpräche reichen Ertrag, wenn er mit beſſeren Werkzeugen betrieben würde. Ebenſo verhält es ſich mit dem Häringsfang, dem Walfiſchfang, dem Seehundsfang. Von größter Wichtigkeit wäre es, Lachs, Forellen und Sardinen als Conſerven in Büchſen zu präpariren und ſo in den Handel zu bringen. In ähnlicher Weiſe könnten Vögel und Schaffleiſch dann reichern Ertrag gewähren. Aller Fortſchritt in dieſer Hinſicht hängt indes davon ab, daß die Schiffsbaukunſt, die Seefahrt und die mit ihr zuſammenhängenden Induſtriezweige in Island ſelbſt cultivirt werden.

4. Verkehr und Handel. Die größte Schwierigkeit, mit welcher Island zu ringen hat, iſt ſeine iſolirte Lage und der Mangel an Verkehrswegen auf der Inſel ſelbſt. Vorab müßte Island ein Dampfſchiff erhalten, das ausſchließlich dem Küſtenverkehr der Inſel dient (ſoweit Eis und Wetter die Fahrt geſtatten), dann fahrbare Wege im Innern, wenigſtens zwiſchen den Hauptorten, einen geregelten Poſtverkehr und öffentliche Herbergen an den Hauptverbindungswegen im Innern. Die Ausübung der Gaſtfreundſchaft nach alter Sitte hält Einar nicht mehr für haltbar, da der Reiſenden zu viele ſind, Privatleute ſie nicht ohne Entſchädigung alle aufnehmen können, und da die frühere Gemüthlichkeit eine Menge von Vagabunden zum Nichtsthun verführt. Eine telegraphiſche Verbindung mit Dänemark wäre von höchſtem Nutzen, da wegen des Treibeiſes gar oft unnütze Reiſen gemacht werden. In ergreifender Weiſe ſtellt Einar in dieſem Kapitel die traurige Lage dar, durch welche Island infolge des einſtigen Handelsmonopols gerathen iſt und die auch heute noch keineswegs vollſtändig überwunden iſt.

„Es iſt ein Punkt, den gegenwärtig alle Welt kennt und den ich hier nicht ausführlicher zu berühren brauche: ich meine das ſchreiende Unrecht, das Island lange Jahrhunderte hindurch in Bezug auf den Handel zu leiden hatte durch Geſetze, oder beſſer geſagt, Ungeſetzlichkeiten, welche dem Lande mehr ſchadeten, als man ſich vorſtellt. Jedermann kennt die traurigen Folgen dieſer Behandlung, welche ein Tod war für die ganze Nation, während mehrerer Jahrhunderte in einem Kerker eingeſchloſſen und von jeder Verbindung mit den anderen Völkern abgetrennt zu ſein, mit Ausnahme des

einen Volkes, das sich zu unserem Kerkermeister gemacht hatte. Beispiele genug zeigen, wie verhängnißvolle Wirkungen es auf ein Individuum ausübt, der Freiheit und des Umgangs mit seinesgleichen beraubt und einen großen Theil seines Lebens in einem Gefängniß eingeschlossen zu sein, ohne zu sehen noch zu wissen, was in der Welt vorgeht. Solche, welche mit Recht oder Unrecht ein solches Unglück zu leiden hatten, verlieren gewöhnlich alle Kraft, alle Energie des Leibes und der Seele, so zwar, daß, wenn sie später die Freiheit wieder erhielten, sie zu allem in der menschlichen Gesellschaft unbrauchbar waren, und mitunter es als die größte Wohlthat erbaten und annahmen, den Rest ihrer Tage in dem Gefängnisse zu Ende zu bringen, wo sie so lange geseufzt und gelitten und durch ihr Leiden alles Selbstgefühl und alle Manneskraft verloren hatten. Wie wir gesagt, ist unsere ganze Nation während mehrerer Jahrhunderte so behandelt worden wie dieses Individuum, soweit es möglich ist, eine ganze Nation einzukerkern. Die Folgen aber sind dieselben für ein ganzes Volk, wie für ein einzelnes Individuum. Obwohl das eherne Thor, das uns von dem übrigen Menschengeschlechte, von dem socialen Leben und dem Fortschritt der übrigen Welt trennte, jetzt geöffnet ist, kann doch niemand, der die menschliche Natur ein wenig kennt, vernünftigerweise erwarten, daß unser Volk gleich so mit allen vereinten Kräften an seinem Wohlergehen arbeite, als ob es niemals etwas von Sklaverei und Tyrannei gewußt und niemals selbst erfahren hätte, wie sie durch Mark und Knochen dringt und den Nationen wie den Individuen alle Energie, alle Kraft, alle Mannheit entzieht. Wir glauben indes versichern zu dürfen, daß die Isländer durchaus nicht in einem so elenden Zustande sich befinden, als man es nach einem so langen Mangel der Handelsfreiheit, nach einer so langen Trennung von den übrigen Völkern glauben sollte. Und wir betrachten dies als ein sehr tröstliches Zeugniß, daß in der Nation nicht geringe Energie und Kräfte vorhanden sind, und daß diese Energie und die Kräfte im Laufe der Zeit immer mehr zu Tage treten werden, sobald sie einmal die Muße gehabt hat, nach einer so langen Knechtschaft sich aufzurichten, sich zu orientiren, sich zurechtzufinden, und gelernt haben wird, ihre Kräfte in einer ihr angemessenen Weise zu bethätigen."

Dieses Wort eines einfachen Mannes aus dem Volke, der sich durch unermüdliche Selbstbildung befähigte, einer seiner ersten Führer und Repräsentanten in der neuen Verfassungsperiode zu werden, hat einen bleibenden historischen Werth. Mit Trauer bemerkt er, daß noch 1866 Island von 156 fremden Handelsschiffen besucht wurde, die aus dem verarmten Lande Vortheil zogen, während dieses noch nicht im Stande war, aus seinen eigenen Producten Handelsvortheile zu gewinnen. Vor allem schlägt er die Gründung von inländischen Handelscompagnien in allen Theilen der Insel vor, dann Einschränkung der fremden Luxus-Einfuhrartikel, vorab der Spirituosen, des Tabaks, des Zuckers und Kaffees.

5. Induſtrie und Handwerk. Die Möglichkeit einer ausgedehnten Schafzucht weiſt Island zunächſt auf Wollinduſtrie und Gerberei an. Wie die Schafzucht ſelbſt leicht gehoben werden könnte, ſo könnte die gewonnene Wolle in weit größerem Umfang verarbeitet werden und Steigerung der Einkünfte erzielen. Einar Ásmundsſon empfiehlt die Errichtung eigentlicher Fabriken für alle Sorten von Wollinduſtrie, die Benützung der reichlich vorhandenen Waſſerkräfte ꝛc. Auch für Lederinduſtrie liegen die Bedingungen günſtig. Anſtatt Schiffe und faſt ſämmtliche Induſtrieartikel aus Dänemark und Schottland zu beziehen, räth er dringend, die verſchiedenen Handwerke auf der Inſel ſelbſt zu pflegen und um jeden Preis eine eigene Induſtrie zu gründen. Der Bau der Häuſer bedarf ſchon aus geſundheitspolizeilichen Gründen mehr Fleiß und Sorgfalt: an trefflichem Baumaterial fehlt es nicht.

„Wir konnten nicht umhin," ſo ſchließt Einar Ásmundsſon ſeine geſunden, praktiſchen Vorſchläge, „uns auf das Princip zu ſtellen, daß ein jeder Opfer bringen muß, um das auszuführen, was er für das Wohl all ſeiner Mitbürger als das Zweckdienlichſte erachtet; ſetzt man das nicht voraus, ſo iſt es unnütz, von irgend welchem Fortſchritt zu ſprechen, denn ein ſolcher wäre dann unmöglich. Es iſt wahr, unſere Nation hat noch ſehr wenig Vertrauen auf ſich ſelbſt, das iſt natürlich; denn es fehlt dazu nicht an Gründen. Man darf indes nicht völlig daran verzweifeln, daß das Land ſehr beträchtliche Fortſchritte machen kann, wenn man guten Willens iſt. Wir glauben nicht, daß dieſer Mangel an Vertrauen auf unſer Land ſo bald verſchwinden wird und man darf darum im Augenblick nicht auf große Unternehmungen hoffen. Das iſt aber auch nicht nothwendig. Das Wichtigſte iſt, daß jeder für ſich nach beſtem Vermögen, mit Klugheit und Ruhe all' die zahlreichen Dinge zu beſſern ſucht, welche bei uns der Reform bedürfen. Man verachte die kleinen Dinge nicht. ‚Aus den kleinen Bächen werden die großen Ströme.' Was vor allem bei uns der Reform bedarf, iſt nach unſerer Ueberzeugung vorab der Verkehr und die Verbindung unter uns ſelbſt. Ließe ſich das nach unſeren Bedürfniſſen raſch verwirklichen, dann ſind wir überzeugt, daß Aſſociationsgeiſt, Unternehmungsgeiſt und Initiative in unſerem kleinen Volk wieder erwachen werden, und dann wird ſich ein ſtändiger Fortſchritt nach allen Seiten hin mit der Zeit von ſelbſt geben."

VI. Das isländiſche Staatsbudget für die Rechnungsjahre 1880 und 1881.

Nach der Alþingistiðindi von 1883, S. 77 ff.

(Die Zahlen in Kroner; 1 Krone = Mark 1,125.)

A. Einnahmen.

	Budget.	Rechnung.
1. Steuer auf Wohnung, Bodenbenützung und bewegliches Eigenthum	100 000	94 658,04
2. Gebäudeſteuer	3 000	4 072,26
3. Einkommenſteuer	28 000	29 707,84
4. Außerordentliche Einnahmen	28 000	34 973,31
5. Leuchtthurmſteuer	10 000	8 688,35
6. Titelſteuer	80	84,16
7. Erbſchaftsſteuer	5 000	5 750,24
8. Taxen bei Verkauf von Grundeigenthum	1 200	1 180,83
9. Taxen für Conceſſionen	2 000	3 124,73
10. Spitalſteuer	14 000	39 334,26
11. Exportzoll	74 312	6 110,93
12. Importzoll auf berauſchende Getränke und Tabak (2 %)	200 000	219 698,83
13. Einnahmen der Poſtverwaltung	20 000	22 705,60
14. Ungewiſſe Einkünfte	1 200	4 634,56
15. Ertrag der Staatsdomänen und Kloſtergüter mit Abzug der Beamten- und Pfarrgehälter	64 000	61 282,17
16. Einkünfte von anderen Gütern der Landeskaſſe	2 368	2 129,53
17. Renten von Lundey und den Bernſteinminen im þingeyrar-Syſſel	4 010	4 010
18. Einkünfte von den Kirchen	1 200	747,97
19. Renten aus dem Reſervefond	45 000	59 218,60
20. Renten vom Preiſe verkaufter Staatsgüter	415	415,20
21. Zuſchüſſe aus dem Hilfsfond	3 860	—
22. Anleihen bei der Kloſterkirche von Möðruvellir	360	307,66
23. Anleihen bei der Kirche zu Eyri	432	432
24. Rückzahlung von Vorſchüſſen an Beamte	6 000	2 330,21
25. Rückzahlung von vorläufigen Auszahlungen	4 000	13 909,45
26. Zuſchuß aus dem Reichsſchatz	159 388	171 700
27. Taxe vom Brod	—	654,03
		821 860,76

B. Ausgaben.

		Budget.	Rechnung.
1.	Kosten des Althings 1881	35 000	35 270,46
2.	Revision der Staatsrechnungen	1 800	1 800
	A. Regierung, Steuer- und Finanzverwaltung.		
3.	1) Gehälter	38 816,66	38 816,66
4.	2) Entschädigung für Bureaukosten	7 200	8 693,36
5.	3) Gratification für Amtsrevision	4 000	4 000
	B. Gerichtsverwaltung und Polizei.		
6.	1) Gehälter	140 744	143 512,73
7.	2) Entschädigung für das Bureau des Stadtvogts zu Reykjavik	2 000	2 000
8.	3) Für Correctionshaus und Gefängniß . .	7 600	6 391,77
9.	4) Andere Auslagen	6 400	5 404,47
	C. Verschiedene Ausgaben.		
10.	1) Herausgabe der Amtszeitung	2 900	2 485,80
11.	2) Entschädigung für Porto an Beamte . .	2 000	2 285,63
12.	3) Feuerversicherung für die öffentlichen Gebäude	1 410	1 855,64
13.	4) Zur Hebung des Landbaues	20 000	19 999,99
14.	5) Für Verbesserung der Gebirgswege . . .	40 000	39 402,25
15.	6) Für Dampfschiffahrt	36 000	40 304,50
16.	7) Für den Leuchtthurm zu Reykjanes . .	5 000	4 652,04
17.	8) Für Reisekosten	1 200	261,80
18.	9) An den Schreiber des Landshöfdings . .	1 000	1 000
	Medicinalverwaltung.		
19.	1) Gehälter	75 452	67 126
20.	2) Andere Ausgaben	4 496	5 210,42
	Postverwaltung.		
21.	1) Gehälter	8 620	8 531,58
22.	2) Posttransport	19 400	23 825,34
23.	3) Andere Auslagen	3 800	4 499,76
	A. Für geistliche Bedürfnisse.		
24.	a) Gehälter	16 364	16 364
25.	b) 1. Subvention an arme Pfarreien . . .	14 000	14 000
26.	2. An einige Pfarren im Stifte Hólar .	1 200	1 259,30
27.	3. An Pfarrwittwen, Waisen, arme Geistliche	5 000	5 000
		Uebertrag:	503 953,50

		Budget.	Rechnung.
		Uebertrag:	503 953,50
28.	4. Entschädigung für Bureaukosten des Bischofs	2 000	2 000
29.	5. Entschädigung an den Pfarrer der Westmanns-Inseln	2 886,38	2 886,38
30.	6. Entschädigung an den Pfarrer von Goddal	40	40
	B. Für Schulwesen.		
31.	I. Geistliches Seminar: a) Gehälter . . .	21 600	20 032
32.	b) Andere Ausgaben. 1. Miethe für 12 Schüler je zu 80 Kr.	1 920	1 360
33.	2. Stipendium	400	400
34.	3. Für Stundenunterricht	200	600
35.	4. Zur Anschaffung von Büchern . . .	600	600
36.	5. Feuer und Licht	280	178,62
37.	6. Aufsicht	200	200
38.	7. Verschiedenes	200	267,95
39.	II. Medicinschule: a) Gehälter	6 400	6 400
40.	b) Andere Ausgaben. 1. Drei Stipendien .	1 200	1 200
41.	2. Heizung, Licht und Reinlichkeit . . .	200	193,80
42.	3. Für Bücher und Instrumente . . .	600	600
43.	4. Reiseunterstützung an junge Mediciner .	600	450
44.	5. Hausmiethe für drei Schüler . . .	480	480
45.	6. Verschiedenes	200	153
46.	III. Gymnasium: a) Besoldungen	36 400	36 400
47.	b) Hilfsgelder: Gesanglehrer 600 Kr. Gymnastiklehrer 700 Kr. Thorwart (Bidell) 760 Kr.	4 120	4 400
48.	c) Andere Ausgaben: 1. Ankauf von Büchern	1 200	1 200
49.	2. Feuer und Licht	3 000	2 219,02
50.	3. Für das Schulgebäude	3 000	2 546,05
51.	4. Für Stundenunterricht	3 000	2 805,25
52.	5. Stipendien	18 000	18 000
53.	6. Gratification des Arztes	200	200
54.	7. Verschiedenes	2 400	2 290,13
55.	8. Für geistliche Zwecke	96	96
56.	IV. Gesanglehrer und Organist an der Domkirche	2 000	2 000
57.	C. 1. Für die Stiftsbibliothek	1 000	4 007,41
58.	2. Für die Amtsbibliotheken in Akureyri und Stykkishólmr	800	800
		Uebertrag:	618 959,11

		Budget.	Rechnung.
	Uebertrag:		618 959,11
59.	3. Für die Mädchenschule in Reykjavik . .	2 000	1 800
60.	4. „ „ „ im Eyjafjördr . .	2 000	2 000
61.	5. „ „ „ „ Skagafjördr .	1 000	1 000
62.	6. „ „ „ „ Húnavatns-Syssel	400	400
63.	7. Für Kinder- und Volksschulen	5 000	4 998
64.	8. Für die Section der Literaturgesellschaft in Reykjavik	4 000	4 000
65.	9. Für das Alterthumsmuseum: a) für Anschaffungen 400 Kr. b) für Aufsicht 400 Kr. &c.	1 600	2 100
66.	10. Für die „Gesellschaft der Volksfreunde" .	1 000	1 000
67.	Für außerordentliche Anleihen	10 000	22 165,40
68.	Pensionen und Hilfsgelder	48 700	46 019,81
69.	Für Untersuchungen und öffentliche Arbeiten . .	6 000	6 574,26
70.	Unvorhergesehenes	6 000	8 391,40
71.	Für die Realschule in Möðruvellir	—	22 395,44
72.	Darlehen an Geistliche	—	1 080,02
73.	Zulage für Pfarreien	—	2 108,33
74.	Zum Bau des Althinghauses und der Bibliothek	—	20 665,47
75.	Ausstattung der Althingssäle	—	5 263,32
76.	Ueberschuß	—	50 940,20
			821 860,76

Das Budget für die Jahre 1884 und 1885, welches dem Althing im Juli 1883 zur Berathung vorgelegt wurde, veranschlagte die Summe der Ausgaben und Einnahmen auf 849,838 Kroner, mit einem Ueberschuß der Einnahmen von 28,519 Kroner, welche dem Reservefond zugetheilt werden sollen.

VII. Islands Erforſcher und Beſchreiber.

Man wird von einem Buche wie das vorliegende keine vollſtändige Bibliographie über die Geſchichte, Literatur und naturwiſſenſchaftliche Erforſchung Islands erwarten. Das würde ein eigenes, umfangreiches Werk erheiſchen. Erreichbar und von Intereſſe dürfte es dagegen ſein, in einigen Hauptzügen den Verlauf anzudeuten, den die Erforſchung Islands genommen hat, und wenigſtens die hauptſächlichſten Erſcheinungen zu regiſtriren. Wer Island noch eingehender kennen zu lernen wünſcht, wird dadurch eine vorläufige Orientirung gewinnen und mit Hilfe des Gebotenen ſich leicht das Fehlende ergänzen können.

Die Grundlage der isländiſchen Geographie und Geſchichte bildet, nebſt dem Isländerbuch Ari's, das Landnámabók (ſ. S. 214). An dasſelbe ſchließen ſich die geſchichtlichen und halbgeſchichtlichen Sögur und die noch erhaltenen Urkunden aus mittelalterlicher Zeit [1].

Manches Intereſſante bieten die (von 1400—1646 reichenden) Annalen des Björn á Skardsá, eines einfachen isländiſchen Landwirthes, der von 1575—1656 lebte. Ein vollſtändiges Bild von der Inſel zu entwerfen, verſuchte in der neuern Zeit zuerſt Arngrímr Jónsſon, Pfarrer in Melſtadr (1568—1648). Er beantwortete auch die ungünſtige Schilderung eines Niederdeutſchen, Dittmar Blefken, welcher bald nach der Glaubenstrennung 1563 Island beſuchte, deſſen Werk aber erſt 1607 zu Leiden erſchien. Als Student zu Wittenberg ſchrieb der ſpätere Biſchof von Skálholt, Thórdr Thorláksſon (geb. 1637; Biſchof von 1672—1697), im Jahre 1666 ſeine chorographiſch-hiſtoriſche Abhandlung über Island und vertheidigte ſie in öffentlicher Disputation unter dem Vorſitz des Egidius Strauch. Die Katla-

[1] Landnáma, Ed. Jón Sigurdsson (Íslendingasögur I. vol.), Kjöbenh. 1843. — Biskupasögur I. II, Kaupmannahöfn 1858—1878. — Flateyarbók I—III, Christiania 1860—1868. — Íslenzkir annálar sive Annales islandici ab anno Christi 803 ad annum 1430, Havniae 1847. — Safn til sögu Íslands I—II, Kaupmannahöfn 1856—1876. — Sturlunga Saga, ed. G. Vigfusson, 2 voll., Oxford 1878. — Die übrige Sagaliteratur verzeichnet bei Th. Moebius, Catalogus Librorum Islandicorum et Norvegicorum Aetatis Mediae, Lips. 1858, und Verzeichniß der auf dem Gebiete der altnordiſchen Sprache und Literatur von 1855—1879 erſchienenen Schriften, Leipzig 1880. Die wichtigſten ſpäteren Geſchichtswerke ſind: Jón Espólin, Islands Árbaekur í söguformi (12 Thle.), Kaupmannahöfn 1821—1855. — Finni Johannaei Historia Eccl. Islandiae, 4 voll., Hafniae 1772—1778. — Pjetur Pjetursson, Hist. Eccl. Isl. ab anno 1740 ad annum 1840, Hafniae 1841. — Diplomatarium Islandicum, ed. Jón Sigurdsson, Kaupmannah. 1857—1876. — P. A. Munch, Det norske Folks Historie, 8 voll., Christiania 1852—1863.

Eruption von 1625 ſchilderte Thorſteinn Magnússon (1627), den Hekla-Ausbruch von 1693 Thorlacus Thorlacius (1694) [1].

Daß die Schätze der isländiſchen Literatur und mit denſelben die Kunde über die Inſel nicht nur nicht verloren gingen, ſondern in immer weiterem Maße dem übrigen Europa erſchloſſen wurden, iſt das Verdienſt isländiſcher und däniſcher Gelehrten, welche vom 17. Jahrhundert an das Intereſſe der Gelehrtenwelt auf die Edda, die Skaldendichtung, die isländiſche Geſchichtſchreibung lenkten und das Material ſammelten, retteten und ſichteten, das ſpäter der Sagenforſchung, Geſchichtsforſchung und Literaturgeſchichte, vergleichenden Philologie und Mythologie dienen ſollte. An ihrer Spitze ſteht, neben Björn á Skarðsá und Arngrímr Jónsſon, der Biſchof Brynjólfr Sveinsſon von Skálholt (1605—1675), der, ein ebenſo tüchtiger Humaniſt als Freund der heimiſchen Geſchichte und Literatur, eine Menge alter Handſchriften ſammelte und die werthvollſten (darunter den Codex regius der Edda) nach Kopenhagen ſandte. Dort wurde das gelehrte Studium der ſkandinaviſchen Vorzeit jetzt von der Regierung ſelbſt gefördert und unterſtützt. Als Sammler und Erklärer that ſich hervor Thormoddr Torfaſon, Torfaeus genannt (geb. 1636, als Interpres regius 1660 angeſtellt, geſt. 1719), als Sammler im größten Maßſtab Árni Magnússon (1663—1730). An der antiquariſchen Bearbeitung des geſammelten Stoffes betheiligten ſich die Dänen Stefan Stefanius (1599—1650), Ole Worm (1588—1654), Thomas Bartholin (1619—1680), Peter Reſenius (1625—1688), Erich Pantoppidan (1698—1764), Jakob Langebek (1710—1775), der Schwede J. Peringſköld (1654—1740), der Genfer Paul Henri Mallet (1730—1801). Das Studium der Edda förderten die Isländer Jón Ólafsſon (1731—1811), Sveinbjörn Egilsſon (1791—1852), Finnr Magnússon (1781—1847) und vor allem der däniſche Forſcher Rasmus Chriſtian Rask (1787—1831), einer der Pioniere der vergleichenden Philologie und Hauptbegründer der isländiſchen Sprachgeſellſchaft [2].

[1] Annálar Björn á Skarðsá, sive Annales Bjoernonis de Skardsa, 2 voll., Hrappsey 1774—1775. — Dithmari Blefkenii Islandia etc., Lugd. Batav. 1607. — Arngrímr Jónsson, Commentarius de Islandia, Havniae 1593; Crymogaea, Hamburgi 1610; Anatome Blefkeniana, Holum 1612, Hamburgi 1618. — Theodorus Thorlacius, Dissertatio chorographico-historica de Islandia, Wittenbergae 1666. — Thorsteinn Magnússon, Sandferdig og kort islandiske Relation om det forferdelige og gruelige Jordskelff, som skedde for Östen paa Island, hos Tyckebey Kloster etc., Kjöbenh. 1627. — Thorlacus Thorlacius, Dissertatio historico-physica de ultimo incendio montis Heclae, Hafniae 1694.

[2] Th. Torfaeus, De rebus gestis Faereyensium, Havn. 1695; Historia Orcadum, 1697; Series dynastorum et regum Daniae, 1702; Historia Vinlandiae, 1705; Groenlandia antiqua, 1706; Historia rerum Norveg., 1711. — P. Resenius, Edda Islandorum, 4 voll., Hafn. 1665—1673. — Scriptores rerum Danicarum, ed. Langebek, 8 voll., Hafn. 1772—1834. — Jón Ólafsson, Om Nordens gamle Digtekunst,

Durch dieſe archäologiſchen, geſchichtlichen und philologiſchen Studien begann Island allmählich mehr die Aufmerkſamkeit des übrigen Europa auf ſich zu ziehen. Im Jahre 1717 ſchon erſchien eine Reiſebeſchreibung von „einem curieuſen Liebhaber", 1746 die „Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis" von H. Johann Anderſon, ſpäter Bürgermeiſter von Hamburg. Gegen ihn richtete 1752 der Däne Niels Horrebow ſeine „Zuverläſſigen Berichte über Island". Heute noch von Bedeutung ſind die Reiſebriefe des Schweden Uno von Troil, der die Inſel im Jahre 1772 mit dem Engländer Sir J. Banks beſuchte. Noch wichtiger aber ſind die zwei Bände, welche in demſelben Jahre zwei Isländer, Eggert Ólafsſon und Bjarni Pálsſon, über ihre Heimat erſcheinen ließen, nachdem ſie in den Jahren 1752—1757 dieſelbe nach allen Seiten, und zwar hauptſächlich in naturhiſtoriſchem Intereſſe, durchwandert hatten. Der Hauptzweck ihrer Reiſe war zwar, im Auftrag der däniſchen Regierung alte Handſchriften zu ſammeln; ſie beobachteten aber ſehr gut und lieferten die ſorgfältigſte bis dahin vorhandene Beſchreibung [1]. Wichtige Ergänzungen dazu in Bezug auf das nördliche Island brachte Olaus Olavius. Der Färinger N. Mohr machte einen Verſuch, eine isländiſche Naturhiſtorie zu geben, und der Deutſche Chriſtian Ulr. Detlev, Freiherr von Eggers, ein begeiſterter Freund des unglücklichen Inſelvolkes, faßte die bisherigen Mittheilungen über Island in eine recht gute Beſchreibung zuſammen [2].

Ausführlichere Berichte über die vulkaniſchen Ausbrüche mehren ſich in dieſem Jahrhundert, ſchon von 1724 an. Die furchtbare Eruption der Hekla im Jahre 1766 hat Hannes Finnsſon beſchrieben; über die Verheerungen am Skaptár-Jökull 1783 liegen drei Darſtellungen vor: eine officielle, die von allen Kanzeln verleſen werden ſollte, eine von S. M. Holm, eine dritte

---

Kjöbenh. 1786. — Sveinbjörn Egilsson, Lexicon poëticum antiquae linguae septentrionalis, Hafn. 1860. — Finn Magnusen, Den aeldre Edda, 4 voll., Kjöbenh. 1821—1823. — Weitere Angaben bei Roſſelet (Erſch-Gruber, 2. Sect., Bd. 31), Leipzig 1855; Winkel-Horn, Geſchichte der Literatur des ſkandinaviſchen Nordens, Leipzig 1880; Schweitzer, Geſchichte der ſkandinaviſchen Literatur, Leipzig 1885, 1888; Petersen, Bidrag til den oldnordiske Literaturs Historie, Kjöbenh. 1866, u. ſ. w.

[1] Reise-Beskrivelse til Island af en curieus Liebhaber, Kjöbenh. 1717. — H. J. Anderſon, Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis zum Nutzen der Wiſſenſchaften und der Handlung. Nebſt einem Vorbericht von den Lebensumſtänden des Verfaſſers, Hamburg 1746. — N. Horrebow, Tilforladelige Efterretninger om Island, Kjöbenh. 1752. — Uno von Troil, Bref rörande en resa till Island 1772, Upsala 1777. — Eggert Ólafsson og Bjarni Pálsson, Reise igjennem Island, Sorö 1772, 2 voll.

[2] Olaus Olavius, Oeconomisk Reise igjennem de nordvestlige, nordlige og nordöstlige Kanter af Island, Kjöbenh. 1780. — N. Mohr, Forsög til en islandsk Naturhistorie, Kjöbenh. 1786. — Chr. U. Detl. v. Eggers, Phyſikaliſche und ſtatiſtiſche Beſchreibung von Island, Kopenhagen 1786.

von Magnús Stephenſen. Eggert Ólafsſon arbeitete 1749 und 1751 zwei kleine Monographien über den Vulkanismus aus, Halldór Jacobsſon einen „vollſtändigen" Bericht über Islands feuerſpeiende Berge 1757 [1].

In der erſten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts wurde Island verhältnißmäßig noch wenig beſucht: der erſte Dampfer ſoll erſt 1855 dahin gelangt ſein. Sir W. Jackſon Hooker bereiſte die Inſel 1809, Sir George Stuart Mackenzie 1810; Ebenezer Henderſon, Agent der Bibelgeſellſchaft, hielt ſich während zweier Jahre 1814 und 1815 auf Island auf und war durch ſeine Verbindungen mit der Geiſtlichkeit im Stande, eine Fülle intereſſanten Beobachtungsmaterials zu ſammeln. Auf ſein zweibändiges Werk folgten die Beſchreibungen von Menge (hauptſächlich mineralogiſch), Gliemann, Thienemann und G. B. Günther, ſowie Pauly, während G. Garlieb Island ſpeciell rückſichtlich ſeiner Vulkane und vulkaniſchen Erſcheinungen behandelte. Der Isländer Björn Gunnlaugſon machte einen Verſuch, das Innere der Inſel genauer zu beſtimmen; der Däne Thaarup nahm Island mit brauchbaren Ueberſichtstabellen in ſein ſtatiſtiſches Werk über Dänemark auf. Gute Notizen ſammelten die engliſchen Reiſenden John Barrow jun. (1834) und Arthur Dillon (1834). Ein umfangreicheres, verſchwenderiſch ausgeſtattetes Werk veranlaßte die Expedition, welche die franzöſiſche Regierung in den Jahren 1835 und 1836 unternehmen ließ, um das in den arktiſchen Regionen verſchollene Schiff „La Lilloiſe" aufzuſuchen. Paul Gaimard, Eug. Robert und Eug. Mequet beſchrieben die Reiſe; Eug. Robert behandelte in zwei Bänden Zoologie und Medicin, Mineralogie der Inſel, Vict. Lottin die Phyſik, M. Xavier Marmier Geſchichte und Literatur. Der letztere gab auch geſondert noch Briefe über Island heraus, welche vorzüglich die literaturgeſchichtliche Bedeutung des Inſelvolkes hervorhoben. Dieſe ſind mit großer Liebe und viel Verſtändniß geſchrieben, während Madame Ida Pfeiffer, die erſt den Orient, dann 1844 Island bereiſte, dem armen Inſelvolk faſt alle ſeine erwieſenen Vorzüge abſprach und kaum noch ſeine allgemein anerkannte Redlichkeit gelten ließ [2].

---

[1] Hannes Finnsson, Tildragelserne ved Bjerget Hekla, Kjöbenh. 1767. — Eggert Ólafsson, Enarrationes historicae de Islandiae natura, Hafn. 1749; Disquisitio antiquario-physica de ortu et progressu superstitionis circa ignem Islandiae subterraneum, Hafn. 1751. — Efterretning om Ilds-Udbrydelsen i Vester-Skaptafells Syssel i Island, Kjöbenh. 1784. — S. M. Holm, Om Jordbranden paa Island i Aaret 1783, Kjöbenh. 1784. — Magnús Stephensen, Kort Beskrivelse over den nye Vulcans Ildsprudning etc., Kjöbenh. 1785. — Halldór Jacobsson, Fuldstaendige Efterretninger om de udi Island ildsprudende Bjerge, Kjöbenh. 1757. — Magnús Stephensen, eptirmaeli átjándu aldar, Viðey 1806; Island i det attende Aarhundrede, Kjöbenh. 1808.

[2] Hooker, Sir Will. Jackson, Journal of a tour in Iceland in the summer of 1809, Yarmouth 1811, London 1813 and 1842. — Mackenzie, Sir George Stewart, Travels in Iceland during the summer of the year 1810, London 1811,

Einen neuen Aufſchwung nahm das Studium der Inſel durch den letzten großen Ausbruch der Hekla im Jahre 1845. Nachdem ſchon früher Krug von Nidda (nach einer Forſchungsreiſe im Jahre 1833) eine geognoſtiſche Darſtellung der Inſel gegeben, beobachtete nun Sartorius von Waltershauſen 1846 an Ort und Stelle ſelbſt ihre vulkaniſchen Erſcheinungen. R. Bunſen und Des Cloizeaux unterſuchten aufs ſorgfältigſte die zahlreichen heißen Quellen. Der Däne J. C. Schythe ſammelte in einer reichhaltigen Monographie die eingehendſten Daten über den Ausbruch der Hekla. Der Norweger Th. Kjerulf ſtellte genaue Forſchungen über die geſammte isländiſche Vulkanbildung an, und eine große Anzahl Geologen verſchiedener Länder bearbeitete das von den Forſchungsreiſenden gebotene Material in wiſſenſchaftlichen Abhandlungen. Die Zahl der Islandreiſenden mehrte ſich nun, beſonders von England aus, von wo die Inſel in fünftägiger Seefahrt bequem zu erreichen iſt [1].

Edinburgh 1811. 1812. 1842. — Henderson, Ebenezer, Iceland, or the Journal of a residence in that island during the years 1840 and 1815, 2 vols., Edinburgh 1818. 1819, Boston 1831. — Menge, Notice of a Mineralogical Journey etc. The Edinburgh Philosophical Journal Jan.-Apr. 1820. — G. Garlieb, Island rückſichtlich ſeiner Vulkane, heißen Quellen u. ſ. w., Freyberg 1819. — Gliemann, Geographiſche Beſchreibung von Island, Altona 1824. — F. A. L. Thienemann, Reiſe im Norden Europa's, vorzüglich in Island, in den Jahren 1820 bis 1821, Leipzig 1824—1827. — Pauly, F., Topographie von Dänemark, Altona 1828. — Bjoernus Gunnlaugi filius, De Mensura et Delineatione Islandiae interioris, In monasterio Videyensi 1834. — Thaarup, Frederik, Statistisk Udsigt over den danske Stat i Begyndelen af Aaret 1825, Kjöbenh. 1825. — Barrow, John, A visit to Iceland, London 1835. — Dillon, Arthur, A winter in Iceland and Lapland, 2 vols., London 1840. — Voyage en Islande et au Groenlande, executé pendant les années 1835 et 1836 sur la corvette ‚La Recherche', 8 vols., Paris 1838—1851 (I—III. Histoire et Journal de Voyage, IV. Zoologie et Médecine, V. Minéralogie et Géologie, VI. Physique, VII. Histoire, VIII. Littérature Islandaise). — H. Marmier, Lettres sur l'Islande, Paris 1837. — Ida Pfeiffer, geb. Reyer, Reiſe nach dem ſkandinaviſchen Norden und nach der Inſel Island, Leipzig 1845.

[1] C. Krug von Nidda, Geognoſtiſche Darſtellung der Inſel Island (in Karſtens Archiv 1834, VII, 421 ff.). — W. Sartorius von Waltershauſen, Phyſiſch-geographiſche Skizze von Island mit beſonderer Rückſicht auf vulkaniſche Erſcheinungen, Göttingen 1847; Geologiſcher Atlas von Island, Göttingen 1853; Ueber die vulkaniſchen Geſteine Siciliens und Islands, Göttingen 1853. — Bunſen, R., Ueber die Proceſſe der vulkaniſchen Geſteinsbildungen Islands (Poggendorffs Annalen 1853, Bd. 83, S. 197 ff.); Phyſikaliſche Beobachtungen über die hauptſächlichſten Geiſir Islands (daſ. Bd. 72, S. 159 ff.); Ueber den innern Zuſammenhang der pſeudovulkaniſchen Erſcheinungen Islands (Annalen der Chemie, Bd. 62, S. 1 ff.); Bemerkungen zu einigen Einwürfen ꝛc. (daſ. Bd. 63, S. 70 ff.). — Des Cloizeaux, Observations physiques et géologiques sur les principaux Geysirs d'Islande (Annales de Chimie, 3e sér. tom. 19); Note sur les températures des Geysirs d'Islande (Comptes rendus des séances de l'académie des sciences 1846, tom. 23) etc. — J. C. Schythe, Hekla og dens sidste Udbrud, Kjöbenh. 1847. — Th. Kjerulf,

Sehr anziehende Reiſeſchilderungen lieferten Pliny Miles, der erſte amerikaniſche Islandfahrer (1852), und Lord Dufferin (1858); reicher an wiſſenſchaftlichem Gehalt iſt das Buch des engliſchen Seeofficiers Forbes (1860). Thurſtan Holland, deſſen Bericht von E. S. Kennedy herausgegeben wurde, verſuchte 1861 in das Gletſchergebiet des Öraefa-Jökull einzudringen; F. Metcalfe (The Oxonian in Iceland) durchritt einen Theil der Sprengiſandr-Wüſte; Lauder Lindſay ſtudirte die isländiſche Flora und den Katla-Ausbruch von 1860; Sabine Baring-Gould verwandte ihren Island-Trip 1862 vorzüglich auf das Studium der alten romantiſchen Sögur; A. Bryſon unterſuchte 1862 die Temperatur der Geyſir; C. W. Shepheard drang in den Dránga-Jökull vor und beſchrieb (1867) hauptſächlich den Nordweſten der Inſel; Richard Burton durchreiſte vom Berufjördr aus (1872) das Oſtland bis zum Mývatn; G. W. Lock beſchrieb (1881) den Vulkan Askja; die noch unbekannteſten und am ſchwerſten zugänglichen Regionen des weiten Vatna-Jökull und der Katla durchforſchte mit der Unerſchrockenheit eines Pioniers William Lord Watts (1875). Der Amerikaner S. Kneeland, der bei Gelegenheit des Millenialfeſtes Island beſuchte, gab 1876, die Engländerin E. J. Oswald 1882 eine Reihe ſehr ſchöner und zugleich gehaltvoller Reiſebilder heraus, doch nicht ſo umfaſſend und bedeutend wie Burtons Werk. Andere Reiſeſkizzen von Waller, van Guiſen, Ruſſel, Symington, B. Taylor u. ſ. w.[1]

Bidrag til Islands geognostiske Fremstilling (Nyt Magazin for Naturviden-skaberne, Christiania 1853, S. 1 ff.); Om Islands trachytiske Dannelser (das. 1855, S. 72 ff.); Islands Vulkanlinier (Nyt Magazin, t. 21), Christiania 1876.

[1] Miles, Pliny, Norðurfari or Rambles in Iceland, New York 1854. — Dufferin, Lord, Letters from High Latitudes, London 1858. — Forbes, Charles S., Iceland, its Volkanoes, Geysers and Glaciers, London 1860. — E. Thurstan Holland, A Tour in Iceland in the summer of 1861 (Peaks, Passes and Glaciers), ed. by E. Sh. Kennedy, London 1862. — Metcalfe, Fred., The Oxonian in Iceland, London 1861. — Lauder Lindsay, On the Flora of Iceland (Philosoph. Journal); On the Eruption, in May 1860, of the Kötlu-gjá Volcano, Iceland, Edinburgh 1861. — Sabine Baring-Gould, Iceland, its Scenes and Sagas, London 1863. — Bryson, A., Notes on a Trip to Iceland, Edinburgh 1864. — Shepheard, C. W., The North-Western Peninsula of Iceland, London 1867. — W. G. Lock, Askja, Iceland's largest volcano, London 1881. — Burton, Richard, Ultima Thule or a Summer in Iceland, 2 vols., London 1875. — W. L. Watts, Snioland or Iceland, its Jökulls and Fjalls, London 1875; Across the Vatna Jökull, London 1876. — S. Kneeland, An American in Iceland. An account of its Scenery, People and History, Boston 1876. — E. J. Oswald, By Fell and Fjord, scenes and studies in Iceland, Edinburgh 1882. — Russel, Mich., Iceland, Greenland and Faröe Islands, London 1862. — Symington, Pen and pencil sketches of Faröe and Iceland, London 1862. — Bayard Taylor, Egypt and Iceland, New York 1874. — Waller, Six weeks in the saddle. A Painter's Journey in Iceland, London 1874. — Van Guisen, A Holyday in Iceland, London 1879.

Im ſelben Jahre wie Lord Dufferin (1857) beſuchte Prinz Napoleon Island auf der Corvette „La Reine Hortense“; die Reiſe wurde durch Charles Edmond (Choiecki) beſchrieben. Von anderen franzöſiſchen Autoren ſind zu nennen: Barbatier de Mas (1862), Thoyon (1865), Jules und Noël Nougaret (1868), Leclercq (1882), Labonne (1888). Barbatier handelt über die franzöſiſche Fiſcherei an den isländiſchen Küſten, Thoyon über Ankerplätze daſelbſt, Jules Nougaret über den Surtarbrandr und die isländiſche Bewaldungsfrage; die anderen der genannten Verfaſſer geben, mit den gewöhnlichen Vorzügen und Unarten franzöſiſcher Schriftſteller, ihre Eindrücke wieder. Ebenſo munter geſchrieben als geſchmackvoll ausgeſtattet ſind die eben erſchienenen Reiſeſkizzen des Belgiers Eugène de Groote, mit 6 Radirungen von Daniël de Haene [1].

Von neueren ſkandinaviſchen Werken über Island iſt dasjenige des Schweden Paijkull (Docent zu Upſala) dadurch bemerkenswerth, daß er der Gletſcherbildung der Inſel ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte. Er bereiſte die Inſel 1865, verweilte lange Zeit im Süden wie im Norden und gab ſeinem ausgedehnten Beobachtungsmaterial eine ſehr anziehende Form. Der däniſche Geologe Johnſtrup beſuchte Island zweimal (1871 und 1876) und unterſuchte namentlich die neuen Vulkane von 1875 am Mývatn. Kriſtian Kaalund lieferte 1877 eine ſehr gediegene hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung des Süd- und Weſtlandes, 1879 des Nordlandes, und ſchilderte in einem intereſſanten Aufſatz das isländiſche Volksleben der alten Zeit. Für die ältere Literaturgeſchichte bemerkenswerth ſind die Studien C. Roſenbergs über das Geiſtesleben der Nordmänner, für die wirthſchaftlichen Zuſtände ein kleineres Schriftchen desſelben Verfaſſers. Der Norweger Åmund Helland hat ſeine vorwiegend geologiſchen Studien über die isländiſchen Gebirge, Gletſcher, Vulkane ſämmtlich in Zeitſchriften publicirt. Nordenſkjöld beſuchte Island auf ſeiner Grönlandsreiſe im Jahre 1883. Ueber Islands neuere Sprache, Literatur und Kleinkunſt veröffentlichte der ſchwediſche Philologe Rolf Arpi (1885 und 1886) werthvolle Beiträge. — Andere Reiſeſkizzen von R. Janſon, G. Storm, S. Tromholt u. a. [2]

[1] Charles Edmond, Voyage dans les Mers du Nord à bord de la corvette ‚La Reine Hortense‘, Paris 1857. — Barbatier de Mas, Instructions nautiques sur les Côtes d'Islande, Paris 1862. — Thoyon, Renseignements sur quelques mouillages sur la Côte d'Islande, Paris 1865. — Jules Nougaret, Le Surtarbrandur d'Islande, les anciennes forêts et le reboisement de cette île (Bulletin de la Société de Géographie), Paris 1868. — Noël Nougaret, Voyage dans l'intérieur de l'Islande (Tour du Monde), Paris 1868. — Jules Leclercq, La terre des glaces, Paris 1883. — Henri Labonne, L'Islande et l'archipel des Færœer, Paris 1888. — Eugène de Groote, Island, Paris 1889.

[2] C. W. Paijkull, En sommar på Island, Stockholm 1866; Istiden i Norden, Stockholm 1867; Bitrag til kännedomen om Islands bergsbyggnad (K. S. Vetensk. Akadem. Handlingar), Stockholm 1867. — Fr. Johnstrup, Indberetning om en

Deutſchlands Betheiligung an der Erforſchung Islands kann man kaum in Betracht ziehen, ohne dabei Jakob Grimms zu erwähnen, welcher der isländiſchen Sprache in der modernen Linguiſtik ihren verdienten Ehrenplatz anwies; der ausgedehnten Literatur, welche ſich um die Edda gruppirt; der trefflichen Bibliographie und anderer Werke, durch welche Th. Möbius die altisländiſche Literatur zugänglich gemacht hat; der großen Verdienſte, welche ſich Uhland, Simrock, Studach, von der Hagen, Mone, Müllenhoff um das Verſtändniß altnordiſcher Sprache und Literatur erworben haben.

Von den deutſchen Islandfahrern der letzten vier Jahrzehnte aber hat keiner ſo viel für Island geleiſtet, als Konrad von Maurer, welcher die Inſel 1857 beſuchte, nachdem er bereits in einem ausgezeichneten Werke die Bekehrung Islands zum Chriſtenthum quellenmäßig dargeſtellt hatte. Seine Reiſe verwandte er hauptſächlich auf Sammlung der isländiſchen Volksſagen. Er gab aber nicht nur ſelbſt ein gründlich wiſſenſchaftliches Werk darüber heraus, ſondern förderte auch die Veröffentlichung der zweibändigen Sagen-Sammlung, welche Jón Árnaſon vorzüglich auf ſeine Anregung zuſammengebracht hatte. Seine Geſchichte Islands bis zum Untergang des Freiſtaates und ſeine Aufſätze über die neuere politiſche Geſchichte der Inſel ſind das Gründlichſte, was über dieſen Gegenſtand exiſtirt. In einer Menge von Abhandlungen hat er die ſchwierigſten Punkte des altnordiſchen Rechts aufgeklärt. Für die Kenntniß von Sprache und Geſchichte gilt er auf Island ſelbſt als eine der erſten Autoritäten. Das einzige, was wir an ſeinen Leiſtungen zu bedauern finden, iſt ſeine Abneigung und Voreingenommenheit

---

Undersögelsesreise paa Island i sommeren 1876, Kjöbenh. 1877; Om de i Aaret 1875 forefaldne vulkanske Udbrud paa Island (Geogr. Tidskrift I.), Kjöbenh. 1877. — Krist. Kålund, Bidrag til en historisk-topografisk beskrivelse af Island, 3 voll., Kjöbenh. 1877. 1879; Islands Fortidslaevninger (Aarb. f. nord. Oldk. og Hist.), Kjöbenh. 1882. — C. Rosenberg, Nordboernes Aandsliv, 3 voll., Kjöbenh. 1877—1885; Fra Island i Nutiden, Kjöbenh. 1877; Et Par Reisebilleder fra Island, Kjöbenh. 1875. — Åmund Helland, Störrelsen af Islands Jökler (Geogr. Tidsk. VII.); Vulkanerne af 1783 paa Island, Kristiania 1885; Om Islands Jökler og om Jökelelvernes Vandmaengde etc. (Archiv för Mathem. etc. VII.); Islaendingen Sveinn Pálssons Beskrivelse af islandske Vulkaner (Norsk Turistfor. Årbog. 1882); Höjdemaalinger fra Island (Archiv VII.); Om Vulkaner i og under Jökler i Island og um Jökullaup (Tidsk. udg. af den Letter. Forening, 1883); Om Island (Nyt Tidskr.), Kristiania 1882 og 1883; Studier over Islands Petrografi og Geologi (Archiv f. Mathematik IX.); Om Islands Geologi (Geogr. Tidskr. VI., 1882). — A. E. Nordenskjöld, Om Bröderna Zenos Resor etc., Stockholm 1883; Studien und Forſchungen, veranlaßt durch meine Reiſe im hohen Norden, Leipzig 1885. — Rolf Arpi, Islands yngre literatur och språk. (Upsala Universitets årsskrift) 1885; Isländska föremål i Nordiska museet. (Samfundet för Nordiska Museets främjande. Meddelanden.) Stockholm 1888. — K. Janson, Fra Island, Christiania 1874. — G. Storm, Minder fra en Islandsfaerd, Christiania 1875. — Sophus Tromholt, Breve fra Ultima Thule, 1885.

gegen die katholiſche Kirche, die ihn mitunter zu unbilligen, ja auch zu unrichtigen Urtheilen veranlaßt hat [1].

Der Reiſende G. G. Winkler verwandte ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich dem Bau der isländiſchen Gebirge zu, beſchrieb aber auch (1861) in geſonderter Darſtellung Land und Volk. Preyer und Zirkel bereiſten die Inſel 1860, erſterer hauptſächlich mit zoologiſchen, letzterer mit geognoſtiſchen und botaniſchen Unterſuchungen beſchäftigt, die wie ihre gediegene Reiſeſchilderung noch heute wiſſenſchaftlichen Werth beſitzen. Karl Vogt beſchrieb in ſeinen „Nordfahrten" (1863) auch einen Theil von Island. Max Nordau's Skizzen vom Jahre 1874 ſind nur ein leichtfüßiges Feuilleton, voll Spott auf das ſchwergeprüfte Volk und ſein Millenialfeſt. Dagegen hat Keilhack (1883) die naturhiſtoriſche Kenntniß der Inſel um manche gute Beobachtungen gemehrt, Schweitzer (ebenfalls 1883) Land und Leute ſehr treffend geſchildert und die Kenntniß der isländiſchen Poeſie und Literatur durch gründliche Studien weſentlich gefördert. Ohne Island zu beſuchen, hat Poeſtion in Wien mit Zugrundelegung der officiellen däniſchen und isländiſchen Statiſtik, ſowie der reichen vorhandenen Literatur das genaueſte und gründlichſte geographiſche Handbuch über Island geſchrieben, auch durch Ueberſetzungen und literariſche Studien die Kenntniß des Inſelvolkes erweitert [2].

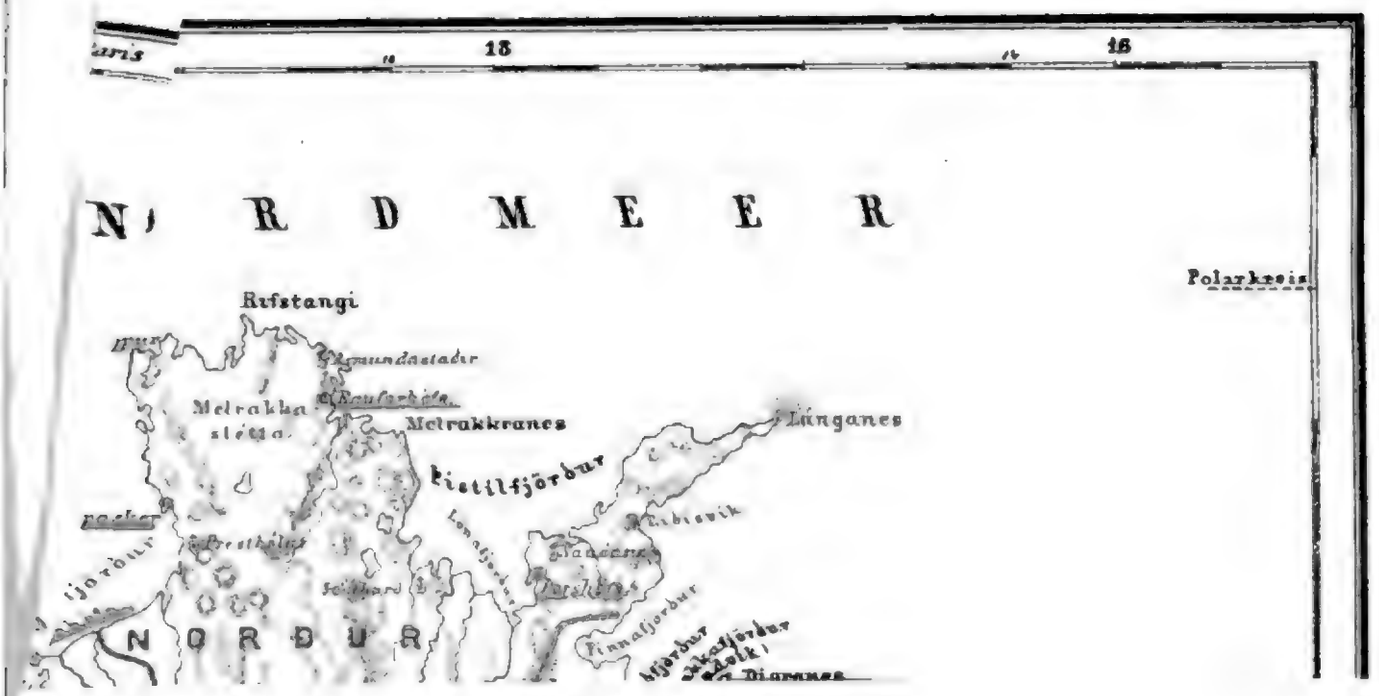
[1] K. Maurer, Die Bekehrung des norwegiſchen Stammes zum Chriſtenthum. 2 Bde., München 1855; Isländiſche Volksſagen der Gegenwart, Leipzig 1860; Island von ſeiner erſten Entdeckung bis zum Untergang des Freiſtaates, München 1874; Zur politiſchen Geſchichte Islands, Leipzig 1880; Art. „Graagaas" bei Erſch und Gruber, Th. 77, und „Gulathing", daſ. Th. 96; verſchiedene Abhandlungen in den Publikationen der Kgl. Bayer. Akademie der Wiſſenſchaften, München 1872—1883. — Jón Árnason, Islenzkar þjódsögur og aefintýri, 2 voll., Leipzig 1862 u. 1864. (Theilweiſe überſetzt von Powell and Eirikr Magnússon, Icelandic Legends, London 1864; Carl Andersen, Islandske Folkesagen, 2 voll., Kjöbenh. 1862 u. 1864; Krogh, Islandske Folkesagen efter Árnason, Maurer og flere, Christiania 1863.)

[2] G. Georg Winkler, Island, der Bau ſeiner Gebirge und deſſen geologiſche Bedeutung, München 1863; Island, ſeine Bewohner, Landesbildung und vulkaniſche Natur, Braunſchweig 1861; Eine Reiſe nach Island. Der Süden und Norden Islands. Geyſir und Strokkur (Weſtermanns Monatshefte 1859, 1861, 1870); Ueber Island (Ausland 1861). — W. Preyer und F. Zirkel, Reiſe nach Island im Sommer 1860, Leipzig 1862. — Karl Vogt, Nordfahrt, Frankfurt 1863. — Ferd. Zirkel, Obſidian vom Hrafntinnuhryggr. Baſaltglas von Reykir. Andere petrographiſche Abhandlungen (Sitzungsberichte der Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, Bd. 42. 47). — Max Nordau, Vom Kreml zur Alhambra, I, 237—276, Leipzig 1881. — Konrad Keilhack, Reiſebilder aus Island, Gera 1885; Islands Natur und ihre Einflüſſe auf die Bevölkerung (Deutſche Geogr. Blätter, IX.). — Philipp Schweitzer, Island, Land und Leute, Geſchichte, Literatur und Sprache, Leipzig 1885; Geſchichte der ſkandinaviſchen Literatur, 2 Bde., Leipzig 1885. 1888. — J. C. Poeſtion, Island, das Land und ſeine Bewohner, Wien 1885; Ueberſetzung der Erzählung „Jüngling und Mädchen" von J. Th. Thoroddſen, Berlin 1883; Literatur-Aufſätze im „Magazin für Literatur des In- und Auslandes".

Der nationale Aufschwung Islands, sowie die Anregung durch ausländische Forscher hatte die günstige Folge, daß auch die Isländer selbst wieder mehr Antheil an der Erforschung ihres Landes nahmen. Die bedeutendsten Anregungen und Leistungen gingen von der isländischen Literaturgesellschaft aus. Schon im April 1839 plante dieselbe eine umfassende geographisch-statistische Beschreibung des Landes und sandte zu diesem Zweck 70 Fragen an alle Geistliche, 11 an alle Sysselmänner. Fast zwanzig Jahre vergingen, bis der bedeutsame Plan zur befriedigenden Lösung kam in den Skýrslur um landshagi á Íslandi (Berichte über die öffentlichen Zustände auf Island), welche von 1855 an von Jahr zu Jahr die sorgfältigsten Uebersichten über Bevölkerung, Landbau, Viehzucht, Handel, bürgerliche Verwaltung u. s. w. veröffentlichten. Mannigfache Ergänzungen bietet das seit 1855 erscheinende Amtsblatt (Tíðindi um stjórnarmálefni Íslands), sowie die viel ältere Zeitschrift des Vereins Skírnir (seit 1827 erscheinend). Mit den Skýrslur og Reikníngar (Berichten und Rechnungen) des Vereins wurden alljährlich „Neue Nachrichten" (Frèttir) und bibliographische Notizen (Bókaskrá) verbunden. Durch die Publikationen der Literaturgesellschaft haben sich unter Führung Jón Sigurdssons gleichzeitig die historische Quellenforschung, Literaturgeschichte, Rechtsgeschichte, Poesie, Naturkunde, Statistik erfreulich entwickelt. Jón Sigurdsson selbst sammelte eine Menge Actenstücke, welche die Geschichte der isländischen Vulkane betrafen. Um das Studium der ältern Literatur erwarb sich die größten Verdienste Gudbrandr Vigfussson (in Oxford) durch sein Icelandic-English Dictionary, sein Corpus poëticum boreale, seine Ausgabe der Sturlunga-Saga und andere Werke. Botanische Studien pflegte Odd Hjaltalín, medicinische sein Namensvetter, der verdienstvolle und allgemein beliebte Oberarzt Jón Hjaltalín. Bemerkenswerth für die wirthschaftliche Beurtheilung der Insel ist die kleine Schrift des einfachen Landwirthes Einar Ásmundsson (s. oben S. 207) über den Fortschritt Islands, welche von der Literaturgesellschaft mit einem Preis gekrönt wurde. Die geographische Kenntniß des Landes, besonders seiner Gletscher und Vulkane, hat am meisten durch seine Forschungsreisen und Werke der Geologe Thorvaldr Thoroddsen gefördert. Er hat eine sehr reichhaltige Bibliographie über die Geschichte der isländischen Vulkane zusammengestellt, welche besonders durch ein Verzeichniß des noch erhaltenen ältern handschriftlichen Materials bemerkenswerth ist. Der Amerikaner George H. Boehmer hat dieselbe durch Zuziehung der neuern Zeitschriften-Literatur noch bedeutend erweitert. Grundlage der isländischen Karten ist noch heute die Karte Uppdráttr Íslands, welche Björn Gunnlaugsson, der Sohn eines Bauern in Hrútafjördr, aufnahm und welche in vier Blättern (1845), später in einem Blatt (1849) von der Literaturgesellschaft herausgegeben wurde. Sie wird gewöhnlich nach dem Dänen O. N. Olsen benannt, der die Herausgabe leitete. Die sämmtlichen Aufnahmen rühren indes von Björn Gunn-

laugſon her, welcher, unter unſäglichen Schwierigkeiten, lange Jahre daran arbeitete. Außer den zwei kleinen darnach ausgeführten Kärtchen (1862, Tafel 9) veröffentlichten Petermanns „Mittheilungen“ (1885, Tafel 14) eine Specialkarte der Gegend am Mývatn und des Ódádahrauns bis zum Vatnajökull, welche im Sommer 1884 von Th. Thoroddſen aufgenommen wurde und die 1872 von Burton entworfene weſentlich verbeſſert. In den Jahren 1886 und 1887 hat Thoroddſen die nordweſtliche Halbinſel, 1888 einen Theil des Südlandes durchforſcht, und ſo ſteht denn zu erwarten, daß ſein unermüdlicher, bewundernswerther Fleiß wohl bald eine neue, reichere und genauere Geſammtkarte der Inſel zu Stande bringen wird [1].

[1] Hið Íslenzka Bókmentafélag, 1816—1866 (Feſtſchrift zum 50jährigen Jubiläum der Literaturgeſellſchaft), Kaupmannahöfn 1866. (Die Schrift enthält ein Verzeichniß ſämmtlicher Publikationen des Vereins von 1816 an.) — Skýrslur um landshagi á Íslandi, 1855 ff. — Tíðindi um stjórnarmálefni Íslands, 1855 ff. — Almanak þjóðvinafélagsins, Kaupm. 1875 ff. — Guðbrandr Vigfusson, An Icelandic-English Dictionary, Oxford 1874; Corpus poëticum boreale, 2 voll., Oxford 1883; Sturlunga Saga, 2 voll., Oxford 1878. — Odd Hjaltalín, Islenzk grasafraeði, 1830. — Jón Hjaltalín, Laekningakver, 1840. — Einar Ásmundsson, Um framfarir Íslands, Kaupm. 1871. — Thorvaldr Thoroddsen, Lýsing Íslands, Oversat af Åmund Helland, Kristiania 1883; Oversigt over de islandske Vulkaners Historie, Kjöbenh. 1878 (mit beigedrucktem Auszug in franzöſiſcher Sprache); Eine Unterſuchung auf dem öſtlichen Island im Jahre 1882 (Die Natur, Halle 1885); andere Aufſätze in verſchiedenen Zeitſchriften. — George H. Boehmer, Observations on Volcanic Eruptions and Earthquakes in Iceland. From the Smithsonian Report for 1885, Washington 1886. — Th. Thoroddſen, Eine Lavawüſte im Innern Islands (Petermanns Mittheilungen, 1885).

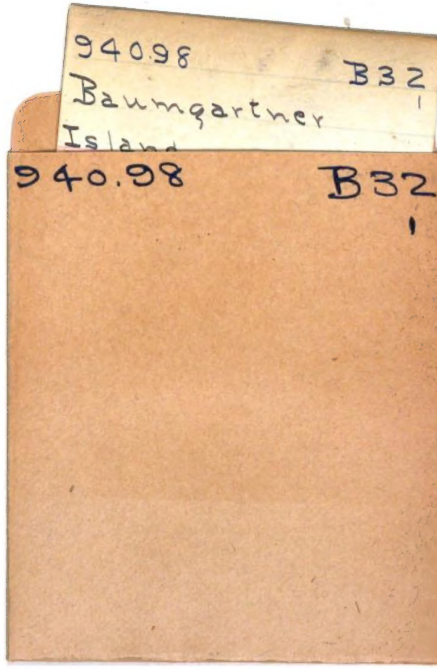

15
15
N O R D M E E R
Polarkreis
Rifstangi
Melrakka slétta
Melrakkanes
Langanes
Þistilfjörður
Raufarhöfn
Þórshöfn
Bakkafjörður
Vopnafjörður
N O R Ð U R

Digitized by Google

Digitized by Google

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

Digitized by



2 1931

Digitized by Google

Digitized by Google